A 539667 DUPL

Digitized by Google

DORSCH LIBRARY.

vate Library of Edward Dorsch, M. D., of
chigan, presented to the University of Michi-
widow, May, 1888, in accordance with a wish
y him.

Digitized by Google

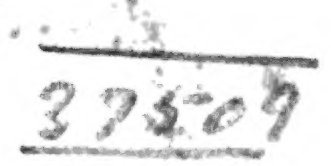
DP
178
.P93

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte

Philipp's des Zweiten.


375079

Von

William Prescott.

Deutsch

von

Dr. Johannes Scherr.

Erster Theil.

EDWARD DORSCH, M.D.
MONROE, MICH.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1856.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des ersten Theiles:

Erstes Kapitel.

Abdankung Karl's des Fünften.

Einleitende Bemerkungen. — Spanien unter Karl dem Fünften. — Er bereitet sich zur Niederlegung der Krone vor. — Seine Abdankung. — Seine Rückkehr nach Spanien. — Seine Reise nach Yuste 1

Zweites Kapitel.

Die frühe Lebenszeit Philipp's.

Geburt Philipp's des Zweiten. — Seine Erziehung. — Betraut mit der Regentschaft. — Heirathet Maria von Portugal. — Besuch in Flandern. — Oeffentliche Festlichkeiten. — Ehrgeizige Pläne. — Kehrt nach Spanien zurück 18

Drittes Kapitel.

Die englische Allianz.

Zustand Englands. — Der Charakter Mariens. — Philipp's Heirathsvorschläge. — Heirathsartikel. — Aufstand in England 51

Viertes Kapitel.

Die englische Allianz.

Mariens Verlöbniß. — Joanna, Regentin von Castilien. — Philipp schifft sich nach England ein. — Sein glänzender Empfang. — Vermählung Philipp's mit Marien. — Die königliche Bewirthung. — Philipp's Einfluß. — Die katholische Kirche wieder hergestellt. — Philipp's Abreise . 71

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Der Krieg mit dem Papste.

Das Reich Philipp's. — Paul der Vierte. — Der französische Hof. — Ligue gegen Spanien. — Der Herzog von Alva. — Kriegsrüstungen. — Ein siegreicher Feldzug 96

Sechstes Kapitel.

Der Krieg mit dem Papste.

Guise kommt nach Italien. — Die Operationen in den Abruzzen. — Die Belagerung von Civitella. — Alva vertreibt die Franzosen. — Rom von den Spaniern bedroht. — Paul gibt seine Zustimmung zum Frieden. — Paul's fernere Laufbahn 120

Siebentes Kapitel.

Der Krieg mit Frankreich.

England nimmt am Kriege Theil. — Die Rüstungen Philipp's. — Die Belagerung von St. Quentin. — Die französische Armee wird geschlagen. — Die Erstürmung von St. Quentin. — Erfolge der Spanier . . . 142

Achtes Kapitel.

Der Krieg mit Frankreich.

Außerordentliche Kraftanstrengung Frankreichs. — Calais von Guise überrascht. — Die Franzosen fallen in Flandern ein. — Die blutige Schlacht bei Gravelines. — Friedensunterhandlungen. — Mariens Tod. — Die Thronbesteigung Elisabeth's. — Der Vertrag von Cateau-Cambresis . 171

Neuntes Kapitel.

Die letzten Tage Karl's des Fünften.

Karl in Yuste. — Seine Lebensweise. — Sein Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten. — Er feiert sein Leichenbegängniß. — Die letzte Krankheit. — Sein Tod und Charakter 202

Digitized by Google

Geschichte Philipp's des Zweiten.

Erstes Kapitel.

Abdankung Karl's des Fünften.

Einleitende Bemerkungen. — Spanien unter Karl dem Fünften. — Er bereitet sich zur Niederlegung der Krone vor. — Seine Abdankung. — Seine Rückkehr nach Spanien. — Seine Reise nach Yuste.

1555.

In einem früheren Werke habe ich jene Periode zu zeichnen versucht, in welcher die verschiedenen spanischen Provinzen unter der Regierung von Ferdinand und Isabella in ein einziges Reich vereinigt wurden, als durch die weise, wohlthätige Politik derselben die Nation aus dem Dunkel auftauchte, worin sie so lange hinter den Pyrenäen geblieben war, und nun als eines der größten Glieder des europäischen Staatensystems ihren Platz einnahm. Gegenwärtig habe ich mir vorgenommen, eine spätere Geschichtsperiode derselben Nation, die Regierung Philip's des Zweiten, zu untersuchen, in welcher dieselbe mit stark erweiterten Hülfsquellen und einem durch eine glänzende Entdeckungs- und Eroberungsbahn ausgedehnten Territorium die höchste Höhe ihrer Macht erreicht, aber unter einer schädlichen Verwaltungspolitik die Eifersucht der Nachbarn rege gemacht und schon jene Keime innerer Verdorbenheit, die stufenweise zur Zerstückelung und zum Verfall führten, geoffenbart hatte.

Durch die Heirath Ferdinandens und Isabellens wurden die meisten Staaten der Halbinsel unter ein gemeinsames Regiment vereinigt, und 1516 ging das Szepter Spaniens mit seinen Zubehörungen beides in der alten, wie in der neuen Welt in die Hände ihres Enkels, Karl's des Fünften, über, welcher, obwohl er nominell den Thron mit seiner Mutter Johanna theilte, dennoch in Folge ihrer Unfähigkeit der eigentliche Souverain dieses weiten Reiches wurde. Schon vorher hatte er von seinem Vater, Philipp dem Schönen, jenen herrlichen Strich des Herzogthums Burgund geerbt, welcher die Franche Comté und die Niederlande begriff. 1519 ward er zum Kaiser von Deutschland erwählt, und nur wenige Jahre verstrichen, bis seine Herrschaft noch ferner durch die Barbarenländer Mexico und Peru vergrößert wurde. Alsdann bot Spanien zuerst in Wirklichkeit das seitdem so oft wiederholte großartige Prahlwort dar, wonach die Sonne niemals innerhalb der Gränzen seiner Herrschaft unterging.

Indessen stieg die Bedeutung Spaniens nicht mit der Bedeutung seiner Erwerbungen. Es hatte sich gewissermaßen in der Größe dieser Erwerbungen verloren. Einige wetteifernde Nationen Europa's, die Karl's Herrschaft anerkannten, waren von viel größerer Bedeutung, als Spanien, und lenkten viel mehr die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen auf sich. In der früheren Regierungszeit dieses Monarchen gab es einen Moment, da ein Streit vom tiefsten Interesse für die Menschheit in Castilien vor sich ging. Leider ward der „Krieg der Comunidades", wie man ihn nannte, schon bald mit dem Ruine der Patrioten beschlossen, und auf dem denkwürdigen Felde von Villalar erhielt die Freiheit Spaniens einen Schlag, wovon sie sich innerhalb Jahrhunderten nicht erholen sollte. Von jener Unglücksstunde an, — der bittern Frucht der Kasteneifersucht und Pöbelsleidenschaften, — herrschte durchs ganze Land eine ununterbrochene Ruhe, eine solche Ruhe, wie nicht von einer freien und wohlgeführten, sondern einer despotischen Regierung ausgeht. Jedoch schlummerte der spanische Geist während dieser politischen Ruhe nicht. Das spanische Volk, durch die Schranke der Pyrenäen vor feindlichem Ueberfall geschützt, durfte die Künste des Friedens pflegen, insofern es sich nicht in die Politik oder Religion, mit andern Worten, in die höchsten Interessen

Digitized by Google

der Menschheit, mischte; während die Wagsameren für ihren Stolz ein Feld in den europäischen Kriegen, oder in der Ausbeutung der unbegränzten Regionen der westlichen Welt fanden.

Während in Spanien so wenig, um das Auge des Geschichtsschreibers anzuziehen, vorfiel, wurde Deutschland der Schauplatz eines derjenigen gewichtigen Kämpfe, die einen dauernden Einfluß auf die Geschicke des Menschengeschlechts ausgeübt haben. Denn unter dieser Regierung begann man die große Schlacht religiöser Freiheit, und die Aufmerksamkeit und persönliche Anwesenheit Karl's in dem Lande, wo diese Schlacht geschlagen werden sollte, wurde meist mit Nothwendigkeit erheischt. In Vergleich mit der Zeit, welche er in andern Theilen seiner Gebiete verlebte, brachte er nur einen kleinen Theil seines Lebens in Spanien zu. Seine frühzeitige Zuneigung, seine dauernde Sympathie gehörten dem Volke der Niederlande, denn Flandern war das Land seiner Geburt. Die Sprache dieses Landes war ihm geläufiger, als das Castilische, wiewohl er die verschiedenen Sprachen seiner Besitzungen so gut konnte, daß er seine Unterthanen in jedem Gebietstheile in deren vaterländischer Mundart anzureden im Stande war. Auf gleiche Weise vermochte er sich ihren besonderen nationalen Sitten und Gewohnheiten anzupassen. Aber diese Geschmeidigkeit war dem Geiste des Spaniers fremd. Karl brachte von Spanien Nichts mit, als einen religiösen, bis zur Bigotterie gesteigerten Eifer, der in dem melancholischen, von seiner Mutter ererbten Temperamente tiefe Wurzel schlug. Alle seine Lieblingsneigungen waren flämisch. Von dem burgundischen Hofe führte er ein glänzendes Ceremoniell in seinem eignen Palaste und im Haushalte seines Sohnes ein. Er bezog seine be- und vertrautesten Räthe aus Flandern, und das war eine große Ursache zu den Unruhen, welche im Anfange seiner Regierung Castilien zerrissen. Wenig war in der am kaiserlichen Hofe eingenommenen Stellung zur Letzung des spanischen Stolzes vorhanden, und Karl betrachtete Spanien hauptsächlich von der Seite der ihm von daselbst zur Ausführung seiner ehrgeizigen Unternehmungen gebotenen Hülfsquellen. Wenn er dasselbe besuchte, so geschah es gewöhnlich nur, um Gelder von den Cortes zu beziehen. Die Spanier sahen dieß ein, und sie liebten ihn weniger, als sie viele andere Monarchen geliebt hatten, die

doch hinsichts der Eigenschaften, eine solche Liebe zu erwecken, weit unter ihm standen. Kaum betrachteten sie ihn als ihren Landsmann. Und in der That lag nichts Nationales in Karl's Regierung. Die meiste Verwandtschaft hatte er mit Deutschland; auch war er zu seinen Lebzeiten nicht als der König Karl der Erste von Spanien, sondern als der Kaiser Karl der Fünfte von Deutschland bekannt und wird als solcher auf den Seiten der Geschichte erwähnt.

Als Karl zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts den Thron bestieg, dürfte Europa in einer Hinsicht bedeutend in der nämlichen Lage, wie zu Anfang des achten, gewesen sein. Der Türke bedrohte es auf die gleiche Art von Osten aus, wie früher der Araber von Westen aus gethan. Die Stunde, welche entscheiden sollte, ob das Christenthum oder der mahomedanische Glaube die Oberhand behalten sollte, schien rasch herbeizunahen. Die ottomannische Eroberungsfluth schwoll herauf bis unter die Mauern von Wien, und Karl, der als des Reiches Oberhaupt an die Gränzen des Christenthums gestellt war, wurde dieselbe zurückzutreiben aufgerufen. In seinem zweiunddreißigsten Jahre rückte er gegen den fürchterlichen Soliman heran, trieb ihn zu einer schimpflichen Flucht und rettete Europa von feindlicher Ueberziehung mit geringerem Menschenverlust, als oft in einem Scharmützel geopfert wird. Später segelte er über das Meer nach Tunis, das damals von einer Seeräuberbande, der Geißel des Mittelmeeres, innegehalten wurde. Er besiegte die Piraten in einer blutigen Schlacht, erschlug den Anführer derselben und befreite zehntausend Gefangene aus ihren Kerkern. Ganz Europa erscholl von den Lobeserhebungen des jungen Helden, welcher solchergestalt seine Waffen dem Dienste des Kreuzes geweiht hatte und als der ächte Kämpe des Christenthums voranstand.

Aber von dieser hohen Stellung wurde Karl wiederholt zu andern Fehden von einem mehr persönlichen und weit weniger ehrbaren Charakter abberufen. Eine solche war sein langer und blutiger Zwist mit Franz dem Ersten. Es war fast nicht möglich, daß zwei Fürsten, die einander so sehr an Jahren, Macht, Ansprüchen, und vor Allem an Liebe militärischen Ruhmes glichen und deren Besitzungen einander fast in ihrer ganzen Ausdehnung berührten, lange ohne Ursache zu

Rivalität und Kollision bleiben konnten. Eine solche Rivalität war vom Augenblicke an vorhanden, da der große Preis des Kaiserthums Karln zuerkannt wurde; und, mit Ausnahme von einigen wenigen Niederlagen, triumphirte während der ganzen Zeit des langen Kampfes der überlegene Geist des Kaisers über seinen kühnen, aber weniger politischen Widersacher.

Noch gab es einen dritten Kampf, auf welchen durch den größeren Theil seiner Regierung des spanischen Monarchen Kraft freigebig verwandt wurde, das ist sein Kampf mit den lutheranischen Fürsten in Deutschland. Es ist jedoch leichter gegen Menschen als gegen ein großes moralisches Prinzip kämpfen. Das Prinzip der Reformation war zu tief in den deutschen Geist eingedrungen, als daß es durch List oder Gewalt wieder hätte ausgerodet werden können. Eine lange Zeit hindurch war Karl zwar so glücklich, vermittelst einer schlauen Politik den protestantischen Bund zu narren, und schien zuletzt durch die entscheidende Schlacht bei Mühlberg denselben völlig gebrochen zu haben; allein dieser Erfolg führte ihn blos seinem Ruine zu. Der nämliche Mann, welchem er die Siegesbeute zukommen ließ, wandte sich gegen seinen Wohlthäter. Der an Leib und Gemüth kranke Karl mußte sich glücklich schätzen, seinen Feinden unter dem Schleier der Nacht und eines rasenden Sturmes zu entrinnen, und sah sich am Ende zur Unterzeichnung des Passauer Vertrags gezwungen, worin er den Protestanten jene religiösen Freiheiten gewährleistete, gegen welche er seine ganze Regierung hindurch angekämpft hatte.

Nicht lange darauf erfuhr er eine andere erniedrigende Niederlage von Frankreich, das damals von einem jüngeren Rivalen, Heinrich dem Zweiten, dem Sohne Franzens, beherrscht wurde. Der Glücksstern Karl's, der Stern Oesterreichs, schien untergegangen zu sein, und als Karl mit Widerstreben die Belagerung von Metz aufhob, hörte man ihn bitter ausrufen: „Das Glück ist eine Metze, die ihre Gunst blos für die Jugend aufbehält!“

Sein Muth war sehr durch seine Niederlagen herabgestimmt, noch mehr aber durch seinen Gesundheitszustand, der ihn verhinderte, an den gewohnten männlichen und kriegerischen Uebungen theilzunehmen, und somit fühlte er, daß er nicht mehr die alte Kraft, die

Mühsale des Reiches zu bestehen, besaß. Nur wenig über dreißig Jahre alt hatte ihn die Gicht befallen und neuerdings hatte ihn diese Krankheit so übel zugerichtet, daß er den Gebrauch seiner Glieder beinahe verloren hatte. Der nämliche Mann, der, in Stahl eingefaßt, ganze Tage und Nächte im Sattel gleichgültig gegen Wetter und Jahreszeiten gesessen hatte, konnte sich jetzt vermittelst seines Stabes kaum mehr fortschleppen. Tage lang war er ans Bett gefesselt und ganze Wochen lang verließ er sein Zimmer nicht. Seinen Geist drückte die Schwermuth nieder, die, in gewissem Grade, an seiner Konstitution haftete. Sein Hauptvergnügen bestand darin, den Büchern, zumal solchen religiösen Inhalts, zu lauschen. Er versagte sich Alles mit Ausnahme seiner vertrautesten und betrautesten Räthe. Er verlor das Interesse an den Geschäften und weigerte sich, zufolge einem seiner Biographen *), der Zutritt bei ihm hatte, Monate lang, irgend eine öffentliche Mittheilung zu empfangen, oder ein Dokument, oder nur einen Brief zu unterschreiben. Man kann nicht begreifen, wie bei einem solchen Stande der Dinge die Geschäfte der Nation haben geleitet werden können. Nach dem Tode seiner Mutter Johanna drangen in seine Seele jene trüben Phantasien, welche in der ihrigen sich bis zum baaren Wahnsinn gesteigert hatten, noch tiefer ein. Er bildete sich ein, daß er ihre Stimme ihm rufen hörte, ihr zu folgen. Seine Gedanken wendeten sich nun von weltlichen Angelegenheiten denen seiner Seele zu, und er beschloß einen Plan auszuführen, nach welchem er seine Krone niederlegen und, um sich daselbst für sein letztes Stündlein vorzubereiten, sich in religiöse Abgeschlossenheit zurückziehen wollte. Diesen Plan hatte er viele Jahre zuvor in der vollen Höhe eines erfolgreichen Ehrgeizes gefaßt. So widersprechend waren die in dem Charakter dieses außergewöhnlichen Mannes herrschenden Elemente!

Wiewohl er den Ort seiner Zurückgezogenheit gewählt hatte, so war er doch von der unmittelbaren Ausführung seines Vorsatzes durch den unverbesserlichen Zustand seiner Mutter und das zarte Alter seines Sohnes verhindert worden. Durch den Tod Johanna's war jetzt das

*) Sepulveda. — Er war damals am Hofe, hatte häufigen Zutritt zu der Person des Monarchen und spricht daher als persönlicher Beobachter.

erstere Hinderniß beseitigt nach einer Regierung — einer nominellen Regierung — von einem halben Jahrhundert, binnen welchem die Wolke, die sich bei ihres Gemahles Tode über ihren Geist gelagert, niemals zerriß.

Auch das Alter Philipp's, seines Sohnes und Erben, war kein Einwand mehr. Von früher Kindheit war derselbe für die Pflichten seines Standes erzogen und schon sehr jung mit der Regierung Castiliens betraut worden. Sein Vater hatte ihn mit fähigen und erfahrenen Räthen umgeben, und ihr Zögling, der eine über sein Alter weit hinausgehende Umsicht zeigte, hatte von ihren Unterweisungen großen Gewinn gezogen. Er hatte jetzt sein neunundzwanzigstes Jahr angetreten, ein Alter, in welchem der Charakter sich gebildet hat, und worin er, wenn jemals, für geeignet zur Uebernahme der Regierungspflichten gelten konnte. Sein Vater hatte ihm schon die Oberhoheit über Neapel und Mailand bei Gelegenheit der Vermählung des Prinzen mit Maria von England abgetreten. Er war in diesem Lande zu Besuche, als Karl, nachdem er den Akt der Abdankung beschlossen hatte, seines Sohnes Anwesenheit zu Brüssel, wo die Ceremonie verrichtet werden sollte, heischte. Die verschiedenen niederländischen Provinzen wurden gleichfalls Abgeordnete zu senden aufgefordert, und selbige sollten Vollmacht zur Entgegennahme von des Kaisers Resignation und zur Uebertragung ihrer Unterthanentreue auf seinen Nachfolger mitbringen. Als einen vorläufigen Schritt übertrug er am zweiundzwanzigsten Oktober 1555 auf Philipp das ihm selbst als Herren von Flandern zustehende Großmeisteramt des toison d'or, und den Orden des goldnen Vließes von Burgund, die stolzesten und begehrtesten von allen Militärritterorden jener Zeit.

Dann wurden Vorbereitungen getroffen, die Abdankungsceremonie mit dem ganzen, für eine so hehre Gelegenheit passenden Pompe feierlich zu vollziehen. Die große Halle des königlichen Palastes zu Brüssel war als Schaubühne dazu auserkoren. Die Wände des geräumigen Saales waren mit Tapeten behangen, der Boden mit reichen Teppichen belegt. Am einen Ende des Zimmers war ein Gerüste zur Höhe von sechs bis sieben Stufen errichtet. Darauf war ein Thron oder Staatsstuhl nebst sonstigen Sitzen für Philipp und für die fla-

ländischen großen Herren, welche ihrem Souverain aufwarteten, gestellt. Ueber dem Throne war ein glänzender, mit dem Wappen des burgunder Herzoghauses geschmückter Himmel ausgespannt. Vorn, dem Gerüste gegenüber, hatte man Plätze für die von den Provinzen gesandten Abgeordneten angebracht, welch' letztere auf den Bänken je nach den Rechten ihres Ranges zu sitzen hatten.

Am fünfundzwanzigsten Oktober als dem für die Ceremonie angesetzten Tage vollzog Karl der Fünfte ein Testament, wodurch er seinem Sohne die Oberhoheit über Flandern abtrat. Dann wurde die Messe gelesen, und der Kaiser, begleitet von Philipp und einem zahlreichen Gefolge, schritt im Staate nach der großen Halle, wo die Deputirten schon versammelt waren *).

Karl stand jetzt in seinem sechsundfunfzigsten Jahre. Sein Körper war unbedeutend, durch Krankheit mehr als durch die Zeit, gebückt, und auf seinem Antlitz konnte man die Spuren von Heftigkeit und rauher Aussetzung herauslesen. Dennoch trug dasselbe noch jene Majestät des Ausdrucks, die auf seinen von der Meisterhand Titian's gezeichneten Porträts so hervortritt. Sein Haar, einst von einer hellen, ans Gelbe streifenden Farbe, hatte sich, ehe er vierzig zählte, gebleicht und war jetzt, wie auch der Bart, grau. Seine Stirne war breit und hoch; die Nase gebogen. Seine blauen Augen und weiße Gesichtsfarbe bekundeten die teutonische Abkunft. Der einzige entschieden üble Zug in seinem Antlitz war der mit der dicken, schweren Lippe hervorragende Unterkiefer, wie dies bei den Physiognomien des österreichischen Herrscherhauses charakteristisch ist.

In Körperlänge hatte er die mittle Größe. Seine Gliedmaßen waren sehr gedrungen und einst wohl gestaltet, obschon jetzt die Hände und Füße von Krankheit traurig verunstaltet waren. Während der

---

*) Es ist sonderbar, daß das genaue Datum eines Ereignisses von solcher Notorietät wie die Abdankung Karl's des Fünften bei den Geschichtsschreibern einen Gegenstand der Nichtübereinstimmung bildet. Sehr viele Schriftsteller jener Zeit bezeichnen den im Texte angegebenen Monatstag, der ferner von einem Simancasmanuskripte bestätigt wird, dessen Autor mit der Genauigkeit eines Augenzeugen auf die Einzelheiten der Ceremonie eingeht.

Kaiser sich mit der einen Hand auf einen Stab stützte, ruhte die andere auf Wilhelm von Oranien, der, damals noch jung, später bestimmt war, der furchtbarste Feind seines Hauses zu werden. Den Eindruck von Karl's ernstem Benehmen erhöhte noch seine Kleidung, denn er trauerte um seine Mutter, und das düstere Aussehen seines Anzugs wurde blos durch einen einzigen Zierath, das stolze Halsband des goldnen Vließes, welches ihm um den Hals hing, gemildert.

Hinter dem Kaiser folgte Philipp, der Erbe seiner weiten Besitzungen. Er war mittler Größe, beinahe von denselben Proportionen, wie sein Vater, dem er auch in seinen Zügen glich, nur daß diejenigen des Sohnes einen mehr düsteren und vielleicht unheilverkündenden Ausdruck zeigten, während in seinem Wesen eine Zurückhaltung ihm zum Trotz lag, gleichsam als ob er seine Gedanken der Beobachtung entziehen wollte. Die Pracht seiner Kleidung paßte zu seiner königlichen Stellung und bildete einen Gegensatz zu derjenigen seines Vaters, der so eben den Pomp und die Herrlichkeit der Welt verließ, welche zu betreten der Sohn im Begriff stand.

Zunächst nach Philipp folgte Maria, des Kaisers Schwester, die einstige Königin von Ungarn. Sie hatte beinahe zwanzig Jahre lang in den Niederlanden den Regentenposten ausgefüllt und begrüßte jetzt freudig die Stunde, in welcher sie die Bürde der Herrschaft auf ihren Neffen übertrug und sich, gleich ihrem kaiserlichen Bruder, in's Privatleben zurückzog. Eine andere Schwester Karl's, Eleonore, die Witwe des französischen Königs Franz des Ersten, nahm auch an diesen Feierlichkeiten theil, ehe sie ihre Abreise nach Spanien, wohin sie den Kaiser begleiten sollte, antrat.

Nach diesen Gliedern der kaiserlichen Familie kam der Adel der Niederlande, die Ritter des goldenen Vließes, die königlichen Räthe und die großen Beamten des Haushalts, alle glänzend mit ihrer Staatskleidung geschmückt und stolz die Insignien ihrer Orden zur Schau tragend. Nachdem der Kaiser den Thron bestiegen hatte, mit Philipp zur Rechten, der Regentin Maria zur Linken und mit dem übrigen Gefolge auf den für sie auf dem Altane bereiteten Sitzen: hielt der Rathspräsident von Flandern eine Anrede an die Versammlung. Er setzte kurz den Zweck, warum sie hierher berufen, ausein-

ander, und die Beweggründe, die ihren Herrn zum Rücktritt von der Regierung bewogen hätten, und er schloß, indem er, in ihres Souverains Namen, sie aufforderte, ihre Unterthanentreue von demselben auf Philipp, den Sohn und rechtmäßigen Erben, zu übertragen.

Nach einer Pause erhob sich Karl, um an seine Unterthanen einige Worte des Scheidens zu richten. Er stand nur mit offenbarer Schwierigkeit aufrecht, und ließ die Rechte auf der Schulter des Prinzen von Oranien ruhen, indem er durch diesen Vorzug bei einer so ausgezeichneten Gelegenheit die hohe Gunst, in welcher bei ihm der junge Edle stand, zu erkennen gab. In der andern Hand hielt er ein Papier, welches einige Winke für seinen Vortrag enthielt, und worauf er, um sein Gedächtniß aufzufrischen, gelegentlich die Augen richtete. Er bediente sich der französischen Sprache.

Nicht gern, sagte er, schied er von seinem Volke ohne einige Worte von seinen eignen Lippen. Es seien jetzt vierzig Jahre, seitdem ihm das Szepter der Niederlande anvertraut worden. Kurz nachher wäre er berufen worden, Sorge für ein noch ausgedehnteres Reich beides in Spanien und Deutschland zu tragen, was für Jemand, der noch so jung sei, eine schwere Verantwortlichkeit in sich schlösse. Indessen habe er sich ernstlich bemüht, nach besten Kräften seine Schuldigkeit zu thun. Er sei stets der Interessen seines theuren Geburtslandes, vor Allem aber der Interessen der Christenheit eingedenk gewesen. Sein erstes Bestreben habe darauf abgezielt, dieselben unverletzt gegen die Ungläubigen aufrecht zu erhalten. Hierbei sei er theils durch die Eifersucht der benachbarten Mächte, theils durch die Faktionen der Ketzerfürsten Deutschlands gescheitert.

Bei der Vollbringung seines großen Werkes habe er nie sein persönliches Wohlbefinden befragt. In Krieg und Frieden haben sich seine Expeditionen nach Frankreich, England, Deutschland, Italien, Spanien und Flandern auf nicht weniger, als vierzig, belaufen. Viermal habe er die spanischen Meere, achtmal das Mittelmeer durchsegelt. So lange er die Kraft, es auszuhalten, gehabt, sei er vor keiner Mühe zurückgeschreckt. Aber eine grausame Krankheit habe ihn dieser Kraft beraubt. Im Bewußtsein seiner Unfähigkeit, die Pflichten seiner Stellung zu erfüllen, wäre er schon lange zum Entschlusse ge-

kommen, dieselbe aufzugeben. Davon sei er nur durch die Lage seiner unglücklichen Mutter und durch die Unerfahrenheit seines Sohnes abgelenkt werden. Diese Einwürfe existirten nicht mehr, und er würde ohne Entschuldigung dastehen in den Augen des Himmels oder der Welt, wenn er dabei verharren wollte, die Zügel der Regierung noch zu halten, wenn er unfähig wäre, dieselben zu lenken, — wenn mit jedem Jahre seine Unfähigkeit deutlicher würde.

Er bat sie, zu glauben, daß nur dieß, und kein anderes Motiv, ihn zum Niederlegen des solange geführten Szepters bewogen. Sie seien gegen ihn pflichttreue und liebende Unterthanen gewesen, und solche würden sie, wie er nicht zweifelte, auch gegen seinen Nachfolger sein. Vor allen Dingen flehte er sie an, die Reinheit des Glaubens zu wahren. Wenn aber irgend Einer, in dieser zügellosen Zeit, Zweifel in seine Brust habe eindringen lassen, so möge er solche Zweifel auf der Stelle ausrotten. „Ich weiß wohl," schloß er, „daß ich während meiner langen Verwaltung auf Irrthümer verfallen bin und Unrecht begangen habe, allein es geschah aus Unwissenheit; und wenn Solche, denen ich Unrecht gethan, gegenwärtig sind, so wollen dieselben glauben, daß es nicht beabsichtigt war, und mir ihre Verzeihung gewähren."

Während der Kaiser sprach, herrschte in der ganzen Versammlung eine lautlose Stille. Karl war dem Volke der Niederlande, dem Lande seiner Geburt, immer lieb gewesen. Seine Thaten erfüllten sie mit Nationalstolz, und sie empfanden, daß sein Ruhm einen eigenthümlichen Schimmer auf sie selbst zurückstrahlte. Da sie nun zum letzten Male auf diese verehrte Gestalt blickten, und den scheidenden Ermahnungsworten seiner Lippen lauschten, fanden sie sich tief gerührt, und kein trocknes Auge war in der Versammlung zu sehen.

Nach einer kurzen Zwischenzeit richtete sich Karl an Philipp, welcher mit den Zeichen der tiefsten Ehrfurcht seiner Befehle wartend dastand, und redete ihn folgendermaßen an: — „Wenn die weiten Besitzungen, womit Du jetzt ausgestattet wirst, durch Erbrecht auf Dich gekommen wären, so würde ein reichlicher Grund zur Dankbarkeit vorhanden sein. Um wie viel mehr, wenn sie als ein freies Geschenk noch zu den Lebzeiten deines Vaters kommen! Aber, wie groß auch immer die Schuld sein mag, so werde ich sie als ganz zurückbezahlt

erachten, wofern Du nur Deiner Pflicht gegen deine Unterthanen nachkommst. Herrsche so über sie, daß mich die Menschen segnen, und mich nicht um meiner jetzigen Handlung willen tadeln. Fahre fort, wie Du begonnen. Fürchte Gott; lebe rechtschaffen; achte die Gesetze; begünstige vor Allem die Interessen der Religion, und möge Dich der Allmächtige mit einem Sohne segnen, welchem Du, wenn Du alt und von Krankheit getroffen bist, Dein Königthum mit dem nämlichen guten Willen zu übergeben vermagst, wie ich jetzt das meinige an Dich übergebe.“

Als er zu sprechen aufhörte, wollte sich Philipp, tief ergriffen, seinem Vater zu Füßen werfen und ihn des Bestrebens versichern, sein Möglichstes zu thun, diese Güte zu verdienen; allein Karl hob den Sohn auf und umarmte ihn zärtlich, indeß ihm die Thränen dicht die Wangen hinabliefen. Jedermann, selbst der Festeste, war von dieser rührenden Scene ergriffen, „und man hörte,“ sagt einer der Anwesenden, „durch die ganze Halle Nichts als Schluchzen und schwer unterdrücktes Stöhnen.“ Karl, von seinen Anstrengungen erschöpft und todtenbleich, sank auf seinen Sitz zurück, während er mit schwacher Stimme, indem er auf sein Volk blickte, ausrief: „Segne Euch Gott! Segne Euch Gott!“

Nachdem diese Bewegung etwas vorüber war, erhob sich Philipp, und sagte, indem er französisch sprach, in kurzen Worten zu den Abgeordneten, wie sehr er bedauere, daß er nicht fähig sei, sie in ihrer Landessprache anzureden, und sie seiner Gunst und hohen Meinung zu versichern. Das würde für ihn der Bischof von Arras thun.

Dies war Antonius Perennot, bekannter als Kardinal Granvelle, Sohn des berühmten Ministers Karl's des Fünften, und selber zu einer noch größeren Berühmtheit als der Minister Philipp's des Zweiten bestimmt. In klarer, fließender Sprache gab er den Deputirten das Versprechen ihres neuen Souverains, die Gesetze und Freiheiten der Nation zu respektiren, indem er sie in dem Namen desselben anrief, ihn mit ihren Rathschlägen zu unterstützen und als königliche Vasallen die Geltung des Gesetzes in seinen Besitzungen aufrecht zu erhalten. Nach einer passenden Antwort von Seiten der Deputirten, voll von Empfindungen des Bedauerns über den Verlust ihres bisherigen und

von Gefühlen gesetzlicher Ergebenheit gegen den neuen Monarchen, dankte die Regentin Maria förmlich ab und die Sitzung schloß. So endete eine Ceremonie, welche in Anbetracht der Bedeutung ihrer Folgen, des Charakters der handelnden Personen, und der Feierlichkeit der Vorgänge, eine der merkwürdigsten in der Geschichte ist. Daß die Krone eines Monarchen mit Dornen besetzt sei, ist eine abgenutzte Maxime, und es braucht keiner Philosophie, die uns lehre, daß das Glück von keinem Stande abhängt. Dennoch, wie zahlreich auch die Beispiele derer sind, welche durch Meere von Blut nach einem Throne wateten, so gibt es doch nur Wenige, welche, wenn sie einmal die Süßigkeiten der Oberherrschaft gekostet, sich dazu verstanden haben, auf sie wieder zu verzichten; noch weniger aber gibt es, welche, wenn sie dies gethan, die Philosophie besaßen, sich in den Wechsel ihres Standes zu finden und ihn nicht zu bereuen. Wie der Ausgang gezeigt, gehörte Karl zu diesen Wenigen.

Am sechszehnten Tage des Januar 1556 vollstreckte er in Gegenwart des spanischen bei Hofe anwesenden Adels das Testament, wodurch er Philipp Castilien und Arragonien nebst den Zubehörungen übertrug*).

Der letzte Akt, welcher ihm noch zu verrichten übrig blieb, war die Verzichtung auf die deutsche Krone zu Gunsten seines Bruders Ferdinand. Aber er willigte auf das Ansuchen Ferdinand's selbst, der die Gemüther des Kurfürstenkollegiums für die unerwartete Uebertragung des kaiserlichen Szepters erst vorbereiten wollte, ein, diese Handlung zu verschieben. Während jedoch Karl seine Einwilligung gab, für jetzt den Titel Kaiser noch beizubehalten, beruhte die wirkliche Macht und die Last der Souverainetät auf Ferdinand**).

---

*) Auch das Datum dieser Verzichtleistung ist ein Gegenstand der Nichtübereinstimmung bei den zeitgenössischen Geschichtsschreibern, obschon dasselbe durch das Datum des von Sandoval veröffentlichten Instrumentes festzustehen scheint.

**) Fünf Jahre früher hatte Karl den Versuch gemacht, Ferdinanden zu überreden, er möge an Philipp die Ansprüche abtreten, welche er als römischer König auf das Reich hatte. Diese Verhandlung schlug fehl, wie zu erwarten war. Ferdinand war der Welt nicht überdrüssig, und Karl konnte keine Bestechung bieten, die so groß gewesen wäre, um ein Königreich abzukaufen.

Zur Zeit des Rücktritts vom niederländischen Throne war Karl noch mit Frankreich im Kriege begriffen. Er hatte einen dauernden Frieden mit diesem Lande zu vermitteln gesucht, und, obwohl er dabei scheiterte, hatte er doch die Genugthuung, am 5. Februar 1556 einen fünfjährigen Waffenstillstand, der beide Mächte im Besitzstande ihrer respektiven Eroberungen beließ, zu Stande zu bringen. Wie es um diese Eroberungen stand, war der Waffenstillstand keineswegs günstig für Spanien. Allein Karl würde eher sogar noch größere Zugeständnisse gemacht haben, als daß er seinem weniger erfahrenen Nachfolger das Vermächtniß eines Krieges hinterlassen hätte.

Indem er auf diese Weise alle seine Anordnungen, durch die der mächtigste Fürst Europa's in den Rang eines Privatmanns herabstieg, zu Ende gebracht, hatte Karl keinen Grund weiter, seine Abreise zu verschieben, und er begab sich nach dem Platze der Einschiffung. Ihn begleitete ein Zug von flamändischen Hofleuten und fremden Gesandten, welchen letztern er die Interessen seines Sohnes warm empfahl. Eine sechsundfunfzig Segel starke Flotte lag im Hafen von Blissingen vor Anker, bereit, ihn mit seinem Gefolge nach Spanien überzuführen. Aus dem kaiserlichen Haushalte, der aus siebenhundert und zweiundsechszig Personen bestand, wählte er hundert und funfzig als sein Geleite heraus, und begleitet von seinen Schwestern nahm er zärtlichen Abschied von dem durch Geschäfte in Flandern zurückgehaltenen Philipp und lief am 13. September aus dem Hafen von Blissingen aus.

Es war eine unruhige Fahrt, und Karl, der sehr von seinem alten Feinde, dem Podagra, litt, landete am achtundzwanzigsten des Monats zu Laredo in Biscaya. Kaum hatte er das Schiff verlassen, als ein wüthender Sturm über die Flotte herfiel und die Schiffe des Hafens beschädigte. Der fromme Spanier sah darin den Finger der Vorsehung, die keinen Harm über das Geschwader hatte kommen lassen, als bis die königliche Fracht desselben glücklich an die Küste gebracht war *).

---

*) Favor sin duda del Cielo, sagt Sandoval, der dem Ereigniß ganz einen wundervollen Anstrich gibt, indem er hinzufügt, daß des Kaisers Schiff dem Andrange des Sturmes entgegenfuhr und im Hafen scheiterte. Aber diese und andere von dem Geschichtsschreiber über Karl's Landung erzählten Einzelheiten, die von keinem einzigen Augenzeugen bestätigt sind, können unter die Reisemythen gerechnet werden.

Beim Landen beklagte sich Karl, und zwar mit einigem Grunde, über die Dürftigkeit der für ihn gemachten Vorbereitungen. Philipp hatte mehrmals an die Regentin, seine Schwester, geschrieben, indem er ihr anbefahl, Alles für den Kaiser bei seiner Ankunft bereit zu halten*). Zu dem Zwecke hatte Johanna deßhalb ihre Befehle ertheilt. Allein Promptheit und Pünktlichkeit sind keine Tugenden des Spaniers. Für ihre Versäumniß im gegenwärtigen Falle mag wohl eine Vertheidigung gefunden werden; indem nämlich Karl seine Reise von den Niederlanden so oft selbst verschoben hatte, daß, als dieselbe endlich erfolgte, die Leute gewissermaßen überrascht waren. Daß die Vernachlässigung nicht beabsichtigt war, wird aus ihrem spätern Benehmen klar**).

Karl, den seine Gebrechlichkeit zwang, sich in einer Sänfte tragen zu lassen, ward überall unterwegs wie ein in seine Besitzungen heimkehrender Herrscher begrüßt. Es war Abend, als er die alte Stadt Burgos erreichte, und, wie er durch ihre illuminirten Straßen passirte, läuteten freudig zu seiner Bewillkommnung die Glocken. Er blieb drei Tage daselbst, um die Gastfreundschaft des Großconstables zu erfahren und die Huldigungen der nördlichen Edeln, wie die des Volks zu empfangen, das sich auf der von ihm eingeschlagenen Straße drängte. Unter denen, welche zu Torquemada kamen, ihrem früheren Herrn die Aufwartung zu machen, war auch Gasca, der gute Präsident von Peru. Er war nach Amerika zur Unterdrückung des Aufstandes des Gonzalo Pizarro und zur Herstellung der Ruhe im Lande gesandt wor-

*) Der letzte Brief Philipp's, datirt vom 8. September, wird ganz wiedergegeben in dem Manuskripte von Don Tomas Gonzales (Retiro, Estancia, y Muerta del Emperador Carlos Quinto en el Monasterio de Yuste), was zu Mignet's interessanter Erzählung von Karl dem Fünften die Unterlage bildet.

**) Unter andern Ausfällen war auch der von viertausend Dukaten, die dem Kaiser bei seiner Landung zu behändigen Johanna befohlen hatte. Dieß wird klar aus einem Briefe von des Kaisers Sekretär Gaztelu an Vasquez de Molina vom 6. Oktober 1556. „El emperador tovo por cierto que llegado aqui, hallaria los cuadro mil ducados que el rey le dijo habia mandado proveer, y visto que non se ha hecho, me ha mandado lo escribiese luego á Vuestra Merced, para que se haya, porque son mucho menester.“

den. Die Ausführung dieses heikligen Auftrags gelang ihm so wohl, daß ihn der Kaiser nach seiner Rückkehr auf den Bischofssitz von Placencia erhob, und der ausgezeichnete Mann lebte nun in seiner Diözese, wo er bei der friedlichen Ausübung seines bischöflichen Amtes wahrscheinlich eine weit größere Zufriedenheit genoß, als er von dem blendenden, aber schweren Posten eines amerikanischen Vicekönigs geärntet haben könnte.

Von Torquemada schritt Karl langsam nach Valladolid vor, wo seine Tochter, die Regentin Johanna, damals Hof hielt. Es wurden Vorbereitungen getroffen, ihn in einer seinem früheren Range entsprechenden Weise zu empfangen. Aber Karl lehnte diese Ehren rundweg ab, und bewahrte sie für seine beiden Schwestern, die verwitweten Königinnen von Frankreich und Ungarn auf, die demzufolge ihren Einzug in die Hauptstadt am Tage, nachdem ihr königlicher Bruder mit der Einfachheit eines einfachen Bürgers eingezogen war, mit großem Staate abhielten.

Hier blieb er einige Zeit, um sich von der Ermüdung der Reise zu erholen, und obwohl er wenig Antheil an den Festivitäten des Hofes nahm, so gab er doch seinen alten Ministern und denjenigen castilischen Großen, welche ihm ihren Gehorsam bewiesen, Audienz. Am Hofe hatte er auch Gelegenheit, seinen Enkel Carlos, den Erben der Monarchie, zu sehen, und sein scharfes Auge soll in dieser kurzen Zeit genug in des Prinzen Betragen bemerkt haben, was ihn mit düsteren Ahnungen erfüllte.

Karl verlängerte seinen Aufenthalt in Valladolid auf vierzehn Tage, während welcher Zeit sich sein Befinden durch die Reinheit und Trockenheit der Atmosphäre sehr verbesserte. Bei seiner Abreise wollten ihm seine königlichen Schwestern Gesellschaft leisten, und sogar ihren dauernden Aufenthalt in der Nähe des seinigen aufschlagen. Allein, dieß wollte er nicht zugeben, und, indem er ein zartes Lebewohl von einem jeden Gliede seiner Familie — wie Einer, der sie nie wiedersehen sollte, — nahm, nahm er seine Reise wieder auf.

Der Platz, den er für seine Zurückgezogenheit ausersehen hatte, war das Kloster Yuste in der Provinz Estremadura, nur wenige Meilen von Placencia. Auf seinem Wege dahin blieb er fast drei Monate zu

Jarandilla, der Residenz des Grafen von Oropesa, indem er daselbst die Vervollständigung von einigen im Kloster gemachten Reparaturen, wie die Zustellung einer ansehnlichen Summe Geldes abwartete, auf die er täglich lauerte. Er brauchte dieselbe hauptsächlich zur Tilgung von Rückständen, die er einigen von seinen alten Freunden schuldete, und das Ausbleiben der Sendung hat auf Philipp einigen Schatten geworfen, weil derselbe schon so bald der Verpflichtungen gegen seinen Vater uneingedenk sich zeigen konnte. Aber der Tadel sollte eher Philipp's Minister, als ihn selbst treffen, da er damals nicht im Lande und unfähig persönliche Kenntniß von der Sache zu nehmen war. Pünktlichkeit in den pekuniären Verpflichtungen war eine Tugend, auf welche weder Karl, noch Philipp — die Herren von Indien — zu irgend einer Zeit Anspruch machen konnten. Allein, wenn man dem letztern Sparsamkeit oder gar Gleichgültigkeit in seinen Beziehungen zu seinem Vater schuld gibt, so wird dieß völlig durch die spätere Geschichte dieses Monarchen im Kloster Yuste widerlegt*).

Dieser Ort soll seine Augen viele Jahre zuvor, als er diesen Landestheil besuchte, auf sich gelenkt haben, und Karl kor ihn zu seinem künftigen Wohnsitze aus. Das Kloster war besetzt mit Mönchen der strengsten Regel St. Jeromes. Indeß, wie streng auch immer ihre Regel sein mochte, so bewiesen die guten Väter doch viel Geschmack bei der Auswählung ihres Bodens, wie bei der Verschönerung desselben. Er lag in einer wildromantischen Gegend, eingeschlossen von den Bergen, die sich längs der nördlichen Gränze von Estremadura hinziehen. Das sehr alte Gebäude war von seinen Bewohnern mit bebauten Gärten und mit Orangen-, Citronen- und Myrthenhainen umgeben worden,

*) Die Briefe von Jarandilla aus dieser Zeit zeigen die Verlegenheiten, welche der Kaiser aus Geldmangel litt. Seine Kasse war in der That so erschöpft, daß er einmal hundert Realen für seine gewöhnlichen Ausgaben von seinem Majordomus borgen mußte. „Los ultimos dos mil ducados que trujo el criado de Hernando Ochoa se han acabo, porque cuando llegáron, se debian ya la mitad, de manera que no tenemos un real para el gasto ordinario, que para socorrer hoy he dado yo cien reales, ni se sabe de donde haberlo.“ Carta de Luis Quixada á Juan Vazquez, ap. Gachard, Retraite et Mort de Charles-Quint, (Bruxelles, 1854) tom. I., p. 76.

deren Duft durch die erfrischende Kühle der in Fülle von den felsigen Seitenwänden herabschäumenden Gewässer gemildert ward. Es war ein köstlicher Zufluchtsort, der wegen seiner stillen Abgeschlossenheit und des Charakters seiner umgebenden Natur wohlgeeignet war, den Geist von dem Geräusch der Welt abzulenken und zu ernster Betrachtung zu stimmen. Hier beschloß der Monarch, nach einem Leben ruhelosen Ehrgeizes, den kurzen Rest seiner Tage zuzubringen und ihn der Rettung seiner Seele zu widmen. Er konnte jedoch, wie die Folge bewies, sein Herz nicht gegen alles Mitgefühl mit dem Menschengeschlechte verschließen, noch sich enthalten, an den großen, damals die Welt bewegenden Fragen theilzunehmen. Karl war kein Meister in jener unedlen Philosophie, die den Diocletian sich mit Zufriedenheit von den Sorgen um ein Kaiserreich einem Kohlgarten zuwenden ließ. — In dieser Zurückgezogenheit müssen wir nun den königlichen Klausner lassen, indeß wir der beginnenden Laufbahn des Fürsten folgen, dessen Regierung der Gegenstand der gegenwärtigen Geschichte ist.

Zweites Kapitel.

Die frühe Lebenszeit Philipp's.

Geburt Philipp's des Zweiten. — Seine Erziehung. — Betraut mit der Regentschaft. — Heirathet Maria von Portugal. — Besuch in Flandern. — Oeffentliche Festlichkeiten. — Ehrgeizige Pläne. — Kehrt nach Spanien zurück.

1527—1551.

Philipp der Zweite wurde am 21. Mai 1527 zu Valladolid geboren. Seine Mutter war die Kaiserin Isabella, die Tochter Emanuel's des Großen von Portugal. Durch seinen Vater stammte er von den Herzogshäusern Burgund und Oestreich her. Durch den Vater sowohl, wie durch die Mutter konnte er seine Herkunft von Ferdinand und Isabella den Katholischen von Spanien geltend machen. Wie er

dem Blute nach ein halber Spanier war, so zeigte er sich dem Temperamente und Charakter nach als einen ganzen.

Die Taufceremonie ward mit der ganzen gebührenden Feierlichkeit von Tavera, dem Bischof von Toledo, am fünf und zwanzigsten Juni verrichtet, da denn das königliche Kind den Namen Philipp nach dem Großvater von Vaters Seite, Philipp dem Schönen, erhielt, dessen kurze Regierung — die er seiner Verbindung mit Johanna, der wirklichen Königin von Castilien dankte — ihm kaum einen Platz in der Reihe castilischer Herrscher gesichert hat.

Die Geburt eines Sohnes — des Erben eines so herrlichen Reiches — ward sowohl von Karln, wie von der ganzen Nation, die das Ereigniß auf eine würdige Weise zu feiern sich vorbereitete, mit Entzücken begrüßt, als Kunde von der Gefangennahme des Papstes Clemens des Siebenten und von der Plünderung Roms durch die spanischen Truppen unter dem Constable von Bourbon, eintraf. Die Nachricht dieses Ereignisses und die von den Eroberern verübten Gräuel erfüllten das ganze Europa mit Entsetzen. Selbst die Protestanten, die doch gewiß keine überflüssige Sympathie mit den Leiden des Papstes hegten, waren empört über die begangenen Rohheiten, mit denen verglichen das Benehmen des Attila und Alarich fast für gnädig gehalten werden könnte. Was für Verantwortung nun auch immerhin an Karln haften mag in Betracht der Expedition, so würde man ihm doch Unrecht anthun, wollte man voraussetzen, daß er die allgemeine Entrüstung über die Art, in welcher sie geleitet wurde, nicht getheilt hätte. In jedem Falle aber konnte er kaum wagen, die Gefühle der Christenheit soweit zu verletzen, daß er den gegenwärtigen Augenblick der öffentlichen Freude gewidmet hätte. Befehle wurden auf der Stelle ausgegeben, die bezweckten Festlichkeiten aufzugeben, freilich zum großen Leidwesen des Volkes, das keineswegs geneigt war, seiner Sympathie mit dem Papste halber den Ausdruck seiner Unterthanentreue auf diese Weise zu beschränken, und welches aus der Verrechnung den mißlichen Vorbotungsschluß zog, daß die Regierung des jungen Prinzen für die katholische Religion nichts Gutes bedeute.

Es dauerte jedoch nicht lange, bis dem Volk von Castilien, bei Gelegenheit von Philipp's Anerkennung als des gesetzlichen Erben der

Krone, ein günstiger Fall zur vollen Entwickelung seines Enthusiasmus geboten wurde. Die Ceremonie wurde mit großem Gepränge und Glanze, als er erst elf Monate alt war, am neunzehnten April 1528 in den Cortes zu Madrid vollzogen. Der Prinz lag in den Armen seiner Mutter, die bei der Gelegenheit mit dem Kaiser anwesend war, während die Edlen, die Geistlichkeit und die Gemeinden dem königlichen Kinde als dem Nachfolger zu der castilischen Krone den Lehnseid schworen. Kaum war der Huldigungsakt veröffentlicht, als die Nation, gleichsam um sich für die Vergangenheit bezahlt zu machen, sich einem allgemeinen Jubelfeste überließ. Illuminationen und Feuerwerke gab es in allen Städten und Dörfern, indeß man überall Tänze, Stiergefechte, Riedstechen und die übrigen Nationalspiele dieses ritterlichen und romanischen Landes gewahren konnte.

Kurz darauf ward Karl durch seine Geschäfte in andere Theile seines weit ausgedehnten Reiches gerufen, und er überließ seinen Sohn Infanten der Sorgfalt einer portugiesischen Dame, der Donna Leonore Mascareñas, oder besser, der Sorge der Kaiserin Isabella, deren Klugheit und mütterlicher Wachsamkeit er sicher vertrauen konnte. Bei des Kaisers Rückkehr nach Spanien war sein Sohn kaum sieben Jahre alt, und Karl errichtete für ihn eine besondere Erziehungsanstalt und erwählte zwei Personen zu dem verantwortlichen Amte, die Erziehung desselben zu überwachen.

Eine dieser Persönlichkeiten war Juan Martinez Siliceo, derzeit Professor am Colleg in Salamanca. Er war ein frommer und gelehrter Mann von einem fügsamen und zwar, wie aus einem von Karl's Briefen hervorgeht, einem nur zu fügsamen Temperamente, für das Wohl seines Zöglings, wenn auch, wie es scheint, nicht für das eigene Wohl, seitdem er solche Gunst bei dem Prinzen fand, daß er in der Folge aus einem einfachen Geistlichen einer der höchsten Würdenträger der Kirche wurde.

Unter ihm ward Philipp in den alten Klassikern unterrichtet und machte im Lateinischen solche Fortschritte, daß er dasselbe im spätern Alter mit Leichtigkeit und Korrektheit schreiben konnte und häufig wirklich schrieb. Er studirte auch die italienische und französische Sprache. Von der erstern scheint er wenig gewußt zu haben, allein das Fran-

zösische konnte er halbwegs wohl, obschon er selten geneigt war, es über seine Zunge zu bringen. Er zeigte einen entschiedenen Geschmack für die Wissenschaft, besonders aber für Mathematik. Sorgfältig studirte er die Grundsätze der Baukunst, und die Frucht dieses Studiums kann man an einigen der edelsten Denkmäler, die in jenem blühenden Zeitalter der Künste errichtet wurden, sehen. Auch in der Holzschnitzkunst und Malerei machte er einige Fortschritte und war im spätern Alter — wenigstens für einen Monarchen — kein verachtungswerther Kritiker.

Der andere mit Philipp's Erziehung beauftragte Beamte war Don Juan Zuñiga, Commendador mayor von Castilien. Er lehrte seinen Zögling fechten, reiten, an Lanzenstechen und Turnieren theilnehmen, kurz sich in den ritterlichen Uebungen, die bei Kavalieren seiner Zeit gäng und gäbe waren, auszeichnen. Er ermuthigte Philipp, seinen Körper durch die rauhen Jagdvergnügungen zu kräftigen; indeß war derselbe, als er größer wurde, ihnen nur wenig zugethan.

Aber, von seinen persönlichen Vorzügen abgesehen, war Niemand besser, als Zuñiga geeignet, seinen Zögling in den seinem königlichen Stande angehörenden Pflichten zu unterrichten. Er war ein Mann aus einer alten Familie und hatte einen großen Theil seines Lebens an Höfen zugebracht. Jedoch besaß er nichts von jener Doppelzüngigkeit oder Geschmeidigkeit, die so oft den Charakter des Hofmanns ausmacht. Ihm wohnte ein zu hohes Ehrgefühl inne, als daß er mit der Wahrheit gespielt hätte. Er sprach seine Gedanken einfach, manchmal für den Geschmack seines Zöglings zu einfach aus. Karl, der den Charakter des Zuñiga verstand, schrieb seinem Sohne, ihn zu ehren und zu lieben. „Wenn er Dich einfach behandelt," sagte Karl, „so ist es aus Liebe zu Dir. Wenn er Dir schmeicheln und bloß für die Aufwartung Deiner Wünsche bekümmert sein wollte, so würde er gleich allen übrigen Leuten sein, und Du würdest Niemanden nahe haben, der Dir die Wahrheit sagte, — und ein schlimmeres Ding kann keinem Menschen, mag er alt oder jung sein, passiren: vor Allem aber dem jungen wegen seines Mangels an Erfahrung, die Wahrheit vom Irrthume zu unterscheiden." Der weise Kaiser, welcher wußte, wie selten es ist, daß sich die Wahrheit einen Weg zu königlichen Ohren bahnen

darf, legte einen gerechten Werth auf den Mann, welcher den Muth sie zu sprechen hatte.

Unter dem Einflusse dieser Lehrer, und noch mehr der Umstände, in welche er gesetzt war, — den mächtigsten von allen Lehrern, — nahm Philipp an Jahren zu und entfaltete langsam die besonderen Eigenschaften seines Wesens. Er schien vorsichtig und zurückhaltend in seinem Benehmen, und langsam zum Sprechen; doch, was er sagte, trug den Charakter einer frühen Reife des Verstandes. Zu keiner Zeit enthüllte er jenen leichten Muth des Geistes, oder ließ sich zu jenen Zornausbrüchen hinreißen, die einer kühnen, wagsamen, und oft edeldenkenden Seele angehören. Sein Betragen charakterisirte ein Ernst, welcher Manchem nach Schwermuth schmecken könnte. Er hatte sich so in der Gewalt, daß er sich selbst als Knabe nur selten gehen ließ.

Der Kaiser, den seine Angelegenheiten bei weitem den größern Theil seiner Zeit von Spanien abberiefen, vermochte nicht, die Erziehung seines Sohnes persönlich zu überwachen. Traurig genug für den letzteren starb seine ausgezeichnete Mutter schon, als er erst zwölf Jahre alt war. Karl, der seine Gemahlin liebte, wie es ein Mann mit einer von gränzenlosem Ehrgeiz erfüllten Seele fähig ist, befand sich zu Madrid, als er Kunde von ihrer Krankheit erhielt. Er eilte in aller Hast nach Toledo, wo damals die Königin war, gelangte aber bloß zeitig genug dort an, um ihre kalten Ueberreste zu umarmen, ehe dieselben in der Gruft beigesetzt wurden. Der vereinsamte Monarch überließ sich einem Anfall von Schmerz, und wurde nur mit Schwierigkeit durch seine Aufwartung von dem Zimmer fortgezogen, um sich seinem einsamen Kummer im benachbarten Kloster La Sisla zu überlassen.

Isabella verdiente wohl von ihrem Gemahl betrauert zu werden. Sie war, nach allen Berichten, eine Frau mit vielen hohen und edlen Eigenschaften. Ihre Stärke war solchergestalt, daß man die Kaiserin zur Zeit ihrer Entbindung nie ächzen hörte. Sie schien jede Kundgebung des Leidens als eine Schwäche zu betrachten, und ließ das Zimmer verdunkeln, damit ihre Aufwärter nicht den auf ihr Gesicht gemalten Kummer sehen möchten. Mit dieser Beständigkeit des Muthes vereinigte sie viele weibliche Tugenden. Unter ihrem Gesetz wurde der Palast eine Schule der Thätigkeit. Anstatt ihre Mußestunden in leicht-

fertigen Vergnügungen zu verschwenden, konnte man sie vielmehr nebst ihren Damen emsig mit den eleganten Arbeiten des Webstuhls beschäftigt sehen; und, gleich ihrer Vorgängerin, der guten Königin Isabella, der Katholischen, schickte sie mehr als ein Stück Teppiche, von ihrer eigenen Hand gewirkt, zum Schmuck der Altäre von Jerusalem. Diese ausgezeichneten Eigenschaften wurden durch so anziehende Sitten gesteigert, daß ihr Bildniß auf Metall geprägt ward, mit einer Figur der drei Grazien auf der Rückseite, die das Motto trug: **Has habet et superat.**

Isabella war zur Zeit ihres Todes erst sechs und dreißig Jahre alt. Karl war noch nicht vierzig. Er heirathete nie wieder. Indeß scheint die Beraubung wenig Macht gehabt zu haben, um seine Gemüthsart sanft, oder ihn zu Nachsicht bei Verstößen, oder zu Mitleid mit dem Unglück Anderer geneigt zu machen. Es war bloß einige Monate nach dem Tode seiner Gemahlin, als er, auf Anlaß des Aufstandes in Gent, eine Durchreise durch das Gebiet seines alten Feindes in Frankreich suchte, auf die sündigende Stadt herabkam und eine solche Rache an ihren elenden Einwohnern nahm, daß ganz Europa von seiner Grausamkeit wiederhallte*).

Philipp war jetzt noch zu jung, um an der Verwaltung des Königreichs während seines Vaters Abwesenheit theilzunehmen. Aber ihn umgaben fähige Staatsmänner, die ihn mit den Begriffen der Regierung bekannt machten, indem sie ihn herbeizogen, das Arbeiten der Maschinerie, die er eines Tags leiten sollte, zu besichtigen. Karl wünschte, daß sich die Aufmerksamkeit seines Sohnes selbst in der Kindheit auf jene Angelegenheiten richten möchte, die das große Geschäft seines zukünftigen Lebens bilden sollten. Demnach scheint es sogar, daß der Kaiser frühzeitig — in dieser Periode geistiger Beklommenheit — den Plan pflegte, der natürlichen Folge seiner Krankheit zuvorzukommen, indem er seine Besitzungen auf die Hände Philipp's, sobald als dieser zum Beherrschen derselben geeignet sein würde, übertrüge.

Kein Vorfall trübte während der Abwesenheit des Kaisers von diesem Lande, in das er im Winter **1541** zurückkehrte, die Ruhe Spa-

*) „Tomo la posta vestido en luto come viudo," sagt Sandoval.

niens. Es war nach seiner unglücklichen Expedition gegen Algier, der unglücklichsten von allen, die er je unternommen hatte. Dort sah er seine Flotte durch den Sturm untergegangen oder zerstreut, und war zufrieden, daß er mit seinen geschädigten Ueberbleibseln im Hafen von Carthagena eine Zuflucht fand. Bald nach der Landung erhielt er einen Brief von Philipp, der ihm über die Verluste sein Beileid bezeugte, und ihn durch den Gedanken zu erheitern suchte, daß dieselben nicht von seinen Feinden, sondern von den Elementen herbeigeführt worden wären. Mit diesem philosophischen Tone waren Ausdrücke der Theilnahme gemischt, und Karl mag mit der Epistel zufriedengestellt gewesen sein, — wenn er glauben konnte, daß sie wirklich die Arbeit seines Sohnes war. Kurz darauf machte Philipp eine Reise nach dem Süden; und in der Gesellschaft desjenigen, welcher gegenwärtig der Hauptgegenstand seiner Wünsche war, mag der Kaiser für seine Unfälle den besten Trost gefunden haben.

Die Franzosen hatten die Gelegenheit benutzt, um einen Handstreich auf Roussillon zu machen, und der Dauphin lag mit ziemlicher Macht vor den Thoren von Perpignan. Der Kaiser nahm dieß als eine günstige Gelegenheit für Philipp, den ersten Unterricht im Kriege zu empfangen. Demgemäß eilte Philipp nach Valladolid. Schnell war eine beträchtliche Mannschaft gemustert, und Philipp, unterstützt von einigen von seines Vaters besten Generälen, übernahm das Kommando und marschirte rasch der Küste zu. Aber der Dauphin ließ sich nicht angelegen sein, auf sein Herankommen zu warten, sondern brach sein Lager ab und zog sich, ohne einen Schlag zu thun, in aller Hast über die Berge zurück. Philipp zog mit Triumph in die Stadt ein und kehrte mit den unbefleckten Lorbeeren des Sieges bald darauf zurück, um seines Vaters Beglückwünschungen zu empfangen. Die Promptheit seiner Bewegungen bei dieser Gelegenheit gewann ihm das Zutrauen der Spanier, und der glückliche Erfolg schien eine günstige Vorbedeutung für die Zukunft zu bieten.

Nach seiner Rückkehr ward der Prinz zum Vorsitz über die Cortes in Monzon berufen, — einer Centralstadt, wo die Deputirten von Aragonien, Catalonien und Valencia sich besonders zu versammeln fortfuhren, nachdem diese Provinzen lange schon mit Castilien vereinigt

worden waren. Philipp erhielt hier als Nachfolger zu der Krone von Aragonien, mit allen in der Konstitution vorgeschriebenen Formen, die Huldigung der versammelten Vertreter.

Der Krieg mit Frankreich, der, nach einer zeitweiligen Unterbrechung, mit größerer Heftigkeit als je, wieder ausgebrochen war, erlaubte dem Kaiser nicht, sein Verweilen auf der Halbinsel lang zu machen. Es schien in der That seinen spanischen Unterthanen, als ob er sie nur selten besuchte, und nicht anders, als wenn seine Kasse zur Ausführung seiner rastlosen Unternehmungen des Wiederfüllens bedürftig wäre, und daß er nicht länger bliebe, als zur Erreichung dieses Zweckes nöthig wäre. Als er das Land verließ, betraute er Philipp mit der Regentschaft unter der allgemeinen Leitung eines aus dem Herzog von Alva, dem Kardinal Tavera und dem Commendador Cobos bestehenden Rathes. Etwas später und während er sich noch in Catalonien aufhielt, schickte Karl vor seiner Einschiffung seinem Sohne einen Brief, worin er im Betreff der Richtung seiner Politik Rathschläge gab und freimüthig die Charaktere der mit Philipp in der Regierung verbundenen großen Herren kritisirte. Der Brief, welcher ganz und gar ein merkwürdiges Schriftstück ist, enthält auch einige heilsame Ermahnungen für Philipp's Privatleben. „Der Herzog von Alva," schrieb der Kaiser mit Nachdruck, „ist der fähigste Staatsmann und beste Soldat, welchen ich in meinen Besitzungen habe. Ziehe ihn vor Allem in militärischen Angelegenheiten zu Rathe; aber verlaß Dich in diesen und andern Dingen nicht ganz auf ihn. Verlaß Dich auf Niemanden, als auf Dich selbst. Die Granden werden nur allzu froh sein, wenn sie sich Deiner Gunst versichern und durch Dich das Land regieren können. Indeß wird es Dein Ruin sein, wenn Du Dich also regieren lässest. Schon der bloße Verdacht, daß dieß sei, wird Dir unendlichen Schaden bringen. Mache von ihnen Allen Gebrauch, aber lehne Dich an Keinen ausschließlich. In Deinen Verlegenheiten vertraue immer Deinem Schöpfer. Laß ihn Deine einzige Sorge sein." Der Kaiser macht dann einige Bemerkungen über den Commendador Cobos, weil derselbe zu vergnügungssüchtig sei, und weiset zugleich Philipp auf die Folgen eines ungezügelten Lebenswandels hin, die, sagt er ihm, für beide, Leib und Seele, verderblich sind. Zu dieser Ermahnung scheint einiger Grund

vorhanden gewesen zu sein, da der junge Prinz eine Anlage zur Galanterie gezeigt hatte, die er im spätern Leben nicht verlor. „Jedoch im Ganzen,“ sagt der Monarch, „will ich zugeben, daß ich viel Ursache habe, mit Deinem Benehmen zufrieden zu sein. Allein ich möchte Dich vollkommen wissen, und, um offen zu sein, Du hast noch manche Dinge zu verbessern, was auch immer andere Leute Dir sagen mögen. Dein Beichtvater,“ fährt er fort, „ist jetzt Dein alter Präceptor, der Bischof von Carthagena,“ — auf welchen Bischofssitz der würdige Professor neuerdings erhoben worden war. „Er ist, wie Jedermann weiß, ein guter Mann; aber ich hoffe, er wird für Dein Gewissen besser Sorge tragen, als er hinsichtlich Deiner Studien trug, und daß er nicht ganz ein so fügsames Temperament in Bezug auf das erstere zeigen möge, wie er es hinsichtlich der letzteren that.“

Auf die Rückseite des Couvertes dieser merkwürdigen Epistel schrieb der Kaiser für seinen Sohn die Weisung, dieselbe keiner lebendigen Seele zu zeigen, sondern, wenn er sich irgend einmal unwohl befinden sollte, den Brief zu zerstören oder denselben unter Couvert an ihn einzusiegeln. Es würde in der That diese Hofleute, die in der königlichen Gunst am höchsten zu stehen sich einbildeten, erbaut haben, zu sehen, wie bis auf die untersten Tiefen ihre Charaktere sondirt, und wie klar ihre ehrgeizigen Entwürfe dem Auge ihres Herrn bloßgelegt waren. Es war diese wunderbare Durchdringung der Charaktere, welche Karln befähigte, regelmäßig den rechten Mann zur Ausführung seiner Pläne herauszufinden und auf diese Weise das Gelingen derselben zu sichern.

Der Brief aus Palamos ist einer unter vielen ähnlichen Beweisen von der Sorgfalt, womit Karl selbst in der Entfernung über seines Sohnes Richtung wachte und den Charakter desselben zu bilden suchte. Der erfahrene Schiffer wollte dem jugendlichen Steuermann eine Karte liefern, womit derselbe ohne weitere Hülfe durch die fremden und ihm unbekannten Meere segeln könnte. Indeß war in dieser Periode wenig Gefahr für die Schifffahrt vorhanden, denn Spanien lag in tiefer Ruhe, ungekräuselt von einem Odem des rauhen Sturmes, welcher in andern Theilen Europa's Fürsten auf ihren Thronen unsicher machte.

Jetzt sollte ein Wechsel in Philipp's häuslichen Verhältnissen

stattfinden. Seine glänzenden Erwartungen machten ihn, in den Augen der Welt, zur besten Heirathspartie in Europa. Sein Vater hatte sich lange den Fall von seines Sohnes Vermählung überlegt. Er bezweckte erst für ihn eine Verbindung mit Margarethe, der Tochter Franz' des Ersten, wodurch die Fehde mit seinem alten Rivalen auf immer geheilt werden konnte. Allein Philipp's Neigung war auf eine Verbindung mit Portugal gerichtet. Diese letztere ward endlich von Karln angenommen, und im December 1542 wurde Philipp mit der Infanta Maria, der Tochter von Johann dem Dritten und von Katharinen, welche letztere des Kaisers Schwester war, verlobt. Die Verlobte war folglich Geschwisterkind mit Philipp. Zur nämlichen Zeit wurde Karl's jüngste Tochter Johanna dem ältesten Sohne Johann des Dritten und dem Erben seiner Krone versprochen. Die Zwischenheirathen der königlichen Häuser von Castilien und Portugal waren so häufig, daß die verschiedenen Glieder in vervielfachten und sehr verschlungenen Graden der Verwandtschaft zu einander standen.

Johanna war acht Jahre jünger, als ihr Bruder. Karl hatte noch ein anderes Kind, Maria, die ein Jahr nach Philipp geboren war. Als Braut des zukünftigen Kaisers von Deutschland war sie zu einem glänzenderen Geschick, als ihre Schwester, bestimmt. Da Philipp und die portugiesische Prinzessin nun beide über sechszehn Jahre zählten, indem sie beide fast im nämlichen Alter standen, so ward beschlossen, daß ihre Vermählung nicht länger verschoben werden sollte. Der zur Ceremonie bestimmte Ort war die alte Stadt Salamanca.

Im Oktober 1543 verließ die portugiesische Infantin ihres Vaters Palast in Lissabon und reiste nach Castilien ab. Sie war von einem zahlreichen Gefolge von Adeligen bedient, an deren Spitze sich der Erzbischof von Lissabon befand. Eine glänzende Gesandtschaft ward ausgesandt, sie an der Gränze zu treffen und nach Salamanca abzuholen. An der Spitze derselben stand der Herzog von Medina Sidonia, der Anführer der Guzmans und der reichste, mächtigste Herr in Andalusien. Er hatte zur Bewirthung der Prinzessin seinen Palast zu Badajoz im köstlichsten und aufwandsvollsten Style aufputzen lassen. Die Wandbekleidungen waren von Gold gewirkt; die Ruhebetten, Seitenbretter und manch anderes Hausgeräthe von polirtem Silber. Der Herzog

selbst fuhr in einer stolzen Sänfte, und die Maulthiere, welche sie zogen, waren mit Gold beschlagen. Die Glieder seines Haushaltes und seine Klienten stiegen bis zur Zahl von dreitausend, alle wohlberitten und die Livreen, wie die Erkennungszeichen ihres Herrn tragend. Unter ihnen war des Herzogs Privatbande, darunter mehrere Eingeborene von Indien — damals keine gewöhnliche Erscheinung in Spanien; — sie trugen auf ihrer Brust breite silberne Schilde, worauf das Wappen der Guzmans angebracht war. Der Chroniker ist weitläufig in seinem Berichte von dem Empfang der Infantin; aus ihm sollen für Solche, welche an spanischer Sitte und Gewohnheit des sechszehnten Jahrhunderts ein Interesse nehmen, einige Einzelheiten ausgewählt werden.

Die Infantin war fünf Monate jünger, als Philipp. Sie war von mittler Größe, mit einer guten Gestalt, obwohl etwas zu embonpoint geneigt, und war ausgezeichnet durch eine reizende Haltung, wie durch einen gefälligen Gesichtsausdruck. Ihr Kleid war von Silber gewirkt und mit Goldblumen gestickt. Sie trug einen capa oder castilischen Mantel von violettfarbigem Sammet mit Goldfiguren und einen Hut von demselben Stoffe mit einer weißen und himmelblauen Feder. Die Hausungen des Maulthiers waren von reichem Brocate, und Maria ritt in einem silbernen Sattel.

Da sie Salamanca nahete, kam ihr der Rektor zusammt den Professoren der Universität, alle in ihrer akademischen Tracht, entgegen. Zunächst folgten die Richter und regidores der Stadt in ihren Amtsgewändern von hochrothem Sammet mit fleckenlos weißen Hosen und Schuhen. Nach diesen kam das Militär — Reiterei und Fußgänger — in ihren verschiedenen Rotten, die mit ihren munteren Uniformen einen glänzenden Anblick boten, und die, nachdem sie ihre verschiedenen Evolutionen durchgemacht hatten, sich in die Eskorte für die Prinzessin umgestalteten. Auf diese Weise, inmitten der Klänge von Musik und des Jubelgeschreies der Menge, zog der schimmernde Triumphwagen durch die Thore der Hauptstadt ein.

Die Infantin wurde daselbst unter einem, von den Magistratspersonen der Stadt getragenen Baldachin empfangen. Der letzte nach Portugal geschickte Gesandte, Don Luis Sarmiento, der über den

Heirathsantrag verhandelt hatte, führte ihr Maulthier am Zaume; und in diesem Aufzuge gelangte sie in dem für ihre Aufnahme in Salamanca bestimmten Palaste des Herzogs von Alva an. Hier ward sie in Gegenwart einer glänzenden Gesellschaft von Kavalieren und adeligen Damen von der Herzogin mit aller Ehre empfangen. Jeder der Damen wurde von der Infantin gnädig erlaubt, ihre Hand zu küssen; aber die Herzogin wurde, wie uns zu berichten der Chronikschreiber Sorge trägt, durch die Ehre einer Umarmung von ihr ausgezeichnet.

Die ganze Zeit über war Philipp in Gegenwart der Infantin gewesen, ohne daß es diese gewußt hätte. Ungeduldig seine bestimmte Braut zu sehen war der junge Fürst mit einigen seines Gefolges in der Verkleidung von Jägern bis fünf oder sechs Meilen weit von der Hauptstadt ausgeflogen. Er trug auf seinem Haupte einen Sammethut mit breiter, herabhängender Krämpe, und sein Angesicht war wirksam unter einer Seidenflormaske verborgen, so daß er sich unter den großen Haufen zur Seite der Infantin mischen und seine eigne Musterung abhalten konnte, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Auf diese Weise begleitete er die Prozession während der ganzen fünf Stunden, die sie dauerte, bis die Dunkelheit angebrochen war, „wenn man," sagt der Chroniker, „von Dunkelheit sprechen könnte, wo der Schimmer von zehntausend Kerzen ein Licht, stärker als der Tag, ausgoß."

Die folgende Nacht, der zwölfte November, war zur Vermählung angesetzt. Der Herzog und die Herzogin von Alva standen zu Heirathszeugen, und die Verbindungsceremonie ward von Tavera, dem Erzbischof von Toledo, verrichtet. Die Festlichkeiten dauerten noch eine ganze Woche fort. Die Salons waren voll der Schönheit von Castilien. Die stolzeste Aristokratie von Europa wetteiferte unter sich in der Entfaltung von Pracht beim Banket und Tournier, und Töne der Freude folgten der Ruhe, welche so lange in den eingeklosterten Schatten von Salamanca geherrscht hatte.

Am neunzehnten des Monats trugen die Neuvermählten ihren Wohnsitz nach Valladolid über, einer Stadt, glücklich und verderblich für die Prinzessin zugleich. Wohl darf sie der Chroniker „verderblich"

nennen; denn, in weniger als zwei Jahren, am 8. Juli 1545, gebar sie dort einen Sohn, den berühmten Don Carlos, dessen geheimnißvolles Schicksal ein so fruchtbares Thema zu Vermuthungen geboten hat. Wäre ihr Leben verschont geblieben, so hätte vielleicht die Sorge der Mutter seinem Charakter, und dadurch seinem Geschick, eine verschiedene Richtung geben können. Die Ueberreste der Infantin, die erst im Dome von Granada beigesetzt waren, wurden später nach dem Escorial gebracht, jenem prächtigen, von ihrem Gemahle für das Königthum Spaniens bereiteten Mausoleum.

Im folgenden Jahre starb Tavera, der Erzbischof von Toledo. Er war ein ausgezeichneter Mann und stand beim Kaiser hoch angeschrieben, welch' letzterer wohl ein genügendes Enkomium auf seinen Werth abgab, als er erklärte, daß „durch seinen Tod Philipp einen größeren Verlust, als durch den Mariens erlitten habe; denn er könnte wohl eine zweite Gemahlin, nicht aber einen zweiten Tavera bekommen." Seine Stelle wurde mit Siliceo, Philipp's früherem Lehrer, ausgefüllt, welcher, nachdem er auf den Erzbischofssitz von Toledo erhoben worden war, von Rom einen Kardinalshut erhielt. Das fügsame Wesen des guten Geistlichen hatte unzweifelhaft einigen Einfluß auf sein rasches Emporrücken von einem armen Lehrer in Salamanca zu dem höchsten Posten, — da der Stuhl von Toledo mit seinen unermeßlichen Einkünften und seinem Ansehen als der Papsteswürde in der christlichen Kirche am nächsten stehend betrachtet werden kann.

Einige Jahre hindurch störte kein bedeutendes Ereigniß die Ruhe der Halbinsel. Aber der Kaiser war im Auslande auf eine stürmische Bahn gezogen, worin seine Waffen zuletzt durch die entscheidende Schlacht bei Mühlberg mit Erfolg gekrönt wurden.

Dieser Sieg, welcher ihm die Person seines größten Feindes in die Hände lieferte, setzte ihn in die Lage, den protestantischen Fürsten Deutschlands Bedingungen zu diktiren. Hierauf hatte er sich nach Brüssel zurückgezogen, wo er eine Gesandtschaft von Philipp, der ihn wegen des Erfolges seiner Waffen beglückwünschte, empfing. Karl wünschte seinen Sohn zu sehen, von dem er nun beinahe sechs Jahre getrennt gewesen war. Er wünschte ferner, ihn in die Niederlande einzuführen, und ihn persönlich mit dem Volke bekannt zu machen,

über welches er eines Tages herrschen sollte. Demzufolge sandte er an Philipp die Weisung, so bald nach Flandern aufzubrechen, als die zu seinem Ersatz in der Regierung bestimmte Person in Castilien angekommen sein würde.

Das vom Kaiser zu diesem Amte ausersehene Individuum war Maximilian, der Sohn seines Bruders Ferdinand. Er war ein junger Mann von guten Anlagen, richtigem Urtheile und volksthümlichen Sitten und ungeachtet seiner Jugend wohlgeeignet zu dem ihm zuerkannten Posten. Er war, wie schon erwähnt, mit des Kaisers ältester Tochter, seiner Cousine Maria, verlobt, und die Regentschaft sollte bei der Vermählung der beiden Theile in seine Hände gelegt werden.

Philipp erhielt seines Vaters Befehle, während er in den Cortes zu Monzon den Vorsitz führte. Er fand die aragonische Gesetzgebung keineswegs so willfährig, wie die castilische. Die Deputirten von den aragonischen Bergen und von der Seeküste Cataloniens waren auf gleiche Weise halsstarrig in ihrer Weigerung, fernere Geldzuschüsse für jene ehrgeizigen Unternehmungen zu leisten, welche, so viel Ruhm sie auch ihrem Souverain einbringen möchten, doch ihnen selbst wenig Nutzen eintrügen. Das unabhängige Volk dieser Provinzen drang auf seine eigenen Ansprüche mit einer Hartnäckigkeit und kritisirte das Betragen seiner Herrscher mit einer rohen Aufrichtigkeit, die dem Ohre der Majestät wenig angenehm war. Die Berufung der aragonischen Cortes in den Augen des Königs von Spanien war das Nämliche, was in den Augen des Papstes die Berufung eines allgemeinen Konzils, — eine Maßregel, zu der man bloß aus unbedingter Nothwendigkeit griff.

Bei der Ankunft Maximilian's in Castilien wurde seine Vermählung mit der Infantin Maria augenblicklich gefeiert. Die Ceremonie fand mit dem ganzen herkömmlichen Pompe in der Hofstadt Valladolid statt. Unter den darauf folgenden Festlichkeiten ist die Aufführung eines Lustspiels des Ariosto zu erwähnen, — ein Beweis dafür, daß die schöne italienische Literatur, die einen sichtbaren Einfluß auf die Erzeugnisse der großen castilischen Dichter jener Zeit ausgeübt, sich gegenwärtig in einem gewissen Grade dem Volksgeschmacke empfohlen hatte.

Ehe Philipp das Land verließ, nahm er, seines Vaters Befehlen gemäß, einen Wechsel in seiner häuslichen Einrichtung vor, die er auf dem burgundischen Fuße herstellte. Dieser war ceremonieller und meist kostbarer, als der ursprüngliche Brauch Castiliens. Eine Menge neuer Stellen wurden geschaffen und die bedeutendsten mit den Granden der höchsten Klasse ausgefüllt. Der Herzog von Alba wurde zum mayordomo mayor gemacht; Antonio de Toledo, sein Verwandter, zum Marschall; Figueroa, der Graf von Feria, zum Kapitän der Leibgarde. Unter den Kämmerern war Ruy Gomez de Silva, Fürst von Eboli, eines der bedeutendsten Mitglieder des Kabinets unter Philipp. Sogar die Bedientenämter, die mit der Person und der Tafel des Fürsten in Verbindung standen, wurden von Männern von Rang eingenommen. Eine Garde ward in den Palast gelegt. Philipp dinirte öffentlich im großen Staate, bedient von seinen Wappenkönigen und von einer Schaar Spielleuten und Musikern. Man wird an die prangende Etikette des Hofes von Ludwig dem Vierzehnten gemahnt. Alles dieß jedoch behagte den Spaniern nicht, die nicht begreifen konnten, warum der Fürst die einfachen Gebräuche seines eignen Landes für die burgundischen Moden fahren lassen sollte. Auch war es nicht nach dem Geschmacke Philipp's selbst; aber es stimmte zu dem seines Vaters, welcher wünschte, daß sein Sohn den Flamändern durch die Annahme eines Staates schmeicheln möchte, an den sie in ihren burgundischen Provinzen gewöhnt worden waren.

Nachdem Philipp mit seinen Anordnungen fertig geworden war und die Regentschaft in die Hände seines Schwagers gelegt hatte, hatte er keinen Grund zur längern Aufschiebung seiner Reise. Er ward vom Herzoge von Alva, Enriquez, dem Großadmiral von Castilien, von Ruy Gomez, dem Fürsten von Eboli und einem langen Zuge von Personen aus dem höchsten Stande begleitet. Daneben gab es eine Menge junger Kavaliere von Familie. Die stolzesten Edlen des Landes stritten um die Ehre, ihre Söhne an der Expedition Theil nehmen zu lassen. Die Zahl wurde noch ferner durch eine Gesellschaft von Künstlern und Männern der Wissenschaft vergrößert. Der Kaiser wünschte, daß Philipp ein Auftreten machen sollte, das die Phantasie der Leute, unter welche er käme, blenden möchte.

Mit dieser glänzenden Gesellschaft trat Philipp im Herbste 1548 seine Reise an. Er schlug die Straße nach Saragossa ein, machte eine Exkursion zur Besichtigung der Festungswerke von Perpignan, brachte seine Gebete am Altare Unserer Lieben Frau zu Montserrat dar, verzog einen Tag oder zwei in Barcelona, indem er das in den angenehmen Citronengärten des Kardinals von Trident ihm bereitete Fest genoß, und reiste von da nach dem Hafen von Rosas, wo eine genuesische Flotte, über welcher stolz das kaiserliche Banner flatterte, vor Anker lag und seine Ankunft abwartete. Sie bestand aus acht und funfzig von Genua, Sicilien und Neapel gelieferten Fahrzeugen und ward befehligt von dem berühmten Andreas Doria, dem Veteranen von hundert Schlachten.

Philipp erfuhr auf seiner Ueberfahrt etwas rauhes Wetter. Der Doge und die vorzüglichen Senatoren kamen in einer prächtigen Galeere aus dem Hafen, ihn zu empfangen. Der Fürst landete unter dem Donner der Kanonen der Mauern und anstoßenden Fortifikationen, und er ward sofort nach dem Wohnhause Doria's gebracht, das, selbst in dieser Stadt der Paläste, wegen seiner architektonischen Pracht hervorragte.

Während seines Aufenthalts in Genua erhielt Philipp alle die Aufmerksamkeiten, welche eine elegante Gastfreundschaft an die Hand geben konnte. Aber seine Stunden waren nicht gänzlich dem Vergnügen aufbewahrt. Er empfing jeden Tag von den verschiedenen italienischen Staaten Gesandtschaften, worunter eine vom Papste Paul dem Dritten, mit seinem Neffen Ottavio Farnese an der Spitze, kam. Ihr besonderer Zweck war, des Prinzen Fürsprache bei seinem Vater für die Rückgabe von Parma und Placentia an den Heiligen Stuhl zu gewinnen. Philipp antwortete zwar in gefälligen Ausdrücken, aber, sagt der Historiker, „in Betreff des Wesentlichen hinlänglich zweideutig.“ Er hatte schon seinen ersten Unterricht in der Königskunst empfangen. Nicht lange darauf sandte ihm der Papst ein geweihtes Schwert und den von Seiner Heiligkeit am Weihnachtsabende getragenen Hut, begleitet von einem eigenhändig geschriebenen Briefe, worin er, nach einer weitläufigen Erörterung über die mystische Wichtigkeit seines Geschen-

kes, seine Zuversicht ausdrückte, daß er eines Tages in Philipp den aufrichtigen Kämpen der Kirche finden werde.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen trat der königliche Reisende wieder seinen Weg an. Er überschritt das berühmte Schlachtfeld von Pavia, und man zeigte ihm die Stelle, wo sich Franz der Erste gefangen gab, und wo der spanische Hinterhalt hervorbrach und die Schlacht entschied. Sein Busen schwoll von Wonne, da Philipp über den Boden ritt, welcher durch den glänzendsten, von seinem Vater erfochtenen Sieg merkwürdig geworden war, — einen Sieg, welcher den Weg zu dem unversöhnlichen Hasse des überwundenen Rivalen desselben und zu Meeren von Blut bahnte.

Von Pavia reiste er nach Mailand, der blühenden Hauptstadt der Lombardei: — dem schönsten Theile der spanischen Besitzungen in Italien. Mailand stand damals Neapel bloß an Volkszahl nach, aber es stand keiner Stadt an Eleganz seiner Gebäude, am Glanze seiner Aristokratie und an Wohlhabenheit und mechanischem Scharfsinne seiner Bürgerschaft nach. Zu gleicher Zeit war es berühmt wegen seiner feinen Seidenfabriken und wegen seiner nett gearbeiteten und mit Gold und Silber ausgelegten Rüstungen. In allen Künsten des Luxus und materieller Civilisation wurde es von keiner der Hauptstädte der Christenheit übertroffen.

Da der Fürst der Vorstadt nahte, kam ein zahlloser Haufen Volkes heraus, ihn zu begrüßen. Denn funfzehn Meilen weit, ehe er in die Stadt einzog, war der Weg mit Triumphbogen überspannt, mit Blumen und Früchten bekränzt und mit Inschriften, beides im Lateinischen und Italienischen, versehen, die voll waren von den Lobsprüchen des Vaters und den Prophezeihungen der zukünftigen Größe des Sohnes. Unter der Menge konnte man auch die adeligen Damen von Mailand sehen in verzierten wunderlichen Wägen, von Goldbrocat schimmernd und mit theuren Schabracken für ihre Pferde. Als er der Stadt nahe war, kamen zweihundert berittene Herren heraus, ihn in den Platz zu geleiten. Sie waren in den vollständigen Panzer von der feinen mailändischen Arbeit gekleidet, und hinter ihnen kamen gegen funfzig Pagen in flimmernder Livree, die während des Fürsten Anwesenheit in Mailand zur besondern Aufwartung bei seiner Person bestimmt waren.

Philipp zog in die Thore ein unter einem Staatsbaldachin, mit dem Kardinale von Trident zu seiner Rechten und Philibert, dem Fürsten von Piemont, zu seiner Linken. Bei seinem Eintritt wurde er vom Gouverneur des Platzes und den Senatsmitgliedern in Amtstracht empfangen. Die Häuser zu beiden Seiten der langen Straße, wodurch die Procession ging, waren mit Teppichen und mit Gemälden von den großen italienischen Meistern behangen. Die Balkone und um die Häuser gehenden Säulengeländer wimmelten von Zuschauern, begierig ihr zukünftiges Oberhaupt zu sehen und die Luft mit ihren Zurufen zerreißend. Die Empfangsceremonie ward am Abend mit einer prächtigen Entfaltung von Feuerwerken — worin sich die Mailänder hervorthaten — und mit einer glänzenden Illumination der Stadt beschlossen.

Während seines Aufenthalts zu Mailand verstrich Philipp's Zeit in einer ununterbrochenen Reihe von Banketten, fêtes und Schauspielen jeder Art, die der Geschmack und Scharfsinn des Volkes für die Ergötzung seines hohen Gastes an die Hand zu geben vermochte. Keine Unterhaltungen gefielen ihm besser, als diejenigen des Theaters, welche in Italien mit größerer Eleganz und Läuterung, als in irgend einem Lande jenseits der Alpen aufgeführt wurden. Auch war er bei diesen Festlichkeiten nicht immer ein passiver Zuschauer. Er liebte besonders den Tanz, wobei seine leichte und behende Gestalt sich auszeichnen konnte. In Damengesellschaft verlor er viel von seiner gewöhnlichen Zurückhaltung und die veredelte Höflichkeit seiner Manieren scheint auf die schönen Damen Italiens, denen wahrscheinlich eben so sehr die Entfaltung seiner Freigebigkeit gefiel, einen günstigen Eindruck gemacht zu haben. Der Gemahlin des Gouverneurs, die ihn mit einem glänzenden Balle unterhalten hatte, schenkte er einen Diamantring zum Werthe von fünftausend Dukaten, und ihrer Tochter gab er ein Rubinenhalsband zum Werthe von dreitausend. Aehnliche Geschenke von geringerem Werthe machte er an Andere vom Hofe, indem er seine Freigebigkeit sogar auf die Musiker und niedrigern Personen, die zu seiner Unterhaltung beigetragen hatten, ausdehnte. Den Kirchen gab er noch substantiellere Beweise seiner Generosität. Kurz, er zeigte bei allen Gelegenheiten einen freigebigen, seines königlichen Standes würdigen Sinn.

Er ließ es sich ferner etwas angelegen sein, die empfangenen Höflichkeiten durch Wiederunterhaltung seiner Gäste auszugleichen. Er war besonders erfreut, ihnen ein artiges Schauspiel bieten zu können, das selbst bei diesem vergnügungsliebenden Volke das seltene Verdienst der Neuheit besaß. Dieß war das anmuthige, von den spanischen Arabern in Castilien eingeführte Tournier. Die höchsten Adeligen aus seinem Gefolge übernahmen dabei die Leitung. Die Kavaliere waren in sechs Quadrillen oder Faktionen aufgestellt, indem eine jede ihre unterschiedenen Livreen und Kennzeichen trug, während das Haupt von Shawls oder Turbanen, die man um dasselbe nach maurischer Manier geschlungen, gedeckt war. Sie waren beritten à la gineta, das heißt, saßen auf dem leichten Zelter Andalusiens, einer Kreuzungsart des arabischen. In ihren Händen schwangen sie ihre schlanken Lanzen, an welche lange Wimpel von lebhafter Farbe zur Bezeichnung der besondern Faktion des Kavaliers befestigt waren. Solchergestalt leicht ausgerüstet und beritten machten die spanischen Ritter die niedlichen Manoeuvres des maurischen Riedstechens durch, zeigten eine leichte Reitkunst und verrichteten Thaten der Behendigkeit und Anmuth, welche die Italiener ergötzten, denn obschon die letzteren dem Schönen mit Leib und Seele zugethan, so waren sie bisher doch nur an die schwerfälligen und plumpen Uebungen der europäischen Tournierkunst gewöhnt gewesen.

Nach einigen Wochen verließ Prinz Philipp die gastfreundlichen Mauern Mailands und brach nach dem Norden auf. Ehe er den Platz verließ, stieß zu ihm eine Kompagnie von zweihundert berittenen Büchsenschützen, die seine eigne gelbe Uniform trugen und vom Herzoge von Archot kommandirt wurden. Sie waren ihm von seinem Vater als Eskorte geschickt worden. Er reiste durch Tyrol und nahm den Weg über München, Trident und Heidelberg u. s. w. nach Flandern. Auf der ganzen Reise war die königliche Partie von Mengen aus den beiden Geschlechtern umringt, die sich drängten, um von dem jungen Fürsten, der eines Tages das mächtigste Szepter in Europa führen sollte, einen Blick zu erhaschen. Die Obrigkeiten der Städte, wodurch er kam, bewillkommneten ihn mit schmeichelnden Adressen und mit Geschenken, letztere häufig in der Form von silbernen, mit Golddukaten gefüllten Urnen oder Bechern. Philipp empfing die Ehrengeschenke mit einer

gnädigen Herablassung, und in der That kamen sie in dieser Zeit des verschwenderischen Verausgabens nicht ungelegen. Auf die Adressen antwortete gewöhnlich der zu des Prinzen Seite reitende Herzog von Alva. Die ganze lange Reise wurde zu Pferde verrichtet: — die einzige sichere Transportmethode in einem Lande, wo die Wege für Wägen nur selten befahrbar sind.

Zuletzt kam die königliche Reitertruppe nach einer Reise von vier Monaten in die Nähe der Stadt Brüssel. Ihre Annäherung an eine große Stadt war ersichtlich aus den Massen, die herauskamen sie zu bewillkommnen, und Philipp ward mit einem stürmischen Enthusiasmus begrüßt, so daß er fühlte, daß er jetzt in der That unter seinem eignen Volke sei. Das Gedränge wurde bald durch Militärtruppen vergrößert, und mit dieser königlichen Eskorte hielt Philipp unter dem Donner der Artillerie und dem Läuten der Glocken, welches fröhlich von jedem Thurme und jeder Kirchspitze ertönte, seinen ersten Einzug in die Hauptstadt Belgiens.

Die Regentin Maria hielt daselbst ihren Hof, und der Kaiser, ihr Bruder, wohnte mit ihr im Palaste zusammen. Es dauerte nicht lange, bis der Vater die Genugthuung hatte, seinen Sohn, von welchem er so viele Jahre getrennt gewesen war, zu umarmen. Die von der Zeit in Philipp's Aeußerem bewirkte Veränderung muß ihm gefallen haben. Philipp war jetzt ein und zwanzig Jahre alt und zeichnete sich durch eine persönliche Lieblichkeit aus, die von mehr als Einem, der in seine Gegenwart kam, bemerkt wurde. Der Bericht wird durch die von der Hand Titian's herrührenden Bildnisse bestätigt; dieselben wurden abgenommen, ehe die Frische der Jugend in das blasse kranke Aussehen verbleicht war, und als Sorge und Angst seinen Mienen noch nicht einen düstern, vielleicht tückischen Ausdruck gegeben hatte.

Er hatte eine weiße, sogar zarte Gesichtsfarbe. Haar und Bart waren leicht gelb. Seine Augen waren blau, die Augenbrauen etwas zu sehr in einander verwebt. Die Nase war dünn und gebogen. Der Hauptmakel in seinem Antlitz war die dicke östreichische Lippe. Sein Unterkiefer trat sogar noch mehr, als derjenige seines Vaters, hervor. Er glich seinem Vater wirklich sehr in seinen Mienen, obschon die Philipp's von einem weniger intellektuellen Gusse waren. An Größe

war er etwas unter der mittlen Höhe, besaß eine dünne, ebenmäßige Gestalt und hatte wohlgeformte Glieder. Auf seine Kleidung, die reich und elegant, aber ohne die Ziererei des Herausputzens war, verwandte er Sorgfalt. Sein Benehmen war ernst, mit jener charakteristisch castilischen Ceremonien-Beobachtung, die für Philipp's langsames und phlegmatisches Temperament als der natürliche Ausdruck angesehen werden kann.

Während Philipp's langer Anwesenheit in Brüssel erhielt Karl Gelegenheit, von seines Sohnes Erziehung die eine Seite — die Regierungswissenschaft — die noch mangelhaft war, zu überwachen. Und sicherlich hätte kein Lehrer von größerer Erfahrung aufgefunden werden können, als der Mann, der im letzten Viertel eines Jahrhunderts bei allen großen politischen Bewegungen in Europa an der Spitze gestanden hatte. Philipp verbrachte jeden Tag einige Zeit in seines Vaters Kabinet, indem er sich über öffentliche Angelegenheiten mit Karln unterhielt, oder den Sitzungen des Staatsrathes beiwohnte. Es kann kaum bezweifelt werden, daß Karl bei seinem Privatunterrichte seinem Sohne zwei Grundsätze einprägte, die während der ganzen Verwaltung Philipp's hervortreten: — einmal nämlich, das königliche Ansehen in seiner vollen Ausdehnung aufrecht zu erhalten, und dann, eine strenge Uebereinstimmung mit der römisch-katholischen Kirche zu erzwingen. Es ist wahrscheinlich, daß er an seinem Sohne einen geeigneten und gelehrigen Zögling fand. Philipp erlangte wenigstens solche Gewohnheiten eines ausdauernden Fleißes und der Wachsamkeit über die Ausführung seiner eigenen Pläne, wie dieselben nur wenige Fürsten besessen haben*).

Der große Zweck von Philipp's Besuche in den Niederlanden war gewesen, dem Volke der verschiedenen Provinzen sich vorzustellen,

---

*) Marino Cavallo, Gesandter am kaiserlichen Hofe, welcher die im Text erwähnten Thatsachen berichtet, drückt einen vernünftigen Zweifel aus, ob Philipp mit all seiner Erziehung je seinem Vater gleichkommen werde. „Nelle cose d'importanza facendolo andare l'imperatore ogni giornio per due or tre hore nella sua camera, parte in Consiglio et parte per ammaestrarlo da solo a solo, dicesi che fin hora a

den eigenthümlichen Charakter desselben auf dessen eignem Boden zu studiren und von ihm als sein zukünftiger Herrscher anerkannt zu werden. Nach einem langen Aufenthalte in Brüssel brach er zu einer Rundreise durch die Provinzen auf. Er war begleitet von der Königin Regentin und von dem nämlichen glänzenden Gefolge wie bei seinem Einzuge mit dem Zusatze einer großen Anzahl flamändischer Edlen.

Die Niederlande waren von Karl immer mit besonderer Gunst behandelt worden, und wiewohl unter seinem königlichen Schutze das Land seine Hülfsquellen nicht so entwickelte, wie unter seinen eignen, freien Institutionen einer spätern Periode, so war es doch zu großem Wohlstande gekommen. Es war dicker besetzt mit Gewerbsstädten, als irgend ein anderes Land von ähnlicher Ausdehnung in Europa, und seine blühenden Gemeinden nahmen an Reichthum, Gewerbfleiß und kommerzieller Unternehmung, so wie auch durch den von seiner Aristokratie beobachteten glänzenden Fuß zu leben, den ersten Rang ein. Bei der gegenwärtigen Gelegenheit wetteiferten diese Kommunen mit einander in ihren loyalen Kundgebungen gegen den Prinzen und in der Pracht des ihm bereiteten Empfanges. Einer vom königlichen Gefolge, Estrella, hat ein Werk zusammengestellt, worin die Philipp auf seiner ganzen Tour bereiteten Ehren dargelegt werden, und diese Reise hat sogar mehr, als seine frühere, den Anblick eines Triumphfortschrittes. Das Buch wuchs unter den Händen seines patriotischen Verfassers auf die Dicke eines massenhaften Foliobandes an, welcher, obschon interessant für seine Zeitgenossen, doch für das gegenwärtige Geschlecht nur eine schwache Anziehung besitzen würde. Die Inschriften allein, womit die Triumphbogen und öffentlichen Gebäude geschmückt waren, erstrecken sich über eine Menge Seiten. Sie waren sowohl lateinisch, wie in der Landessprache, und weissagten die glücklichen der Nation aufbewahrten Tage, wenn dieselbe unter dem wohlwollenden Szepter

---

fatto profitto assai, et da speranza di proceder piu oltre, ma la grandezza di suo padre et l'esser nato grande et non haver fin qui provato travaglio alcuno, non lo farà mai comparirse à gran giunta eguale all' Imperatore." Relatione di Marino Cavallo, Ms.

Philipp's die Süßigkeiten der Ruhe und Freiheit genießen würde. Glückliche Weissagungen, die bewiesen, daß der Prophet nicht mit dem Geiste des Wahrsagens begabt war!*)

Auf diese Feierlichkeiten verwandte Antwerpen allein funfzig tausend Pistolen. Aber kein Ort konnte sich mit Brüssel messen an Kostbarkeit und Glanz seiner Festlichkeiten, wovon die merkwürdigste ein Tournier war. Unter ihren burgundischen Fürsten waren die Flamänder mit diesen ritterlichen Schauspielen vertraut gewesen. Das Zeitalter des Ritterthums welkte freilich vor dem Gebrauche des Schießpulvers und anderer Fortschritte in der Kriegswissenschaft schnell dahin; aber es ward zugegeben, daß seit den Tagen Karl's des Kühnen kein Tournier mit so viel Pracht und ritterlichem Stolze aufgeführt worden war. Die Erzählung des alten Chronikers von dem Ereignisse, wie die Seiten Froissart's scheinen voll des Geistes eines feudalen Zeitalters zu sein. Ich will einige Einzelheiten geben, auf die Gefahr hin, denjenigen geringfügig vorzukommen, welche etwa meinen, daß wir lange genug bei den Schauspielen der Höfe von Castilien und Burgund verweilt haben. Aber solche Schauspiele bilden natürlicherweise einen begleitenden Theil eines malerischen Zeitalters, und die von ihnen gebotenen Aufhellungen der Sitten der Zeit können für den Geschichtstreibenden ein Interesse haben.

Das Tournier wurde auf einem geräumigen Platze abgehalten, der zu dem Zwecke dem großen brüsseler Palaste gegenüber abgegränzt worden war. Vier Ritter waren vorbereitet, das Feld gegen alle Ankommenden zu behaupten, und Preisjuwelen standen für die Sieger zu erwarten. Die vier Herausforderer waren der Graf Mansfeldt, Graf Hoorne, Graf Aremberg und der Sieur de Hubermont; unter den Richtern war der Herzog von Alva, und in der Liste siegreicher Kämpfer finden wir die Namen: Prinz Philipp von Spanien, Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, und Graf Egmont. Dieß sind

---

*) Man betrachte die folgenden Muster, wovon das erstere eine der Inskriptionen von Arras ist und das letztere über dem Dortrechter Thore stand:

„Clementia firmabitur thronus ejus."

„Te duce libertas tranquilla pace beabit."

in der Geschichte berühmte Namen. Es ist interessant zu beobachten, wie die Männer, die bald in tödtlicher Fehde mit einander begriffen sein sollten, auf diese Weise im Scherz zusammentrafen, um den Zeitvertreib des Ritterthums zu feiern.

Es war ein günstiger Tag, und die Säume waren mit Bürgern von Brüssel, wie mit dem Volke aus der Umgegend vollgedrängt. Die Gallerien, welche die Kampfbahn einschlossen, waren beehrt von dem Range und der Schönheit der Hauptstadt. Ein Baldachin, geschmückt mit dem kaiserlichen Wappen in Carmoisin und Gold, zeigte den Platz an, welcher von Karl dem Fünften und seinen Schwestern, der Regentin der Niederlande und der verwittweten Königin von Frankreich, eingenommen wurde.

Mehrere Stunden hindurch wurde von den vier Herausforderern das Feld tapfer behauptet gegen jeden Ritter, der den Ehrgeiz besaß, seine Tapferkeit in der Gegenwart einer so hohen Versammlung zu beweisen. Endlich bliesen die Trompeten und kündigten die Ankunft von vier Kavalieren an, deren glänzender Gefolgezug sie als Personen von hoher Abkunft ankündigte. Die vier Ritter waren: Prinz Philipp, der Herzog von Savoyen, Graf Egmont und Juan Manriquez de Lara, Hausmeier des Kaisers. Sie waren völlig in Panzer gesteckt, worüber sie violettfarbige, sammtne Oberröcke trugen, während die Schabracken ihrer Pferde aus Gold gewirkt waren.

Philipp nahm den ersten Anlauf. Sein Widersacher war der Graf Mansfeldt, ein flamändischer Kapitän mit großem Ruhme. Beim festgesetzten Zeichen sprengten die beiden Ritter gegen einander, und trafen in der Mitte der Schranken zusammen mit einem Stoße, der ihre Lanzen bis selbst auf den Griff zertrümmerte. Beide Ritter schwankten in ihren Sätteln, aber keiner verlor seinen Sitz. Die Kampfbahn erschallte von der Zuschauer Beifallsbezeugungen, die nicht weniger aufrichtig waren, weil einer der Kämpfenden der rechtmäßige Erbe war.

Dann brachen andere Kavaliere mit verschiedenem Erfolge Lanzen. Es folgte ein allgemeines Tournier, woran ein jeder Ritter Theil nahm, der bei dieser billigen Gelegenheit eine Lanze zu brechen wünschte, und manche Waffenthat, die unzweifelhaft lange im An-

denken der Bürger von Brüssel blieb, wurde verrichtet. Am Ende der siebenten Stunde kündigte Trompetengeschmetter den Schluß des Kampfes an, und die Versammlung brach in bewundernswürdiger Ordnung auf, indem die Ritter sich zurückzogen, um ihre schweren vollen Rüstungen mit den leichteren Kleidern des Ballsaals zu vertauschen. Von der Municipalität war ein Banket in einem glänzenden, der königlichen Gäste würdigen Style bereitet worden. Der Kaiser sammt seinen Schwestern beehrte es mit seiner Gegenwart und war Zeuge bei der Vertheilung der Preise. Unter diesen ward ein glänzender Rubin, der Preis für die lança de las damas (die „Damenlanze" in der Sprache des Ritterthums), dem Prinzen Philipp von Spanien durch die gesetzlichen Richter zuerkannt.

Auf das Banket folgte Tanz, und die hochgebildete Ritterlichkeit des Prinzen empfahl sich eben so im Ballsaale, wie sich seine Tapferkeit in den Schranken empfohlen hatte. Unter die Tanzenden mischten sich Masken im orientalischen Costüme, einige in türkischer, andere in albanischer Tracht. Die munteren Lustbarkeiten dauerten nicht über die Mitternachtsstunde hinaus, da denn die Gesellschaft aufbrach, indem sie beim Fortgehen laut den guten Genuß rühmte, welcher ihr von den gastfreundschaftlichen Bürgern von Brüssel geboten worden war.

Philipp gewann bei einer andern Gelegenheit den Preis, als er mit einem tapfern Ritter, Namens Guiños, tournierte. Nicht so glücklich war er in einem Zusammentreffen mit dem Sohne seines alten Lehrers Zuñigo, wobei er mit solcher Gewalt an den Kopf getroffen ward, daß er, nachdem ihn sein Roß ein Stück fortgetragen hatte, bewußtlos aus dem Sattel fiel. Die Bestürzung war groß, allein der Unfall ging ohne ernstliche Folgen vorüber*).

Es hat Leute gegeben, die ihm in der Führung der Lanze die

---

*) „Ictum accepit in capite galeaque tam vehementem, ut vecors ac dormienti similis parumper invectus ephippio delaberetur, et in caput armis superiorem corporis partem gravius deprimentibus caderet. Itaque semianimis pulvere spiritum intercludente jacuit, donec a suis sublevatus est." Sepulvedae Opera, vol. II. p. 381.

Fertigkeit abgesprochen haben. Marillac nämlich, der französische Gesandte am kaiserlichen Hofe, sagt, indem er von dem, von Philipp zu Ehren der Prinzessin von Lothringen in Augsburg gegebenen Tourniere spricht, daß er in seinem ganzen Leben keinen schlechtern Lanzenstecher gesehen habe. Ein ander Mal behauptet er, daß der spanische Prinz seinen Gegner nicht einmal treffen könne. Es mußte aber ein sehr handgreiflicher Stoß sein, wenn denselben ein Franzose bemerken sollte. Die Franzosen betrachteten die damaligen Spanier auf die gleiche Weise, wie sie in einer frühern Periode die Engländer betrachteten, oder wie sie dieselben in einer spätern zu betrachten fortfuhren. Die lange Nebenbuhlerschaft der französischen und spanischen Monarchen hatte der Brust ihrer Unterthanen solche Gefühle gegenseitiger Abneigung eingeflößt, daß die Meinungen beider Nationen in Bezug auf einander im sechszehnten Jahrhunderte mit dem größten Mißtrauen aufgenommen werden müssen.

Allein, wie auch immer der Erfolg Philipp's bei diesen ritterlichen Schauspielen gewesen sein mag, so ist es doch ganz sicher, daß sie nicht nach seinem Geschmacke waren. Er nahm bloß an ihnen Theil, um sich den Wünschen seines Vaters und der Laune des Zeitalters zu fügen. Obschon er in seiner Jugend manchmal jagte, so war er doch weder ein Freund von Jagdvergnügungen, noch von den athletischen Uebungen des Ritterthums. Sein Körperbau war weit davon entfernt, robust zu sein. Er suchte denselben weniger durch Uebung als durch Diät zu stärken. Er beschränkte sich fast gänzlich auf Fleisch als das nahrhafteste Nahrungsmittel, indem er sich der Fische, wie des Obstes enthielt. Außer seiner Unaufgelegtheit zu thätigen Uebungen, hatte er an den schimmernden, in jenem romantischen Zeitalter so gäng und gäbe gewordenen Schauspielen auch keine Lust. Die Rolle, welche er auf seiner langen Tour bei den Festen gespielt hatte, war nicht von ihm begehrt worden. Wiewohl er ceremoniell war und von denen, die in seine Nähe kamen, Unterwürfigkeit forderte, so war er dennoch kein Liebhaber von dem Gepränge und dem Paradiren eines Hoflebens. Er zog es vor, seine Stunden in der Einsamkeit seines eignen Zimmers hinzubringen, wo er Vergnügen an der Unterhaltung Einiger fand, die er mit seiner Achtung beehrte.

Der Kaiser konnte ihn nur mit Schwierigkeit dazu bringen, seine Zurückgezogenheit zu verlassen, sich im Audienzzimmer zu zeigen, oder ihn auf seinen Höflichkeitsbesuchen zu begleiten.

Diese Neigungen Philipp's zur Zurückhaltung und Stille empfahlen ihn bei den Flamändern keineswegs, da dieselben an das Gepränge und den verschwenderischen Glanz des burgundischen Hofes gewöhnt waren. Ihre freien, gesellschaftlichen Gemüther fühlten kalt bei seinem abgemessenen Benehmen. Sie hielten demselben das leutselige Betragen seines Vaters gegenüber, welcher sich so gut den Sitten der verschiedenen Nationen unter seinem Szepter anpassen konnte, und der vollkommen ihre Charaktere zu verstehen schien: — die verschlagene Politik des Italieners, die hausbackene Einfachheit des Deutschen und den castilischen Anstand und Ehrenpunkt. Bloß mit dem letzten hatte Philipp Alles gemein. Er war in jeder Hinsicht Spanier. Er sprach von Nichts, schien an Nichts zu denken, als an Spanien. Die Niederlande waren ihm ein fremdes Land, mit dem er wenig Sympathie hegte. Seine Räthe und Gesellschafter waren durchaus Spanier. Das Volk von Flandern fühlte, daß ihm unter Philipp's Herrschaft wenig Gunst erwiesen werden würde, und es sah im Voraus die Zeit, da im eignen, heimischen Lande alle bedeutenden Stellen an Castilianer auf die nämliche Weise vergeben werden würden, wie in dem frühen Leben Karl's des Fünften diejenigen Castiliens an Fleminger vergeben worden waren.

Indeß merkte der Kaiser seines Sohnes Unbeliebtheit so wenig, daß er gerade jetzt Anstalten traf, ihm die Kaiserkrone zu sichern. Er berief die Kurfürsten und großen Herren des Reiches zu einem Tage in Augsburg im August 1550 zusammen. Daselbst machte er den Vorschlag, Philipp's Wahl zum römischen König, sobald als er seines Bruders Ferdinand Abtretung dieser Würde erlangt hätte, sicher zu stellen. Aber Karl zeigte in alle Dem nicht seine gewöhnliche Menschenkenntniß. Die Herrschsucht für seines Sohnes Rechnung — obschon er den Besitz der Macht im eignen Falle nicht als zum Glück führend gefunden hatte — scheint ihn ganz verblendet zu haben.

Er begab sich mit Philipp nach Augsburg, wo sie Ferdinand und die Glieder des deutschen Bundes trafen. Allein nur vergebens ver-

langte Karl von dem Bruder, daß derselbe seinen Anspruch auf die Nachfolge im Reich zu Gunsten seines Neffen aufgäbe. Weder Forderungen, noch Gründe unterstützt von Bitten, selbst nicht, wie es heißt, die Thränen ihrer gemeinsamen Schwester, der Regentin Maria, konnten Ferdinand zur Entäußerung der glänzenden Erbschaft vermögen. Nicht erfolgreicher war Karl, als er seinen Boden änderte und bei seinem Bruder darauf drang, sich in Philipp's Wahl zu seinem Nachfolger in der römischen Königswürde, oder wenigstens darein zu ergeben, daß derselbe diese Würde — was bisher ohne Beispiel war — mit seinem Vetter Maximilian, dem Sohne Ferdinand's, theilen sollte, denn der letztere war, wie man voraussetzte, von den Kurfürsten zur Nachfolge seines Vaters bestimmt.

Dieser junge Fürst, welcher mittlerweile nach Augsburg berufen worden war, war so wenig, als Ferdinand es gewesen, geneigt, den Vorschlägen seines zu gierigen Schwiegervaters zuzustimmen, obschon er als den Grund seiner Weigerung höflich anführte, daß er kein Recht habe, der Entscheidung der Kurfürsten zu nahe zu treten. Er konnte seine Sache getrost ihrer Entscheidung überlassen. Dieselben fühlten kein Verlangen, das kaiserliche Szepter in der Linie der castilischen Monarchen zu verewigen. Sie hatten genug von der despotischen Laune Karl's des Fünften zu erleiden gehabt, und hatten keinen Grund zur Voraussetzung, daß diese Laune in der Person Philipp's gemildert werden würde. Sie wünschten zu ihrem Herrscher einen Deutschen, Einen, welcher den deutschen Charakter verstände und von Herzen auf die Gefühle seines Volkes einginge. Maximilian's Geradheit in dem, was er wollte, und seine freundliche Gemüthsart hatten ihm im hohen Grade die Zuneigung seiner Landsleute gewonnen, und bewiesen nach ihrer Meinung, daß er des Thrones würdig sei.

Philipp dagegen stieß die Deutschen sogar noch mehr, als die Fleminger ab. Es war vergebens, wenn er bei ihren Gelagen zwei oder dreimal so viel trank, als er sonst gewohnt war, bis ihm der Kardinal von Trident versicherte, daß er rasch bei dem Volke in Gunst gerathe. Der natürliche Hochmuth seiner Seele zeigte sich bei zu vielen Gelegenheiten, als daß er verkannt werden konnte. Wenn Karl in seinen Palast zurückkehrte, begleitet, wie es gewöhnlich war, von einem

Gefolge Edler und Fürsten des Reichs, faßte er dieselben wohl bei der Hand und nahm beim Abschiede den Hut ab. Allein von Philipp sah man bei gleichen Gelegenheiten, daß er direkt in den Palast hineinspazierte, ohne sich nur noch einmal umzudrehn oder sich herabzulassen, auf irgend eine Weise von den Höflingen, welche ihn begleitet hatten, Notiz zu nehmen. Dieß hieß so viel, wie sich höher stellen, als selbst sein Vater gethan. Wirklich sagte man von ihm, daß er sich für größer, als seinen Vater hielt, insofern der Sohn eines Kaisers größer wäre, als der Sohn eines Königs! — eine närrische Prahlerei, die nichtsdestoweniger seinen Charakter anzeigte, wenn sie für ihn auch von den Deutschen wahrscheinlich erfunden worden war. Kurz, Philipp's Manieren, die, nach der Sprache eines Zeitgenossen, den Italienern wenig gefielen und den Flemingern geradezu mißfielen, waren den Deutschen völlig verhaßt.

Ebensowenig war den Spaniern selbst an Philipp's Wahl gelegen. Diese Nation war lange genug als ein Anhängsel zum Kaiserreiche angesehen worden. Ihr Stolz war verwundet worden durch das Licht, worin sie bei Karln gestanden, der auf Spanien wie auf eine königliche Domäne zu blicken schien und den Werth derselben hauptsächlich nach den Mitteln abtarirte, die sie ihm leistete, damit er seine Rolle auf der großen Bühne von Europa spielen könne. Der stolze Castilianer des sechszehnten Jahrhunderts, im Bewußtsein seiner höheren Ansprüche, konnte diese Erniedrigung schlecht ertragen. Er seufzte nach einem in Spanien gebornen und erzogenen Fürsten, der zufrieden wäre, wenn er sein Leben in Spanien zubrächte, und der keinen Ehrgeiz hegte, ohne daß derselbe mit Spaniens Wohlstande und Ruhme verflochten sei. In diesem Punkte waren die Spanier sogar noch zäher, als die Deutschen. Ihre aparte Lage machte sie ausschließlicher, strenger national und gegen fremden Einfluß weniger tolerant. Sie verlangten zu ihrem Herrscher einen Spanier. Ein solcher war Philipp, und sie sehnten die Stunde herbei, wenn Spanien von dem Kaiserreiche getrennt, und wenn es unter dem Szepter eines patriotischen Fürsten zu seinem verdienten Vorrange unter den Nationen steigen würde.

Indeß war Karl weit entfernt nachzugeben, sondern drang auf diesen Punkt mit solcher Hartnäckigkeit, daß ein offener Bruch zwischen den

verschiedenen Zweigen der Familie mit Wahrscheinlichkeit bevorzustehen schien*). Eine Zeit lang blieb Ferdinand in seinem Zimmer und hatte mit Karln oder seiner Schwester keinen Umgang. Allein am Ende gewann das Genie oder die Hartnäckigkeit Karl's insofern über seinen Bruder die Oberhand, als derselbe in einen Privatvertrag willigte, wonach man übereinkam, daß, während der Bruder im Besitze der Kaiserkrone bliebe, Philipp ihm als römischer König nachfolgen, und daß Maximilian auf Philipp folgen sollte. Ferdinand riskirte wenig durch Zugeständnisse, die von dem Kurfürstenkollegium nie sanktionirt werden konnten. Die Schläge, welche im folgenden Jahre des Kaisers Waffen trafen, zerstörten jeden Einfluß, den er in diesem Wahlkörper besitzen konnte, und er scheint seine Pläne zur Vergrößerung seines Sohnes mit der Sicherstellung desselben in der Erbfolge im Reiche nie wieder von Neuem belebt zu haben.

Philipp hatte jetzt den großen Zweck seines Besuchs erfüllt. Er hatte sich dem Volke der Niederlande vorgestellt und ihre Huldigung als Erbe des Königreichs empfangen. Seine Reise war in mancher Hinsicht von Nutzen gewesen. Es war fast unmöglich, daß ein junger Mann, der bisher immer innerhalb der engen Gränzen seines eignen Landes gesteckt hatte und stets denselben lokalen Einflüssen ausgesetzt gewesen war, seine Begriffe durch die Reise ins Ausland und durch den Verkehr mit verschiedenen Nationen nicht bedeutend erweitert haben sollte. Besonders wichtig war es, daß Philipp sich, wie allein ein Landesbewohner vermag, mit dem Charakter und den Institutionen derjenigen Nationen vertraut machte, über welche er eines Tages herrschen sollte. Indeß war sein Besuch der Niederlande nicht von den glücklichsten Erfolgen begleitet gewesen. Denn augenscheinlich machte er auf das Volk keinen günstigen Eindruck. Je mehr sie ihn sahen,

*) Vergleiche den charakteristischen Brief Karl's an seine Schwester, die Regentin der Niederlande, vom 16. Dezember 1550, voll von ärgerlichen Ausdrücken gegen Ferdinanden wegen dessen Undankbarkeit und Betrügerei. Nach Karl's Ansichten von der Sache war der Plan auf den Vortheil beider Theile berechnet: — „ce que convenait pour establir noz maisons.“ — Lanz, Korrespondenz des Kaisers Karl V., Leipzig 1846, B. III., Seite 18.

desto weniger schienen sie ihn gern zu haben. Gewöhnlich sind solche Eindrücke gegenseitig, und Philipp scheint mit geringem Bedauern das Land verlassen zu haben. So konnte man schon bei dem ersten Ansichtigwerden zwischen dem zukünftigen Monarchen und seinen Unterthanen die Symptome jener Entfremdung gewahren, welche sich später zu einem dauernden und nicht wieder gut zu machenden Bruche erweiterte.

Philipp, sehnsüchtig, Castilien zu erreichen, beschleunigte seine Reise, ohne Halt zu machen um die ihm überall auf seinem Wege angebotenen Höflichkeiten zu empfangen. Er machte eine einzige Ausnahme mit Trident, wo das geistliche Koncil die denkwürdige Sitzung abhielt, welche in den Annalen der Kirche eine so große Rolle spielt. Bei seiner Annäherung an die Stadt kamen der Kardinallegat, begleitet von den Prälaten der Mitra, und andere Würdenträger des Koncils als Deputation heraus, um ihn zu empfangen. Während seines dasigen Verweilens ward er mit Maskeraden, Tanz, theatralischen Vorstellungen und Tournierspielen, entworfen, um Scenen aus dem Ariosto darzustellen, unterhalten. Diese Zerstreuungen der ehrwürdigen Väter bildeten einen wunderlichen Kontrast und vielleicht eine willkommene Erleichterung zu ihrer feierlichen Beschäftigung mit dem Ordnen eines Glaubensbekenntnisses für die christliche Welt.

Von Trident verfolgte Philipp seinen Weg mit aller Hast nach Genua, wo er sich unter der Flagge des Veteranen Doria, der ihn von Spanien gebracht hatte, einschiffte. Er landete zu Barcelona am zwölften Tage des Juli 1554 und reiste direkt nach Valladolid, wo er wieder die Regierung des Königreiches übernahm. Er wurde unterstützt durch einen von Augsburg datirten Brief seines Vaters mit zahlreichen Instruktionen für die zu befolgende Politik und mit freien Erörterungen sowohl über die auswärtigen, wie einheimischen Beziehungen des Landes. Der Brief, der sehr lang ist, zeigt, daß der faßliche Geist Karl's, so wenig Zeit er auch den Angelegenheiten der Monarchie schenken konnte, ihren innern Zustand und den Betrag ihrer Hülfsquellen vollkommen begriff.

Die folgenden Jahre waren für Karln Jahre der Erniedrigung; Jahre, gekennzeichnet durch die Flucht von Innsbruck und die unheil-

volle Belagerung von Metz, — da geschlagen von den Protestanten, übermeistert von den Franzosen die Unfälle des Kaisers schwer auf sein stolzes Herz drückten und wahrscheinlich mehr, als alle Homilien seines geistlichen Lehrers dazu beitrugen, ihm die Welt und ihre Eitelkeiten zu verleiden.

Indeß machten diese Unfälle in Spanien wenig Eindruck. Die Kriegstöne verklangen, ehe sie den Fuß der Pyrenäen erreichten. Zwar sandte Spanien von Zeit zu Zeit seine Söhne zum Dienste unter dem Banner Karl's und in dieser Schule nur vervollkommnete sich das bewundernswürdige System der Disciplin und Taktik, welches vom großen Kaptän eingeführt wurde und die spanische Infanterie zur gefürchtetsten in Europa machte. Aber die große Masse des Volks fühlte wenig Interesse bei dem Erfolge dieser entlegenen Unternehmungen, wovon ihr der Gewinn keinen Nutzen brachte. Nicht daß der Geist Spaniens unthätig oder von jener Lethargie niedergedrückt lag, welche sich in einer spätern Zeit einnistete. Im Gegentheil war große intellektuelle Thätigkeit vorhanden Spanien ward freilich von einer Willkürherrschaft verhindert, seine Spekulationen auf die Gebiete theologischer oder politischer Wissenschaft auszudehnen. Allein dieß war bis zu einem gewissen Grade mit den meisten benachbarten Nationen der Fall und es hielt sich für diese Verhinderung schadlos an einer fleißigern Pflege der schönen Literatur. Das Gestirn des Genies hat schon angefangen sich über dem Horizont zu zeigen, welches über die Mittagshöhe und den Untergang von Philipp's Regierung Ruhm ausstrahlen sollte. Die Hofpoeten unter der Regierung seines Vaters hatten den Einfluß italienischer Muster zugestanden, die von den neuerdings gemachten Landerwerbungen in Italien herrührten. Aber der Nationalgeschmack behauptete wieder seine Ueberlegenheit, und der modische Dichtungston wurde nach und nach mehr und mehr dem alten castilischen Banner angepaßt.

In Spanien würde ein Abweichen von dem nationalen Banner unmöglich lange geduldet worden sein, da dort die Sprache, Sitten, die Kleidung und die Gebräuche des Landes fast ganz dieselben waren, die sie Menschenalter hindurch gewesen — und die sie Menschenalter hindurch blieben, nachdem lange zuvor Cervantes den Spiegel der

Fiktion emporgehalten hatte, um die Züge des nationalen Wesens lebhafter wiederzustrahlen, als es auf den Seiten des Chronikers erlaubt ist. In den rohen romances des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts kann der Castilier des sechszehnten seinen Lebensweg schon mit erträglicher Genauigkeit abgezeichnet finden. Der verliebte Kavalier klimperte noch seine Guitarre bei Mondenscheine unter dem Balcone seiner Gebieterin oder trug ihre Gunstbezeugungen beim maurischen Riedstechen. Die gemeinen Leute sangen noch ihre lebhaften seguidillas, oder drängten sich zu den fiestas de toros (den grausamen Stiergefechten), oder zu den noch grausameren autos de fé. Dieß letzte Schauspiel von vergleichsweise jungem Ursprunge aus der Zeit Ferdinand's und Isabellens war die begründete Folge der langen Kriege mit den Moslems, Kämpfe, welche die Spanier gegen religiösen Unglauben intolerant machten. Wie barbarisch es auch in einem humaneren und aufgeklärteren Zeitalter scheinen mag, so ward jenes Schauspiel doch von dem alten Spanier für ein dem Himmel angenehmes Opfer angesehen, bei welchem er im Begriff stand, das schlummernde Feuer seiner eigenen religiösen Entzündbarkeit wieder anzufachen.

Das Aufhören der langen maurischen Kriege durch den Fall von Granada bewirkte den bedeutendsten Wechsel in dem Zustande der Spanier. Sie fanden jedoch einen Ausweg für ihren ritterlichen Fanatismus in einem Kreuzzuge gegen die Heiden der Neuen Welt. Die von ihren Wanderungen Heimkehrenden brachten nach Spanien wenig von fremden Gebräuchen und Sitten mit; denn der Spanier war der einzige civilisirte Mensch, den sie in den Wildnissen von Amerika fanden.

Auf solche Weise verstrich das häusliche Leben des Spaniers in demselben unveränderten Kreislauf von Gewohnheiten, Meinungen und Vorurtheilen, mit Ausschluß und wahrscheinlich Verachtung alles Fremden. Nicht daß diese Gewohnheiten in den verschiedenen Provinzen nicht verschieden gewesen wären, sondern ihre unterscheidbaren Eigenheiten erbten mit traditioneller Genauigkeit vom Vater zum Sohne fort. Aber, unter diesen gab es eine große gemeinschaftliche Grundlage des Nationalcharakters. Wahrscheinlich existirte, mit Ausnahme der Juden, niemals ein Volk, das sich durch eine so starke Nationalität ausgezeichnet hätte. Unter einem solchen Volke nun und unter solchen

Einflüssen war Philipp geboren und erzogen. Seine Gemüthsart und seine Geistesverfassung machten ihn für die Aufnahme dieser Einflüsse geeignet, und als er an Jahren zunahm, sahen die Spanier mit Stolz und Genugthuung in ihrem zukünftigen Herrscher den vollkommensten Ausdruck des nationalen Charakters.

Drittes Kapitel.

Die englische Allianz.

Zustand Englands. — Der Charakter Mariens. — Philipp's Heirathsvorschläge. — Heirathsartikel. — Aufstand in England.

1553, 1554.

Im Sommer 1553, drei Jahre nach Philipp's Rückkehr nach Spanien, fiel ein Ereigniß vor, welches einen beträchtlichen Einfluß auf seine Umstände ausüben sollte. Dieß war der Tod Eduard's des Sechsten von England nach einer kurzen, aber wichtigen Regierung. Ihm folgte seine Schwester Maria, jene unglückliche Fürstin, deren Beiname „Bloody“ (die Blutige) ihr eine traurige Auszeichnung unter den Herrschern des Hauses Tudor gibt.

Die Regierung ihres Vaters, Heinrich's des Achten, hatte der religiösen Umwälzung, deren Wirkungen dauernd sein sollten, den Weg gebahnt. Indeß zeigte Heinrich mehr seine Stärke im Wankendmachen alter Institutionen, als in der Beschaffung neuer. Durch die Abschaffung der Klöster brach er jene spirituelle Miliz ab, welche ein wirksames Instrument zur Aufrechthaltung der Autorität Roms gewesen war, und er vollendete das Werk der Unabhängigkeit, indem er sich selbst kühn auf den Stuhl St. Peter's setzte und die Autorität des Hauptes der Kirche annahm. So wurde, während die Oberhoheit des Papstes verworfen ward, die katholische Religion in ihren wesentlichen

Punkten unbeeinträchtigt beibehalten. Die Nation blieb, mit andern Worten, nicht Papisten, sondern Katholiken.

Der von Heinrich dem Achten gegebene Anstoß wurde unter seinem Sohne Eduard dem Sechsten bis zu bedeutenderen Konsequenzen verfolgt. Die besonders in Bezug auf die äußeren Formen und die Disciplin der Gottesverehrung beträchtlich veränderten Meinungen der deutschen Reformatoren fanden bei den Ministern des jungen Monarchen eine herzliche Aufnahme. Der Protestantismus wurde die Religion des Landes und die Kirche von England erhielt großentheils jene eigenthümliche Organisation, welche sie bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Allein Eduard's Regierung war zu kurz, als daß sie die neuen Meinungen in den Herzen des Volkes hätte tiefe Wurzel schlagen lassen. Der größere Theil der Aristokratie zeigte bald, daß sie, welch' einen religiösen Eifer sie auch affektirt haben mochte, nicht dazu bereit war, irgend ein Opfer von ihren weltlichen Interessen zu bringen. Nachdem eine katholische Königin den Thron bestiegen hatte, wurde eine Reaktion sichtbar. Man empfand einige Verlegenheit bei der Rückkehr zum früheren Glauben hinsichtlich der Restitution des eingezogenen Eigenthums der Mönchsorden, die die Rückkehr natürlich in sich zu schließen schien. Aber die politischen Zugeständnisse Roms erließen den neuen Proselyten diese erste Probe der Aufrichtigkeit, und nachdem England seine Ketzereien verstoßen hatte, wurde es in die Pferche der römisch-katholischen Kirche wieder aufgenommen und noch einmal unter die Jurisdiktion von deren Hohenpriester gestellt.

Nach den gegebenen Proben von bereiter Fügsamkeit, womit die damaligen Engländer ihren religiösen Glauben dem Glauben ihres Souveräns anbequemten, können wir uns kaum über den beißenden Tadel des venetianischen Gesandten wundern, welcher zur Zeit der Königin Maria am Hofe zu London residirte. „Das Beispiel und die Autorität des Herrschers“, sagt er, „sind dem Volke dieses Landes in Glaubenssachen ihr Eins und Alles. Wie er glaubt, glauben sie; Judenthum oder Mohamedanismus, Alles ist ihnen eins. Sie schmiegen sich leicht seinem Willen an, wenigstens insofern, als die äußere Form in Betracht kommt; am leichtesten aber thun sie es, wo es mit ihrem eignen Vergnügen und Nutzen zusammentrifft.“

Der Gesandte Giovanni Micheli war einer aus dem Stande jener Kaufmannsfürsten, die von Venedig bei seinen auswärtigen Missionen verwandt wurden; das waren Männer, deren Bekanntschaft mit den Geschäften sie befähigte, die Quellen des Landes, wohin sie geschickt, so wie die Intriguen des Hofes zu begreifen. Ihre Beobachtungen wurden zu fleißigen Berichten ausgearbeitet, welche, bei der Rückkehr nach Venedig, öffentlich vor dem Dogen und dem Senate vorgelesen wurden. Die so zu Stande gekommenen Dokumente bilden einige von den schätzenswerthesten und authentischsten Materialien für die Geschichte von Europa im sechszehnten Jahrhundert. Micheli's Bericht ist weitläufig über die Lage Englands unter der Königin Maria, und einige Bemerkungen werden für den Leser der Gegenwart Interesse haben, da sie ihm einen Anhalt zum Vergleiche der Vergangenheit geben *).

London preist er als eine der feinsten Städte in Europa, die mit den Vorstädten gegen einhundertundachtzigtausend Seelen enthält **). Die großen Herren verbrachten, wie die in Frankreich und Deutschland, den größten Theil ihrer Zeit auf ihren Landgütern.

Das Königreich, wenn vereinigt, war stark genug, um es mit irgend einem vom Auslande gemachten Angriffe aufzunehmen. Doch

*) Soriano bemerkt das höfliche Benehmen und die Gewandtheit seines Landsmannes Micheli, die denselben allgemein an den Höfen, wohin er gesandt würde, beliebt machten. „Il Micheli e gratissimo a tutti fino al minore, per la dimestichezza che havea con grandi, et per la dolcezza et cortesia che usava con gl'altri, et per il giudicio che mostrava con tutti.“ Relatione di Michele Soriano, Ms. Exemplare von Micheli's interessanter Erzählung sind in verschiedenen öffentlichen Bibliotheken Europa's zu finden; unter Anderm in der Sammlung der Cottonischen Manuskripte, und der Lansdowne-Manuskripte im Britischen Museum, so wie in der Barberinibibliothek zu Rom. Das in meinen Händen befindliche Exemplar ist aus der herzoglichen Bibliothek zu Gotha. Sir Henry Ellis hat in der zweiten Reihenfolge seiner „Original Letters“ einen Abriß des Cottonischen Manuskriptes gegeben.

**) Dieß stimmt mit dem Lansdowne-Manuskripte überein. Das Cottonische, wie es von Sir Henry Ellis wiedergegeben wird, schlägt die Bevölkerung auf 150,000 an.

war seine Flotte gering, indem sie durch Nachlässigkeit und übelberechnete Oekonomie bis auf nicht mehr, als vierzig Kriegsschiffe zusammengeschrumpft war. Aber die Handelsmarine konnte noch zweitausend liefern, die in kurzer Frist wohl ausgestattet und segelfertig gemacht werden konnten. Die Armee war vorzüglich stark an Artillerie und mit allem Kriegsbedarf versehen. Die hauptsächlich geschätzte Waffe war der Bogen, in dessen Gebrauch das englische Volk von früher Jugend eingeschult wurde. Die Reiterei war sehr mangelhaft. Zwar gab es Pferde in Fülle, aber sie brauchten Pflege. Meistentheils waren sie leicht, schwach und mit Gras gefüttert. Die Nation war vor Allem wegen der Leichtigkeit der öffentlichen Lasten zu beneiden. Es lagen keine Abgaben auf Wein, Bier, Salz, Tuch oder überhaupt auf den übrigen Artikeln, welche in andern Ländern die größten Hülfsquellen für die Einnahme abgaben. Das ganze Einkommen belief sich gewöhnlich nicht über zweihunderttausend Pfund. Parlamente wurden selten berufen, ausgenommen wenn sie dem Könige aus Verlegenheit helfen oder seinen Absichten ein Mäntelchen umwerfen sollten. Niemand wagte dem königlichen Willen zu widerstehen: servil kamen die Parlamentsglieder an und servil blieben sie. — Ein Engländer des neunzehnten Jahrhunderts mag lächeln, wenn er den Kontrast einiger dieser Bemerkungen mit der gegenwärtigen Lage vergleicht, obschon im Punkte der Besteuerung der Kontrast eher geeignet sein dürfte, einen Seufzer hervorzurufen.

Der venetianische Gesandte malt die Königin Maria mit etwas andern Farben, als dieselbe gewöhnlich von englischen Geschichtsschreibern gezeichnet wird. Zur Zeit ihrer Thronbesteigung war sie gegen sechsunddreißig Jahre alt. Ihre Größe war etwas unter mittler Länge — nicht hoch, wie es bei ihren beiden Aeltern der Fall war, — und sie hatte eine ausnehmend gute Gestalt. „Ihre Porträts,“ sagt Micheli, „bewiesen, daß sie in ihrer Jugend nicht nur hübsch, sondern sogar schön gewesen sein muß; — wiewohl ihr Antlitz, als er sie sah, Spuren früher Bekümmerniß und Krankheit zeigte.“ Aber, was sie auch an körperlichen Reizen verloren hatte, so ward dasselbe durch ihre geistigen vollkommen ersetzt. Sie hatte ein schnelles Begriffsvermögen und ihr standen, wie auch ihrer jüngern Schwester Elisabeth, ver-

schiedene Sprachen zu Gebote, von denen sie drei, Französisch, Spanisch und Lateinisch, sprechen konnte, und zwar das Latein geläufig. Allein in diesen Fertigkeiten wurde sie von ihrer Schwester übertroffen, die das Griechische wohl verstand und das Italienische mit Leichtigkeit und Eleganz sprechen konnte. Indeß sprach wie schrieb Maria ihre Muttersprache in einer einfachen, geraden Weise, die einen Gegensatz bildet mit den zweideutigen Phrasen und kalten Gedanken, worin Elisabeth gewöhnlich ihre Gefühle überlieferte, oder besser, versteckte.

Maria hatte das Unglück, mit einer chronischen Schwäche behaftet zu sein, die sie Wochen, ja Monate lang jedes Jahr an ihr Zimmer fesselte, und die zusammen mit ihren häuslichen Sorgen ihr ein melancholisches Aussehen gab, das sich in späteren Jahren in eine zurückstoßende Herbe dauernd verwandelte. Ihre Stimme hatte einen männlichen Klang, sagt der Venetianer, und ihre Augen, worauf immer sie dieselben richtete, flößten ein Gefühl nicht einzig von Ehrfurcht, sondern von Furcht ein. Ihr Sinn, fügt er hinzu, war erhaben und großmüthig, kam nie durch Gefahr außer Fassung und zeigte in allen Sachen ein wahrhaft königliches Blut.

Ihre Frömmigkeit, fährt er fort, und ihre Geduld in Trübsal kann nicht zu sehr bewundert werden. Getragen, wie sie war, von einem lebendigen Glauben und unschuldigen Gewissen, vergleicht er sie mit einem Lichte, welches die heftigen Winde keine Macht auszulöschen haben, sondern das mit immer wachsendem Glanze fortleuchtet. Sie erwartete ihre Zeit, und war offenbar von der Vorsehung zu etwas Großem bestimmt. — Wir lesen da die Sprache des gläubigen Katholiken, der dankbar für die von Maria dem Glauben erwiesenen Dienste ist.

Indeß würde es unbarmherzig sein, wollte man annehmen, daß Maria nicht andächtig fromm und in ihrer Frömmigkeit sehr ernst gewesen wäre. Die Tochter Katharinens von Aragonien und die Enkelin Isabellens von Castilien kann kaum anders gewesen sein. Die Frauen aus dieser Königslinie waren eine, wie die andere durch Frömmigkeit ausgezeichnet, wenn auch dieselbe oft einen bigotten Anstrich hatte. Bei Maria artete die Bigotterie in Fanatismus, und der Fanatismus in den Geist der Verfolgungssucht aus. Die

schlimmsten Uebel sind wahrscheinlich solche, die vom Fanatismus ausflossen. Jedoch liefert uns der Betrag des angerichteten Schadens noch nicht nothwendig das Maß zur Beurtheilung der Schuld seines Urhebers. Die Einführung der Inquisition in Spanien muß hauptsächlich auf Isabella fallen. Indeß wird der, welcher ihre Regierung studirt, dieser großen Königin nicht das Lob eines zarten Gewissens und eines aufrichtigen Verlangens, das Rechte zu thun, vorenthalten. Leider lehrte sie der Glaube, in dem sie, wie auch ihre königliche Enkelin auferzogen wurde, sich ein Gewissen aus der Beibehaltung von Dienern zu machen, die weniger, als sie selbst, gewissenhaft waren, und auf diese Minister mag billigerweise viel von der Verantwortlichkeit für die Maßregeln fallen, über welche zu entscheiden bloß sie für befugt gehalten wurden.

Mariens Aufrichtigkeit in ihren religiösen Verrichtungen wird außer allen Zweifel gestellt durch die Bereitwilligkeit, womit sie sich dem Opfer ihrer persönlichen Interessen stets unterzog, wenn es die Interessen der Religion zu heischen schienen. Auf die Eingebung ihres Beichtvaters hin verbrannte sie einen Theil des mit großer Mühe zu Stande gebrachten Erasmus. Ein Schriftsteller wird gern den Werth eines solchen Opfers einräumen. Ein anderes wichtiges und Allen verständliches war die entschlossene Weise, womit sie auf der Wiederherstellung des Eigenthums der Kirche bestand, das zum Besten der Krone eingezogen worden war. „Die Krone ist zu verarmt, um so Etwas zu erlauben," wandten ihre Minister dagegen ein. „Ich will lieber," erwiderte die hochsinnige Königin, „zehn Kronen verlieren, als meine Seele in Gefahr bringen."

Dennoch kann man nicht läugnen, daß Maria in vollem Maße einige von den rauheren Eigenschaften ihres Vaters geerbt hatte, und daß ihr jene Sympathie für menschliches Leiden, welche einer Frau so gut ansteht, abging. Die Wiedervergeltung war nach einer Empörung schrecklich. London war in ein Beinhaus verwandelt, und die Stadtviertel wie Hauptstraßen waren ausgelegt mit den mißfälligen Siegeszeichen von Köpfen und Gliedmaßen zahlreicher durch die Hand des Scharfrichters gefallener Schlachtopfer. Dieß war im Einklang mit dem Geiste der Zeit. Aber die Hinrichtung der unglücklichen

Lady Jane Grey — der jungen, der schönen und guten — läßt auf dem Namen Maria's einen Flecken zurück, der seines Gleichen nur in der Behandlung der unglücklichen schottischen Königin durch Elisabeth findet.

Mariens Behandlung der Elisabeth hat einen andern Grund zu Vorwurf abgegeben, obschon die Ursachen davon nicht genügend bekannt sind, und im schlimmsten Falle viele Umstände als Milderungsgründe für ihr Betragen angeführt werden können. Sie hatte gesehen, wie ihre Mutter, die geistgeadelte Katharine, den grausamsten Beschimpfungen ausgesetzt und einer listigen Nebenbuhlerin, der Mutter Elisabeth's, Bett und Thron zu überlassen gezwungen worden war. Sie hatte gehört, wie sie selber für unrechtmäßig erklärt und ihr Erbfolgerecht zu Gunsten ihrer jüngern Schwester bei Seite gesetzt wurde. Selbst nachdem ihr unerschrockenes Betragen ihr die Krone versichert hatte, wurde sie noch von der nämlichen düstern Erscheinung verfolgt. Elisabeth's Ansprüche wurden beständig vor die Oeffentlichkeit gebracht, und Maria durfte wohl durch die Enthüllung von Verschwörung auf Verschwörung erschreckt werden, da ja der Zweck davon, wie es hieß, war, ihre Schwester auf den Thron zu setzen. Als sie in Jahren vorrückte, erfuhr Maria fernere Pein, indem sie sah, daß ihre Nebenbuhlerin an jener Zuneigung des Volks gewann, was für sie erkaltete. War es unter solchen Umständen zu verwundern, daß sie ihre Schwester mit den Gefühlen des Mißtrauens und der Abneigung betrachtete? Daß sie dieselbe aber so betrachtete, wird vom venetianischen Gesandten versichert; und es ist klar, daß während der ersten Jahre von Maria's Regierung das Leben der Elisabeth nur an einem schwachen Faden hing. Indeß besaß Maria genügende Prinzipienstärke, den zudringlichen Rathschlägen Karl's des Fünften und seines Gesandten zu widerstehen, die den Tod der Elisabeth als um Mariens und Philipp's Sicherheit willen unumgänglich hinstellten. Obschon sich zeigte, daß ihre Schwester Mitwisserin, wenn auch nicht offene Parteigängerin bei der großen Empörung unter Wyatt war, wollte Maria doch nicht, um ihr Gewalt anzuthun, das Gesetz in seinem Laufe hindern. Unter den vorhandenen Umständen war dieß schon Etwas in einer so unbedenklichen Zeit. Nachdem dieser Sturm vorübergegangen war, be-

handelte Maria, welche Gewalt sie auch immer ihren wirklichen Gefühlen angethan haben mag, die Elisabeth meistentheils mit anscheinender Freundlichkeit, obschon der Name derselben noch fortwährend, mit oder ohne Grund, in mehr als eine hochverrätherische Verschwörung verwickelt wurde. Mariens letzte Handlung — vielleicht die einzige, bei welcher sie offen dem Willen ihres Gatten widerstand — war die Weigerung, ihre Schwester zu zwingen, daß dieselbe die Hand Philibert's von Savoyen annähme. Dennoch würde sie diese Handlung von der Gegenwart ihrer Nebenbuhlerin erlöst und Elisabeth würde damit ihren ungebundenen Besitz der Krone — vielleicht den Besitz derselben überhaupt — verscherzt gehabt haben. Es kann bezweifelt werden, ob Elisabeth unter ähnlichen Umständen das nämliche Zartgefühl für die Interessen ihrer Nachfolgerin bewiesen hätte.

Allein, so sehr wir auch geneigt sein mögen, das Betragen Mariens zu entschuldigen, und ganz besonders in geistlichen Dingen die Verantwortlichkeit ihrer Handlungen auf ihre Berather überzutragen, so ist es doch nicht möglich, bei dieser Regierung religiöser Verfolgungen ohne Gefühle tiefempfundener Trauer zu verweilen. Nicht als ob die Zahl der Schlachtopfer dem gleichkäme, was von vielen ähnlichen Perioden der Verfolgungssucht berichtet wird. Der ganze Betrag, der sich vielleicht auf dreihundert am Pfahle des Scheiterhaufens umgekommener beschränkt, war geringer, als die Zahl, die durch den Arm des Scharfrichters oder durch Gewaltthat während der nämlichen Zeitlänge unter Heinrich dem Achten fiel. Er war nicht viel größer, als die Zahl, welche man manchmal bei einem einzigen spanischen auto de fé findet. Aber Spanien war das Land, worin dieß als das Nationalschauspiel, gleich der fiesta de toros oder irgend welchen andern volksthümlichen Aufführungen des Landes, betrachtet werden darf. In England hatten einige wenige Beispiele nicht genügt, die Herzen der Menschen gegen diese Schauder zu stählen. Die heldenmüthige, zum qualvollsten Tode zur Bekräftigung der Gewissensrechte verurtheilte Gesellschaft von Märtyrern war für die Engländer ein unbekannter und empörender Anblick. Die damaligen Gefühle haben bis auf die Gegenwart fortgedauert. Die Regierung religiöser Verfolgung steht für sich da als etwas von dem natürlichen

Laufe der Ereignisse Verschiedenes, und die Feuer von Smithfield werfen einen traurigen Schein auf diese Seite der nationalen Geschichte, wovon sich das Auge der Menschheit mit Bedauern und Ekel abwendet. — Aber es ist nun Zeit, den Faden der Erzählung von den Ereignissen wieder aufzunehmen, welche auf einen kurzen Zeitraum die politischen Interessen Spaniens mit denen Englands verbanden.

Karl der Fünfte hatte stets ein lebhaftes Interesse an den Geschicken seiner königlichen Muhme genommen. Schon in seiner Jugend hatte er England einen Besuch abgestattet und war während seines Dortseins von seiner Tante, der Königin Katharine, bewogen worden, eine Ehe mit der damals sechs Jahre alten Prinzessin Maria für die Zeit, da letztere mannbar sein würde, zu verabreden. Allein für die Beständigkeit Karl's, oder, wie es heißt, für die Geduld seiner Unterthanen, die ihr Oberhaupt mit einer die Monarchie mit einem Erben beschenkenden Prinzessin vermählt zu sehen wünschten, war die bestimmte Frist zu lang. Demzufolge wurde das englische Verhältniß abgebrochen und der Kaiser reichte seine Hand Isabellen von Portugal.

Maria, die seit ihrem Verlöbniß gelehrt worden war, sich als die zukünftige Braut des Kaisers zu betrachten, war damals erst elf Jahre alt. Indessen war sie schon alt genug, um so Etwas, wie Eifersucht, heißt es, zu fühlen und bei diesem Davonlaufen ihres kaiserlichen Liebhabers etwas Groll zu zeigen. Doch verhinderte dieser Umstand nicht das Bestehen eines freundlichen Verhältnisses zwischen beiden Theilen in späteren Jahren, und Karl fuhr fort, für die Vortheile seiner Muhme zu wachen, und er legte sich um ihretwillen mit gutem Erfolge bei mehr als einer Gelegenheit sowohl unter der Regierung Heinrich's des Achten, wie dessen Sohnes Eduard's des Sechsten ins Mittel. Nach dem Tode des letztern erklärte er sich bereit, Marien in der Behauptung ihres Erbfolgerechts behülflich zu sein*), und als dieß am Ende

*) Doch scheint der Kaiser in einem etwas verschiedenen Sinne an seinen Gesandten beim englischen Hofe geschrieben zu haben. „Desfaillant la force pour donner assistance à nostre-dicte cousine comme aussy vous sçavez qu 'elle deffault pour l'empeschement que l'on nous donne du coustel de France, nous ne véons

hergestellt war, ergriff der bedachtsame Kaiser die nothwendigen Maßregeln, es zu seinem eignen Besten zu kehren*).

Man glaubte allgemein, daß Maria ihrem jungen, schönen Vetter Courtenay, dem Earl von Devonshire, ihre Hand schenken werde, da sie ihn aus dem Gefängniß, worin er viele Jahre geschmachtet, befreit und ihn später mit ausgezeichneter Gunst behandelt hatte. Indem Karl dieß merkte, wies er seinen Minister beim Londoner Hofe, einen schlauen, intriganten Politiker**), an, die Neigung der Königin hinsichtlich dieses Gegenstandes zu sondiren, doch nicht etwa damit die Königin aufzubringen. Er sollte besonders bei den Vortheilen verweilen, welche die Königin von einer Verbindung mit einem mächtigen fremden Fürsten haben würde, und seines Herrn Rath hierin oder in irgend einer andern Sache, bei welcher sie Rath wünschen sollte, anbieten. Der Gesandte sollte sich dem Gegenstande über den Earl von Devonshire mit der größten Vorsicht nähern und sich erinnern, daß die Königin, wenn sie ihren Vetter gern hätte und wie andere Frauen wäre, durch Nichts, was er sagen möchte, davon abgebracht werden und auch nicht irgend

---

aulcun apparent moyen pour assheurer la personne de nostre-dicte cousine." L'Empereur à ses Ambassadeurs en Angleterre, 11 juillet, 1553, Papiers d'Etat de Granvelle, tom. IV. p. 25.

*) In einem Briefe an seinen Gesandten in London, datirt Juli 22, 1553, sollte der Gesandte in des Kaisers Namen der Königin Maria viel guten Rath hinsichtlich der Regierung ihres Königreiches ertheilen, und dann weist Karl ihn an, bei der Königin darauf anzuspielen, daß die Zeit gekommen wäre, da es denn gut für die Königin sein würde, sich mit einem Gemahl zu versorgen, und wenn in dieser Sache sein Rath von einigem Nutzen sein könnte, so würde sie dazu ganz willkommen sein. „Et aussy lui direz-vous qu'il sera besoin que pour etre soustenue audit royaulme, emparée et deffendue, mesmes en choses que ne sont de la profession de dames, il sera très requis que tost elle prenne party de mariaige avec qui il luy semblera estre plus convenable, tenant regard à ce que dessus; et que s'il lui plait nous faire part avant que s'y déterminer, nous ne fauldrons de, avec la sincérité de l'affection que lui portons, luy faire entendre libéralement, sur ce qu'elle voudra mettre en avant, nostre avis, et de l'ayder et favoriser en ce qu'elle se déterminera."

**) Granvelle, der dem Gesandten wegen der später von ihm im flandrischen Aufstande gespielten Rolle nicht gewogen ist, spielt häufig auf die Bedeutung von Renard's Namen (Reinecke) an, den er ganz bezeichnend für den Charakter desselben gehalten zu haben scheint.

eine Bemerkung darüber leicht verzeihen würde. Karl scheint in den Charakteren der Frauen ebenso, wie in denen der Männer, belesen gewesen zu sein, und man mag hinzufügen, daß er als natürliche Folge eine hohe Meinung von den Fähigkeiten des andern Geschlechts sich gebildet hatte. Zum Beweis davon übergab er nicht nur häufig Frauen die Regierung seiner Staaten, sondern betraute sie auch mit einigen seiner kitzlichsten politischen Unterhandlungen.

Wenn Maria wirklich jemals die ihr in Bezug auf Courtenay beigelegten Absichten gehegt hat, so muß sie sich bald überzeugt haben, daß seine leichtfertige Art zu ihrem ernsten Wesen übel passen würde. Wie aber auch dieß sein mag, so war sie doch sehr erfreut, als Renard auf ihre Vermählung anspielte, — „indem sie", sagt der Gesandte, „lachte, nicht bloß einmal, sondern mehrmals, und auf mich einen bezeichnenden Blick warf, welcher bewies, daß ihr der Gedanke sehr angenehm war, und indem sie zugleich deutlich zu verstehen gab, daß sie keine Lust habe, einen Engländer zu heirathen." Als Renard bei einer folgenden Unterhaltung die Bemerkung wagte, daß der Prinz von Spanien eine passende Partie wäre, drang Maria in ihn, indem sie sagte, daß „sie nie den Schmerz gefühlt, den die Leute Liebe hießen, noch jemals ans Heirathen gedacht, bis die Vorsehung sie auf den Thron erhoben hätte, und daß, wenn sie jetzt dazu einwilligte, dieß aus Rücksicht auf das öffentliche Wohl, ihren eignen Gefühlen entgegen, sein würde"; aber sie bat den Gesandten, den Kaiser ihres Wunsches zu versichern, ihm in Allem wie ihrem eignen Vater zu gehorchen und gefällig zu sein; doch wollte sie bemerken, daß sie das Thema ihrer Heirath nicht ihrem Ministerium vorlegen und daß die Frage bloß durch eine Mittheilung von ihm eröffnet werden könne.

Karl, der gleich Mariens Koketterie durchschaute, zögerte nun nicht länger, Philipp vorzuschlagen. Nachdem er das Benehmen der Königin in Bezug auf Courtenay gerühmt hatte, stellte er ihr die Vortheile vor, welche aus einer solchen fremden Verbindung, die sie auf dem Throne befestigte, erwachsen würden. Er erklärte in einem galanten und dabei sehr ergötzlichen Tone, daß er, wenn er nicht schon so alt und mit zunehmenden Schwächen behaftet wäre, nicht zaudern würde, sich selbst als Bewerber um sie vorzuschlagen. Das nächste

Beste wäre, ihr die seinem Herzen theuerste Person, seinen Sohn den Prinzen von Asturias, anzubieten. Er schloß mit der Abwürdigung des Gedankens, daß eine Empfehlung von ihm im Geringsten dem Gebrauche ihres bessern Urtheils zu nahe treten sollte *).

Renard sollte der Königin ferner die Wichtigkeit der Bekleidung an die Hand geben. Wenn sie der vorgeschlagenen Partie abgeneigt wäre, so würde es selbstverständlich von keinem Vortheile sein, das vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Wenn sie dagegen, wie der Kaiser wenig zweifelte, die Partie günstig ansähe, aber, ehe sie sich entschiede, Rath mit ihrem Cabinette zu halten wünschte, so sollte ihr Renard vom letzteren Schritte abreden und sie ermahnen, auf ihn zu vertrauen. Der bedachtsame Kaiser hatte für diese Instruktionen einen doppelten Beweggrund. Es ging damals gerade eine Verhandlung über eine Vermählung Philipp's mit der Infanta von Portugal vor sich, und Karl wollte vorher der Einwilligung Mariens sicher sein, ehe er der Sache eine solche Oeffentlichkeit gäbe, daß davon das portugiesische Verhältniß zerstört werden konnte, das ja immer noch für Philipp überbleiben

*) Simon Renard, der damalige kaiserliche Gesandte beim englischen Hofe, war in der Franche Comté geboren und führte im kaiserlichen Haushalte das Amt des maître aux requêtes. Obschon Renard ein Mann von einer faktiösen Richtung war, so war er doch, wie Granvelle's Korrespondent Morillon sagt, un bon politique und in vieler Beziehung zu der Mission, zu welcher er verwandt wurde, wohl geeignet. Seine Korrespondenz ist von einem unendlichen Werthe, denn sie zeigt die spanischen Züge in diesem verwickelten Spiele, das mit der Verbindung Mariens mit dem Erben der castilischen Monacchie endete. Sie ist im Brüsseler Archive aufbewahrt. Exemplare dieser Manuskripte, die sich auf fünf Foliobände belaufen, fand ich in der Sammlung des Kardinals Granvelle zu Besançon. Ein Theil von ihnen wurde Griffet bei der Ausarbeitung seiner „Nouveaux Eclaircissemens sur l'Histoire de Marie Reine d'Angleterre" geliehen. Leider unterließ Griffet, die Manuskripte zurückzustellen, und auf diese Weise ist in der Reihenfolge der Renard'schen Korrespondenz, die sich in den Granvelle'schen jetzt von der französischen Regierung veröffentlichten Papieren vorfindet, ein Spalt. Es wäre wünschenswerth, daß dieser Spalt aus dem Brüsseler Archiv vom Originale ausgefüllt worden wäre. Herr Tytler hat der Welt einen guten Dienst erwiesen, als er eine Auswahl von dem letzten Theile der Renard'schen Korrespondenz veröffentlichte, die auf Befehl der Recordkommission von den Manuskripten in Brüssel abgeschrieben worden war.

würde, falls er bei der englischen Königin nicht glücklich wäre *). Im Falle, daß sich Maria seines Sohnes Bewerbung günstig zeigte, wünschte Karl, der wußte, mit welcher Abneigung Ausländer vor allen andern Nationen von den Engländern betrachtet werden, Zeit zu erhalten, ehe er dem Ministerium Mariens Mittheilung machte. Bei einiger Aufschiebung hegte er keinen Zweifel, daß er die Mittel besitzen werde, eine genügende Anzahl dieses Kollegiums zur Unterstützung von Philipp's Ansprüchen überzuziehn **).

Diese Mittheilungen konnten nicht so geheim vor sich gehen, als daß nicht ein Gerücht davon die Ohren von Maria's Ministern und von Noailles, dem französischen Gesandten am Londoner Hofe, erreicht hätte ***). Der letztere war ein thätiger und unbedenklicher Politiker, der mit Schrecken den Prospektus desjenigen Spaniens erblickte, das durch diese Allianz mit England gestärkt war; und demzufolge entschloß er sich, indem er den von seinem Hofe empfangenen Instruktionen folgte, Alles aufzubieten, um die Verbindung zu vereiteln. Der Minister der Königin nebst dem Kanzler Gardiner, dem Bischof von Westminster, empfand gegen die spanische Heirath ein ähnliches Widerstreben. Der

*) Die spanische Heirath scheint den Portugiesen ebenso, wie den Engländern, und wahrscheinlich fast aus gleichen Gründen zuwider gewesen zu sein. Siehe den Brief Granvelle's vom 14. August 1553. Ibid. p. 77.

**) ,,Et si la difficulté se trouvait aux conseillers pour leur interez particulier, comme plus ilz sont intéressez, il pourrait estre que l'on aurait meilleur moyen de les gaigner, assheurant ceulx par le moyen desquelz la chose se pourrait conduyre, des principaulx offices et charges dudit royaulme, voyre et leur offrant appart sommes notables de deniers ou accroissance de rentes, priviléges et prérogatives.'' L'Empereur à Renard, 20 septembre, 1553. Ibid. p. 113.

***) Um die Negotiation geheimer weiter zu führen, wurden die Kollegen Renard's am englischen Hofe, die etwas unnöthig sich in die Sache zu mischen schienen, zurückgerufen, und die ganze Angelegenheit ward ausschließlich diesem Gesandten anvertraut, so wie dem Granvelle, dem Bischof von Arras, der ihm die Ansichten des Kaisers von Brüssel aus mittheilte. — ,,Et s'est résolu tant plus l'empereur rappeller voz collègues, afin que aulcung d'iceulx ne vous y traversa ou bien empescha s'y estang montrez peu affectionnez, et pour non si bien entendre le cours de ceste négotiation, et pour aussi que vous garderez mieulx le secret qu'est tant requis et ne se pourrait faire, passant ceste négotiation par plusieurs mains.'' L'Évèque d'Arras à Renard, 13. September 1553. Ebend. S. 103.

Name Spanier war fürchterlich geworden von der gewissenlosen Art, wie ihre Kriege, besonders in der Neuen Welt, während der gegenwärtigen Regierung geführt worden waren. Der Ehrgeiz und die weitschweifigen Besitzungen Karl's des Fünften machten ihn zu dem gefürchtetsten Herrscher in Europa. Die Engländer blickten mit Befürchtung auf eine so nahe Verbindung mit einem Fürsten, der für die Freiheiten seines eignen Landes zu wenig Rücksicht gezeigt hatte, um es wahrscheinlich zu machen, daß er oder sein Sohn diejenigen eines fremden respektiren würde. Vor Allem fürchteten sie den spanischen Fanatismus; und das düstere Szepter der Inquisition, die hinterherkam, machte selbst den guten Katholiken schaudern beim Gedanken an das Elend, das aus dieser, übler Vorbedeutung vollen Vereinigung entspringen konnte.

Noailles und dem Kanzler fiel es nicht schwer, ihr eignes Mißtrauen den gerade versammelten Parlamentsmitgliedern mitzutheilen. Im Unterhause wurde eine Petition an die Königin votirt, worin die Gemeinen zwar die unterthänigste Bitte vortrugen, daß die Königin zum Besten des Reiches heirathen möchte, aber sie zu gleicher Zeit anflehten, nach einem Gemahl nicht außer Landes zu gehen, sondern denselben aus ihren eignen Unterthanen zu erwählen.

Mariens Minister kannten ihren Charakter nicht so gut, wie Karl der Fünfte, als derselbe seinen Vertreter warnte, sich ihr nicht offen zu widersetzen. Die Opposition bestärkte sie nur noch mehr in ihrem ursprünglichen Vorhaben. In einer Privatunterredung mit Renard sagte sie zu ihm, daß sie von Gardiner's Intriguen in Kenntniß gesetzt wäre, und daß Noailles ebenfalls das Unmögliche thäte, um ihre Verbindung mit Philipp zu verhindern. „Aber sie sollen mit mir zu thun haben", setzte sie hinzu. Bald darauf nahm sie den Gesandten um Mitternacht mit in ihren Betsaal, kniecte vor der Hostie nieder, und, nachdem sie die Hymne Veni Creator hergesagt hatte, verpflichtete sie sich feierlich, keinen andern Mann, als den Prinzen von Spanien, zum Gemahl zu nehmen*).

*) „Le soir du 30 Octobre, la reine fit venir en sa chambre, ou était exposé le saint sacrement, l'embassadeur de l'empereur, et après avoir dit le Veni creator,

Dieser Vorgang fand am dreißigsten Oktober Statt. Am siebzehnten des folgenden Monats machten die Gemeinen ihr in dem Palaste zu Whitehall, an welchen sie durch Unwohlsein gefesselt war, die Aufwartung und überreichten ihre Adresse. Anstatt ihnen, wie gewöhnlich, durch ihren Kanzler zu erwiedern, antwortete Maria in eigner Person. Sie sagte ihnen, daß sie ihre Krone von Gott empfangen, und daß sie ihn allein in einer so bedeutenden Sache um Rath angehen würde; sie habe nicht beschlossen zu heirathen; allein, da sie es ja als so nothwendig für das Wohl des Königreiches ansähen, so wollte sie es in Betracht ziehen. Es wäre eine Sache, welche Niemanden so sehr, wie sie selbst, beträfe. Aber sie möchten versichert sein, daß sie bei ihrer Wahl ganz so viel Rücksicht auf die Wohlfahrt ihres Volkes nehmen werde, als auf ihre eigne. Die Gemeinen, welche selten den Muth hatten, ihren Tudor-Fürsten zu widerstehen, erklärten sich mit dieser Versicherung zufrieden gestellt, und von diesem Augenblicke an hörte die Opposition aus diesem Quartiere auf.

Mariens Argumente wurden durch versöhnlichere, aber nicht minder wirksame Ueberredungskünste in der Gestalt von goldnen Kronen, goldnen Ketten und andern Gefälligkeitsbezeugungen ähnlicher Art, welche der spanische Gesandte freigebig unter die Glieder ihres Rathes vertheilte, unterstützt *).

Im folgenden Dezember verließ Brüssel eine feierliche Gesandtschaft, Marien die Aufwartung zu machen und ihr die Hand Philipp's anzubieten. An ihrer Spitze stand Lamoral, Graf Egmont, der flamändische Edle, der sich in spätern Jahren so sehr durch militärische Thaten, noch mehr aber durch seine Unfälle auszeichnete. Mit ihm waren eine Anzahl flamändischer Herren und ein glänzendes Chor von

---

lui dit qu'elle lui donnait en face dudit sacrement sa promesse d'épouser le prince d'Espagne, laquelle elle ne changerait jamais; qu'elle avait feint d'être malade les deux jours précédents, mais que sa maladie avait été causée par le travail qu'elle avait eu pour prendre cette résolution.“ Manuskr. im belgischen Archiv, citirt von Mignet, Charles-Quint, S. 78, Anm.

*) „Le dit Lieutenant a fait fondre quatre mil escuz pour chaines, et les autres mil se repartiront en argent, comme l'on trouvera mieulx convenir.“ Renard, ap. Tytler, Eduard der Sechste und Maria, Band II., S. 325.

Klienten. Er landete in Kent, wo das Gerücht umging, es sei Philipp selbst, und so allgemein war der Abscheu vor der spanischen Heirath unter dem Volke, daß dem Gesandten hart mitgespielt worden sein würde, wäre der Irrthum nicht entdeckt worden. Egmont segelte die Themse hinauf und landete im Towerwerfte am zweiten Januar 1554. Er wurde von Lord William Howard und einigen andern großen englischen Edlen in allen Ehren empfangen und in großem Staate nach Westminster geleitet, wo ihm der Tisch auf Kosten der Stadt gedeckt wurde. Gardiner unterhielt die Gesandtschaft mit einem aufwandreichen Gastmahle, und am nächsten Tage begab sich Egmont mit Gefolge nach Hampton-Court, „wo sie", sagt die Chronik, „gut bewirthet wurden, jagen gingen und so erpicht auf die Vernichtung des Wildes waren, daß sie nicht billig mit dem Leben desselben verfuhren; denn", klagt sie mürrisch, „sie tödteten Stumpf und Stiel mit Hand und Schwert."

Am zwölften ward der flamändische Graf der Königin vorgestellt und übermachte ihr von Philipp's wegen Heirathsvorschläge. Maria, die wahrscheinlich genug entgegen gekommen zu sein glaubte, nahm jetzt eine zurückhaltendere Miene an. „Es paßte", sagte sie, „nicht für eine jungfräuliche Königin, also öffentlich auf einen so delikaten Gegenstand, wie ihre eigne Vermählung, einzugehn. Dieß würde besser von ihren Ministern, denen sie Mittheilung machen wollte, gethan werden. Aber", sagte sie, indem sie ihre Augen auf ihren Fingerring niederschlug, „das wollte sie ihm zu verstehen geben, daß ihr Reich ihr erster Gemahl sein, und Nichts sie bewegen würde, den bei ihrer Krönung geschworenen Eid zu verletzen."

Ungeachtet dieser Ziererei hatte Maria doch schon eine solche Voreingenommenheit für ihren beabsichtigten Gemahl bewiesen, daß letztere die Aufmerksamkeit der Höflinge erweckte, von denen einer dieselbe einem Bildnisse Philipp's zuschreibt, in welches sich Maria „stark verliebt" hatte. Daß ihr ein solches Gemälde übersandt worden war, geht aus einem Briefe von Philipp's Tante, der Regentin der Niederlande, hervor, worin diese der englischen Königin mittheilt, daß sie ihr ein Bildniß des Prinzen von der Hand Titian's gesandt hat, welches sie ihr zurückstellen sollte, sobald sie im Besitze des lebendigen Originals

sein würde. Es war etwa, sagte sie, drei Jahre vorher abgenommen worden und wurde für ein gutes Konterfei gehalten, obschon es, wie bei andern Bildnissen von diesem Meister, nöthig sein würde, um die Aehnlichkeit zu gewahren, es aus der Ferne zu betrachten.

Der Heirathsvertrag ward unter des Kanzlers Leitung mit großer Umsicht entworfen. Es wird nothwendig sein, bloß die wichtigsten Bestimmungen zu bemerken. Es wurde festgesetzt, daß Philipp die Gesetze Englands respektiren und jeden Menschen im vollen Besitze seiner Rechte und Schadlosigkeiten belassen sollte. Die Macht zur Uebertragung von Titeln, Ehren, Vortheilen und Stellen aller Art ward der Königin vorbehalten. Ausländer sollten von den Aemtern ausgeschlossen sein. Der Sprößling der Ehe, wenn ein Sohn, sollte in der englischen Krone und den spanischen Besitzungen von Burgund und den Niederlanden nachfolgen. Aber im Falle des Todes von Don Carlos, Philipp's Sohn, sollte der Stamm der gegenwärtigen Heirath zu der früheren Erbschaft noch Spanien mit Zubehörungen hinzu erhalten. Die Königin sollte ihr Königreich nicht ohne ihren ausdrücklichen Wunsch verlassen. Ihre Kinder durften nicht ohne die Bewilligung der Edlen hinausgenommen werden. Im Falle von Mariens Tode hatte Philipp keinen Anspruch zu machen, an der Regierung des Landes Theil zu nehmen. Ferner war vorgesehen, daß Philipp die Nation nicht in seine Kriege mit Frankreich verwirren, sondern streben sollte, dieselben freundlichen, jetzt zwischen beiden Ländern waltenden Beziehungen aufrecht zu erhalten.

Solchergestalt waren die vorsichtigen Bestimmungen dieses Vertrags, der mehr wie ein Defensivvertrag zur Vertheidigung gegen einen Feind, denn wie ein Heirathskontrakt aussah. Die Worte des Instrumentes waren mit einer Sorgfalt gewählt, welche der Umsicht der Verfasser alle Ehre machte. Alles, was Pergament thun konnte, war gethan, die Unabhängigkeit der Krone, wie auch die Freiheiten des Volkes sicher zu stellen. „Aber", fragte bei der Gelegenheit ein Parlamentsredner, „wenn die Verbindlichkeit verletzt wird, wer soll alsdann die Verbindlichkeit einklagen?" Jeder denkende Engländer mußte die Unwirksamkeit jeder Philipp abgepreßten Garantie einsehen, da letzterer, einmal mit Maria vereinigt, auf wenig Schwierigkeit stoßen

würde, ein verliebtes und gehorsames Weib zum Sanktioniren seiner eignen Politik zu überreden, wenn auch diese den wahren Interessen des Königreichs nachtheilig sein möchte.

Kaum war der Heirathsvertrag veröffentlicht, als sich die vorher theilweise enthüllte Unzufriedenheit des Volks offen durchs Land zeigte. Anschläge wurden angeheftet, Schmähschriften geschrieben, die die Minister der Königin herunterzogen und die Spanier verspotteten; vorbedeutungsvolle Stimmen, die den Ruin der Monarchie weissagten, aus alten, verfallenen Gebäuden gehört. Sogar die Kinder ließen sich von dem Eifer ihrer Väter anstecken. Sie machten Spiele, worin die Engländer im Kampfe mit den Spaniern vorkamen, und in einem derselben entkam ein unglücklicher Balg, der die Rolle Philipp's spielte, kaum lebendig den Händen seiner erpichten Kameraden*).

Aber etwas Ernsteres als Kinderspiel zeigte sich in drei verschiedenen Empörungen, die in unterschiedlichen Theilen des Königreichs ausbrachen. Die fürchterlichste von ihnen war die von Sir Thomas Wyatt geleitete, der der Sohn des berühmten Dichters gleiches Namens war. Sie kam schnell auf, und die Zahl der Aufständischen wurde stark vermehrt durch den Zutritt einer beträchtlichen Abtheilung des königlichen Heeres, die ihre Fahnen verließ und sich den nämlichen Männern zugesellte, gegen die sie gesandt war. So verstärkt rückte Wyatt auf London los. Alles war dort mit Muthlosigkeit erfüllt, Alles — bis auf die unerschrockene Königin, die so viel Geistesgegenwart und Gleichgültigkeit gegen die Gefahr zeigte, als ob das bloß ein gewöhnlicher Tumult gewesen wäre.

Indem sie sich auf der Stelle in die City begab, traf sie mit dem Volke in Guildhall zusammen, und hielt an dasselbe eine begeisterte Anrede, die auf den Seiten Holinshed's aufbewahrt worden ist. Selbige schloß, indem sie auf die Ursache der Schwierigkeiten anspielte, in folgender kühnen Wendung: — „Und sicherlich, wenn ich gewußt

*) „Par la.“ fügt Noailles, der die Geschichte erzählt, hinzu: „vous pouvez veoir comme le prince d'Espagne sera le bien venu en ce pays, puisque les enfans le logent au gibet.“ Ambassades de Noailles, tom. III. p. 130.

oder gedacht hätte, daß diese Ehe sich für irgend welche von Euch in Gefahr oder Verlust verwandeln sollte, meine treuen Unterthanen, oder aber in den Nachtheil oder die Beeinträchtigung irgend eines Theiles oder Gebietes des königlichen Staates in diesem Reiche England, so würde ich nie darein gewilligt, noch würde ich je, so lange ich lebte, geheirathet haben. Und bei dem Worte einer Königin verspreche und versichere ich Euch, daß, wenn es dem Adel und den Gemeinen, in dem hohen Parlamentshofe, nicht als wahrscheinlich vorkommen will, daß diese Heirath zum Nutzen und zur Gemächlichkeit des sämmtlichen Reiches sein wird: daß ich dann abstehen will nicht nur von dieser Ehe, sondern auch von jeder andern, von welcher diesem sehr edlen Reiche Gefahr entspringen kann. Deßhalb faßt jetzt als gute und getreue Unterthanen wieder Herz, und steht als rechte Männer fest bei Eurer gesetzlichen Fürstin gegen diese Rebellen, beides unsere und Eure Feinde, und fürchtet sie nicht; denn ich versichere Euch, ich fürchte sie keineswegs!" Der muthige Geist der Königin theilte sich ihrer Zuhörerschaft mit, und in einigen wenigen Stunden ließen sich zwanzig tausend Bürger unter die königlichen Fahnen einschreiben.

Mittlerweile setzte das Rebellenheer seinen Marsch fort, und es kam bald Nachricht, daß Wyatt auf dem entgegengesetzten Ufer der Themse stände; hernach, daß er den Fluß überschritten hätte. Bald kündigte sich seine Anwesenheit durch die Flucht einer guten Anzahl Königlicher an, worunter Courtenay war, der vor dem Feinde mit einer Eile davon ritt, welche seiner Tapferkeit wenig zur Ehre gereichte. Alles war jetzt wieder in Bestürzung. Die zum Hofe gehörigen Lords und Ladies schaarten sich zu Whitehall um die Königin, gleich als ob sie bei deren männlicherem Wesen Hülfe suchen wollten. Ihre Minister ließen sich auf die Kniee vor ihr nieder, daß sie Zuflucht im Tower als dem einzigen sichern Orte suchen möchte. Maria lächelte verächtlich über den kleinmüthigen Antrag und beschloß, zu bleiben, wo sie war und den Ausgang abzuwarten.

Dieser blieb nicht lange aus. Wyatt drang mit einem verzweifelten Muthe bis Ludgate vor, wurde aber von seinen Anhängern nicht gut unterstützt. Die Wenigen, welche treu blieben, wurden umringt und durch die Menge überwältigt. Wyatt ward zum Gefangenen

gemacht und die ganze rebellische Rotte geworfen und zerstreut. Durch diesen Sieg über ihre Feinde befestigte sich Maria mehr, denn je, auf dem Throne. Von nun an traf die spanische Heirath auf keinen Widerstand weiter im Volke; eben so wenig im Parlamente.

Dennoch fühlte der Kaiser nach dieser ernsten Kundgebung von Feindseligkeit gegen seinen Sohn eine natürliche Unruhe wegen dessen persönlicher Sicherheit: was es ihm wünschenswerth machte, erst eine bestimmte Gewährleistung zu empfangen, ehe er denselben den unruhigen Insulanern anvertraute. Er schrieb an seinen Gesandten, daß selbiger eine solche Sicherheit von der Regierung verlangen möchte. Aber es konnte keine bessere, als das königliche Versprechen gegeben werden, daß Alles gethan werden sollte, um des Prinzen Sicherheit zu vergewissern. Renard war sehr bestürzt. Er fühlte die Verantwortlichkeit seiner eignen Lage. Er lehnte es ab, für das ruhige Betragen der Engländer einzustehen; aber er meinte, die Sache wäre schon zu weit vorgerückt, als daß Spanien sie noch rückgängig machen könnte. Ferner schrieb er an Karln wie an Philipp die Anempfehlung, daß der Prinz kein größeres spanisches Gefolge, als nöthig wäre, mit sich bringen sollte, und daß ihn die Frauen seiner Edlen — denn er scheint das andere Geschlecht als die Wurzel des Uebels angesehen zu haben — nicht begleiten möchten. Vor Allem drang er in Philipp und sein Gefolge, alle castilianische hauteur bei Seite zu legen und versöhnliche Sitten, die die Eifersucht der Engländer entwaffnen könnten, anzunehmen.

Viertes Kapitel.

Die englische Allianz.

Mariens Verlöbniß. — Joanna, Regentin von Castilien. — Philipp schifft sich nach England ein. — Sein glänzender Empfang. — Vermählung Philipp's mit Marien. — Die königliche Bewirthung. — Philipp's Einfluß. — Die katholische Kirche wieder hergestellt. — Philipp's Abreise.

1554, 1555.

Im Monat März 1554 kam Graf Egmont in England auf einer zweiten Gesandtschaft an, damit er die Ratifikationen des Heirathsvertrages austauschte. Er kam in demselben Staate, wie zuvor und ward von der Königin in Gegenwart ihres Rathes empfangen. Die Ceremonie wurde mit großer Feierlichkeit ausgeführt. Maria kniecte nieder und rief Gott zum Zeugen an, daß beim Abschlusse dieser Ehe sie von keinem Beweggrunde einer sinnlichen oder weltlichen Art, sondern vom Wunsche, die Wohlfahrt und Ruhe des Königreichs zu sichern, geleitet worden wäre. Ihrem Königreiche habe sie zuerst Treue versprochen, und sie hoffte, daß der Himmel ihr Stärke geben wollte, den bei ihrer Krönung geschworenen Eid unverletzt zu halten.

Dieß sprach sie mit so vieler Anmuth, daß alle Anwesenden, sagt Renard, (der unter ihnen war,) zu Thränen gerührt wurden. Dann wurden die Ratifikationen ausgewechselt und von den Vertretern Spaniens und Englands in Gegenwart der Hostie beschworen; worauf Maria, wiederum knieend, die Anwesenden aufrief, mit ihr vereint zum Allmächtigen zu beten, auf daß derselbe sie befähigen wolle, die Artikel des Vertrags treu zu halten, und daß er ihre Ehe zu einer glücklichen machen möge.

Hernach überreichte der Graf Egmont der Königin einen Diamantring, den ihr der Kaiser geschickt hatte. Maria steckte ihn an den Finger und zeigte ihn den Anwesenden, „und gewißlich," ruft

der spanische Gesandte aus, „der Juwel war köstlich und wohl der Bewunderung werth." Ehe Egmont nach Spanien abreiste, fragte er Maria, ob sie ihm für den Prinzen Philipp eine Botschaft anvertrauen wollte. Die Königin entgegnete, „er möge dem Prinzen ihre geneigtesten Empfehlungen übermachen und denselben versichern, daß sie stets bereit sein werde, mit ihm in solchen Sachen der Freundschaft zu eifern, welche einem liebenden und gehorsamen Weibe geziemten." Gefragt, ob sie ihm schreiben wollte, antwortete sie: „Nicht bevor er die Korrespondenz angefangen hat."

Dieß leitet uns zur Kenntniß einer kleinen sehr bezeichnenden Thatsache. Bis dahin hatte Philipp weder geschrieben, noch überhaupt seiner Gebieterin ein einziges Zeichen der Hochachtung übersandt. Dieß Alles war seinem Vater überlassen geblieben. Karl hatte die Ehe angeordnet, hatte um die Braut geworben, hatte ihre hauptsächlichen Rathgeber gewonnen, kurz, er hatte das ganze Minnen besorgt. Auch soll die Neigung Philipp's eine andere Richtung genommen haben, der zufolge er seine königliche Verwandte, Maria von Portugal, lieber vorgezogen hätte. Wie sich das aber auch verhalten mag, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß er etwa eine große Genugthuung bei dem Prospektus fühlte, mit einer Frau vereinigt zu werden, die elf Jahr älter, als er selbst war, und deren persönliche Reize, so groß dieselben auch einst gewesen sein mochten, lange schon unter den Wirkungen der Krankheit und angeborener Schwermuth dahingewelkt waren. Aber er liebte die Macht, und welche Bedenken er auch für sich selbst unterhalten haben mag, so wurden dieselben doch vor den Wünschen seines Vaters zum Stillschweigen gebracht*). „Gleich einem zweiten Isaak,"

---

*) Philipp würde es lieber gesehen haben, wenn Karl seine ursprüngliche Absicht, Marien selbst zu heirathen, ausgeführt hätte. Aber ohne Murren fügte er sich in die von seinem Vater für ihn getroffene Wahl. Mignet bringt eine Stelle aus einem Briefe Philipp's an den Kaiser darüber, welche zeigt, daß Philipp ein Muster kindlichen Gehorsams war. Der Brief findet sich in Gonzales unveröffentlichtem Buche, Retiro y Estancia de Carlos Quinto, abgeschrieben. — „Y que pues piensan proponer su matrimonio con Vuestra Magestad, hallandose en disposicion para ello, esto seria lo mas acertado. Pero en caso que Vuestra Magestad está en lo

ruft Sandoval voll Bewunderung für sein Betragen aus, „opferte er sich auf dem Altare kindlicher Pflicht.“ Die nämliche stille Ergebenheit, welche Philipp in dieser heikligen Sache seinem Vater bewies, erhielt er später unter ähnlichen Umständen von seinem Sohne geleistet.

Nachdem die Heirathsartikel gut geheißen worden waren, sandte Philipp durch einen spanischen Edlen aus hohem Range, den Marquis de las Navas, der englischen Königin einen prächtigen Juwel*). Der Marquis, welcher von Biscaya mit einem Geschwader von vier Schiffen übersetzte, landete in Plymouth, und zu ihm stieß, als er London zureiste, der junge Lord Herbert, der Sohn des Earl von Pembroke, der ihn mit einem Geleite von hundert berittenen Edelleuten nach seinem Familiensitze in Wiltshire brachte. „Und als sie mit einander gen Wilton ritten,“ sagt einer davon, Lord Edmund Dudley, „so gab es gewisse Hasenrennen, was so vergnüglich war, daß der Marquis sich sehr darüber freute, den Lauf so leicht festgesetzt zu finden. Was des Marquis gute Bewirthung anbelangt, sowohl des Nachts beim Abendessen wie am nächsten Morgen bei seinem Frühstück, so war dieselbe wahrhaftig in solchem Ueberfluß da, daß man sich nicht wenig bei der Betrachtung wunderte, wie eine so große Vorbereitung innerhalb einer so kurzen Frist gemacht werden konnte . . . Es war gewiß keine geringe Erleichterung für mein Herz, als ich sah, daß alle Dinge so ehrenhaft verwandt wurden zur Ehre und zum Dienste der Majestät der Königin**).“

Mittlerweile traf Philipp Anstalt Spanien zu verlassen und für

---

que me escribe y le pareciere tratar de lo que à mi toca, ya Vuestra Magestad sabe que, como tan obediente hijo, no he tener mas voluntad que la suya; cuanto mas siendo este negocio de importancia y calidad que es. Y asi me ha parecido remitirlo à Vuestra Magestad para que en todo haya lo que le parecierá, y fuere servido.“

*) Ein einziger Diamant in dem Schmucke, welchen Philipp der Königin sandte, ward auf achtzig tausend Kronen abgeschätzt.

**) Der im Texte erwähnte junge Lord Herbert wurde später jener Earl von Pembroke, welcher in zweiter Heirath sich mit der berühmten Schwester von Sir Philipp Sidney vermählte. Er widmete ihr die „Arcadia,“ — vielleicht weniger durch diese Widmung, als durch die Aufschrift Ben Jonson's auf ihrem Denkmale im Dome zu Salisbury berühmt.

eine Regierung des Landes während seiner Abwesenheit zu sorgen. Der Kaiser entschied sich für die Betrauung seiner Tochter, der Prinzessin Joanna, mit der Regentschaft. Sie war etwa anderthalb Jahre zuvor nach Portugal als die Braut des Erben dieses Königreichs gegangen. Allein die schöne Hoffnung, zu welcher diese Verbindung berechtigte, ward vereitelt durch den unzeitigen, am zweiten Januar 1554 erfolgenden Tod ihres Lebensgefährten. Drei Wochen darauf gebar die unglückliche Witwe einen Sohn, den berühmten Don Sebastian, dessen Don Quixott'sche Abenteuer ihm einen verbreitetern Ruhm verliehen haben, als von manchem weiseren Herrscher genossen wird. Nach der traurigen Einbuße, welche Joannen befallen hatte, ergab sie sich nicht ohne Anstrengung in die Wünsche ihres Vaters und gab ihre Einwilligung zu der Uebernahme der Pflichten des öffentlichen Lebens. Im Juli verließ sie Lissabon, die Schaubühne früher Freuden und auf immer vereitelter Hoffnungen, — und kehrte zum Bedauern des ganzen Hofes mit einem fürstlichen Geleite nach Castilien zurück. An der Gränze wurde sie vom Könige, ihrem Bruder, empfangen, der sie nach Valladolid brachte. Hier ward sie mit der nöthigen Feierlichkeit in ihre Würde als Regentin eingesetzt. Ihr wurde in der Regierung ein Staatsrath beigesellt. Derselbe bestand aus den geachtetsten Männern mit dem Erzbischofe von Sevilla an der Spitze. Von diesem Kollegium sollte Joanna berathen und überhaupt in allen Sachen von Bedeutung geleitet werden. Bei seiner Abreise hinterließ Philipp seiner Schwester einen großen Brief mit Instruktionen für die in der Verwaltung, zumal in religiösen Angelegenheiten, zu befolgende Politik.

Joanna scheint eine kluge, tugendhafte Frau gewesen zu sein, also die Eigenschaften besessen zu haben, welche dem weiblichen Geschlechte ihrer Abkunft eigenthümlich waren. Sie war für die Klöster und hohen Schulen eine freigebige Wohlthäterin, und die eingeschlossenen Bewohner derselben bezeigten ihre Dankbarkeit durch die verschwenderischeste Ausschmückung ihrer Einöden. Sie besaß eine etwas eigne Gewohnheit. Sie pflegte nämlich bei Ertheilung von Audienz an fremde Gesandte ihren Schleier herunterzulassen. Um alle Zweifel hinsichtlich der Identität ihrer Person zu benehmen, begann sie die

Audienz mit der Lüftung ihres Schleiers, indem sie sagte: „Bin ich nicht die Prinzessin?“ Alsdann verdeckte sie wieder ihr Gesicht, und die Konferenz dauerte fort, ohne daß sie ihr Antlitz weiter gezeigt hätte. „Es war,“ sagt in einem beilegenden Sinne ihr Biograph, „um zu hören, nicht nöthig, das Gesicht zu enthüllen.“ Vielleicht betrachtete Joanna diese Zurückhaltung als passend für ihre Trauerzeit und bezweckte damit ein Zeichen der Ehrfurcht für das Gedächtniß ihres verblichenen Gemahls. In jedem andern Sinne müßten wir vermuthen, daß in ihre Konstitution eine Ader von derselben Verrücktheit eingedrungen wäre, welche einen so großen Theil des Lebens ihrer Großmutter und Namensschwester, der Joanna von Castilien, verdunkelt hatte.

Ehe Philipp Castilien verließ, errichtete er eine besondere Schule für seinen Sohn Don Carlos, und stellte dessen Erziehung unter die Sorge eines Lehrers, Namens Luis de Vives, eines Scholaren, der nicht mit seinem Namensvetter, dem gelehrten Erzieher Mariens von England, verwechselt werden darf. Nachdem Philipp seine Einrichtungen getroffen hatte, brach er nach dem Platze seiner Einschiffung im Norden auf. Er verlebte einige Tage zu Compostella, indem er dem Schutzheiligen Spaniens seine Andacht verrichtete, dessen Schrein die Zeiten des Mittelalters hindurch der beliebteste Wallfahrtsort für die Pilgrime aus den westlichen Theilen der Christenheit gewesen war.

Noch zu Compostella unterzeichnete Philipp den Ehevertrag, der von England durch den Herzog von Bedford überbracht worden war. Hierauf begab er sich nach Corunna, wo eine Flotte von mehr als hundert Schiffen vor Anker lag, bereit ihn aufzunehmen. Sie stand unter dem Befehle des Admirals von Castilien, und hatte neben einer vollständigen Zahl Seeleute vier tausend der besten spanischen Truppen am Verdeck. Den elften Juli schiffte sich Philipp mit seinem zahlreichen Gefolge ein. Man konnte darunter, zusammen mit den flamändischen Grafen Egmont und Hoorne, die Herzöge von Alva und Medina Cöli, den Fürsten von Eboli, kurz, die Blüthe des castilischen Adels sehen. Sie kamen begleitet von ihren Frauen und Vasallen, Spielleuten und Possenreißern, und einem Haufen nichts-

thuenden Gefolges, um damit die Pracht des Aufzuges zu erhöhen und ihrem königlichen Herren Ehre zu erweisen. Dennoch hatte der spanische Gesandte zu London Philipp ausdrücklich anempfohlen, daß seine Höflinge ihre Damen zu Hause lassen, und in so einfacher Erscheinung als möglich kommen möchten, um nicht die Eifersucht der Engländer zu erwecken.

Nach einer angenehmen Reise von einigen Tagen wurde das spanische Geschwader der vereinigten Flotten von England und Flandern unter dem Oberbefehle des Lord Admirals Howard ansichtig, der in dem englischen Kanale kreuzte, um den Prinzen zu treffen und ihn nach der englischen Küste zu bringen. Der Admiral scheint ein plumper Geselle gewesen zu sein, der seine Gedanken mit mehr Aufrichtigkeit, als Höflichkeit aussprach. Er beleidigte die Flamänder sehr, indem er ihre Schiffe mit Muschelschalen verglich. Er soll sogar bei der Annäherung an Philipp's Geschwader eine Kanone abgefeuert haben, um dasselbe zum Einziehen des Marssegels zur Anerkennung der Ueberlegenheit der Engländer in den „kleinen Meeren" zu zwingen. Aber das ist wahrscheinlich eine Prahlerei eines englischen Schriftstellers, da es ja kaum möglich ist, daß der stolze Spanier jener Zeit ein solches Zugeständniß gemacht haben würde und um so mehr, da man nicht annehmen kann, daß der britische Oberbefehlshaber so unhöflich gewesen sein würde, das bei dieser Gelegenheit zu fordern.

Am neunzehnten Juli liefen die Schiffe in dem Hafen von Southampton vor Anker. Bald konnte man eine Menge Barken von der Küste abstoßen sehen; eine davon, geschützt von einer reichen Dachung und prächtig mit gewirktem Gold ausgefüttert, war mit Seeleuten bemannt, deren Kleidung in Weiß und Grün die königliche Livree anzeigte. Es war die für Philipp bestimmte Barke der Königin, während die übrigen Boote, die alle festlich geschmückt waren, seine Edlen und deren Gefolge aufnahmen.

Der spanische Fürst wurde bei seiner Landung von einer trefflichen Kompagnie englischer Lords begrüßt, die versammelt waren, um ihm ihren Respekt zu bezeigen. Der Earl von Arundel überreichte ihm im Namen der Königin die herrlichen Insignien des Strumpfband-

ordens*). Philipp's Kleidung war, wie gewöhnlich, von schlichtem schwarzen Sammet, und er trug ein Barret, das nach damaliger Mode mit goldnen Ketten verziert war. Auf Mariens Befehl stand ein muthiger andalusischer Zelter für ihn bereit, auf den Philipp sich augenblicklich schwang. Er war ein guter Reiter und gefiel dem Volke durch seine ritterliche Haltung und durch die anmuthige Art, womit er das Pferd regierte.

Der königliche Zug ging dann vorwärts nach der alten Kirche des heiligen Stabes, wo Messe gelesen und für die glückliche Reise Dank dargebracht wurde. Hierauf begab sich Philipp nach den Räumlichkeiten, die während seines Verweilens in der Stadt für ihn bestimmt waren. Sie waren mit Aufwand ausgestattet, und die Wände waren mit Tapezerei behangen, welche das Thun des königlichen Streiters, Heinrich des Achten, darstellte. Unter andern Inschriften ihm zu Ehren konnte man eine sehen, welche ihn das „Haupt der Kirche" und den „Vertheidiger des Glaubens" nannte: — Worte, die, da sie wahrscheinlich lateinisch waren, bei den Spaniern nicht unbemerkt bleiben konnten.

Die Nachricht von Philipp's Landung ward in London mit allen Freudenbezeugungen empfangen. Die Kanonen feuerten, die Glocken läuteten, Prozessionen gingen in die Kirchen, Freudenfeuer brannten in allen Hauptstraßen, und in den Squares (öffentlichen Plätzen) standen Tafeln, beladen mit Labsal, und der Wein und das Ale floß für alle Herbeikommenden wie Wasser im Ueberfluß. Kurz, die City überließ sich einem allgemeinen Jubel, als ob man die Rückkehr irgend eines siegreichen Alleinherrschers in seine Besitzungen, nicht aber den Mann feierte, dessen Name neulich der Gegenstand einer so allgemeinen Verwünschung gewesen war. Maria erließ sogleich Befehl, daß sich ihre Edlen in Bereitschaft halten sollten, sie nach Winchester, wo sie den Prinzen empfangen wollte, zu begleiten, und am einundzwanzigsten

*) „L'ordre de la Jaretiere, que la Royne et les Chevaliers ont concludz luy donner; et en a fait faire une la Royne, qu' est estimée sept ou huict mil escuz, et joinctement fait faire plusieurs riches habillemens pour son Altese". — Brief Renard's.

Juli hielt sie ihren Einzug in jene Residenz, und schlug ihren Aufenthalt im erzbischöflichen Palaste auf.

Während der wenigen Tage, die Philipp in Southampton verweilte, ritt er oft aus und zeigte sich häufig dem Volke. Die vor seiner Reise empfangene Nachricht über den Zustand der öffentlichen Stimmung hatte ihm eine natürliche Befürchtung für seine Sicherheit eingeflößt. Deßhalb scheint er anfangs beschlossen zu haben, eine solche Herablassung und überhaupt ein solch' leutseliges Benehmen anzunehmen, welches die Eifersucht der Engländer entwaffnen und ihm wo möglich deren Zuneigung gewinnen könnte. Hierbei scheint er sehr glücklich gewesen zu sein, wiewohl einige Stolzere von der Aristokratie, weil er seine Kopfbedeckung nicht abnahm, eine Ausnahme davon gemacht zu haben scheinen. Daß er aber sich in einem solchen Grade Zwang anthat, wobei er seiner natürlichen Stimmung nachgegeben zu haben scheint, ist ein guter Beleg für die Stärke seiner Befürchtungen*).

Die von Philipp den Engländern erwiesene Gunst machte seine eignen Edlen mißmuthig. Noch ärgerlicher aber waren sie über die strenge Auslegung des einen Heirathsartikels, wonach einige Hundert ihres Aufwartegefolges als Ausländer am Landen verhindert, oder, nachdem dieß geschehen, zur Wiedereinschiffung und Rückkehr nach Spanien gezwungen wurden**). So oft Philipp ausritt, war er von Engländern begleitet. Von Engländern wurde ihm bei Tische aufgewartet. Er frühstückte und speiste öffentlich, was nur wenig nach seinem Geschmack war. Nach englischer Sitte brachte er Gesundheiten aus und ermunterte die Spanier, wenn er das starke Ale des Landes zechte, ein Gleiches zu thun.

*) Der Wechsel in Philipp's Benehmen scheint allgemeine Aufmerksamkeit erregt zu haben. Wir finden, daß Wotton, der Gesandte am französischen Hofe, in einem seiner Briefe spricht, das Gerücht davon sei zu seinen Ohren gelangt. Wotton an Sir Petre, 10. August 1554. Manuskript.

**) Zufolge Noailles verbot Philipp den Spaniern, die Schiffe zu verlassen, bei Strafe des Hängens, wenn sie den Fuß ans Land setzten. Dieß hieß den Bestimmungen des Heirathsvertrags Gewalt anthun.

Am drei und zwanzigsten des Monats gelangte der Earl of Pembroke mit einem glänzenden Gefolge von zwei hundert berittenen Gentlemen an, um den Prinzen nach Winchester zu geleiten. Ferner war derselbe von einer Abtheilung englischer Bogenschützen begleitet, deren Waffenröcke von gelbem, mit rothem Sammetbesatz gestreiftem Tuche die buntscheckige Livree des Hauses Aragonien zur Schau trugen. Es war ein ungünstiger Tag. Ein starker Regen fiel in solchen Strömen hernieder, daß er den Enthusiasmus eines feurigeren Liebhabers, als Philipp's, hätte abkühlen können. Aber dieser war ein zu tapferer Kavalier, als daß ihn die Elemente eingeschüchtert hätten. Die an sich nicht große Entfernung ward zu Pferde zurückgelegt: in der gewöhnlichen Transportweise zu einer Zeit, da die Wege für Wägen beinahe unzugänglich waren.

Philipp war nicht weit mit seinem Gefolge vorgerückt, als auf sie ein Kourier losgesprengt kam, der einen von Marien ihrem Geliebten gesandten Ring überbrachte, nebst der Bitte, daß er sich nicht dem Wetter aussetzen, sondern seine Abreise auf den folgenden Tag verschieben möge. Der Prinz verstand den englisch redenden Boten nicht, und da er den Verdacht hegte, daß ihn Maria damit vor irgend einer Gefahr unterwegs warnen wollte, ritt er auf der Stelle auf die Seite der Straße, und pflog mit Alva und Egmont Rathes, was wohl zu thun sei. Einer der Höflinge, welcher seine Verlegenheit gewahrte, ritt herbei und machte den Prinzen mit dem eigentlichen Zwecke der Botschaft bekannt. Nun von seinem Schrecken befreit zögerte Philipp nicht länger, sondern trieb, indem er mit seinem rothen Filzmantel eng umwickelt und ein breiter Castorhut über seine Augen hereingedrückt war, dem Wetter zum Trotz vorwärts.

Sowie er weiter kam, gelangte zu seinem Gefolge von der benachbarten Gentry und Yeomanry (Landmiliz) Zuwachs hinzu, bis sich dasselbe, ehe er Winchester erreichte, auf einige Tausend belief. Es war spät Nachmittags, als die Reiter erschöpft von der Reise und völlig durchnäßt vom Regen vor den Thoren der City anlangten. Der Mayor und die Rathsglieder, gekleidet in ihre scharlachenen Gewänder, kamen, um den Prinzen zu bewillkommnen und ihn, indem sie ihm die Schlüssel der Stadt darreichten, zu seinen Räumlichkeiten zu führen.

Diesen Abend kam Philipp zum ersten Male mit Maria zusammen. Es war privatim, und er wurde nach ihrer Wohnung vom Kanzler Gardiner, dem Bischof von Winchester, gebracht. Das königliche Paar verweilte eine Stunde oder darüber bei einander: und, da Maria fließend castilisch sprach, muß der Zusammenkunft viel von der Verlegenheit erspart worden sein, die sonst obgewaltet hätte*).

Am folgenden Tage trafen sich beide Theile öffentlich. Mit Philipp waren die vorzüglichen Personen beiden Geschlechts von seinem Gefolge, und als der Zug, der einen trefflichen Anblick gewährte, zu Fuß durch die Straßen ging, spielten die Spielleute vor ihnen auf, bis sie die königliche Wohnung erreichten. Als Empfangssaal diente die große Halle des Palastes. Indem Maria vorschritt, um ihren Vertrauten zu empfangen, grüßte sie ihn mit einem Liebeskusse vor allen Anwesenden. Dann führte sie ihn nach einer Art Thron, wo sie unter einem stattlichen Baldachin an seiner Seite ihren Sitz nahm. Daselbst blieben sie eine Stunde oder drüber, indem sie sich unterhielten, während ihre Hofleute Muße hatten, mit einander bekannt zu werden und zweifelsohne in den Eigenthümlichkeiten nationaler Tracht und Sitten reichliche Nahrung für zukünftige Glossen zu finden. Trotz des spanischen Blutes in Mariens Adern standen doch die höheren Kreise von Spanien und England damals fast in so geringem persönlichen Verkehr mit einander, wie gegenwärtig England und Japan.

Der nächste Tag als der Festtag St. Jakob's, des Schutzheiligen von Spanien, war zur Vermählung angesetzt. Philipp vertauschte seine gewöhnliche einfache Kleidung mit den Bräutigamsgewändern, die für ihn von seiner Gebieterin in Bereitschaft gehalten wurden. Sie waren in fleckenlosem Weiß, wie uns der Berichterstatter sorgfältig erzählt, von Atlas und Goldtuch, dicht mit Perlen und kostbaren Steinen bepudert. Um den Nacken trug er das prächtige Halsband des goldenen Vließes, des berühmten burgundischen Ordens, indeß das glänzende Band unterhalb des Kniees als Zeichen des nicht minder ausgezeich-

*) Nach Sepulveda gab Philipp der englischen Begrüßungsweise eine sehr freigebige Wendung, indem er nicht nur seine Verlobte, sondern alle Hofdamen, Matronen wie Jungfrauen, ohne Unterschied küßte.

neten Strumpfbandordens diente. Er begab sich zu Fuß in den Dom, und mit ihm waren alle seine Edlen, die mit einander in dem prunkenden Glanze ihrer Gefolge wetteiferten.

Ehe die Königin Philipp am Eingange des Domes einholte, verging eine halbe Stunde. Maria war umgeben von den Lords und Ladies ihres Hofes. Ihr Kleid war gleich dem seinigen von weißem Atlas und gewirktem Golde, und besetzt und befranst mit Diamanten von einem unschätzbaren Preise, davon einige ohne Zweifel das Geschenk Philipp's, welches er ihr kurz nach seiner Landung durch die Vermittelung des Fürsten von Eboli überschickt hatte. Ihre hochrothen Pantoffeln und ihr schwarzsammetner Mantel bildeten einen Kontrast zu ihrem übrigen Anputz und würden als Brautkostüme für den gegenwärtigen Geschmack schwerlich passen. Alsdann setzte sich die königliche Partie nach dem Schiffe des Domes in Bewegung und wurde im Chore vom Bischof von Winchester empfangen, mit dem die großen Prälaten der englischen Kirche waren. Der größte von allen, Cranmer, der Primas von ganz England, der die Ceremonie hätte verrichten sollen, war abwesend — in Ungnade und ein Gefangener.

Philipp und Maria nahmen Platz unter einem königlichen Baldachin, mit einem sie trennenden Altare. Die Königin war umgeben von den Ladies ihres Hofes, deren Schönheit, sagt der Schriftsteller, einen erhöhten Glanz erlangte durch den Kontrast mit den dunkeln Wangen des Südens*). Die Chorgänge und geräumigen oberen Kirchensitze waren vollgestopft mit Zuschauern jeder Art, zusammengewürfelt aus den entferntesten Theilen, Zeugen der Ceremonie zu sein.

Das Stillschweigen ward von Figueroa, einem kaiserlichen Rathe, gebrochen, indem derselbe laut eine Urkunde des Kaisers Karl des Fünften vorlas. Darin hieß es, daß der Kaiser diese Vermählung selbst gewünscht habe, und daß er gerne möchte, sein geliebter Sohn

*) „Poco dopo comparve ancora la Regina pomposamente vestita, rilucendo da tutte le parti pretiosissime gemme, accompagnata da tante e così belle Principesse, che pareva ivi ridotta quasi tutta la bellezza del mondo, onde gli Spagnoli servivano con il loro Olivastro, trà tanti soli, come ombre.“ — Leti, Vita di Filippo II., tom. I. p. 232.

wolle in sie eintreten in einer Weise, die sich für seine eignen Erwartungen und für die Würde seiner hehren Gefährtin schickte. Deßhalb überließ er ihm völlig sein Recht und seine Oberhoheit über das Königreich Neapel und das Herzogthum Mailand. Auf diese Weise würde der Rang beider Theile ebenbürtig werden, und Maria würde, anstatt ihre Hand einem Unterthanen zu reichen, ein ihr gleiches Oberhaupt heirathen.

Einige Verlegenheit bereitete die Frage, wer denn die Königin weggeben solle, indem man für diesen Theil der Ceremonie nicht gesorgt hatte. Sie wurde nach einer kurzen Berathung durch den Marquis von Winchester und die Earls of Pembroke und Derby beseitigt, die es auf sich nahmen, die Königin im Namen des ganzen Königreiches wegzugeben: wozu die Menge ein Beifallsgeschrei erhob, daß die alten Mauern des Domes davon wiederhallten. Der Ehegottesdienst wurde dann beschlossen durch den Bischof von Winchester. Philipp und Maria nahmen ihre Plätze wieder ein, und die Messe wurde gelesen, als der Bräutigam, nach der Sitte der Zeit, aufstand und seiner Gefährtin den „Friedenskuß" gab. Die ganze Ceremonie dauerte beinahe vier Stunden. Nachdem sie zu Ende war, nahm Philipp Marien bei der Hand und führte sie aus der Kirche hinaus. Dem königlichen Paare folgte der lange Zug Prälaten und Edler, und ihm voran schritten die Earls of Pembroke und Derby, von denen jeder ein nacktes Schwert hoch in die Luft hielt zum Zeichen der Oberhoheit. Die Wirkung des Schauspiels ward erhöht durch die mannichfaltigen Kleidertrachten der beiden Nationen: die farbenreichen und malerischen Kleider der Spanier und die gediegene Pracht der Engländer und Flamänder, die sich in bunter Verwirrung durch einander mischten. Die schimmernde Prozession setzte sich langsam bei dem frohen Klange festlicher Musik vorwärts, während die Luft von den unterthänlichen Beifallsbezeugungen der Bevölkerung zerrissen ward, die, wie gewöhnlich, von der Pracht des Schauspiels entzückt war.

In der großen Halle des bischöflichen Palastes ward für die ganze Gesellschaft ein reiches Mahl bereitet. Am einen Ende des Zimmers war ein Dais, auf welchen unter einem herrlichen Baldachin für den König und die Königin eine Tafel gesetzt war, und ein dritter

Platz war für den Bischof Gardiner hinzugefügt, als den einzigen von den großen Lords, dem die Auszeichnung mit König und Königin zu speisen zu Theil wurde.

Unterhalb des Dais waren auf beiden Seiten längs der ganzen Halle Tafeln für die englischen und spanischen Edlen gesetzt, die alle — ein gefährlicher Punkt der Etikette — mit schuldiger Rücksicht auf ihren bezüglichen Rang angeordnet waren. Die königliche Tafel war mit goldenen Schüsseln gedeckt. Ein geräumiger Kredenztisch, der sich bis zur Höhe von acht Stufen oder Regalen erhob und mit einem Ueberfluß von Gold- und Silbergeschirr gefüllt war, entfaltete etwas prunkhaft die Pracht des Prälaten oder seines Oberhauptes. Indeß war dieser Prunk eher spanisch als englisch, und war eine von den Formen, worin der castilische Grande seinen Reichthum gern entfaltete*).

Unten am Ende der Halle war ein von einer Bande ausgezeichneter Musiker besetztes Orchester, das das Mahl durch seine Musik belebte. Aber den interessantesten Theil des Schauspiels gewährten die Winchester-Knaben (Gymnasiasten der Winchesterschule), von denen es einigen erlaubt worden war, gegenwärtig zu sein und auf lateinisch ihre Epithalamia zu Ehren der königlichen Hochzeit vorzutragen, wofür sie von der Königin einen schönen Lohn empfingen.

Nach dem Banket kam der Ball, bei welchem, wenn wir eine englische Autorität gebrauchen dürfen, „die Spanier ganz außer Fassung waren, als sie sahen, daß sie von den Engländern so weit übertroffen würden." Dieß scheint etwas eigen zu sein, wenn man bedenkt, daß der Tanz in Spanien stets der nationale Zeitvertreib ist und war. Der Tanz ist für den Spanier, was für den Italiener die Musik: die Lebensbedingung seiner gesellschaftlichen Existenz. Er dauerte dießmal nicht lange, denn in der mäßigen neunten Stunde schlossen die Hochzeitsfestlichkeiten für diesen Abend.

---

*) Der Kredenztisch des Herzogs von Albuquerque, welch' letzterer um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts starb, erhob sich auf vierzig Silberstufen! Und, als er starb, brauchte man sechs Wochen, um mit dem Inventarium der Gold- und Silbergeräthschaften fertig zu werden.

Philipp und Maria verbrachten einige Tage in dieser fröhlichen Lebensweise zu Winchester, von wo sie mit ihrem Hofe nach Windsor gingen. Hier wurde ein Kapitel des Strumpfbandordens abgehalten, damit König Philipp installirt würde. Der Herold wagte dabei das englische Wappen herunterzunehmen und es zu Ehren des neuen Herrschers mit dem spanischen zu ersetzen: — ein Akt der Ergebenheit, der die Entrüstung der englischen Lords erregte, so daß sie geradewegs den Beamten zwangen, den Nationalschild wieder auf den rechten Platz zu bringen.

Am acht und zwanzigsten August hielten Philipp und Maria ihren öffentlichen Einzug in London. Sie kamen zu Pferd durch den Burgflecken Southwark über London-Bridge. Von den treugesinnten Bürgern war alle Anstalt getroffen worden, ihnen einen passenden Empfang zu gewähren. Die Säulen der Gebäude waren mit Blumen bekränzt, über die Straßen Triumphbogen gespannt, die Mauern mit Gemälden behangen oder mit Sprüchen zur Feier des königlichen Paares geschmückt, und für Philipp war ein Geschlechtsregister entworfen, das ihn von John of Gaunt herleitete: — kurz, das ihn so viel als möglich zum Engländer machte.

Unter den Gemälden war eins, worauf man Heinrich den Achten eine Bibel in der Hand halten sah. Dieser Einfall gab dem Kanzler Gardiner großen Anstoß, so daß er den Maler mit verschiedenen harten Worten benannte und ihn freiweg ausschalt, daß er das heilige Buch in des König Heinze's (Heinrich's) Hand gelegt, anstatt es besser seiner Tochter Maria zu geben, für ihren Eifer, womit sie den ursprünglichen Gottesdienst der Kirche wieder hergestellt. Der unglückliche Künstler verlor keine Zeit, seinen Irrthum zu verbessern, indem er das anstößige Buch auspinselte und dieß so wirksam that, daß er die königlichen Finger mit weglöschte und den alten Monarchen wie einen Bettler seinen verkürzten Stumpf aushalten ließ zur Erregung des Mitleids der Zuschauer.

Aber den Anblick, welcher mehr als alle diese Schaugepränge die Herzen der Londoner mit Freude erfüllte, bot eine ungeheuere Menge ungemünztes Geld, welches Philipp, auf seinem Wege nach dem Tower, wo es in dem königlichen Schatze niedergelegt wurde, durch die City daher ziehen ließ. Die Quantität sollte so groß sein, daß die

es enthaltenden Kisten einmal zwanzig Karren füllten. Ein anderes Mal waren zwei Frachtwagen mit diesem köstlichen Metalle so stark belastet, daß dieselben zu ziehen nahe an hundert Pferde erforderlich waren*). Die guten Leute, welche die Ankunft der Spanier wie einen Heuschreckenzug, der ihren Lebensunterhalt verzehren wollte, betrachtet hatten, waren sehr froh, als sie sahen, daß ihre erschöpften Koffer so wohl aus den amerikanischen Bergwerken gefüllt waren.

Von London begab sich das königliche Paar in die schattige Einsamkeit von Hampton Court, und Philipp, müde der Vermummungen, die er hatte mitmachen müssen, benutzte das Unwohlsein seiner Gemahlin, um sich jener Zurückgezogenheit und Ruhe zu überlassen, welche seinem Geschmacke mehr zusagten. Jedoch scheint diese Lebensweise in seiner angenehmen Abgeschiedenheit dem Geschmacke seiner englischen Unterthanen nicht so sehr angenehm gewesen zu sein. Wenigstens klagt eine alte Chronik verdrießlich, daß „das Hallenthor im Hofe fortwährend verschlossen war, so daß kein Mensch hineingehen konnte, ohne daß erst sein Begehr bekannt war; was den Engländern eigen vorkam und bis dahin nicht Sitte gewesen war.“

Indeß war Philipp, obwohl seine Befürchtungen für seine Sicherheit ohne Zweifel beseitigt waren, weise genug, die nämlichen gewinnenden Sitten, wie gleich von vornherein bei seiner Landung zu affektiren, — und zwar nicht vergebens. „Er zeigte,“ sagt der venetianische Gesandte in seinem Berichte an den Senat, „Nichts von jenem sosiego (der hochmüthigen Gleichgültigkeit der Spanier), welches ihn auszeichnete, als er zuerst von seinem Heimathslande eine Reise nach Italien und Flandern unternahm**). Er war wirklich so zugänglich,

---

*) Die Spanier müssen ganz eben so sehr, wie die Engländer bei dem Anblick eines so großen Betrags von Gold und Silber in den Koffern ihres Königs erstaunt gewesen sein: — einem Anblick, welcher selten die Augen Karl's oder Philipp's, obschon sie Herren von Indien waren, ergötzte. Hundert Pferde können wohl eben so viele Tonnen Goldes und Silbers gezogen haben: ein Betrag, der, wenn man den damaligen Geldwerth bedenkt, unserm Glauben etwas viel zumuthet, um so mehr, da zur Fortschaffung bloß zwei Wagen verwandt wurden.

**) Michele Soriano, der 1559 Venedig zu Madrid vertrat, legt in noch stärkeren Ausdrücken ein ähnliches Zeugniß über Philipp's verändertes Betragen, wäh-

wie man nur wünschen konnte, und ertheilte Allen, welche es verlangten, williges Gehör. „Er war bemüht“, fährt Micheli fort, „sich mit den Angelegenheiten bekannt zu machen, und zeigte eine Neigung für emsigen Fleiß,“ — welche, kann man hinzufügen, mit den Jahren zunahm. „Er sprach wenig. Aber seine Bemerkungen waren, obschon kurz, doch treffend. Mit einem Wort,“ schließt er, „es ist ein Fürst mit einem ausgezeichneten Talent, einer lebhaften Einbildungskraft und einem frühreifen Urtheile.“

Indeß war Philipp's Geschäftsliebe nicht so groß, daß sie ihn verleitet hätte, vorzeitig an der Führung der Geschäfte Theil zu nehmen. Umsichtig überließ er diese der Königin und ihren Ministern, deren Urtheile er den größten Respekt zu bezeugen den Anschein nahm. Besonders vermied er jeden Schein eines Versuches, sich in die Justizverwaltung zu mischen, es müßte denn gewesen sein, um einen Gnadenakt zu erlangen.

Daß er bedeutend ihre Zuneigung erwarb, kann man aus den gelegentlichen Bemerkungen mehr als eines zeitgenössischen Schriftstellers ersehen. Mit Nachdruck bezeugen sie die Leutseligkeit seines Benehmens, welche so wenig nach den über seinen Charakter umlaufenden Nachrichten zu erwarten gewesen wäre. „Unter andern,“ schreibt Wotton, der englische Gesandte am französischen Hofe, „ist ein Ding, das zu hören, ich recht froh gewesen bin: nämlich, daß des Königs Hoheit sich so artig und beliebt gegen Jedermann bezeigt. Denn, um die Wahrheit zu sagen, so habe ich Einige sagen hören, daß, als er aus Spanien nach Italien kam, manche Leute wünschten, daß er dem Volke eine etwas freundlichere Miene, als er damals that, gezeigt hätte.“ In einem kurz nach des Königs Einzuge in London ge-

rend derselbe in London war, ab. „Èssendo avvertito prima dal Cardinale di Trento, poi dalla Regina Maria, et con più efficacia dal padre, che quella riputatione et severità non si conveniva a lui, che dovea dominar nationi varie et popoli di costumi diversi, si mutò in modo che passando l'altra volta di Spagna per andar in Inghilterra, ha mostrato sempre una dolcezza, et humanità così grande non è superato da Prencipe alcuno in questa parte, et benchè servi in tutte l'attioni sue riputatione et gravità regie alle quali e per natura inclinato et per costume, non è però manco grato anzi fano parere la cortesia maggiore che S. M. usa con tutti.“

schriebenen Privatbrief beschreibt ein anderer Zeitgenosse erst seine Person als „so wohl proportionirt, daß die Natur kein vollkommneres Muster zu Stande bringen kann“, und schließt dann, indem er ihn wegen seines „fruchtbaren Witzes und sehr anmuthigen Wesens“ rühmt.

Seit der Stunde seiner Landung war Philipp beharrlich in der Ausübung aller seiner religiösen Gebräuche gewesen. „Er war“, sagt Micheli, „im Besuche der Messe und in der Beobachtung von allen Andachtsverrichtungen so pünktlich, wie irgend ein Mönch; und zwar mehr, wie Manche glaubten, als es seinem Alter und Stande geziemte. Die Geistlichen“, fügt er hinzu, „mit denen Philipp beständig verkehrte, sprechen laut von seiner Frömmigkeit.“

Dennoch waltete hierbei keine Heuchelei. So gern Philipp auch gewollt haben mag, daß seine Theilnahme an den religiösen Angelegenheiten von den Menschen gesehen würde, so ist es doch nicht minder wahr, daß, insoweit er diese Angelegenheiten verstand, seine Theilnahme aufrichtig war. Der gegenwärtige Zustand Englands hat ihn vielleicht sogar bewogen, seine Bedenklichkeiten hinsichtlich der Verbindung mit Marien zu überwinden. Oft machte er die Bemerkung: „Besser keine Regierung, als eine Regierung über Ketzer.“ Aber welch' ein Triumph konnte ruhmreicher sein, als der, diese Ketzer zu bekehren und sie in den Schooß der Kirche zurückzuführen? Er ließ es sich sehr angelegen sein, die Gemüther seiner neuen Unterthanen für einen ehrenhaften Empfang des päpstlichen Legaten Kardinal Pole vorzubereiten, der mit voller Autorität ausgerüstet war, die Unterwerfung Englands unter den Heiligen Stuhl entgegenzunehmen. Bei den adeligen Großen gebrauchte er seinen persönlichen Einfluß und verstärkte denselben gelegentlich durch freigebige Abzüge von jenen peruvianischen Barren, welche er nach dem Tower gesandt hatte. Wenigstens wird versichert, daß er Jahrespensionen zu dem großen Betrage von funfzig bis sechszig tausend goldenen Kronen an verschiedene Minister der Königin zahlte. Es wurde unter dem allgemeinen Vorwande gethan, daß ihnen ihre Treue gegen ihre Gebieterin damit vergolten werden sollte.

Zu Anfang November gelangte Nachricht an, daß Pole gelandet habe. Vom Kaiser, der einiges — wie es scheint, nicht unbegründetes — Mißtrauen wegen des Kardinals Stimmung in Bezug auf

die spanische Heirath hegte, war derselbe einige Wochen in Deutschland aufgehalten worden. Da jetzt diese Schwierigkeit beseitigt war, so durfte er seine Reise fortsetzen. Er kam in einer prächtigen Barke die Themse hinauf, und hatte auf den Vordertheil des Bootes, zum Zeichen seiner Autorität als Legat, ein silbernes Kreuz aufpflanzen lassen. Der Legat wurde bei seiner Landung von dem Könige, der Königin und dem ganzen Hofe mit einer ehrfurchtsvollen Ergebenheit empfangen, die als ein gutes Vorzeichen für den Erfolg seiner Sendung diente.

Er war von allen andern der zur Ausführung am besten geeignete Mann. Mit einer natürlichen Freundlichkeit seines Wesens vereinigte er eine Anmuth und Verfeinerung der Sitten, die er aus vertrautem Verkehr mit den gebildetsten Kreisen von Europa erlangt hatte. Seine königliche Abkunft gab ihm das Recht sich auf gleichem Fuße mit Personen vom höchsten Range zu bewegen, und bewirkte, daß er sich bei Hofe so unbeengt, wie im Kloster fühlte. Sein langes Exil hatte ihn mit Menschen verschiedener Himmelsstriche bekannt gemacht, während er, als ein geborner Engländer, vollkommen die Vorurtheile und den besonderen Charakter seiner eignen Landsleute kannte. „Kardinal Pole," sagt der venetianische Gesandte, „ist ein Mann von untadeligem Adel, und so streng in seiner Rechtlichkeit, daß er der Zudringlichkeit von Freunden Nichts bewilligt. Er ist beim Fürsten wie beim Volke so sehr beliebt, daß er wohl König genannt werden kann, wo Alles durch seine Autorität geschieht" *). Ein englischer Kardinal fand sich nicht oft im heiligen Kollegium vor. Daß in der

*) Mason, beim kaiserlichen Hofe englischer Gesandter, der viel mit Pole verkehrt hatte, spricht von ihm in den Ausdrücken unbedingter Hochachtung. „Ein solcher, der um seiner Weisheit willen mit Gelehrsamkeit, Tugend und Gottseligkeit, Alles verband, was die Welt suchet und verehret. Man muß glauben, daß ihn Gott besonders zu einer Wohnung auserlesen hat. So ist seine Unterhaltung mit unendlichen göttlichen Eigenschaften, erhaben über den gewöhnlichen Menschenschlag, ausgestattet. Und wer innerhalb des Königreichs ihm immerhin am abgeneigtesten sein mag, dem wünschte ich mit ihm nur ein Gespräch von einer halben Stunde. Es müßte ein recht steinernes Herz sein, das er in kurzer Zeit nicht erweichen könnte." Brief des Sir John Mason an die Königin, Manuskr.

gegenwärtigen Lage einer dort zu finden, der ferner so wohlgeeignete Eigenschaften zu seiner delikaten Sendung nach England besaß, war ein so merkwürdiges Zusammentreffen, daß Philipp und Maria wohl entschuldigt werden können, wenn sie darin den Finger der Vorsehung erkannten.

Am siebzehnten des Monats kam das Parlament wegen des Unwohlseins der Königin zu Whitehall zusammen, und Pole hielt jene berühmte Rede, worin er einige von den bestimmenden Ereignissen seines eignen Lebens und den um des Gewissens willen erduldeten Verfolgungen aufzählte. Er überblickte die in der Religion in England vor sich gegangenen Veränderungen, und flehte seine Zuhörerschaft an, ihre geistlichen Irrthümer abzuschwören und eine Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche zu suchen. Er versicherte sie seiner Vollmacht für die Vergangenheit Absolution zu ertheilen, und — was nicht minder wichtig wäre — die gegenwärtigen Eigenthümer zu autorisiren, im Besitze der Abtsländereien, die unter König Heinrich eingezogen worden wären, zu verbleiben. Dieses letzte mit Mühe dem Papste abgepreßte Zugeständniß, das ja die weltlichen und geistlichen Interessen mit einander versöhnte, scheint vollends alle Bedenken vertrieben zu haben, die etwa noch in der Brust der Gesetzgeber zauderten. Wahrscheinlich gab es nur wenige in dieser trefflichen Gesellschaft, deren Eifer nach der Märtyrerkrone gestrebt haben würde.

Der königlichen Aufforderung zufolge versammelte sich am nächsten Tage das Parlament wieder in Whitehall. Philipp nahm Platz zur Linken Mariens, unter dem nämlichen Baldachin, während der Kardinal Pole ihr zur Rechten in einer größern Entfernung saß*). Dann

*) Wenn wir dem Cabrera glauben dürfen, so nahm Philipp nicht nur im Parlamente Platz, sondern hielt auch einmal, um dem Legaten die Zuneigung der Legislatur zu gewinnen, eine Rede, die der Geschichtsschreiber in extenso gibt. Wenn er wirklich eine Rede hielt, so hätte dieselbe nur durch ein Wunder verstanden werden können. Denn Philipp konnte nicht englisch sprechen, und von seiner Zuhörerschaft verstand wahrscheinlich nicht einer unter hundert spanisch. Aber dem castilischen Geschichtsschreiber dürfte die Gelegenheit eines Wunders würdig scheinen: — dignus vindice nodus.

überreichte der Kanzler Gardiner im Namen der Lords und der Gemeinen eine Petition mit der Bitte um Aussöhnung mit dem päpstlichen Stuhle. Vom Legaten wurde feierlich Absolution verkündet, und die ganze Versammlung erhielt mit gebeugten Knieen seinen Segen. Das von seiner Ketzerei gereinigte England war wiederum der Gemeinschaft der römisch-katholischen Kirche zurückgestellt.

Auf der Stelle sandte Philipp Kouriere mit frohen Botschaften nach Rom, Brüssel und andern Hauptstädten der Christenheit ab. Ueberall ward das Ereigniß mit öffentlichen Jubelfesten gefeiert, als ob es ein großer Sieg über die Sarazenen gewesen wäre. Da der Eifer Philipp's für den Glauben wohl bekannt, und die große Veränderung kurz nach seiner Ankunft in England vorgefallen war: so schrieb man sie ihm zum großen Theil zu*). So hatte er vor seiner Besteigung des spanischen Thrones seinen Anspruch auf den Titel „der Katholische," der von den spanischen Monarchen so hoch angesetzt wird, geltend gemacht. Er hatte einen größern Triumph gewonnen, als sein Vater nach Jahren von Krieg über die protestantischen Fürsten Deutschlands hatte gewinnen können, und größer als irgend einer war, der durch die Waffen von Cortés oder Pizarro in der Neuen Welt errungen wurde. Ihr Streit war mit Barbaren gewesen; das Feld von Philipp's Anstrengung war eines der mächtigsten und civilisirtesten Länder Europa's.

Auf das Werk der Bekehrung folgte bald das der Verfolgung. In wie weit Philipp's Einfluß dabei ins Spiel kam, ist nicht bekannt. Ja, es würde nach Allem, was vorliegt, nicht leicht zu entscheiden sein, ob sein Einfluß sie zu befördern oder zu verhindern angewandt wurde. Das aber steht fest, daß unmittelbar, nachdem die ersten Märtyrer auf Smithfield gelitten hatten, Alfonso de Castro, ein spanischer Mönch, in einer Predigt bitter gegen diese Vorgänge zu Felde zog. Er nannte sie dem wahren Geiste des Christenthums zuwider,

*) „Obraron de suerte Don Felipe con prudencia, agrado, honras, y mercedes, y su familia con la cortesia natural de España, que se reduxo Inglaterra toda à la obediencia de la Iglesia Catolica Romana, y se abjuraron los errores y heregias que corrian en aquel Reyno," sagt Vanderhammen, Felipe el Prudente, p. 4.

welcher der der Liebe und Vergebung sei und seinen Dienern vorschriebe, nicht Rache am Sünder zu nehmen, sondern ihn über seine Irrthümer aufzuklären und ihn zur Buße zu leiten. Diese kühne Anklage hatte ihre Wirkung, selbst in dieser aufgeregten Zeit. Ein Paar Wochen schienen die Waffen der Verfolgung gelähmt zu sein. Aber dieß dauerte nur ein Paar Wochen. Die Duldung war nicht die Tugend des sechszehnten Jahrhunderts. Die liebevollen Lehren des guten Bruders fielen auf vom Fanatismus verschrumpfte Herzen, und der Geist der Unduldsamkeit fachte bald wieder die Feuer von Smithfield zu einer grimmigeren Gluth als je zuvor an.

Dennoch wunderte man sich, aus welcher Quelle diese befremdenden Lehren geflossen seien. Der Mönch war Philipp's Beichtvater. Man führte an, daß er nicht so kühn zu sprechen gewagt haben würde, wäre es nicht auf den Befehl Philipp's, oder wenigstens mit dessen Zustimmung geschehen. Daß de Castro auf diese Weise durch die Eingebung seines Herren gehandelt habe, wird durch den ganzen Verlauf von Philipp's Leben widerlegt. Kaum waren vier Jahre verflossen, seit er mit seiner Gegenwart ein auto de fé in Valladolid begünstigt hatte, wo vierzehn Personen am Pfahle des Schriterhaufens umkamen, und das Verbrennen von Ketzern in England konnte seinen Gefühlen nicht mehr zuwider sein, als das Verbrennen von Ketzern in Spanien. Wenn der Mönch wirklich bei seiner Handlung Philipp folgte, so können wir wohl vermuthen, daß der letztere weniger von Gründen der Menschlichkeit, als von politischen Motiven geleitet wurde, und daß der von den Leuten bei dem Schauspiele dieser Hinrichtungen geoffenbarte Abscheu ihn bewogen haben mag, diesen Ausweg zu ergreifen, um sich von jedem Antheile des ihnen anhängenden Hasses zu reinigen*).

---

*) In einem Briefe an die Regentin Joanna, datirt Brüssel, 1557, scheint sich Philipp das Verdienst beizulegen, durch die Vernichtung der Ketzer in England die Ketzerei ausgerottet zu haben. „Aviendo apartado deste Reyno las sectas, i reduzidole à la obediencia de la Inglesia, i aviendo ido sempre en acrecentamiento con el castigo de los Ereges tan sin contradiciones como se haze en Inglaterra." (Cabrera, Filipe Segundo, lib. II. cap. 6.) Der Kaiser unterstützt diesen Anspruch seines

In wie weit sich hierin und in andern Dingen der Einfluß Philipp's erstreckte, ist unmöglich zu bestimmen. Es ist klar, daß er sich in Acht nahm nicht durch die Schaulegung desselben die Eifersucht der Engländer zu erwecken*). Ein offenbarer Kanal dazu lag in der Königin, die an ihn eine Zärtlichkeit vertändelt zu haben scheint, von welcher man hätte glauben sollen, daß sie kaum durch ein kaltes und zurückstoßendes Wesen, wie das Philipp's, hätte erregt werden können. Aber er war jung und sah hübsch aus. Man hatte überall gefunden, daß seine Sitten dem andern Geschlecht gefielen, selbst da, wo er sich nicht so, wie in England, zu gefallen bemühte. Er war Mariens erste und einzige Liebe; denn der Kaiser war zu alt, als daß er mehr, als ihre Eitelkeit berührt hätte, und Courtenay zu leichtfertig, um etwas Anderes, als ein sinnliches Gefühl zu erwecken. Diese Ergebenheit gegen Philipp ward, nach einigen Nachrichten, durch die Buhlschaften desselben übel vergolten. Zwar sagt der venetianische Gesandte von ihm, daß „er die Zärtlichkeit seiner Gemahlin wohl verdiente, denn er war der liebreichste und beste Gatte." Aber es sieht als wahrscheinlich aus, daß der Italiener bei seiner Abschätzung der besten Gatten den freisinnigen Maßstab seines Vaterlandes anlegte**).

Sohnes in vollem Maße in einem Briefe aus Yuste: „Pues en Ynglaterra se han hecho y hacen tantas y tan crudas justicias hasta obispos, por la orden que alli ha dado, como si fuera su Rey natural, y se lo permiten." Carta del Emperador a la Princesa, Mayo 25, 1558, Manuskr.

*) Micheli, dessen Zeugniß von größerem Werthe ist, da er bekanntlich Noailles in dessen Opposition gegen die spanische Heirath unterstützte, sagt uns, daß Philipp in der Beobachtung eines jeden Artikels des Heirathsvertrages gewissenhaft war. „Che non havendo alterato cosa alcuna dello stile, et forma del governo, non essendo uscito un pelo della capitolatione del matrimonio, ha in tutto tolta via quella paura che da principio fù grandissima, che egli non volesse con imperio, et con la potentia, disporre, et comandare delle cose à modo suo."

**) „D'amor nasce l'esser inamorata come è et giustamente del marito per quel che s'ha potuto conoscer nel tempo che è stata seco dalla natura et modi suoi, certo da innamorar ognuno, non che chi havesse havuto la buona compagnia et il buon trattamento ch' ell' ha havuto. Tale in verità che nessun' altro potrebbe essergli nè migliore stato nè più amorevol marito .... : Se appresso al martello s'aggiungesse

Um Mitte November wurde dem Parlamente bedeütet, daß die Königin in einem Zustande von Schwangerschaft wäre. Die Nachricht wurde mit einer Freude aufgenommen, wie sie gewöhnlich von treugesinnten Unterthanen bei gleichen Gelegenheiten bewiesen wird. Besonders scheint der Kaiser bei dieser Aussicht auf einen Erben froh gewesen zu sein, welch' letzterer nach den Bestimmungen des Ehevertrages eine Theilung jenes großen Reiches bewirken mußte, dessen Aufbau und Befestigung unter einem Szepter der Gegenstand von seines Herren Leben gewesen war. Bald darauf ließen die Gemeinen ein Gesetz durchgehen, welches Philipp ermächtigte, im Falle es mit der Königin bei ihrer Niederkunft anders, als wohl, gehen sollte, die Regentschaft zu übernehmen und für die Erziehung ihres Kindes während dessen Minderjährigkeit Sorge zu tragen. Die Regentschaft sollte durch die Verfügungen des Ehevertrags beschränkt sein. Aber das Statut kann als offenbarer Beleg dafür gelten, daß Philipp das Zutrauen seiner neuen Unterthanen gewonnen hatte.

Die Anzeichen waren fortwährend günstig; und, da die Zeit für Mariens Niederkunft herbeinahte, wurden Boten zum Ueberbringen der Nachricht an die verschiedenen Höfe in Bereitschaft gehalten. Die treugesinnten Wünsche des Volkes liefen so weit über die Wirklichkeit hinaus, daß sich das Gerücht von der wirklichen Geburt eines Prinzen auswärts verbreitete. Die Glocken wurden geläutet, Freudenfeuer angezündet, Te Deum wurde in den Kirchen gesungen, und einer der Prediger „nahm es auf sich, die Proportionen des Kindes zu beschreiben, ein wie feiner, wie schöner und großer Prinz es war, dergleichen nicht war gesehen worden!" „Aber," sagt der bittere Chronikschreiber, „bei aller ihrer Anstrengung für ihren jungen Herren, dessen Ankunft in die Welt lange so sicher erwartet worden war, erschien am Ende weder ein jung Herre, noch jung Herrin, daß Einer bis auf diesen Tag davon hören könnt."

Die Unregelmäßigkeit der Königin erwies sich als eine Wasser-

---

la gelosia, della qual fin hora non si sa che patisca, perche se non ha il Re per casto, almanco dice ella so che è libero dell' amor d'altra donna; se fosse dico gelosa, sarebbe veramente misera." Relatione di Gio. Micheli, Manuskr.

sucht. Allein, ungeachtet der kränkenden Ergebnisse so vieler Anzeichen und Vorbereitungen und des daran haftenden Lächerlichen, hegte doch Maria noch die Illusion, daß sie eines Tags der Krone einen Erben bescheeren werde. Ihr Gemahl theilte diese Illusion nicht, und, da er sich überzeugte, daß sie keine Aussicht auf Nachkommenschaft hatte, fand er weniger Grund zur Verlängerung seines Aufenthalts in einem Lande, welches ihm in vieler Beziehung zuwider war. Welchen Schein der Ergebenheit man ihm auch immer beweisen mochte, so konnte sein Hochmuth doch nicht mit der untergeordneten Rolle zufrieden sein, die er gegen die Königin öffentlich spielen mußte. Das Parlament hatte niemals Mariens Wünschen so weit nachgegeben, daß es in seine Krönung als König von England eingewilligt hätte. Welches Gewicht er auch im Kabinet hatte, so war es doch nicht von der Art, daß es ihn ermächtigte, die Politik Englands seiner eignen, oder, was das Nämliche war, seines Vaters Politik, dienstbar zu machen. Das Parlament wollte nicht einwilligen, so weit von den ausdrücklichen Bestimmungen des Ehevertrags abzuschweifen, daß es an des Kaisers Kampfe mit Frankreich Antheil genommen hätte*).

Auch konnte der Philipp, durch seinen Wunsch, sich dem Geschmack und den Gewohnheiten der Engländer anzupassen, fortwährend auferlegte Zwang nicht anders, als ärgerlich für ihn sein. Wäre er dabei nur glücklicher, als zu erwarten war, gewesen; allein, es war nicht möglich, die Vorurtheile, die eingenistete Abneigung zu überwinden, womit die Spanier von der großen Masse des Volkes betrachtet wurden, wie ja aus satyrischen Pfeilen ersichtlich war, die von Zeit zu

*) Soriano erwähnt das geringe Ansehen, welches Philipp in England zu besitzen schien, und den Verdruß, den es ihm wie seinem Vater verursachte.

„L'imperatore, che dissegnava sempre cose grandi, pensò potersi acquistare il regno con occasione di matrimonio di quella regina nel figliuolo: ma non gli successe quel che desiderava, perche questo Re trovò tant' impedimenti et tante difficolta che mi ricordo havere inteso da un personaggio che S. Mtà, si trova ogni giorno più mal contenta d'haver atteso a quella prattica perchè non haver nel regno ne autorità nè obedienza, nè pure la corona, ma solo un certo nome che serviva più in apparenza che in effetto."

Zeit von Pamphletisten und Balladendichtern sowohl gegen den König wie gegen sein Gefolge abgeschossen wurden.

Das letztere war sogar noch mehr, als sein Herr des längern Verweilens in einem Lande müde, wo es auf so viele Ursachen zum Verdruß stieß. Wenn ein Spanier irgend Etwas kaufte, klagt einer von ihnen, so war er sicher, daß er dafür einen ungeheuren Preis zahlen mußte. Wenn er mit einem Engländer einen Streit hatte, sagt ein anderer Schriftsteller, so wurde er nach englischem Gesetz gerichtet, und war ganz sicher, am schlimmsten dabei wegzukommen*). Ob mit Recht oder Unrecht, so konnten doch die Spanier nicht verfehlen, häufige Ursache zu Aerger und Abscheu zu finden. Die beiden Nationen waren einander zu unähnlich, als daß die eine die andere hätte verstehen können. Philipp's Gefolge erfuhr deßhalb mit nicht geringer Genugthuung, daß sein Herr von seinem Vater die Aufforderung erhalten hatte, England zu verlassen und ihn in Flandern zu treffen.

Die Ursache dieser plötzlichen Bewegung war derartig, daß sie, wie das ganze Europa, so die Castilianer mit Erstaunen erfüllte: — nämlich, die beschlossene Abdankung Karl's des Fünften. Sie war so, daß sie für Philipp weder einen Zweifel, noch einen Aufschub zuließ. Aber die über die bevorstehende Trennung trostlose Maria vermochte ihren Gemahl, seine Abreise auf einige Wochen zu verschieben. Zuletzt gab sie der Nothwendigkeit des Falles nach. Es wurden für Philipp's Reise Vorbereitungen getroffen, und Maria begleitete mit schwerem Herzen ihren königlichen Gatten die Themse hinab nach Greenwich. Hier schieden sie, und, nachdem Philipp ein zärtliches Lebewohl genommen und die Königin sammt ihren Angelegenheiten der Sorge des Kardinals Pole empfohlen hatte, schlug er die Straße nach Dover ein.

*) „Quando occorre disparere tra un Inglese et alcun di questi, la giostitia non procede in quel modo che dovria . . . . Son tanti le cavillationi, le lunghezze, et le spese senza fine di quei lor' giuditii, che al torto, o al diritto, conviene ch'il forestiero soccumba; ne bisogna pensar che mai si sottomettessero l'Inglesi come l'altre nationi ad uno che chiamano l'Alcalde della Corte, spagnuole di natione, che procede sommariamente contra ogn' uno, per vie però, et termini Spagnuoli; havendo g'l'Inglesi la lor legge, dalla quale non solo non si partiriano, ma vogliano obligar a quella tutti gl'altre.“ Relatione di Gio. Micheli, Man.

Nachdem er daselbst eine kurze Zeit durch ungünstigen Wind zurückgehalten worden war, setzte er nach Calais über, und hielt am vierten September seinen Einzug in diesen festen Platz, den letzten Ueberrest von allen den Engländern noch zugehörigen kontinentalen Erwerbungen.

Philipp wurde von den Autoritäten der Stadt mit allem seinem Range geschuldeten Respekte empfangen. Er blieb einige Tage dort, indem er die respektvollen Höflichkeiten der Einwohner empfing, und erfreute bei seiner Abreise die Herzen der Besatzung mit einer Vertheilung von tausend goldnen Kronen unter sie. Er setzte seinen Weg fort nebst seinem glänzenden Zuge von castilischen und englischen Edlen, darunter die Earls of Arundel, Pembroke, Huntington und Andere aus dem höchsten Range im Reiche. Unterwegs traf ihn eine von seinem Vater geschickte militärische Eskorte, und gegen Ende September 1555 hielt Philipp, sammt seinem tapferen Gefolge, seinen Einzug in die flamändische Hauptstadt, wo der Kaiser und sein Hof sehnsüchtig auf seine Ankunft warteten.

Fünftes Kapitel.

Der Krieg mit dem Papste.

Das Reich Philipp's. — Paul der Vierte — Der französische Hof. — Ligue gegen Spanien — Der Herzog von Alva. — Kriegsrüstungen. — Ein siegreicher Feldzug.

1555, 1556.

Bald nach Philipp's Ankunft in Brüssel ging jene merkwürdige Scene der Abdankung Karl's des Fünften vor sich, welche die einleitenden Seiten unserer Erzählung einnimmt. Durch dieses Ereigniß erblickte sich Philipp als Herrn der weitest ausgedehnten und mächtigsten Monarchie in Europa. Er war König von Spanien, indem er unter diesem Namen Castilien, Aragonien und Granada begriff, welche,

nachdem sie Jahrhunderte hindurch als unabhängige Staaten bestanden, zuerst unter der Regierung seines Vaters, Karl des Fünften, unter ein Szepter vereinigt worden waren. Er war König von Neapel und Sicilien und Herzog von Mailand, wichtige Besitzungen, die ihn in den Stand setzten, die genau balancirten Wagschalen der italienischen Politik in einem hohen Grade zu kontrolliren. Er war Herr der Franche Comté und der Niederlande mit den blühendsten und volkreichsten Provinzen der Christenheit, deren Einwohner den größten Fortschritt im Handel, in der Landwirthschaft und in den verschiedenen Künsten der Mechanik gemacht hatten. Als Titularkönig von England erhielt er am Ende noch einen Einfluß, der, wie wir sehen werden, ihn in den Stand setzte, die Räthe dieses Landes nach seinen eignen Zwecken zu leiten. In Afrika besaß er das Kap der grünen Inseln und die Kanarieninseln, nebst Tunis, Oran und einige andere wichtige Plätze an der Barbareiküste. In Asien hatte er die Philippinen und die Gewürzinseln. In Amerika war er, neben seinen Besitzungen in Westindien, Herr von den reichen Ländern Merico und Peru und machte Anspruch auf das Recht sein Land grenzenlos auszudehnen, was der Gier und Spekulation der spanischen Abenteurer ein unerschöpfliches Feld darbot. Auf diese Art erstreckten sich die Besitzungen Philipp's über jeden Theil der Erdkugel. Die Flagge Castiliens konnte man unter den entferntesten Breitengraden — im atlantischen und stillen Ozean, so wie in den entlegenen indischen Meeren von Hafen zu Hafen segelnd finden, indem sie durch den Handelsverkehr die weitzerstreuten Glieder ihres großen Kolonialreiches vereinigte.

Die spanische Armee bestand aus der fürchterlichsten Infanterie in Europa: aus Veteranen, die unter den Augen Karl's des Fünften und seiner Generäle gebildet worden waren, die auf den Feldern von Pavia und Mühlberg gefochten, oder die in der Neuen Welt mit Almagro und Pizarro die Andes erklommen und diesen kühnen Anführern die Dynastie der Incas hatten umwerfen helfen. Die vereinigte Flotte von Spanien und Flandern übertraf weit die irgend einer andern Macht an Zahl und Größe der Schiffe, und wenn ihre Ueberlegenheit von England in den „kleinen Meeren" streitig gemacht werden könnte, so schiffte sie doch einher als unbestrittene Herrin des Oceans. Um die

Digitized by Google

Mittel zur Instandhaltung dieser köstlichen Einrichtung wie auch zur allgemeinen Regierungsmaschine zu liefern, standen Philipp die Schätze der Neuen Welt zu Gebote, und wenn die unaufhörlichen Unternehmungen seines Vaters den Schatz abgezogen hatten, so ward derselbe doch bald wieder von den Silberströmen gefüllt, die aus den unerschöpflichen Minen von Zacatecas und Potosi einflossen.

Dieß ganze weite Reich war nebst seinen glänzenden Hülfsquellen einem einzelnen Manne zur Verfügung gestellt. Philipp beherrschte es mit einer unumschränkteren Gewalt, als sie von irgend einem europäischen Fürsten seit den Tagen der Cäsaren besessen wurde. Zwar bewahrten die Niederlande unter dem Schirme ihrer alten Institutionen noch einen Schein von Unabhängigkeit; allein sie willigten darein, für die Bedürfnisse der Krone eine Auflage zu steuern, die größer, als die amerikanischen Einkünfte war. Neapel und Mailand wurden von spanischen Vicekönigen beherrscht. Vicekönige mit übertragener, kaum geringerer Gewalt, als die ihres Oberhauptes war, führten den Vorsitz über die amerikanischen Kolonien, welche ihre Gesetze von dem Mutterlande erhielten. In Spanien selbst war das Ansehen der Edlen dahin. Zuerst unter Ferdinand und Isabella angefochten, war dasselbe unter Karl dem Fünften völlig zusammengebrochen. Die Freiheiten der Gemeinen wurden in der verhängnißvollen Schlacht bei Villalar im Anfange der Regierung jenes Monarchen zertrümmert. Ohne Edle, ohne Gemeine waren die alten Cortes in ein leeres legislatives Schauspiel verkümmert, das kaum ein anderes Recht als das Petitionen einzureichen oder gelegentlich ein unwirksames Zeichen des Einspruchs gegen Mißbräuche zu erheben besaß. Diese Mißbräuche zu beseitigen hatten die Cortes die Macht verloren. Auf diese Weise beruhte alle Autorität in dem Oberhaupte. Sein Wille war das Gesetz des Landes. Von seinem Madrider Palaste aus ließ er die Verordnungen ergehen, welche das Gesetz Spaniens und seiner entferntesten Kolonien wurden. Man kann wohl glauben, daß die fremden Nationen mit Aufmerksamkeit die ersten Schritte eines Fürsten bewachten, der die Geschicke Europa's in seiner Hand zu halten schien, und daß sie mit nicht geringer Befürchtung das Wachsthum jener kolossalen Macht betrachteten, welche sich

schon zu einer Höhe erhoben hatte, daß sie jede andere Monarchie in Schatten stellte.

Seiner Stellung nach stand Philipp an der Spitze der römisch-katholischen Fürsten. Er war in weltlichen Angelegenheiten das, was der Papst in geistlichen. Bei der gegenwärtigen Lage der Christenheit hatte er das nämliche Interesse, wie der Papst, jenen Geist religiöser Reformen, der sich öffentlich oder privatim in jedem Winkel Europa's gezeigt hatte, niederzuwerfen. Er war des Papstes natürlicher Verbündeter. Er begriff dieß wohl und würde demgemäß gehandelt haben; allein sein erster Krieg seit seiner Thronbesteigung war — so sonderbar es auch klingt — ein Krieg mit dem Papste selbst. Philipp hatte diesen Krieg nicht gesucht.

Der päpstliche Thron war damals mit Paul dem Vierten besetzt, einem von jenen merkwürdigen Männern, welche, inmitten der unbekannten Persönlichkeiten, die im Vatican regierten und vergessen sind, sich einen dauernden Platz in der Geschichte errungen haben. Von Geburt war er Neapolitaner, aus der edlen Familie der Caraffas. Er wurde im religiösen Stande erzogen und lenkte durch seinen emsigen Fleiß und die davon geärnteten Früchte frühzeitig die Aufmerksamkeit auf sich. Sein Gedächtniß war ungeheuer. Er war nicht nur sehr in der theologischen Wissenschaft belesen, sondern auch in verschiedenen, alten wie neuen, Sprachen bewandert, wovon er mehrere geläufig sprach. Sein von seiner Gelehrsamkeit unterstützter Rang erhob ihn rasch in der Kirche zu hohen Ehren. 1513 ging er in seinem sechs und dreißigsten Jahre als Nuncius nach England. 1525 verzichtete er auf seine Pfründen und gründete mit einer kleinen Zahl von Freunden einen neuen religiösen Orden, genannt die Theatiner*). Der Zweck der Vereinigung

*) Relazione di Roma di Bernardo Novagero, 1558, veröffentlicht in den Relazioni degli Ambasciatori Veneti, Firenze, 1846, vol. VII. p. 378.

Novagero verweilt in seinem Berichte an den Senat mit Genauigkeit sowohl bei den persönlichen Eigenschaften wie bei der Politik Paul's des Vierten, dessen Charakter von dem scharfsinnigen Venetianer zum Gegenstande eines sorgfältigen Studiums gemacht worden zu sein scheint.

,,Ritornato a Roma, rinuncio la Chiesa di Chieti, che aveva prima, e quella di Brindisi, ritirandosi affato, e menando sempre vita privata, aliena da ogni sorte

war, bis zu einem gewissen Grade die beschaulichen Gewohnheiten der Mönche mit den thätigeren Pflichten der weltlichen Geistlichkeit zu vereinigen. Die Mitglieder desselben besuchten die Kranken, begruben die Todten, und predigten häufig öffentlich, indem sie also die wichtigsten Aemter der Priesterschaft ausübten. Zu diesem letzterwähnten Berufe des öffentlichen Redens war Caraffa besonders durch einen Fluß natürlicher Beredtsamkeit geeignet, welche, wenn sie auch nicht immer überzeugte, doch sicherlich durch ihr unwiderstehliches Feuer die Zuhörer mit fortriß. Der neue Orden zeigte sich besonders eifrig, die Reform der katholischen Geistlichkeit zu betreiben und sich der ketzerischen Fluth entgegenzustemmen, welche jetzt die Kirche zu überschwemmen drohte. Caraffa und seinen Genossen war es ein Ernst mit der Einführung der Inquisition. Ein Leben in Entbehrung und Buße tilgt nur zu oft das Mitgefühl mit menschlichem Leiden aus und verleitet seine Bekenner dazu, die schärfsten Heilmittel als die zur Kur geistlichen Irrthums wirksamsten zu betrachten.

Von dieser rauhen Lebensweise ward Caraffa 1536 auf einen Posten berufen, der ihn unmittelbarer mit den weltlichen Angelegenheiten verflocht. Er wurde von Paul dem Dritten zum Kardinal gemacht. Schon seit der Zeit Ferdinand's des Katholischen war er einer der königlichen Räthe von Madrid gewesen. Indeß gehörte die Familie Caraffa zur Angevinischen Partei und betrachtete das Haus Aragonien im Lichte der Usurpation. Der Kardinal war in diesem politischen Glauben erzogen worden, und drang selbst noch nach der Erhebung zu seiner neuen Würde heftig in Paul den Dritten, die Ansprüche des Heiligen Stuhles auf die Oberhoheit über Neapel geltend zu machen. Da dieß Betragen zu den Ohren Karl's des Fünften gelangte, mißfiel dasselbe diesem Monarchen so sehr, daß er Caraffa aus dem Rathe entließ. Als später der Kardinal vom Papste, seinem unfehl-

---

di publico affare, anzi, lasciata dopo il saco Roma stessa, passó a Verona e poi a Venezia, quivi trattenendosi lungo tempo in compagnia di alcuni buoni Religiosi della medesima inclinazione, che poi crescendo di numero, ed in santitá di costumi, fondarono la Congregazione, che oggi, dal Titolo che aveva Paolo allora di Vescovo Teatino, de Teatini tuttavia ritiene il nome."

baren Beschützer, zum Erzbischof von Neapel ernannt wurde, widerstand Karl dieser Ernennung und stellte der Eintreibung der erzbischöflichen Einkünfte alle ihm zu Gebote stehenden Hindernisse entgegen. Diese Beleidigungen prägten sich dem Gedächtnisse des Kardinals, das ohnehin sich Beschimpfungen lange merkte, tief ein, und was zuerst bloß eine politische Erbitterung gewesen war, steigerte sich jetzt zu persönlichem Hasse der unversöhnlichsten Art.

Solchergestalt standen die Sachen, als nach dem Tode Marcellus des Zweiten der Kardinal Caraffa 1555 auf den päpstlichen Thron erhoben wurde. Wie natürlich, verdroß den Kaiser seine Erwählung gar sehr und verursachte in ganz Europa Staunen; denn er besaß nicht die versöhnlichen Sitten, welche die Gunst und den Beifall der Menschen gewinnen. Aber die katholische Kirche brauchte selbst einen Reformator, damit sie dem überhandnehmenden Geist des Protestantismus widerstehen könne. Dieß wurde recht wohl nicht nur von den höchsten, sondern auch von den niedrigsten Geistlichen eingesehen, und in Caraffa erblickten sie den Mann, dessen Eigenschaften ihn gerade zum Bewirken einer solchen Verbesserung eigneten. Ferner stand er bei seiner Erwählung im achtzigsten Jahre, und Alter und Schwäche haben sich für das heilige Kollegium immer, da sie den zahlreichen Bewerbern die beste Gewähr für eine baldige Vakanz bilden, als mächtige Argumente erwiesen. Dennoch hat es sich mehr, denn einmal, ereignet, daß der glückliche Kandidat, welcher diese Erwählung seiner Gebrechlichkeit verdankte, durch die Berührung der Tiara wunderbar wieder hergestellt worden ist.

Paul der Vierte — denn das war der aus dankbarer Erinnerung gegen seinen Schutzheiligen vom neuen Papste angenommene Name — wählte nach seiner Thronbesteigung eine Lebensweise, auf welche seine Brüder im Kollegium nicht gefaßt waren. Die Strenge und Selbstverläugnung früherer Tage bildeten einen starken Gegensatz zu dem Prunke seiner gegenwärtigen Einrichtung und zum verschwenderischen Luxus seiner Tafel. Wenn er gefragt wurde, wie er speisen wolle, antwortete er: „Wie anders, denn als ein großer Fürst?“ Beim Mittagsmahle, welches aus zahlreichen Gängen mit den feinsten und epikuräischsten Gerichten bestand, brachte er gewöhnlich drei Stunden zu.

Niemand speiste mit ihm, wiewohl einer oder mehr Kardinäle, mit denen er sich ungezwungen unterhielt, gewöhnlich zugegen waren, und da er seine Mahle mit großen Zügen des dicken, schwarzen neapolitanischen Weines begleitete, so erhielt seine Rede unzweifelhaft davon eine vermehrte Lebhaftigkeit*). Alsdann waren sein Lieblingsthema die Spanier, welche er den Auswurf der Erde, ein gottverfluchtes Gezücht, Ketzer und Schismatiker, die Brut von Juden und Mauren nannte. Er bejammerte die Erniedrigung des von dem Joche einer so niederträchtigen Nation wundgeriebenen Italiens. Aber der Tag sei gekommen, da er losdonnern wolle, wo denn Karl und Philipp für ihr unrecht Gut zur Rechenschaft gezogen und aus dem Lande getrieben werden sollten**).

Indeß vergeudete Paul nicht alle seine Stunden mit diesem eitlen Prahlen, noch mit dem Vergnügen der Tafel. Er bewies jetzt die nämliche Thätigkeit, wie irgend früher, bei Kabinetsarbeiten und bei der Besorgung seiner Geschäfte. Indem er seine Stunden unregelmäßig einhielt, verlängerte er seine Studien manchmal den größern Theil der Nacht hindurch, während er bisweilen vor Tagesgrauen aufstand. Wenn er also beschäftigt war, wäre es für Niemanden seines Haushalts gerathen gewesen, ohne aufgefordert zu sein, sich zu ihm zu wagen.

Paul schien stets in einem Zustande von Nervenspannung zu sein. „Er ist ganz Nerv," schreibt der venetianische Gesandte Navagero von ihm, „und wenn er geht, so geschieht es mit einem freien elastischen Schritte, als ob er kaum den Boden berührte." Seine natürliche Anmaßung wurde bedeutend durch seine Erhebung zur ersten Würde der

*) „Vuol essere servito molto delicatamente; e nel principio del suo pontificato non bastavano venticinque piatti: beve molto più di quello che mangia; il vino è possente e gagliardo, nero e tanto spesso, che si potria quasi tagliare, e dimandasi mangiaguerra, il qnale si conduce dal regno di Napoli." Relazione di Bernardo Navagero.

**) Ein anderes Mal finden wir, wie der Papst gegen die Spanier als nunmehrige Herren von Italien eifert, die einst daselbst nur als dessen Köche bekannt gewesen wären. „Dice . . . . . di sentire infinito dispiacere, che quelli che solevano essere cuochi o mozzi di stalla in Italia, ora comandino." Relazione di Bernardo Navagero.

Christenheit vermehrt. Er hatte von der Autorität des hohenpriesterlichen Amtes immer die höchsten Vorstellungen gehegt, und nun, da er auf dem Stuhle St. Peter's saß, schien er ein völliges Zutrauen in seine eigne Unfehlbarkeit zu haben. Er blickte auf die Fürsten Europa's nicht sowohl wie auf Söhne — die Sprache der Kirche —, denn als auf seine Dienstboten, die an seine Befehle gebunden seien. Paul's Denkungsweise hätte besser dem zwölften, denn dem sechszehnten Jahrhundert angestanden. Er kam wenigstens drei Jahrhunderte zu spät in die Welt. Bei allen seinen Handlungen verließ er sich allein auf sich selbst. Rath konnte er von Niemandem ertragen, und wehe dem Menschen, der irgend eine Bemerkung, geschweige denn ein Hinderniß, der Ausführung seiner Pläne entgegenzustellen gewagt hätte. Hinsichtlich der Weisheit dieser Pläne hegte er keine Zweifel. Eine Vorstellung, die sich einmal seines Geistes bemächtigt hatte, lag in demselben, um eine jetzt gebräuchliche eigenthümliche Phrase zu entlehnen, wie „eine ausgemachte Thatsache", die weder durch Argumente, noch durch Ueberredungskunst zu erschüttern war. Wir treffen manchmal auf solche Charaktere, bei welchen die Willensstärke und die unbezwingliche Thatkraft im Handeln von der Welt für Genie angesehen werden. In der That dienen beide als die beste Ergänzung des Genies durch die Ueberlegenheit, welche solche Eigenschaften ihren Eigenthümern über gewöhnliche Geister versichern. Indeß gab es Wege der Annäherung zum Hohenpriester, denn diejenigen, welche seinen Charakter kannten und sich zum Schmeicheln seiner Launen herbeiließen, konnten letztere zu ihrem eignen Vortheile bestimmen. Diese Politik wurde von Manchen aus Paul's Verwandtenzahl eingeschlagen, die jetzt, aufgemuntert durch seinen Schutz, aus ihrer Dunkelheit hervorkamen, um in den Strahlen der Mittagssonne zu glänzen.

Sein ganzes Leben hindurch hatte Paul gegen den Nepotismus als eine schändliche Sünde am Oberhaupte der Kirche losgezogen. Dennoch hatte er kaum die dreifache Krone aufgesetzt, als er auch schon ein glänzendes Beispiel zu der von ihm angeklagten Sünde durch die Gunstbezeugungen gab, welche er an drei Neffen verschwendete. Dieß war um so merkwürdiger, als sie Männer waren, deren Lebenswandel

sogar den nicht an allzu strenge Urtheile gewöhnten Italienern Anstoß gegeben hatte.

Den ältesten, welcher die Familie repräsentirte, erhob er in den Herzogsrang, indem er ihn von dem konfiscirten Eigenthum der Colonnas mit einem großen Vermögen ausstattete; — dieses berühmte Haus aber wurde unerbittlich wegen seines Anhängens an die spanischen Interessen von Paul verfolgt.

Einen andern Neffen machte er zum Kardinal: — eine Würde, zu welcher dieser sich nur leidlich durch seinen frühern Stand, den eines Soldaten, noch weniger aber durch sein Leben, das eines Ausschweifenden, schickte. Er war ein Mensch von einem emsigen, intriganten Wesen, und stachelte seines Oheims Rachegefühl gegen die Spanier an, die er selber haßte, weil er glaubte, daß sie ihm einst, als er noch in kaiserlichen Diensten stand, eine Beleidigung angethan hätten*).

Aber Paul bedurfte hierin keinen Antreiber. Er zeigte sehr bald, daß er, anstatt eine geistliche Reform zu vollziehen, zu einem seinem Herzen nähern Plane — der Unterwerfung der spanischen Macht in Neapel — gewillt war. Gleich Julius dem Zweiten, kriegerischen Andenkens, schwor er, die Barbaren aus Italien zu vertreiben. Er schien zu denken, daß die Donner des Vatikans all der Macht des Reiches und Spaniens mehr, als gewachsen wären. Aber er war nicht schwach genug, um sich bei einem solchen Streite gänzlich auf seine geistliche Artillerie zu verlassen. Durch den französischen Gesandten an seinem Hofe eröffnete er Unterhandlungen mit Frankreich und ging mit dieser Macht einen geheimen Vertrag ein, wonach sich jeder der beiden Theile, um den Krieg für die Wiedererlangung Neapels zu betreiben, zur Leistung eines bestimmten Kontingentes und zu einer Geldzahlung verpflichtete. Der Vertrag ward am 16. Dezember 1555 vollstreckt.

*) „Servì lungo tempore l'Imperatore, ma con infelicissimo evento, non avendo potuto avere alcuna ricompensa, come egli stesso diceva, in premio della sua miglior età, e di molte fastiche, e pericoli sostenuti, se non spese, danni, disfavore, esilio ed ultimamente un ingiustissima prigionia." Nores, Guerra fra Paolo Quarto e Filippo Secondo. Manuskr. — Relazione di Bernardo Navagero.

Digitized by Google

Weniger als zwei Monate nach diesem Ereignisse, am 5. Februar 1556 verließ der unbeständige französische Monarch, — verlockt durch die vortheilhaften Anerbietungen Karl's, die übrigens von dem zerrütteten Zustande seiner eignen Finanzen unterstützt wurden, — seinen neuen Verbündeten und zeichnete den Vertrag von Vaucelles, welcher zwischen seinen Besitzungen und denen Philipp's einen fünfjährigen Waffenstillstand festsetzte.

Die Nachricht von diesem Vertrage gelangte zu Paul, als derselbe von seinen Hofleuten gerade umgeben war. Er behandelte das Ganze, als ob er es nicht glaubte, sprach aber den frommen Wunsch aus, daß solch' ein Friede der Nationen der Christenheit warten möge. Privatim war er nicht so gemäßigt. Allein ohne seine Wuth in leeren Drohungen auszulassen, ergriff er wirksame Mittel, um die Sachen zu ihrem frühern Zustande zurückzuführen: d. h. den französischen Monarchen zur Erneuerung des Vertrags mit ihm und zum sofortigen Beginn der Feindseligkeiten zu bewegen. Er kannte das schwankende Wesen des Monarchen, mit welchem er zu thun hatte. Demnach wurde der Kardinal Caraffa in einer Mission nach Paris geschickt und mit der Vollmacht ausgerüstet, einen neuen Vertrag abzuschließen; dazu machte dieser solche lockende Versprechungen von Seiten Seiner Heiligkeit, daß dieselben die Annahme durch den Monarchen und seine Minister versichern konnten.

Die französische Monarchie stand damals unter dem Szepter Heinrich's des Zweiten, des Sohnes Franz des Ersten, mit dessen Charakter der seinige keine Aehnlichkeit hatte; wenigstens bestand die Aehnlichkeit nur in jenen prangenden Eigenschaften, welche zu nahe an der Oberfläche liegen, als daß sie zu dem, was Charakter heißt, gerechnet werden könnten. Er affektirte eine ritterliche Art, that sich in den Tournierübungen hervor und überließ sich einem flüchtigen Streben nach militärischem Ruhme. Kurz, er bildete sich ein Held zu sein ein und scheint einige seiner Hofleute so weit gebracht zu haben, daß er sie überredete, er sei zu einem solchen bestimmt. Allein, er besaß nur wenige Eigenschaften, welche zum Charakter eines Helden gehören. Er war so wenig ein Held, wie ein guter Christ, obwohl er seine Rechtgläubigkeit durch die Verfolgung der Protestanten, die

sich jetzt in den südlichen Theilen des Königreiches zu einer furchtbaren Sekte erhoben, zu beweisen wähnte. Er schöpfte wenig aus sich selbst, indem er ein behaglich fahrlässiges Leben führte und die Leitung seiner Geschäfte seinen Günstlingen und seinen Mätressen anvertraute.

Die berühmteste unter diesen war Diana de Poitiers, von Heinrich zur Herzogin erhoben, die ihre persönlichen Reize und ihren Einfluß über den königlichen Liebhaber bis zu einem spätern Alter, als dieß gewöhnlich geschieht, bewahrte. Die Männer seines Hofes, zu welchen der König das meiste Zutrauen hatte, waren der Constable Montmorency und der Herzog von Guise.

Anne de Montmorency, der Constable von Frankreich, war einer der stolzesten des französischen Adels; — stolz wie sein großer Name, sein Rang, und sein Ansehen beim Oberhaupte. Er war im Hofdienste ergraut, und der seit seiner Kindheit an seinen Umgang gewöhnte Heinrich hatte, wenn er seine Pläne ausführte, sich auf ihn stützen gelernt. Dennoch war sein Urtheil, obschon zuversichtlich gegeben, nicht allemal gesund. Seine Ansichten waren weit davon entfernt, umfangreich zu sein, und wiewohl er voller Muth war, zeigte er doch wenig Fähigkeit für militärische Angelegenheiten. Ein Bewußtsein dessen mag ihn vielleicht bewogen haben, eine friedliche, seinem Genie angemessene Politik anzuempfehlen. Er war ein tüchtiger Katholik, äußerst ängstlich in allen seinen Andachtsformeln, und mischte, wenn man Brantome glauben darf, sonderbar genug das Militärische und Religiöse unter einander. Er sagte sein Paternoster zu gewissen festen Stunden her, mochte er alsdann auch beschäftigt sein, womit es eben war. Von Zeit zu Zeit habe er abgesetzt, um zu kommandiren, indem er rief: „Schneidet mir den und den Mann herunter!“ „Hängt einen andern auf!“ „Durchbohrt diese Kerle mit euren Lanzen!“ „Steckt jenes Dorf in Brand!“ — und so fort; und, nachdem er auf diese Weise den militärischen Theil seines Gewissens erledigt hatte, ging er, wie zuvor, mit seinem Paternoster weiter.

Einen sehr davon verschiedenen Charakter besaß sein jüngerer Nebenbuhler Franz, Herzog von Guise, der Onkel der schottischen Königin Maria und Bruder des Regenten. Von einem kühnen, strebsamen Wesen, erfüllt mit Ruhmliebe, glänzend und volksthümlich in

seinem Benehmen, ergötzte er das Volk durch seine Sitten und durch den Glanz seiner Equipage und Kleidung. Wenn er nach Hofe kam, war er gewöhnlich von drei oder vier hundert Kavalieren begleitet, die sich an Guise als ihrem Muster bildeten. Seine schöne Persönlichkeit war durch das prangende Kostüm seiner Zeit — einen carmoisinrothen Wamms, einen schneeweißen Hermelinmantel und eine mit scharlachrother Feder geschmückte Kopfbedeckung – herausgeputzt. In dieser Kleidung konnte man ihn oft, auf seinem prächtigen Streitrosse und mit einem lebhaften Gefolge von Edelleuten hinterdrein, im vollen Gallopp zur Bewunderung des Volkes durch die Straßen von Paris sprengen sehen.

Aber sein Charakter war nicht völlig aus solchen Eitelkeiten zusammengesetzt. Er war bedächtig im Rathe und hatte sich als den besten Feldherrn Frankreichs bewiesen. Er war es, der bei der denkwürdigen Belagerung von Metz kommandirte und die Anstrengungen des kaiserlichen Heeres unter Karl und dem Herzog von Alva vereitelte. Caraffa fand wenig Schwierigkeit, ihn für seine Sache zu gewinnen, da ersterer dem ehrgeizigen Führer die glänzende Aussicht auf Eroberung Neapels eröffnete. Die Argumente des verschmitzten Italieners wurden durch die Herzogin von Valentinois unterstützt. Vergebens erinnerte der ergraute Montmorency den König an den zerrütteten Zustand der Finanzen, der ihn zu dem schändlichen Auswege des Verkaufs der öffentlichen Aemter getrieben hatte. Die Gegenpartei machte geltend, daß nach dem langen Kampfe die Lage Spaniens wenig besser sei; daß die Zügel der Regierung jetzt aus den Händen des weisen Karl's in die seines unerfahrenen Sohnes gelegt wären, und daß die Mitwirkung Roms ein nicht zu verachtendes günstiges Zusammentreffen von Umständen abgäbe. Dann ward Heinrich von Caraffa's Versicherung angeködert, daß sein Onkel dem französischen Monarchen für einen seiner jüngern Söhne die Investitur über Neapel verleihen und an einen andern Mailand vergeben wollte. Das Anerbieten war zu lockend, als daß man hätte widerstehen können.

Nur ein Einwurf fand sich in gewissen Gewissensskrupeln wegen der Verletzung des neulichen Vertrags von Vaucelles. Hierfür versprach der Papst, welcher den Einwand vorausgesetzt hatte, bereitwillig

Absolution. Als der König auch etwas Mißtrauen zeigte, daß der Nachfolger Paul's, dessen vorgerücktes Alter sein Leben unsicher erscheinen ließ, vielleicht den Vertrag nicht ausführen werde, so war Caraffa ermächtigt, ihm die Versicherung zu geben, daß dieser Gefahr durch die Ernennung eines Bündels französischer Kardinäle oder solcher im französischen Interesse begegnet werden sollte.

Indem man auf diese Weise mit allen Schwierigkeiten zu Ende war, ward der Vertrag im Monat Juli 1556 vollzogen. Beide Theile verpflichteten sich, daß ein jeder von ihnen gegen zwölf tausend Mann Infanterie, fünf hundert Bewaffnete und die nämliche Zahl leichte Reiterei stellen sollte. Frankreich hatte drei hundert fünfzig tausend, Rom einhundert und funfzig tausend Dukaten zu den Kriegskosten zu steuern. Die französischen Truppen sollten vom Papste mit Proviant versehen werden, wofür sie Seine Heiligkeit zu entschädigen hatten. Ferner kam man überein, daß ein jüngerer Sohn Heinrich's in Neapel eingesetzt, daß ein beträchtlicher Strich der nördlichen Gränze zu dem päpstlichen Gebiete geschlagen, und daß für die drei Neffen des Papstes große Landgüter von den Eroberungen auserlesen werden sollten. Kurz, das Theilungssystem war so hübsch zurecht gelegt, als ob man den Raub, der bloß noch der Theilung unter die Parteien harrte, wirklich schon im Besitze hätte.

Endlich setzte man fest, daß Heinrich den Sultan Soliman einladen sollte, sein früheres Bündniß mit Frankreich zu erneuern und mit seinen Galeeren an der Küste von Calabrien zu landen. Auf diese Weise rüstete sich Seine Allerchristlichste Majestät mit dem Papste als dem einen, und dem Großtürken als dem andern Alliirten zum Kriege gegen den Allerkatholischesten Fürsten in der Christenheit!

Unterdessen warf Paul der Vierte, aufgebläht durch den Prospektus einer glücklichen Unterhandlung, das Bißchen Schicklichkeit, welches er bis dahin in seinem Eifer noch bewahrt hatte, vollends ab. Er ergoß sich mehr als je in bittern Beleidigungen gegen Philipp, und sagte den anwesenden spanischen Kardinälen in einem herausfordernden Tone, daß sie seine Worte vor ihrem Herrn wiederholen möchten. Er sprach davon, daß er gegen den König wegen der Eroberung Neapels, das derselbe durch die Nichtbezahlung des jährlichen Tributes

an den Heiligen Stuhl verwirkt hätte, einen gesetzlichen Prozeß einleiten wollte. Wie der Papst recht wohl wußte, war der Vorwand unbegründet. Allein der Prozeß ging mit gebührendem Ernste vor sich und endete mit einem Einziehungsspruche gegen den spanischen Monarchen.

Neben diesen ohnmächtigen Beleidigungen wandte der Papst wirksamere Beunruhigungsmittel an. Er verfolgte alle diejenigen, welche irgend ein Hinneigen zum spanischen Interesse zeigten. Er nahm die Ausbesserung der Mauern Roms vor und ging an die Verstärkung der Gränzbesatzungen. Seine Schritte erzeugten großen Schrecken unter den Römern, die sich noch zu lebhaft an ihren letzten spanischen Krieg unter Clemens dem Siebenten erinnerten, als daß sie einen neuen gewünscht hätten. Garcilasso de la Vega, welcher Philipp während der Regierung seines Vaters am päpstlichen Hofe vertreten hatte, schrieb über alle diese Vorgänge dem Vicekönig von Neapel einen ausführlichen Bericht. Garcilasso ward auf der Stelle ins Gefängniß geworfen. Taris, der spanische Postdirektor, ward sowohl ins Gefängniß geworfen, wie auch auf die Tortur gespannt. Nachdem der kaiserliche Gesandte Saria vergebens gegen die Beschimpfungen protestirt hatte, kam er zum Papste um seine Pässe zu fordern und mußte, ehe er zugelassen wurde, eine ganze Stunde vor dem Thore des Vaticans stehen.

Philipp hatte von allen diesen Vorgängen genaue Kenntniß. Er hatte lange schon das dunkle Gewitter erspäht, welches sich über den Alpen zusammenzog. Er hatte sich am Schlusse des letzten Jahres auf dasselbe gefaßt gemacht, indem er die Regierung von Neapel dem für eine solche Entscheidung geeignetsten Manne übertrug. Das war der Herzog von Alva, damals Gouverneur von Mailand und Oberbefehlshaber der italienischen Armee. Da diese merkwürdige Persönlichkeit auf den folgenden Seiten unserer Darstellung einen großen Raum einnehmen wird, so dürfte es gut sein, einige Nachrichten von seinem früheren Leben zu geben.

Fernando Alvarez de Toledo war einem berühmten Hause Castiliens entsprossen, dessen Name mit den merkwürdigsten Ereignissen der Nationalgeschichte verbunden ist. Er ward 1508 geboren. Schon in seiner Kindheit hatte er das Unglück, seinen Vater, welcher bei der

Belagerung von Gelves in Afrika umkam, zu verlieren. Die Sorge für die Erziehung des Waisen ruhte auf seinem Großvater, dem berühmten Eroberer von Navarra. Unter diesem ergrauten Lehrer erhielt Fernando seinen ersten Kriegsunterricht, indem er schon als Knabe bei mehr als einem Scharmützel gegenwärtig war. Dieß scheint seine Lust zum Soldatenleben gesteigert zu haben, denn wir finden, daß er im Alter von sechszehn Jahren seine Heimath verläßt und bei der Belagerung von Fontarabia unter dem Banner des Constable's Velasco Dienste nimmt. In der Folge ward er zum Gouverneur dieses Platzes ernannt. 1527, als er noch nicht zwanzig Jahre zählte, gelangte er durch den Tod seines Großvaters in den Besitz der Titel und weiten Patrimonialgüter des Hauses Toledo.

Die von ihm entfaltete Fähigkeit, so wie sein hoher Rang machten ihn bald zu einem Gegenstande der Aufmerksamkeit, und da Philipp an Jahren zunahm, ward der Herzog von Alva in die Nähe seiner Person gebracht, bildete einen von seinen Räthen und nahm Theil an der Regentschaft von Castilien. Er begleitete Philipp auf seinen Reisen aus Spanien, und war, wie wir sahen, in seinem Gefolge sowohl in Flandern wie in England. Der Herzog besaß ein zu hochfahrendes und gebieterisches Wesen, um sich zu jenen Künsten herbeizulassen, von denen man glaubt, daß sie die leichtesten Zugänge zu der Gunst eines Fürsten eröffnen. Er traf auf Nebenbuhler von einer feineren Politik und einem fügsameren Wesen. Doch Philipp verstand seinen Charakter vollkommen wohl. Er kannte die Stärke seines Verstandes und ließ seiner Ergebenheit volle Gerechtigkeit widerfahren; auch bewies er sein Zutrauen in seine Redlichkeit, indem er ihm Aemter von der höchsten Verantwortlichkeit zu verwalten gab.

Der Kaiser hatte mit seiner gewöhnlichen Charakterkenntniß früh die militärischen Talente des jungen Edelmanns wahrgenommen. Er nahm Alva mit sich herum auf seinen Feldzügen in Deutschland, wo derselbe von einer untergeordneten Stellung rasch zum Oberbefehle in der Armee emporstieg. Dieß war seine Stellung bei der unglücklichen Belagerung von Metz, wo die spanische Infanterie beinahe der Hartnäckigkeit Karl's aufgeopfert worden war.

Auf seiner militärischen Laufbahn entfaltete der Herzog einige von den Eigenschaften, die seinen Landsleuten meist charakteristisch sind. Aber es waren Eigenschaften, die einem spätern Lebensalter angehören. Er zeigte wenig von dem romantischen und abenteuerlichen Geiste des spanischen Kavalieres, der Gefahr um der Gefahr willen sucht und Alles auf einen einzigen Wurf setzen würde. Die Vorsicht war sein vorwiegender Zug, worin er einem jeden Graubart in der Armee gleich kam: eine Vorsicht, die zu solcher Länge ausgedehnt wurde, daß sie manchmal dem unternehmenden Geiste des Kaisers einen Zaum anlegte. Man war erstaunt, einen so alten Kopf auf so jungen Schultern zu sehen.

Dennoch war diese Vorsicht mit einem Muthe verbunden, den Gefahren nicht einschüchtern konnten, und mit einer Ausdauer, welche die noch so schwere Anstrengung nicht zu ermüden vermochte. Er zog das sicherste Mittel, selbst wenn es das langsamste war, zur Erreichung seines Zweckes vor. Er geizte nicht nach Effekt; nie trachtete er durch einen glänzenden Handstreich Ueberraschung zu erregen. Er würde nicht eine einzige Chance zu seinen Gunsten durch die Berufung auf den Ausgang der Schlacht bloßgestellt haben. Er sah fest auf das Endziel, und er rückte darauf los nach einem mit dem genauesten Vorbedacht geplanten Operationssysteme. Die Folge dieser Operationen war fast immer Gelingung. Nur wenige große Befehlshaber sind ununterbrochener bei ihren Feldzügen glücklich gewesen. Indeß war es selten, daß diese Feldzüge von dem, was für die Einbildungskraft des jungen Ruhmdürstigen so verwirrend ist — von einem großen und entscheidenden Siege — bezeichnet gewesen wären. — Dergestalt waren einige von den mehr hervortretenden Zügen im militärischen Charakter des Mannes, welchem Philipp in dieser Krisis den Posten eines Vicekönigs von Neapel anvertraute.

Ehe er die Feindseligkeiten gegen die Kirche begann, beschloß der spanische Monarch sein Gewissen zu beschwichtigen, indem er womöglich eine Vollmacht für sein Verfahren von der Kirche selbst empfing. Er versammelte daher ein Kollegium, zusammengesetzt aus Theologen von Salamanca, Alcalá, Valladolid und andern Orten und aus Juristen von seinen verschiedenen Räthen, damit sie gewisse Streitfragen, welche

er ihnen vorlegte, entscheiden sollten. Unter Anderm begehrte er zu wissen, ob es, im Falle eines Krieges mit dem Papste, recht sein würde, die Einkünfte solcher eingebornen oder fremden Personen, welche Pfründen in Spanien besäßen, aber den Befehlen ihres Oberherrn den Gehorsam versagten, in Beschlag zu nehmen; — ob er nicht auf alle Einkünfte Beschlag legen und alle Geldsendungen nach Rom verhindern dürfe; — ob man nicht ein Koncil berufen könne, damit dasselbe über die Gültigkeit von der Wahl Paul's, die in mancher Hinsicht unregelmäßig sein solle, entscheide; — ob man keine Untersuchung wegen der groben Mißbräuche der geistlichen Beschützung durch den römischen Stuhl anstellen und wirksame Mittel dagegen ergreifen könne. Der Vorschlag eines geistlichen Koncils war eine an das hohenpriesterliche Ohr unangenehm schrillende Drohung, die von europäischen Fürsten als eine Art von Gegenschlag für die Bedrohung mit Exkommunikation gebraucht wurde. Die besondern Gegenstände, um derentwillen dieß Koncil zu berufen war, waren nicht von der Art, daß sie die reizbaren Nerven Seiner Heiligkeit beruhigen konnten. Das Konklave von Theologen und Juristen gab so günstige Antworten auf die verschiedenen Fragpunkte, wie der König vorausgesetzt hatte, und Philipp sandte unter einer so respektablen Sanktion seinem Vicekönige den Befehl, wirksame Maßregeln zum Schutze Neapels zu ergreifen.

Alva hatte nicht auf diesen Befehl gewartet, sondern sich emsig mit der Musterung seiner Hülfsquellen und mit der Sammlung von Truppen von den Abruzzen und andern Theilen seines Gebietes beschäftigt. Da die Feindseligkeiten unvermeidlich waren, so beschloß er, den ersten Streich zu thun und den Krieg in das Land des Feindes zu tragen, ehe dieser zum Ueberschreiten der neapolitanischen Gränze Zeit gewänne. Gleich seinem Herrn gedachte der Herzog jedoch, sich, ehe er die Waffen gegen das Oberhaupt der Kirche ergriffe, so weit als möglich von persönlicher Verantwortlichkeit frei zu machen. Demzufolge richtete er an den Papst und die Kardinäle ein Manifest, worin er in feurigen Ausdrücken die mannichfachen Beschwerden seines Herrn aufzählte: die schändliche und beleidigende Sprache Paul's; die Philipp's Vertretern und dem kaiserlichen Gesandten angethanen Beschimpfungen; die Einleitung eines Prozesses, um seinen Herrn Neapels zu berauben,

und zuletzt die kriegerischen Kundgebungen des Papstes längs der Gränze, welche keinen Zweifel über seine Absichten übrigließen. Er beschwor Seine Heiligkeit, einzuhalten, ehe er sein Land in Krieg stürzte. Als Haupt der Kirche habe er die Pflicht Frieden zu erhalten, nicht aber, Krieg in die Christenheit zu bringen. Er beschrieb die unvermeidlichen Kriegsübel und den Ruin und die Verwüstung, die er über die schönen Gefilde Italiens bringen müsse. Wenn dieß geschähe, so würde es das Thun des Papstes sein und auf denselben die Verantwortlichkeit fallen. Von Seiten Neapels würde es nur ein Vertheidigungskrieg sein. Was ihn selbst anlange, so habe er keine Wahl. Er sei zur Aufrechterhaltung der Besitzungen seines Oberherrn eingesetzt, und wolle mit Gottes Hülfe sie bis zu seinem letzten Blutstropfen aufrecht erhalten.

Während Alva an den Papst diesen Aufruf erließ, bat er um die Vermittlung der venetianischen Regierung, eine Aussöhnung zwischen Philipp und dem Vatican zu Stande zu bringen. Sein feuriges Manifest ward einem besondern Gesandten, einem Manne von ziemlicher Bedeutung in Neapel, anvertraut. Die einzige Entgegnung, welche der hitzköpfige Hohepriester gab, war, daß er den Gesandten ins Gefängniß warf und, wie Einige berichten, auf die Tortur spannte.

Mittlerweile hatte Alva, da er sich nicht sehr auf den Erfolg des Aufrufes verließ, ein Heer gemustert, das sich im Ganzen auf zwölf tausend Fußvolk, funfzehn hundert Reiterei und einen Geschützzug von zwölf Stücken belief. Sein Fußvolk bestand hauptsächlich aus Neapolitanern, von denen manche nur schon wenig Dienst gesehen hatten. Die Stärke seines Heeres lag in den spanischen Veteranen, welche ein Drittel seiner Macht bildeten. Der Sammelplatz war San Germano, eine Stadt an der nördlichen Gränze des Königreichs. Am ersten September 1556 verließ Alva in Begleitung von einer tapfern Kompagnie von Kavalieren die Hauptstadt, und am vierten traf er am festgesetzten Platze ein. Am folgenden Tage überschritt er an der Spitze seiner Truppen die Gränze und rückte gegen Pontecorvo. Von Seiten der Einwohner traf er auf keinen Widerstand, denn sie öffneten ihm ihre Thore auf der Stelle. Mehrere andere Plätze folgten dem Beispiele von Pontecorvo, und indem Alva von ihnen Besitz ergriff, ließ er in der Hauptkirche einer jeden Stadt einen Schild mit dem Wappen des heiligen

Kollegiums nebst einer Bekanntmachung aufhängen, daß er es bis zur Neuwahl eines Papstes bloß mit dem Kollegium hielte. Durch diese Handlung machte er der christlichen Welt bekannt, daß der Zweck des Krieges, insoweit Spanien in Betracht käme, nicht Eroberung, sondern Vertheidigung sei. Einige Geschichtsschreiber finden eine tiefere Politik darin, nämlich, daß er Gefühle des Mißtrauens zwischen dem Papste und den Kardinälen habe rege machen wollen.

Anagni, ein einigermaßen starker Platz, verweigerte es, sich auf des Herzogs Aufforderung zu übergeben. Letzterer wurde drei Tage aufgehalten, ehe seine Kanonen eine benutzbare Bresche in den Mauern geschossen hatten. Alsdann ordnete er einen Sturm an. Die Stadt wurde erstürmt und der Plünderung Preis gegeben: ein Ausdruck, worunter man die Verübung aller jener Gräuel zu verstehen hat, welche in jener Zeit der unbarmherzige Kriegsbrauch an Personen und Eigenthum vertheidigungsloser Einwohner ohne Rücksicht auf Geschlecht oder Alter erlaubte.

Einer oder zwei Plätze, die Widerstand leisteten, theilten das Geschick von Anagni, und nachdem der Herzog von Alva in seinen Eroberungen als Besatzung so viel Truppen, wie er entbehren konnte, zurückgelassen hatte, führte er seine siegreichen Legionen gegen Tivoli: eine Stadt, die von Natur durch ihre Lage auf einem erhabenen Boden befestigt ist und die östlichen Zugänge der Hauptstadt beherrscht. Der Platz übergab sich ohne den Versuch eines Widerstandes, und da Alva seinen Leuten einige Rast geben wollte, schlug er in Tivoli sein Hauptquartier auf, während sich seine Armee über die Vorstädte und das eine gute Fütterung für die Reiterei abgebende Land verbreitete.

Die rasche Aufeinanderfolge dieser Ereignisse, der Fall von Stadt auf Stadt und vor Allem das gräßliche Geschick von Anagni erfüllte das Volk in Rom mit Schrecken. Die Weiber begannen eilends die Stadt zu verlassen; viele von den Männern würden gefolgt sein, wäre nicht der General Caraffa dazwischen getreten. Der panische Schrecken war so groß, als wenn der Feind schon vor den Thoren der Hauptstadt gewesen wäre. Inmitten dieser allgemeinen Bestürzung schien Paul fast der einzige Mann zu sein, der seine Geistesgegenwart behielt. Navagero, der venetianische Minister, war zugegen, als der Papst

Nachricht von der Erstürmung Anagni's erhielt, und bezeugt, daß derselbe seine öffentlichen Geschäfte des Morgens mit einer Fassung durchging, als ob Nichts vorgefallen wäre *). Dieß war öffentlich; allein die Erschütterung war stark genug, um einige Funken seines feurigen Gemüths anzuschlagen, wie diejenigen fanden, welche mit ihm diesen Tag privatim zusammenkamen. Dem venetianischen Unterhändler, der nach Rom wegen der Vermittelung des Friedens gekommen war und ihn zum Eingehen von Vergleichsbestimmungen mit Spanien drängte, erwiderte er hochfahrend, daß Alva erst die Gränze zurücküberschreiten müsse, und wenn er dann noch Etwas zu begehren habe, so möge er seine Petition vorbringen, wie ein pflichtgetreuer Sohn der Kirche. Es war nicht sehr wahrscheinlich, daß der siegreiche General diesen Weg einschlagen würde.

In einer Zusammenkunft mit zwei französischen Edelleuten, von denen er Ursache hatte, zu vermuthen, daß sie sich für die Friedensangelegenheit interessirten, rief er aus: „Wer mich zu einem Frieden mit Ketzern bringen möchte, ist ein Diener des Teufels. Der Himmel wird Rache an ihm nehmen. Ich werde Gottes Fluch auf ihn herabflehen. Wenn ich finde, daß Sie Sich in irgend eine solche Sache mischen, so laß' ich Ihnen die Köpfe von den Schultern hauen. Halten Sie das nicht für eine leere Drohung. Ich habe im Rücken ein Auge auf Sie" — indem er sich eines italienischen Sprüchwortes bediente — „und wenn ich finde, daß Sie mit mir ein falsches Spiel treiben, oder versuchen, mich ein zweites Mal in einen verfluchten Waffenstillstand zu verwickeln, so schwöre ich's Ihnen beim ewigen Gott, daß ich, mag auch daraus kommen was da wolle, Ihre Köpfe von Ihren Schultern fliegen lasse!" „Auf diese Weise", schließt der Erzähler, der einer von den beiden war, „fuhr Seine Heiligkeit beinahe eine Stunde fort, indem er im Zimmer auf- und abging und die ganze Zeit von seinen Beschwerden wie vom Abschlagen unserer Köpfe sprach, bis er durch sein Reden ganz außer Athem gekommen war."

*) „Stava intrepido, parlando delle cose appartenenti a quel' uffizio come se non vi fusse alcuna sospezione di guerra, non che gl' inimici fossero vicini alle porte."

Aber die Tapferkeit des Papstes verhauchte nicht in Worten. Er ging auf der Stelle daran, die Hauptstadt in den besten Vertheidigungszustand zu setzen. Um Gelder für seine Truppen zu erheben, besteuerte er das Volk, zog die Besatzungen von den benachbarten Plätzen ein, bildete eine Leibgarde von sechs bis sieben hundert Berittenen und hatte bald die Genugthuung, seine römischen Aushebungen sich auf sechs tausend für den Krieg wohlausgerüstete Fußsoldaten belaufen zu sehen. Sie sahen tapfer aus mit ihren schönen Uniformen und ihren mit dem päpstlichen Wappen reichgeschmückten Fahnen. Als sie vor Seiner Heiligkeit, die an einem Fenster ihres Palastes stand, die Revüe passirten, ertheilte er ihnen seinen Segen. Allein die Schneide des römischen Schwerts pflegt, nach einem alten Sprüchwort, stumpf zu sein, und diese Feiertagstruppen waren, wie sich bald zeigte, den festen Veteranen Spaniens nicht gewachsen.

Unter den, dem Papste zur Verfügung stehenden Truppen war eine Abtheilung deutscher Söldlinge, die den Krieg als Geschäft betrieben und sich dem höchsten Angebote überließen. Sie waren Lutheraner mit geringer Kenntniß der römisch-katholischen Religion und noch geringerem Respekte vor ihr. Sie starrten ihre Gebräuche als Vermummungen an, und machten Witze über ihre feierlichsten Ceremonien unmittelbar unter den Augen des Papstes. Aber Paul, der zu anderer Zeit Beleidigungen wie diese mit dem Galgen und Scheiterhaufen bestraft haben würde, durfte nicht mit seinen Vertheidigern hadern und mußte seinen Aerger so gut es ging verschlucken. Man bemerkte, daß die Zustände garstig aus den Fugen gegangen waren, als das Haupt der Kirche Ketzer zu seinen Alliirten und Katholiken zu seinen Feinden hatte.

Unterdessen lag der Herzog von Alva in Tivoli. Wenn er den durch seine Erfolge verursachten panischen Schrecken benutzt hätte, so hätte er, wie man glaubte, sich ohne viele Mühe der Hauptstadt bemeistern können. Aber dieß paßte nicht in seine Politik, denn er wollte sich lieber mit dem Papste vergleichen, als ihn zu Grunde richten. Er wünschte die Stadt zur Uebergabe zu zwingen, indem er ihr die Zufuhr abschnitt. Wie schon bemerkt, befähigte ihn der Besitz von Tivoli, die östlichen Zugänge von Rom zu beherrschen, und er beschloß jetzt, sich

zum Herrn von Ostia zu machen, um auf diese Weise die Verbindung mit der Küste zu zerstören.

Demgemäß zog er sein Heer zusammen, verließ Tivoli und richtete seinen Marsch durch die Campagna, südlich von der römischen Hauptstadt. Unterwegs bemeisterte er sich einiger zum heiligen Stuhle gehörigen Plätze, gelangte in den ersten Tagen des Novembers vor Ostia an und nahm seine Stellung an den Ufern der Tiber, wo sich dieselbe in zwei Arme theilt, davon der nördliche Fiumicino, oder der kleine Fluß hieß. Die Stadt, oder besser das Dorf, bestand bloß aus einem Paar zerstreuten Häusern, sehr verschieden von dem stolzen Ostia, dessen geräumiger Hafen einst des Welthandels voll war. Sie war durch eine Citadelle von einiger Stärke geschützt, leidlich mit militärischen Vorräthen versorgt und von einer kleinen, aber auserlesenen Truppenabtheilung besetzt, so daß offenbar die Regierung einen Angriff von dieser Seite nicht vorausgesetzt hatte.

Der Herzog ließ von Nettuno, einem in seiner Gewalt befindlichen Küstenorte, eine Anzahl Boote herumsenden. Mit ihrer Hülfe bildete er eine Brücke, über welche er eine kleine Abtheilung seines Heeres nebst dessen Zuge schweren Geschützes schickte. Das Dorf ward leicht genommen, aber, da die Citadelle sich der Uebergabe weigerte, mußte Alva sie regelmäßig belagern. Er errichtete zwei Batterien, worauf er sein schweres Geschütz pflanzte, das die gegenüberliegenden Theile der Festung bestrich. Alsdann eröffnete er auf die Außenwerke eine lebhafte Kanonade, die mit großem Muthe von der Besatzung erwidert wurde.

Mittlerweile sandte er unter Colonna eine bedeutende Abtheilung Reiterei ab, die das Land bis unter die Mauern von Rom selbst säuberte. Eine Schwadron Kavallerie, deren tapfere Haltung das Herz des alten Papstes mit Frohlocken erfüllt hatte, stürzte gegen die Räuber heraus. Nicht weit von der Stadt fand ein Treffen Statt. Die Römer hielten tapfer den Angriff aus; allein, nachdem sie ihre Lanzen zersplittert hatten, machten sie Kehrt und überließen, ohne einen zweiten Angriff zu unternehmen, das Feld dem Feinde, der ihnen bis unter die Thore der Hauptstadt folgte. Ihnen wurde auf ihrer Flucht so hart mitgespielt, daß die kühnen Reiter nicht wieder bewogen werden konnten,

ihre Mauern zu verlassen, obschon der Kardinal Caraffa — der nur mit Mühe dem Feinde entkam —, um ihnen Muth zu machen, einen Ausfall mit einer Handvoll seines Gefolges unternahm.

Während der Zeit setzte Alva Ostia hart zu, aber, obwohl schon mehr als eine Woche verstrichen war, so bezeigten die Belagerten doch keine Lust sich zu ergeben. Als zuletzt der spanische Oberbefehlshaber am siebzehnten November seine Munition ziemlich verbraucht und seine Armee knapp an Proviant fand, beschloß er einen allgemeinen Sturm. Nachdem der Herzog wie gewöhnlich am folgenden Morgen früh die Messe gehört hatte, bestieg er sein Pferd und gab, indem er zur Belebung des Muthes seiner Soldaten durch die Reihen ritt, Befehl zum Angriff. Zuerst wurde eine Abtheilung Italiener die Mauern zu ersteigen abgeschickt; allein sie wurden mit beträchtlichem Verluste zurückgeschlagen. Ihre Offiziere fanden, daß es unmöglich war, sie wieder zu sammeln und zum Sturm zurückzuführen. Alsdann ward eine auserlesene Abtheilung spanischer Infanterie zu diesem gefährlichen Dienste abgesandt. Mit unglaublicher Schwierigkeit gelang es diesen, während ein Ungewitter von Brennstoffen und sonstigen Geschossen von der Garnison herabgeschleudert wurde, die Wälle zu ersteigen und sich einen Eingang in den Platz zu bahnen. Aber hier trafen sie auf einen Muth, der so unbeugsam wie der ihrige war. Der Kampf war lang und verzweifelt. Im Laufe des Feldzugs hatte es kein solches Fechten gegeben. Da endlich der Herzog den von seinen Leuten erlittenen schweren Verlust und, weil die Dunkelheit hereinbrach, die Nutzlosigkeit des Versuches gewahr wurde, gab er das Zeichen zum Rückzuge. Die Angreifer waren unzweifelhaft bei dem Zusammentreffen am schlimmsten weggekommen; allein die von Müdigkeit erschöpften Belagerten, deren Munition ziemlich verbraucht und deren Proviant beinahe zu Ende war, fühlten sich nicht in der Lage, am folgenden Tage einen neuen Sturm auszuhalten. Den neunzehnten November als den nächsten Morgen nach dem Treffen kapitulirte daher die tapfere Besatzung und wurde mit Ehren als Kriegsgefangene behandelt.

Jetzt schien sich das Geschick des Feldzugs entscheiden zu müssen. Da alle vornehmlichen Städte in der Hand des Feindes und die Verbindungen sowohl mit dem Lande wie mit der Küste abgeschnitten

waren, so mag der Papst wohl seine Unfähigkeit, auf diese Weise allein gegen die Macht Spaniens zu stehen, gefühlt haben. Wenigstens fühlten es seine Unterthanen, und sie ließen sich durch sein arrogantes Benehmen nicht abhalten, laut gegen die Fortsetzung dieses zu Grunde richtenden Krieges zu schreien. Aber Paul wollte Nichts vom Frieden hören. So sehr er auch durch seine letzten Niederlagen gelähmt war, so hegte er doch die Zuversicht, Alles bei der Ankunft der Franzosen, die, wie er zu seiner Freude hörte, in vollem Marsche über das mailändische Gebiet heranrückten, wieder gut machen zu können. Nicht so abgeneigt war er einem Waffenstillstande, welcher denselben Zeit zum Kommen ließ.

Demzufolge hatte der Kardinal Caraffa mit dem Herzoge von Alva eine Zusammenkunft und leitete mit ihm Unterhandlungen wegen einer Waffenruhe ein. Der Vorschlag war dem Herzog nicht unwillkommen, da dieser, durch Verluste jeder Art abgeschwächt, keineswegs am Schlusse eines thätigen Feldzugs in der Lage war, mit einem frischen Heere unter dem Oberbefehle eines so geübten Führers, wie des Herzogs von Guise, zu fechten. Er hegte keine Furcht, sich zum zweiten Male einem Zusammentreffen mit dem französischen Feldherrn unter ziemlich eben so großen Mißverhältnissen auszusetzen, wie es jene, die ihn bei Metz zurückwarfen, gewesen waren.

Bei diesen freundlichen Gesinnungen ward bald ein Waffenstillstand von vierzehntägiger Dauer zwischen den beiden Theilen zu Stande gebracht. Die Bestimmungen desselben waren für Alva ehrenhaft, da sie ihn im Besitze aller seiner Eroberungen beließen. Nachdem der spanische Oberbefehlshaber diese Einrichtungen beendet hatte, brach er sein Lager am südlichen Ufer der Tiber ab, schritt die Gränze zurück und hielt nach einigen Tagen an der Spitze seiner Bataillons seinen Triumphzug in die Stadt Neapel*).

*) Der Kaiser Karl der Fünfte, der gerade auf dem Wege nach Yuste war, hegte über den Waffenstillstand eine von der Alva's sehr verschiedene Ansicht, indem er ihn herzlich schalt, daß er, anstatt den Franzosen Zeit nach Italien zu kommen und sich mit dem Papste zu vereinigen zu geben, nicht auf die Einnahme von Ostia hatte einen entscheidenden Schlag folgen lassen.

So endete der erste Feldzug des Krieges mit Rom. Er hatte eine scharfe Lehre gegeben, die bei einem weniger arroganten Papste, als Paul dem Vierten, das Selbstvertrauen erschüttert und den Stolz erniedrigt haben würde. Aber er diente ihm bloß dazu, seinen Haß gegen die Spanier zu stärken und sein Rachegefühl aufzustacheln.

Sechstes Kapitel.

Der Krieg mit dem Papste.

Guise kommt nach Italien. — Die Operationen in den Abbruzzi. — Die Belagerung von Civitella. — Alva vertreibt die Franzosen. — Rom von den Spaniern bedroht. — Paul gibt seine Zustimmung zum Frieden. — Paul's fernere Laufbahn.

1557.

Während die auf den vorhergehenden Seiten erwähnten Ereignisse in Italien vorfielen, war die französische Armee, unter dem Herzog von Guise, an der Gränze von Piemont angelangt. Als dieser Befehlshaber Paris verließ, befand er sich an der Spitze eines aus zwölf tausend Mann Fußvolk bestehenden Heeres, wovon fünf tausend Schweizer und die übrigen Franzosen, mit Einschluß einer beträchtlichen Anzahl Gascogner, waren. Seine Reiterei belief sich auf zwei tausend, und er war mit zwölf Geschützstücken versehen. Daneben hatte Guise eine Zahl tapferer französischer, meist noch junger Edelleute bei sich, die unter dem berühmten Vertheidiger von Metz Lorbeern zu gewinnen trachteten.

Die französische Armee traf auf ihrem Durchmarsche durch Piemont auf keinen Widerstand. Der König von Spanien hatte der Regierung von Mailand anbefohlen, die Besatzungen der Festungen zu verstärken, aber den Franzosen, wofern sie nicht die Feindseligkeiten selbst begännen, keinen Widerstand entgegen zu stellen. Einige von des Herzogs Räthen wollten ihn allerdings zu solchen Feindseligkeiten

bereden. Besonders trieb den französischen Befehlshaber sein Schwiegervater, der Herzog von Ferrara, welcher ihm eine Verstärkung von sechs tausend Truppen zugeführt hatte, eifrig an, sich des Mailändischen zu versichern, ehe er in den Süden vordränge, denn sonst würde er einen gefährlichen Feind im Rücken haben. Der Italiener machte auch die Bedeutung eines solchen Schrittes insofern geltend, als derselbe der Angevinischen Faktion in Neapel Vertrauen einflöße, und zu Frankreich jene Staaten überziehe, welche mit ihrer Politik gezaudert oder erst neulich sich zu einer Allianz mit Spanien verstanden hätten.

Frankreich übte damals nur wenig Einfluß auf die Kabinette der italienischen Mächte aus. Nachdem Genua einen vergeblichen Revolutionsversuch gemacht hatte, war es Spanien ergeben. Die Mitwirkung von Cosmo de Medici, dem damaligen Herrn von Toscana, war durch die Abtretung Sienna's versichert worden. Der Herzog von Parma, welcher eine Zeit lang mit dem französischen Monarchen geliebäugelt hatte, ward von Spanien durch die Rückgabe von Placentia, dessen er durch Karl den Fünften beraubt worden war, herübergezogen. Sein kleiner Sohn Alexander Farnese wurde als Geisel an den Hof von Madrid gesandt, damit er dort unter den Augen Philipp's erzogen würde: in einer Schule, deren Früchte man in dem Kriege der Niederlande ärnten sollte, wo der Zögling sich als den vollendetsten Feldherrn seiner Zeit erwies. Venedig beobachtete von seiner einsamen Warte an dem adriatischen Meere die politischen Wechsel Italiens aus der Ferne, bereit, aus für sich günstigen Wechselfällen Gewinn zu ziehen. Seine konservative Politik gab ihm übrigens ein, die Dinge so weit als möglich in ihrer gegenwärtigen Lage zu belassen. Es wünschte sehr, daß das bestehende Gleichgewicht nicht durch die Einführung irgend einer neuen Macht auf der italienischen Bühne gestört würde, und war auf die Einladung des Herzogs von Alva, eine Beilegung zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln, bereitwillig eingegangen. Diese friedliche Stimmung fand wenig Ermuthigung von Seiten des kriegerischen Papstes, der über Italien Krieg gebracht hatte.

So weise auch der Rath des Herzogs von Ferrara an sich selbst sein mochte, so wurde er doch nicht von seinem Schwiegersohn, dem

Digitized by Google

Herzoge von Guise, für annehmbar befunden, da der letztere eifrig nach Neapel als dem eigentlichen Schauplatze seiner Eroberungen vorwärts drängte. Der Papst rief ihm ebenfalls in den entschiedensten Ausdrücken zu, seinen Marsch zu beschleunigen, da Neapel der Gegenstand der Expedition sei. Der französische Befehlshaber besaß die Gewandtheit sich Instruktionen gleichen Inhalts von seinem eignen Hofe zu verschaffen, worauf er that, als ob er hierdurch entschieden würde. Sein italienischer Schwiegervater war über diese Entscheidung so ärgerlich, daß er auf der Stelle das Lager verließ und seine sechs tausend Mann zurückzog, indem er erklärte, daß er Alles, was er aufbringen könnte, nöthig hätte, um seine eignen Staaten gegen die mailändischen Truppen zu decken.

Während ihm auf diese Weise seine italienische Verstärkung benommen wurde, setzte der Herzog von Guise seinen Marsch fort, betrat das Kirchengebiet, hielt sich auf seinem Wege längs der Küste des adriatischen Meeres und rückte über Ravenna und Rimini; indeß er alsdann schnell sich nach dem Innern wandte, machte er bei Gesi Halt und fand daselbst gute Quartiere für seine Leute, so wie reichliche Fütterung für die Pferde.

Indem er seine Armee in ihren angenehmen Quartieren ließ, begab er sich bald darauf nach Rom, um mit dem Papste den Plan für den Feldzug zu entwerfen. Guise ward von Paul, der ihn als den treuen Kämpen der Kirche mit ausgezeichneter Ehre behandelte, gnädig aufgenommen. Durch die Anwesenheit des französischen Heeres in seinen Besitzungen kühn gemacht, zögerte der Papst nicht länger, die Erneuerung des Krieges gegen Spanien zu verkünden. Die über die Campagna zerstreuten römischen Angeworbenen machten auf die mit schwachen spanischen Besatzungen versehenen Plätze Angriffe. Die meisten derselben, darunter Tivoli und Ostia, wurden wiedergenommen, und die stolze Brust des Papstes schwoll von Jubel bei dem Gedanken, daß die spanische Herrschaft in Italien bald vertilgt sein würde.

Nachdem Guise einige Tage im Vatikan zugebracht hatte, traf er wieder in Gesi zu seiner Armee. Von Seiten Seiner Heiligkeit war er mit Hülfsversicherungen in Fülle gekräftigt worden, und bald

fand sich bei ihm einer von Paul's Neffen, der Herzog von Montebello, mit einer schwachen Verstärkung ein. Man beschloß auf der Stelle die neapolitanische Gränze zu überschreiten und die Operationen mit der Belagerung von Campli zu beginnen.

Dieß war ein bedeutender Ort, in der Mitte eines fruchtbaren Gebietes gelegen. Die eingeborene Bevölkerung war durch den Zufluß der Leute von dem umliegenden Lande, die in Campli als einem sichern Platze Zuflucht suchten, vermehrt worden. Aber sie thaten wenig zu seiner Vertheidigung. Es widerstand dem heftigen Angriffe der Franzosen, welche die Stadt mit Sturm nahmen, nicht lange. Die Männer — Alle, die Widerstand machten, — mußten über die Klinge springen. Die Frauen wurden den zügellosen Soldaten Preis gegeben. Die Häuser wurden erst geplündert, dann in Brand gesteckt, und der einst so blühende Ort ward bald in einen Haufen rauchender Trümmer verwandelt. Die Beute war groß, denn die Leute aus der Nachbarschaft hatten ihren Besitz hierher in Sicherheit gebracht, und in den Häusern fand man einen großen Betrag von Gold und Silber. Dazu waren die Keller mit schmackhaften Weinen angefüllt, und die Sieger überließen sich dem Schmaus und Braus, während die elenden Einwohner gleich Gespenstern auf den Ruinen ihrer alten Wohnungen herumschlichen.

Das Geschick Italiens im sechszehnten Jahrhunderte war in der That ein hartes. Es war in den, einem civilisirten Gemeinwesen angehörenden Künsten weit über sein Zeitalter vorgeschritten. Seine Städte, selbst die kleineren, durchs ganze Land entfalteten die Belege des Sinnes für Baukunst. Sie waren von stattlichen Tempeln und eleganten Wohnungen voll; die öffentlichen Plätze waren mit Springbrunnen von kunstvoller Arbeit geschmückt; die Flüsse mit Bogen von dauerndem Steingefüge überspannt. Sowohl die Privat-, als die öffentlichen Gebäude waren mit kostbaren Kunstwerken ausgestattet, deren Werth weniger im Stoffe als in der Arbeit bestand. Kaum war ein Menschengeschlecht vorübergegangen, seit Michael Angelo und Raphael ihre Wunder der Skulptur und Malerei hervorgebracht, und jetzt erfüllten Correggio, Paul Veronese und Titian ihr Land mit jenen

unsterblichen Produktionen, welche das Entzücken und die Verzweiflung der folgenden Geschlechter gewesen sind. Die Wissenschaften hielten mit den Künsten gleichen Schritt. Die zauberischen Weisen des Ariosto waren kaum verhallt, als ein größerer Barde in Tasso erstand, um die Schilderung christlichen Ritterthums aufzunehmen. Die außergewöhnliche Verbindung von schöner Kunst und wissenschaftlicher Kultur war um so merkwürdiger durch den Gegensatz, den das damals erst zum Lichte einer höhern Civilisation aufdringende Europa darbot. Aber, bei allem diesem geistigen Fortschritte litt Italien an einigen Eigenschaften traurigen Mangel, die unter den abgehärteten Söhnen des Nordens gefunden wurden und zu einer nationalen Existenz unerläßlich erscheinen. Es konnte sich wohl seiner Künstler, seiner Dichter, seiner Politiker, aber nur weniger Patrioten rühmen, nur weniger, die ihre Hoffnung auf die Unabhängigkeit ihres Landes setzten. Die Freiheit der alten italienischen Republiken war vorüber. Kaum gab es noch eine, die ihre Freiheiten nicht einem Herrn übergeben gehabt hätte. Das Einigungsprinzip zur Vertheidigung gegen fremde Angriffe war so wenig verstanden, wie im Innern das Prinzip politischer Freiheit. Die Staaten waren auf einander eifersüchtig. Die Städte waren auf einander eifersüchtig und wurden oft in ihrem Innern von Parteien zerfleischt. Auf diese Weise war ihre individuelle Stärke gleich wirkungslos, mochte sie nun zur Selbstregierung oder zur Selbstvertheidigung erfordert werden. Das Geschenk der Schönheit, welche Italien in einem so außergewöhnlichen Grade besaß, machte es nur zu einem verlockenderen Preise für den Räuber, dem es zu widerstehen nicht die Stärke oder den Muth hatte. Der türkische Korsar fiel über seine Küsten her, plünderte seine Seestädte und riß seine Einwohner in die Sklaverei fort. Die kaum weniger barbarischen Europäer überschritten die Alpen und indem sie auf das Innere herabschossen, fielen sie über die Städte und Dörfer her, welche geschützt zwischen den Bergen in den ruhigen Thälern lagen, und verwandelten dieselben in Trümmerhaufen. Uebel ergeht es dem Lande, welches sich in einem Zeitalter roher Gewalt dem Studium des Anmuthigen und Schönen hingegeben hat und dabei jene rauhen Tugenden, welche allein die Unabhängigkeit einer Nation sichern können, vernachlässigt.

Von den rauchenden Trümmern zu Campli führte Guise seine Truppen gegen Civitella, eine einige Meilen entfernte Stadt. Es war rund um einen kegelförmigen Berg gebaut, dessen Gipfel mit einer von Geschützen wohl besetzten Festung gekrönt war. Für die Beherrschung der Gränze war es ein wichtiger Platz, und der Herzog von Alva hatte eine Besatzung von zwölf hundert Mann unter der Leitung eines versuchten Offiziers, des Marquis von Santa Fiore, hineingelegt. Der französische General hielt dafür, daß die auf die Plünderung von Campli so schnell folgende Wegnahme dieses Postens unter den Neapolitanern Schrecken verbreiten und die zur Angevinischen Partei Zählenden ermuthigen würde, sich offen zu seinen Gunsten zu erklären.

Da der Platz sich der Uebergabe weigerte, traf er Anstalt ihn förmlich zu belagern, indem er Verschanzungen aufwarf und, um thätliche Feindseligkeiten zu beginnen, bloß noch auf sein schweres Geschütz wartete. Nachdem er ungeduldig vier Tage lang auf die Ankunft gehofft hatte, ließ er vier Batterien errichten, damit selbige zu gleicher Zeit gegen vier Stadtviertel wirken sollten. Die lebhafte Kanonade ward von den Belagerten mit einem gleichen Muthe und wegen der erhabenen Lage mit größerem dem Feinde angethanen Schaden erwidert; worauf der Herzog, der in die Werke eine Bresche geschossen hatte, sich zu einem allgemeinen Sturm rüstete. Dieser ging von Seiten der Franzosen mit dem gewöhnlichen ungestümen Andrange vor sich, wurde aber muthig von den Italienern abgeschlagen. Mehr als einmal wurden die Angreifer zur Bresche geleitet, und eben so oft mit Gemetzel zurückgetrieben. Der Herzog überzeugte sich, daß er zu hastig gewesen war; er sah sich daher gezwungen, zum Rückzug blasen zu lassen und die Kanonade von seinen Batterien zu erneuern, indem er dieselbe Tag und Nacht, obschon wegen der vertikalen Richtung des Feuers mit wenig Erfolg, fortsetzte. Das französische Lager bot den Kanonen von Civitella eine sichrere Zielscheibe.

Die Frauen des Platzes bewiesen die nämliche Unerschrockenheit wie die Männer. Man konnte sie, bewaffnet mit Schild und Panzer, an der Seite ihrer Gatten und Brüder an den ausgesetztesten Stellen der Wälle sehen, und nachdem eine niedergeschossen war, kam eine andere hervor, um den Platz ihrer gefallnen Kameradin einzunehmen.

Das Geschick von Campli hatte sie gelehrt, daß von dem Sieger keine Gnade zu erwarten stand, und sie zogen den Tod der Entehrung vor.

Da Tag für Tag in derselben eintönigen Weise verlief, wurden die Truppen Guise's ihres unthätigen Lebens überdrüssig. Der quecksilberartige Geist des französischen Soldaten, welcher jedes im Wege stehende Hinderniß überhüpfte, verflog, wie man gefunden hat, schon oft in der Langenweile hingezogener Operationen, bei welchen es weder einen Zwischenvorfall noch eine Aufregung gab. Ein solcher Zustand der Dinge paßte besser für den geduldigen und ausdauernden Spanier. Die Mannschaft begann offen gegen den Papst zu murren, da sie ihn als die Ursache ihrer Mühsale ansah. Sie wäre, sagte sie, von Priestern geführt, „welche mehr vom Beten, als vom Fechten verständen."

Guise hatte Ursache zum Verdruß über den Papst, und er ließ es sich nicht angelegen sein, sie zu verhehlen. Trotz aller glänzenden Versprechungen Seiner Heiligkeit hatte er nur wenige Hülfe, sei es an Mannschaften, Kriegsbedarf oder Geld, erhalten, und von den Angevinischen Herren hatte es nicht ein einziger gewagt, sich zu seinen Gunsten zu erklären und unter seinem Banner Dienste zu nehmen. Er stellte alles dieß des Papstes Neffen, dem Herzog von Montebello, mit Wärme vor. Der Italiener erhob eben so warme Gegenbeschuldigungen, bis das Zwiegespräch, wie es heißt, damit endete, daß der Herzog von Guise seinem Alliirten ein Tischtuch, oder, nach andern Nachrichten, eine Schüssel an den Kopf warf. Wie sich das aber auch verhalten mag, so verließ Montebello doch im Aerger das Lager und kehrte nach Rom zurück. Aber der Vertheidiger der Kirche war eine zu wichtige Person, als daß man mit ihm hadern konnte, und Paul erachtete es, wenigstens vor der Hand, für klug, seinen Aerger zu verbeißen.

Unterdessen trat heftiger Regen ein, welcher den französischen Truppen in ihren Quartieren großen Verdruß anthat, da er ihre Provisionen verderbte und ihrem Pulver viel Schaden verursachte. Den Belagerten erwies derselbe Regen einen guten Dienst, weil er ihre Cisternen füllte. „Gott," rief der ruchlose Guise, „muß ein Spanier geworden sein."

Während diese Ereignisse im Norden von Neapel Platz ergriffen, war der Herzog von Alva im Süden thätig, um das Königreich in Vertheidigungszustand zu setzen. Zu seiner Genugthuung hatte er bemerkt, wie sein Widersacher die Zeit erst bei Gest, dann aber mit der Belagerung von Civitella vergeudete, und er hatte aus dem Verzug einen vollen Gewinn gezogen. Als er die Stadt Neapel erreicht hatte, hatte er sogleich ein Parlament der großen Barone berufen, darin klar die Bedürfnisse des Staats auseinandergesetzt und eine außerordentliche Anleihe von zwei Millionen Dukaten verlangt. Die treugesinnten Edlen entsprachen gern der Aufforderung; allein, da nicht mehr, als ein Drittel des ganzen Betrags augenblicklich erhoben werden konnte, so erhielt er von dem Parlamente einen Befehl bewilligt, wonach die Gouverneure der verschiedenen Provinzen in ihren Distrikten die hohe Geistlichkeit einzuladen hatten, die übrigen zwei Drittel der Anleihe vorzustrecken. Wofern jene nicht gutwillig ihre Beistimmung erklärte, war sie durch die Beschlagnahme ihrer Einkünfte zur Willfährigkeit zu zwingen.

Nach einer andern Verordnung des Koncils wurde alles den Klöstern und Kirchen im ganzen Königreiche zugehörige Gold- und Silbergeschirr erst abgeschätzt und dann im Interesse der Regierung weggenommen. Eine Quantität davon, welche einer Stadt in den Abbruzzi gehörte, wurde in der That aufgepackt und nach Neapel geschickt; allein, dieß verursachte einen solchen Lärm unter dem Volke, daß man es für angemessen hielt, vor der Hand ein weiteres Vorschreiten in dieser Sache einzustellen.

Der Vicekönig erweiterte seine Hülfsquellen ferner dadurch, daß er die Einkünfte der in Rom wohnenden Geistlichen einzog. Durch diese verschiedenen Auswege fand sich der Herzog von Alva im Besitze genügender Fonds, um den Krieg nach Wunsche zu betreiben. Er brachte ein Heer von zwei und zwanzig, oder, wie einige Berichte melden, fünf und zwanzig tausend Mann auf. Davon waren bloß drei tausend spanische Veteranen, fünftausend Deutsche, und der Rest — meistens rohe Rekruten und als solche unzuverlässig, — waren hauptsächlich aus den Abbruzzen stammende Italiener. Daneben besaß er sieben hundert Bewaffnete und funfzehn hundert Mann leichte Kavallerie.

Obwohl nun seine Armee, insofern die Italiener in Betracht kamen, derjenigen seines Widersachers an Mannszucht nachstand, so war sie ihr doch an Zahl überlegen.

In einem zusammenberufenen Kriegsrathe waren Einige der Meinung, daß sich der Vicekönig auf der Defensive halten und die Annäherung des Feindes an die Nähe der Hauptstadt abwarten sollte. Aber Alva sah diese Handlungsweise für furchtsam an, indem sie Mißtrauen gegen ihn selbst enthielte und wahrscheinlich auch seinen Untergebenen Mißtrauen einflößen würde. Er beschloß, gerade auf den Feind loszumarschiren und zu verhindern, daß dieser im Königreiche festen Fuß faßte.

Pescara am adriatischen Meere wurde zum Sammelplatz für die Armee bestimmt, und Alva reiste von der Stadt Neapel am elften April 1557 nach diesem Orte ab. Hier koncentrirte er seine ganze Stärke, und empfing daselbst die Artillerie wie die Militärvorräthe, die ihm zu Wasser gebracht wurden. Nachdem er seine Truppen besichtigt hatte, trat er seinen Marsch nach dem Norden an. Sowie er Rio Umano erreichte, schickte er eine starke Truppenabtheilung zur Besitznahme von Giulia Nuova ab. Das war eine neulich vom Feinde genommene Stadt von einiger Bedeutung. Alva setzte — und es scheint richtig — voraus, daß der französische Befehlshaber sich dieses, falls er vor Civitella nicht glücklich sein sollte, als eines guten Platzes beim Rückzuge versichert hatte, weil die Lage desselben von der Art war, daß sie ihn in den Stand setzte, auf eine leichte Weise Verbindungen mit dem Meere zu unterhalten. Die französische Besatzung machte einen Ausfall auf die Spanier, wurde jedoch zurückgetrieben, und da Alva's Truppen dicht dahinter her folgten, floh der Feind in Verwirrung durch die Straßen der Stadt und ließ sie in den Händen der Sieger. In dieser gemächlichen Stellung schlug der Vicekönig vor der Hand sein Quartier auf.

Bei der Annäherung der spanischen Armee sah der Herzog von Guise die Nothwendigkeit ein, daß er seine Operationen gegen Civitella zu einem entscheidenden Ausgange bringen müsse. Deßhalb rüstete er sich zu einem allgemeinen Sturme als zu einem letzten Versuche. Allein, obschon dieser mit großem Muthe geleitet wurde, so ward er doch mit noch größerem von der Besatzung zurückgeschlagen, und der über seine

wiederholten Mißfälle erbitterte französische Befehlshaber war in der Nothwendigkeit, die Belagerung aufzuheben. Selbst das konnte er nicht thun, ohne von den tapfern Vertheidigern von Civitella, die ihm in den Rücken fielen, einigen Verlust zu erleiden, als er seine entmuthigten Truppen nach dem benachbarten Thale von Nireto wegzog. Auf diese Weise endete die Belagerung von Civitella, welche entscheidend für das Geschick des Krieges gelten kann, weil sie den treugesinnten Neapolitanern im ganzen Lande Muth gab, wie auch dem Alva Muße seine Hülfsquellen herbeizuschaffen verlieh. Die Belagerung dauerte zwanzig Tage, von denen vierzehn hindurch die vier Batterien der Franzosen ohne Unterbrechung auf die belagerte Stadt gefeuert hatten. Der Vicekönig war voll von Bewunderung über das heldenmüthige Benehmen der Einwohner, und zum Zeichen seiner Hochachtung verlieh er den Bürgern von Civitella einige wichtige Immunitäten zum ewigen Genuß. Auch die Frauen erhielten ihren Antheil an den Ehren, da derjenige, welcher eine Jungfer von Civitella heirathete, in den Genuß derselben Immunitäten gerieth, mochte er aus einem Landestheile kommen, aus welchem er wollte.

Die beiden Armeen lagen jetzt nur einige Meilen von einander einquartiert. Doch zeigte man von keiner von beiden Seiten eine Kundgebung, um eine Schlacht über den Ausgang der Sachen entscheiden zu lassen. Eine solche Entscheidung stimmte nicht zu Alva's Politik, noch war sie von dem seinem Gegner an Stärke nachstehenden Guise zu erwarten. Als indeß der Vicekönig Giulia Nuova verließ, um eine den französischen Quartieren etwas nähere Stellung einzunehmen, hielt es Guise nicht für gerathen, länger da zu bleiben, sondern brach sein Lager ab, retirirte mit der ganzen Armee über den Tronto und räumte, ohne länger zu zaudern, das Königreich Neapel.

Der spanische General machte keinen Versuch, seinen Gegner auf dem Rückzuge zu verfolgen, oder gar zu beunruhigen. Dafür ist er streng getadelt worden, besonders da der Uebergang über den Fluß einem Angreifenden viele vortheilhafte Punkte bietet. Aber in Wirklichkeit ließ es Alva nie aufs Fechten ankommen, wenn er seinen Zweck ohnehin erreichen konnte. So günstig auch bei einem Entscheid der Waffen die Ueberlegenheit sein mag, so muß doch hinsichtlich des Aus-

gangs immer einiger Zweifel existiren. Aber der Vortheil war hier nicht so entschieden auf der Seite der Spanier, wie es den Anschein hatte. Der Herzog von Guise brachte seine Bataillons in bewunderns-würdiger Ordnung fort, indem er den Rücken mit dem Kerne seiner Infanterie und mit seiner Kavallerie, durch welche letztere er seinem Feinde weit überlegen war, deckte. Wenn also die Theile der feindlichen Armeen etwa in unmittelbare Berührung mit einander gekommen wären, so würde dieß den Spaniern keine sichere Bürgschaft für den Erfolg geleistet haben. Alva's Zweck war nicht sowohl die Besiegung der Franzosen, als die Vertheidigung Neapels gewesen. Letztere hatte er mit geringem Verluste erreicht, und ehe er es auf einen größeren ankommen ließ, war er lieber Willens, dem fliehenden Feinde, wie ein Sprüchwort sagt, eine silberne Brücke zu bauen. Nach den eignen Worten Alva's „hatte derselbe keine Lust, das Königthum Neapel um den gestickten Rock des Herzogs von Guise aufs Spiel zu setzen."

Nach dem Rückzuge der Franzosen belagerte Alva zugleich zwei oder drei Orte von keiner Bedeutung, bei deren Einnahme er und seine Unterbefehlshaber sich der überlegtesten Grausamkeit schuldig machten; doch war es, nach dem Urtheile der Chronik, keine Grausamkeit, sondern eine heilsame Strenge zur Warnung für so winzige Orte, nicht das königliche Ansehen zu verspotten. Bald darauf überschritt Alva selber den Tronto und nahm eine Stellung nicht weit von den in der Nachbarschaft von Ascoli liegenden Franzosen ein. Wiewohl die beiden Armeen bloß ein Paar Meilen von einander entfernt standen, so machte man doch keinen Versuch zu Feindseligkeiten, ausgenommen ein Scharmützel, worin bloß eine geringe Anzahl auf beiden Seiten focht und das zu Gunsten der Spanier ausschlug Dieser Stand der Dinge endigte zuletzt durch eine Aufforderung des Papstes an den französischen Befehlshaber, Rom näher zu rücken, da er seine Gegenwart zum Schutze der Hauptstadt brauchte. Ohne Zweifel freute sich der Herzog über eine so ehrenhafte Ausrede wegen seines Rückzugs und war zufrieden, daß er so lange gegen eine der seinigen überlegene Armee das Feld behauptet hatte: in guter Ordnung kam er daher nach Tivoli zurück, das er für jetzt zu seinem Hauptquartiere machte, weil dasselbe die großen östlichen Straßen Roms beherrschte und ein gutes Obdach

für seine Truppen darbot. Die Weise, wie der Herzog von Alva dem im Anfange seines Feldzuges entworfenen Plane seiner Defensivoperationen treu blieb und zwar unter Umständen, welche wohl Manchen von einem solchen Plane abzugehen versucht haben würden, ist ein merkwürdiger Beleg für seine Ausdauer und seinen unbeugsamen Geist. Sie beweist ferner die Herrschaft, welche er über die Geister seiner Untergeordneten ausübte, weil er unter solchen Umständen den unbedingten Gehorsam gegen seine Befehle aufrecht erhalten konnte.

Die Ursache zu der Unruhe des Papstes waren die reißenden Fortschritte von Alva's Verbündetem Marco Antonio Colonna, der die päpstlichen Aufgebote geschlagen und einen Platz nach dem andern in der Campagna genommen hatte, bis die Römer für ihre Hauptstadt zu zittern anfingen. Colonna war jetzt mit der Belagerung von Segni beschäftigt, einem Platze von ziemlicher Bedeutung, und der Herzog von Alva, der von der Gegenwart der Franzosen befreit war, beschloß zur Unterstützung vorzurücken. Demzufolge schritt er über den Tronto zurück, ging durchs Neapolitanische und machte auf einige Tage bei Sora Halt. Alsdann durchschnitt er die Gränze, war aber noch nicht weit in die Campagna vorgedrungen, als er die Nachricht von Segni's Fall erhielt. Dieser feste Platz war nach tapferer Vertheidigung erstürmt worden. Von den rohen Soldaten wurden alle die gewöhnlichen Abscheulichkeiten verübt. Selbst das Heiligthum der Klöster war nicht sicher vor Befleckung. Vergebens trat Colonna dazwischen, diese Ausschweifungen zu verhindern. In der Hitze der Leidenschaft wurde die Stimme der Autorität wenig beachtet. — In diesem Zeitalter machte es wenig Unterschied aus, in wessen Hände eine genommene Stadt fiel: Deutsche, Franzosen, Italiener, Alle benahmen sich gleich. So blühend die unglückliche Stadt unlängst durch den ganzen Stolz des Luxus und Reichthums gewesen war, wurde sie doch als die billige Beute der Sieger verlangt. Sie war ihr Draufgeld, das ihnen beim Ausbleiben der Zahlung ihrer langen — zu jener Zeit gewöhnlich langen — Rückstände diente, und es war eine Zahlungsweise, ebenso passend für den General wie für seine Soldaten.

Der Fall von Segni verursachte in der Hauptstadt die größte Bestürzung. Das Nächste, hieß es, würde der Sturm der Hauptstadt

selbst sein. Paul der Vierte, für Furcht unzugänglich, war mit ohnmächtiger Wuth erfüllt. „Man hat", sagte er in einem Conclave der Kardinäle, „Segni genommen; man hat die Leute gemordet, ihr Eigenthum zerstört, ihre Häuser in Brand gesteckt. Schlimmer denn das, man wird nächstens Palliano plündern. Selbst dieß wird nicht das Maß ihrer Grausamkeit vollmachen. Sie werden die Stadt Rom selbst verheeren; sie werden selbst meine Person nicht respektiren. Aber, was mich selbst angeht, ich sehne mich bei Christo zu sein und furchtlos auf die Märtyrerkrone zu warten." Nachdem Paul der Vierte über Italien das Ungewitter gebracht hatte, fing er an, sich selbst als einen Märtyrer zu betrachten!

Indeß wollte er, obschon von allen Seiten Koncessionen zu machen gedrängt, sogar in dieser äußersten Lage in Nichts seinen stolzen Ton herabstimmen. Als auf einem sine qua non bestand er darauf, daß Alva sofort das römische Gebiet verlassen und die Eroberungen zurückgeben sollte. Als diese Bedingungen dem Herzoge mitgetheilt wurden, bemerkte er kaltblütig, daß „Seine Heiligkeit irrthümlich anzunehmen schien, seine eigne Armee stände vor Neapel, nicht aber die spanische Armee vor den Mauern Roms".

Nach der Uebergabe von Segni bewirkte Alva seine Vereinigung mit dem italienischen Heere und rückte nach der Stadt Colona in der Campagna, wo er einstweilen seine Armee einquartierte. Hier bildete er den Plan zu einer Ueberraschung, deren abenteuerlicher Charakter schwer mit seiner gewöhnlichen Vorsicht vereinbar scheint. Dieß war ein Nachtangriff auf Rom. Er theilte seinen Offizieren nicht die ganze Absicht mit, sondern befahl ihnen einfach, sich zum Marsche für die folgende Nacht, den sechs und zwanzigsten August, gegen eine benachbarte Stadt, deren Namen er nicht offenbar machte, bereit zu halten. Es sei, sagte er, ein reicher Ort, aber es liege ihm sehr am Herzen, daß den Einwohnern weder in ihren Personen, noch in ihrem Eigenthum Gewalt angethan werden möchte. Selbst das Eindringen in die Häuser sollte den Soldaten verboten werden, aber er versprach, daß der Beuteverlust durch eine Erhöhung der Zahlung aufgewogen werden sollte. Die Mannschaft sollte leicht bewaffnet, gepäcklos und mit ihren

Hemden über die Rüstung gehen, da man hierdurch am besten einander zu erkennen vermöge.

Die Nacht war dunkel, aber unglücklicherweise trat ein wüthender Regenschauer ein, welcher die Wege dermaßen beschädigte, daß das Marschiren gehemmt wurde, und die Morgendämmerung stand nah bevor, als die Truppen den Platz ihrer Bestimmung erreichten. Alsdann begriffen sie zu ihrer großen Ueberraschung, daß der Gegenstand des Angriffs Rom selbst wäre.

Alva machte in einer kurzen Entfernung von der Stadt auf einer Wiese Halt, und sandte eine kleine Abtheilung zur Recognoscirung der Hauptstadt, die sanft zu schlummern schien, aus. Allein, bei einem nähern Herankommen erblickten die Spanier ein großes Licht, das aussah, als wenn es von einer Menge Fackeln verursacht würde, welche innerhalb der Mauern hin- und herzufliegen und irgend ein großes Getümmel unter den Einwohnern dieses Viertels anzuzeigen schienen. Kurz darauf sah man einige Reiter aus einem der Thore herauskommen und in der Richtung nach dem französischen Lager in Tivoli zureiten. Als der Herzog den Rapport erhielt, zeigte er sich zufrieden gestellt, daß die Römer auf die eine oder andere Weise von seiner Absicht benachrichtigt waren; daß die Reiter nach Tivoli abgegangen, um die Franzosen zu alarmiren, und daß er sich bald zwischen zwei Feuern befand. Ohne diese bedenkliche Lage schmackhaft zu finden, gab er plötzlich seine Absicht auf und machte einen raschen Rückmarsch nach dem von ihm am vergangenen Abende verlassenen Orte.

Zum Theil hatte der Herzog Recht, zum Theil Unrecht in seinen Vermuthungen. Die in der Stadt schimmern gesehenen Lichter verdankten ihren Ursprung der Wachsamkeit des Caraffa, der in Folge der Nachricht, daß man im spanischen Lager rüste, einen Angriff befürchtete und deßhalb diesen Stadttheil vor Tagesanbruch patrouillirte, um zu sehen, ob Alles in Ordnung wäre; aber die Reiter, welche so früh am Morgen nach dem französischen Lager zu aus den Thoren ritten, dachten nicht im Entfernten daran, daß feindliche Bataillone auf Schußweite vor den Mauern stehen könnten.

So lautet unser Bericht von diesem sonderbaren Vorfall. Einige Geschichtsschreiber versichern, daß ein Angriff auf Rom nicht in des

Herzogs Absicht lag, sondern daß er bloß einen Scheinangriff machen wollte, um durch den zu verursachenden Schrecken dem Papste einen guten Vorwand für die Beendigung des Krieges zu geben. Zum Beleg dafür führt man an, daß er so eben vor dem Abmarsche zu seinem Sohne Ferdinand sagte, daß er befürchtete, es würde unmöglich sein, die Truppen, wenn sie einmal den Fuß hineingesetzt hätten, von der Verheerung der Stadt abzuhalten. Andere Berichte melden, daß es kein Scheinangriff, sondern eine im guten Ernste gemeinte Ueberraschung war, die bloß durch das Erscheinen der Lichter und durch den anscheinenden Vorbereitungszustand des betreffenden Platzes vereitelt ward. In der That versichert der eine Schriftsteller, daß er eine Abtheilung von zwei hundert Büchsenschützen, welche für den Dienst der Ersteigung der Wälle bestimmt waren, die Sturmleitern tragen sah.

Der venetianische Gesandte Navagero versichert uns, daß Alva's eingestandener Zweck war, sich der Person Seiner Heiligkeit zu vergewissern, was, wie er glaubte, den Krieg zu Ende bringen werde. Nach der nämlichen Autorität hatte des Herzogs Onkel, der Kardinal von Sangiacomo, seinen Neffen gewarnt, sich nicht dem Schicksale ihrer Landsleute auszusetzen, die unter dem Constable von Bourbon bei der Verheerung Roms gedient und alle, früher oder später, ein elendes Ende gefunden hätten. Diese Warnung kann auf das Gemüth des Alva einigen Eindruck gemacht haben, da derselbe trotz seines unbeugsamen Wesens seine Gewissensskrupel hegte und, gleich Anderen seiner Zeit, ohne Zweifel für Argumente, die auf Aberglauben beruhten, zugänglich war.

Wir können nicht umhin zuzugeben, daß die ganze Sache: — die Vorbereitungen zum Sturm, der Rath für die Offiziere, und der plötzliche Rückzug auf den Verdacht der Entdeckung hin, — daß Alles ganz wie Ernst aussieht. Es ist sehr möglich, daß der Herzog, wie der Venetianer versichert, weiter Nichts als die Gefangennahme des Papstes beabsichtigt hat. Aber Niemand wird glauben, daß die Sache hierbei würde stehen geblieben sein. Wäre man einmal bequem innerhalb der Wälle gewesen, so würde selbst die Autorität des Alva die Zügellosigkeit der Soldaten zu verhindern ohnmächtig gewesen sein, und es dürften sich dieselben Scenen wie bei der Wegnahme Roms unter dem Con-

stable von Bourbon, oder bei der Einnahme der alten Hauptstadt durch die Gothen noch einmal wiederholt haben.

Als die Römer am folgenden Morgen die Gefahr, worin sie während der Nacht gewesen waren, erfuhren, und daß die Feinde wie Wölfe um eine Schafhürde, bereit auf ihre schlafenden Opfer hereinzustürzen, draußen umhergespürt hatten, erfaßte die ganze Stadt ein panischer Schrecken. Alle Gräuel der Verheerung unter dem Constable von Bourbon stiegen in ihrer Phantasie oder vielmehr in ihrer Erinnerung empor: denn es gab Viele, die alt genug waren, um sich jenes schrecklichen Tags zu erinnern. Sie riefen laut um Frieden, ehe es zu spät wäre, und betrieben ihre Forderung auf eine Weise, welche zeigte, daß die Stimmung des Volkes gefährlich sei. Strozzi, der ausgezeichnetste unter den italienischen Anführern, sagte dem Papste kurz und gut, daß keine andere Wahl sei, als auf der Stelle mit dem Feinde sich zu verständigen.

Paul wurde verständiger, als er jetzt in seiner größten Noth fand, daß sich von ihm der Arm zurückzog, auf dessen Stütze er sich am meisten gelehnt hatte. Im französischen Lager war die Nachricht von dem durch die Spanier bei St. Quentin gewonnenen, entscheidenden Siege angelangt, und auf sie folgte die Aufforderung des Königs an den Herzog von Guise, mit seiner Armee so schleunig als möglich zum Schutze von Paris zurückzueilen. Da der Herzog wahrscheinlich nicht ungern einen Feldzug schloß, welcher so dürftig an Lorbeeren für die Franzosen gewesen war: so erklärte er, daß „keine Ketten stark genug wären, um ihn in Italien zurückzuhalten.“ Er begab sich sogleich nach dem Vatican und legte daselbst Seiner Heiligkeit die Befehle seines Herrn vor. Der Fall war so dringend, daß der Papst vernünftigerweise nicht der Abreise des Herzogs entgegen sein konnte. Aber nur selten befragte derselbe die Vernunft, daher er in einem Ausbruche von Leidenschaft ausrief: „Gehen Sie denn, und nehmen Sie mit Sich das Bewußtsein, daß Sie wenig für Ihren König, noch weniger für die Kirche, und gar Nichts für Ihre eigne Ehre gethan haben.“

In der Stadt Cavi wurden nun Unterhandlungen zu einer Beilegung zwischen den kriegführenden Parteien eröffnet. Der Kardinal Caraffa erschien für seinen Oheim, den Papst, und der Herzog von

Alva vertrat Spanien. Durch die Vermittelung Venedigs wurden endlich am vierzehnten September die Vertragsbedingungen festgestellt, obschon der unbeugsame Papst noch auf fast eben so überspannten Forderungen, wie vorher, bestand. In einem einleitenden Artikel wurde stipulirt, daß der Herzog von Alva öffentlich um Verzeihung bitten, und dafür, daß er Waffen gegen den heiligen Stuhl getragen, Absolution empfangen sollte. „Ehe ich diesen Punkt fahren ließe," sagte Paul, „würde ich lieber die ganze Welt untergehen sehen, und das nicht sowohl um meinetwillen, als zur Ehre Jesu Christi."

Durch den Vertrag wurde vorgesehen, daß die spanischen Truppen unverzüglich vom Gebiete der Kirche zurückgezogen, daß alle von der Kirche weggenommenen Orte zumal zurückgestellt werden, und daß der französischen Armee ein freier Durchzug nach ihrem Heimathlande zustehen sollte. Philipp sorgte nicht so gut für die eignen Bundesgenossen, wie Paul für die seinigen. Colonna, welcher der Sache so gute Dienste geleistet hatte, wurde nicht einmal wieder in die ihm vom Papste entrissenen Besitzungen eingesetzt. Nur bestimmte ein geheimer Artikel, daß über seine Ansprüche später durch den vereinten Schiedsspruch des Papstes und des Königs von Spanien entschieden werden sollte.

Der Vertrag war in Wahrheit derartig, daß er, wie Alva bitter bemerkte, „eher von dem Besiegten, als von dem Sieger diktirt wurde". Die Ausführung desselben kam dem Herzoge hart an, besonders jene Klausel, welche Bezug auf ihn selbst hatte. „Wäre ich der König," sagte er stolz, „so müßte mir seine Heiligkeit einen seiner Neffen zur Abbitte nach Brüssel schicken, anstatt daß meine Generäle ihn um Verzeihung bäten". Aber dem Alva stand es nicht frei, in der Angelegenheit seinen eignen Willen zu befragen. Die Befehle von Philipp waren unbedingt, um wo möglich mit dem Papste zu irgend einem Abfinden zu kommen. Schon lange war Philipp darüber im Klaren, daß von einem Kriege mit der Kirche weder Vortheil noch Ehre gewonnen werden könne: — einem Kriege, der nicht allein seinem eignen Gefühl widerstrebte, sondern ihn auch in eine falsche Stellung trieb und seinen politischen Interessen höchst nachtheilig war.

Die Friedensnachricht erfüllte die Römer mit einer Freude, die zu ihrer frühern großen Bestürzung im Verhältnisse stand. Auch wurde

diese Freude nicht durch ein Unglück vermindert, welches die Stadt zu jeder andern Zeit in Trauer versetzt haben würde. Die Tiber nämlich, angeschwollen durch den Herbstregen, trat über ihre Ufer, riß in ihrer Heftigkeit Häuser und Bäume mit fort, ersäufte Menschen und Vieh, und brach ein großes Stück der die Stadt umgebenden Mauer nieder. Es war gut, daß sich dieser Unfall nicht ein Paar Tage früher, als der Feind vor den Thoren stand, ereignet hatte.

Am sieben und zwanzigsten September 1557 hielt der Herzog seinen öffentlichen Einzug in Rom. Er war von der in ihre schöne Uniform gekleideten päpstlichen Garde begleitet. Zu ihr stießen die andern in der Stadt stehenden Truppen, welche bei diesem Feiertagsdienste sich wie bessere Soldaten ausnahmen. Beim Einzuge in die Thore war die Menschenmenge auf Tausende von Bürgern angeschwollen, die die Luft mit ihren Zurufen erschütterten, als sie den spanischen General mit den Titeln Vertheidiger und Befreier der Hauptstadt begrüßten. Die Epitheta können als ein gleichgültiges Kompliment gegen ihre eigne Regierung genommen werden. In dieser Weise setzte sich die Prozession fort, gleich dem Triumph eines Eroberers, der von seinen siegreichen Feldzügen wiederkehrte, um in der Hauptstadt den Lorbeerkranz zu empfangen.

Sowie der spanische Befehlshaber den Vatikan erreichte, ließ er sich vor dem Papste auf die Kniee nieder, und bat um Verzeihung wegen der Beleidigung, daß er Waffen gegen die Kirche getragen habe. Der durch diesen Beweis der Nachgiebigkeit besänftigte Paul bewilligte gern die Absolution. Er that dem Herzoge die ausgezeichnete Ehre an, daß er ihm einen Platz an seiner eignen Tafel gab, während er der Herzogin schmeichelte, indem er ihr die geweihte, bloß für königliche Personen und ausgezeichnete Kämpen der Kirche bestimmte goldene Rose übersandte.

Dennoch sah der stolze Geist des Alva in Alledem mehr Erniedrigung, als Triumph. Sein Gewissen fühlte sich, wie das seines Herrn, sehr erleichtert, weil es nun von den Verantwortlichkeiten eines solchen Krieges befreit war. Aber er hatte auch ein militärisches Gewissen, welches eben so sehr über die Friedensbedingungen empört war. Er sehnte sich, wieder in Neapel zu sein, wo der Stand

der Dinge gebieterisch seine Anwesenheit verlangte. Als er dahin zurückkehrte, fand er reichlich mit der Verbesserung der aus den letzten Wirren erwachsenen Mißbräuche und besonders mit der möglichen Wiederherstellung der zerrütteten Finanzlage zu thun: — eine Aufgabe, kaum minder schwer, als das Heraustreiben der Franzosen aus Neapel *).

Auf diese Weise endete der Krieg mit Paul dem Vierten: — ein Krieg, in den sich der Papst ohne Vorbereitung gestürzt, den er unüberlegt geführt und welchen er ohne Ehre geschlossen hatte. In der That trug er den in ihn verflochtenen Parteien wenig Ehre ein, aber dagegen wohl im vollen Maße jene Widerwärtigkeiten, die sich immer im Gefolge des Krieges befinden.

Die Franzosen traf das nämliche Geschick, welches sie gewöhnlich befiel, wenn sie, angeködert durch das Phantom militärischen Ruhmes, die Alpen überstiegen, um den Garten Italiens zu verheeren, Italiens, das nach einem ihrer Sprichwörter „das Grab der Franzosen" ist. Nach einem beschwerlichen Feldzuge, bei welchem es der größte Ruhm war, nicht wirklich geschlagen worden zu sein, hielt es der Herzog von Guise für ein Glück, daß ihm mit den zerstreuten Trümmern seiner Armee nach seinem Vaterlande zurück ein freier Durchzug gestattet wurde. Außer den an der Gränze erlittenen Beschädigungen war Neapel mit einer Schuld belastet, die noch zukünftige Geschlechter hart drückte. Auch waren die Mühsale noch nicht mit dem Eintritte des Friedens zu Ende. Im Frühjahre des folgenden 1558. Jahres erschien ein türkisches Geschwader bei Calabrien und die Muselmänner fuhren längs der Küste hinab, landeten an verschiedenen Punkten, verheerten einige von den vorzüglichen Städten, metzelten die Einwohner nieder, oder rissen sie mit fort in eine hoffnungslose Sklaverei. Solchergestalt

---

*) Als Karl der Fünfte von dem Frieden Nachricht in Yuste erhielt, war er über die Bestimmungen desselben so ärgerlich, wie der Herzog selbst. Er ließ seine Entrüstung sogar am Herzoge aus, als ob dieser der Urheber des Friedens gewesen wäre. Er wollte lange gar nicht die Depeschen lesen, welche ihm Alva schickte, denn er sagte, daß er schon genug wüßte, und eine lange Zeit „hörte man ihn zwischen den Zähnen brummen" in einem Tone, der deutlich die Art seiner Gedanken zeigte.

waren einige von den gesegneten Früchten der Allianz zwischen dem Großherren und dem Haupte der katholischen Kirche. Soliman war auf die Einladung der christlichen Fürsten dem Bunde beigetreten. Aber, es war nicht so leicht, den Geist des Unheils so schnell wieder hinab-, wie ihn heraufzubeschwören.

Indeß fiel, wie gerecht war, das Gewicht des Krieges am schwersten auf den Urheber desselben. Paul konnte von seinem Palast im Vatikan aus die Spur des feindlichen Marsches an den rauchenden Trümmern der Campagna verfolgen. Er sah seine Städte verheert, seine Truppen zerstreut, seine eigne Hauptstadt bedroht und seine Unterthanen durch die zu Grunde richtenden Abgaben zur Empörung getrieben. Selbst als der Friede kam, versicherte ihm derselbe keinen der Gegenstände, wofür er gekämpft hatte, während er das niederschlagende Bewußtsein hegte, daß er diesen Frieden nicht seinen eignen Waffen, sondern der Schonung — oder dem Aberglauben seiner Feinde verdankte. Aber eine Lehre konnte er hinnehmen: daß die Donnerkeile des Vatikans nicht mehr, wie in den Tagen der Kreuzzüge, in den Herzen der Fürsten Schrecken erzeugen konnten.

In diesem Kriege hatte Paul die Franzosen hereingerufen, um ihm die Spanier hinaustreiben zu helfen. Die Franzosen, sagte er, könnte man später leicht wieder ausquartieren, „aber die Spanier wären wie Hundsgras, das sicherlich da, wohin man es geworfen, Wurzel schlüge.“ — Es war dieß die letzte große Anstrengung, um die spanische Macht in Neapel zu stürzen, und das Szepter jenes Königreiches übertrug sich nun in der Dynastie von Castilien fort, mit so wenig Widerstande, wie in jedem andern Theile des weiten Reiches.

Da Paul also von militärischen Sorgen frei war, ging er an jene großen Reformen, deren Erwartung der Hauptgrund zu seiner Erwählung gewesen war. Zuerst jedoch gab er einen eigenthümlichen Beweis von Selbstbeherrschung durch die Reformen, welche er in seiner eignen Familie einführte. Vor seiner Wahl hatte, wie wir sahen, Niemand lauter, als Paul, gegen den Nepotismus losgezogen, jene Lieblingssünde seiner Vorgänger, welche, da sie meistens alte Leute und kinderlos waren, natürlicherweise einen Ersatz für Nachkommenschaft in ihren Neffen und nächsten Anverwandten sahen. Paul's

Parteilichkeit für seine Neffen fiel um so mehr auf wegen der Verworfenheit ihrer Charaktere. Doch war das wirkliche, die einzelnen Theile zusammenhaltende Band der Haß gegen die Spanier. Als Friede eintrat und dieses Band der Einigung gelöst ward, lieh Paul den Anklagen gegen seine Verwandten bereitwillig das Ohr. Da er am Ende von ihrer Unwürdigkeit und der offenkundigen Weise, wie sie sein Zutrauen mißbrauchten, sich überzeugte, so beraubte er die Caraffas aller ihrer Stellen und verbannte sie in den entferntesten Theil seiner Besitzungen. Durch den strengeren Richterspruch seines Nachfolgers fielen zwei von den Brüdern, der Herzog und der Kardinal, durch die Hand des öffentlichen Scharfrichters.

Nachdem Paul diesen Beweis der Herrschaft über seine eignen Gefühle gegeben hatte, wandte er sich jenen Reformen zu, welche seine Aufmerksamkeit in seinem frühern Leben auf sich gelenkt hatten. Er suchte sowohl in den religiösen Orden wie bei der weltlichen Geistlichkeit eine strengere Zucht und größere Achtung für Sittlichkeit zu erzwingen. Vor Allem richtete er seine Anstrengung gegen die protestantische Ketzerei, welche sich im Haupte der Christenheit zu zeigen begonnen hatte, wie sie es in den äußersten Gliedern längst gethan. Der von ihm betretene Weg war völlig charakteristisch. Indem er die milderen Methoden der Beweisführung und Ueberzeugung verachtete, nahm er völlig seine Zuflucht zur Verfolgung. Die Inquisition, erklärte er, war die wahre Batterie, womit man die Verschanzungen der Ketzer angreifen mußte. Er paßte die Handlungen den Worten so gut an, daß in kurzer Zeit die Gefängnisse des Heiligen Amtes voll von Angeklagten waren. Bei dem allgemeinen Mißtrauen fühlte sich Niemand sicher, und es entstand ein panischer Schrecken, der kaum weniger von den Einwohnern empfunden wurde, als damals jener, wo die Spanier vor ihren Thoren standen.

Glücklicherweise wurden ihre Befürchtungen durch Paul's Tod zerstreut, welch' letzterer plötzlich durch ein Fieber am achtzehnten August 1559 im drei und achtzigsten Jahre seines Alters und im fünften seiner Regierung erfolgte. Noch ehe der letzte Hauch seinem Körper entschwunden war, erhob sich das Volk in Masse, brach die Gefängnisse der Inquisition offen und befreite alle dort Eingesperrten. Zunächst

machten die Aufständischen einen Angriff auf das Haus des Großinquisitors, brannten es nieder und ließen kaum diesen Beamten mit dem Leben davonkommen. Sie rissen die Schilde mit dem Wappen der Familie Caraffa von den öffentlichen Gebäuden, woran sie befestigt waren, herab. Sie ließen ihre Wuth an der leblosen Bildsäule des Papstes aus, warfen dieselbe um, brachen ihr den Kopf ab und rollten sie unter den Mißfallsbezeugungen und Verwünschungen der Beistehenden in die Tiber. Das war das Geschick des Reformators, der bei seinen Reformen nicht die Spur von Menschlichkeit, keine Sympathie mit den Leiden seiner Gattung zeigte.

Dennoch gibt es trotz allen Mängeln in dem Charakter von Paul dem Vierten Etwas, das unsere Bewunderung in Anspruch nehmen kann. Sein Plan — eine Erneuerung desjenigen Julius des Zweiten — die Barbaren aus Italien zu vertreiben, war in seiner Fassung edel, wenn auch nicht ausführbar. „Was Andere auch empfinden mögen, so will ich wenigstens einige Sorge für mein Vaterland tragen,“ sagte er einst zu dem venetianischen Gesandten. „Wenn meine Stimme unbeachtet bleibt, so wird für mich wenigstens der Gedanke ein Trost sein, daß sie in solch' einer Sache erhoben worden ist, und daß man eines Tages sagen wird, daß ein alter Italiener am Rande des Grabes, der hätte meinen können, das Beste für ihn sei, sich der Ruhe zu überlassen und seine Sünden zu beweinen, seine Seele mit diesem erhabenen Gedanken erfüllt hatte.“

Siebentes Kapitel.

Der Krieg mit Frankreich.

England nimmt am Kriege Theil. — Die Rüstungen Philipp's. — Die Belagerung von St. Quentin. — Die französische Armee wird geschlagen. — Die Erstürmung von St. Quentin. — Erfolge der Spanier.

1557.

Während die in dem vorhergehenden Kapitel erzählten Ereignisse in Italien vorfielen, wurde der Krieg in einem größeren Maßstabe und mit bedeutenderen Resultaten in den nördlichen Provinzen von Frankreich geführt. Sobald Heinrich den Vertrag gebrochen und sein Heer über die Alpen geschickt hatte, brachte Philipp, ohne Zeitverlust, Truppen zusammen, that dieß aber in so ruhiger Weise, daß er so wenig als möglich Aufmerksamkeit erregte. Seine Rüstungen waren von der Art, daß sie ihn nicht nur die Gränze der Niederlande zu vertheidigen, sondern auch den Krieg in das Land des Feindes zu tragen befähigten.

Er sandte seinen vertrauten Minister Ruy Gomez nach Zuschüssen von Leuten wie von Geld nach Spanien, und beauftragte ihn, seinen Vater Karl den Fünften zu besuchen, um denselben erst mit dem Stande der Angelegenheiten bekannt zu machen und dann um Beistand hinsichtlich der Erhebung der nöthigen Gelder zu bitten.

Philipp ließ es sich sehr angelegen sein, England mit in den Krieg zu ziehen. Während seines Verweilens in den Niederlanden war er mit dem englischen Kabinet in beständiger Verbindung und nahm an der Regierung des Königreiches einen lebhaften Antheil. Das Protokoll des engern Rathes wurde ihm regelmäßig eingesandt und eben so oft mit Bemerkungen in seiner eignen Handschrift am Rande zurückgestellt. Auf diese Weise verhandelte er und kritisirte freimüthig jede wichtige Maßregel, und wir finden, daß er einmal

forderte, daß Nichts von Bedeutung ohne seine vorgängige Prüfung dem Parlamente vorgelegt werden solle*).

Im März 1557 stattete Philipp in England einen zweiten Besuch ab. Er wurde daselbst von seiner verliebten Königin in der zärtlichsten und liebreichsten Weise empfangen. In ihren Briefen hatte sie ihm beständig keine Ruhe gelassen, zu ihr zurückzukehren. Auf jenem dürren Gipfel, der sie über die Tragweite der Freundschaft erhob, konnte Maria nicht die Sympathie und Unterstützung ihres Gatten entbehren. Wenn aber das Wasser ihrer Zuneigung schmal war, so war es doch tief.

Philipp fand keine Schwierigkeit, in Bezug auf den Krieg mit Frankreich die Stimmung der Königin zu seinen Wünschen zu erhalten. Sie wurde hierzu nicht einzig durch ihre gewöhnliche Ergebenheit gegen ihren Gatten, sondern auch durch natürliche Gefühle des Verdrusses über die Politik Heinrich's des Zweiten bewogen. Sie hatte an ihrem eignen Hofe mehr als einmal Beleidigungen von dem französischen Gesandten hingenommen, und ihr Thron war durch wiederholte Verschwörungen bedroht worden, welche, wenn sie auch nicht von Frankreich organisirt, so doch von ihm im Geheimen ermuthigt wurden. Dennoch war es nicht leicht, die englische Nation zu derselben Denkweise zu bringen. Es war ein besonderes Proviso des Heirathsvertrags gewesen, daß England nicht in den Krieg gegen Frankreich verflochten werden solle, und die folgenden Vorfälle hatten dazu gedient, das Gefühl der Eifersucht eher gegen die Spanier, als gegen die Franzosen zu steigern.

Die versuchte Insurrektion Stafford's, der von den Küsten Frankreichs damals übersetzte, that für Philipp, was möglicherweise weder seine eignen Argumente, noch die Autorität Mariens hätte thun können. In der langen Reihe Beleidigungen, welche aus derselben Gegend auf das Land gehäuft worden waren, war es die letzte, und das Par-

*) Tytler hat in seinem „England unter Eduard VI. und Maria" (Band II, S. 483) Auszüge aus dem Protokoll des Rathes mit Bemerkungen Philipp's nebenan gegeben. Die Bemerkungen, welche alle von des Königs eigner Hand geschrieben sind, scheinen so viel Raum, als das Protokoll selbst, einzunehmen.

lament gab zu, daß es sich nicht mehr mit seiner Ehre vertrüge, auf gutem Fuße mit einer Macht zu stehen, welche fortwährend Verschwörungen schürte, um die Regierung umzuwerfen und die Nation in Bürgerkrieg zu stürzen. Am siebenten Juni wurde mit aller Formalität der alten und etwas veralteten Gebräuche ein Herold abgeschickt, um dem französischen Könige in Gegenwart seines Hofes und in seiner Hauptstadt den Krieg zu erklären. Es geschah dieß in einem kühnen, herausfordernden Tone, so daß der hitzige alte Constable Montmorency, dessen Verfahrungsweise, wie wir sahen, summarisch sein konnte, in seinen Herrn heftig drang, den Gesandten auf dem Flecke hängen zu lassen.

Der Stand der Angelegenheiten erforderte gebieterisch Philipp's Anwesenheit in den Niederlanden, und nachdem er sich nicht ganz vier Monate in London aufgehalten hatte, nahm er von seiner untröstlichen Königin, deren maßlose Zärtlichkeit so wenig, wie die Kälte seiner Unterthanen nach seinem Geschmack gewesen sein mag, das letzte Lebewohl.

Nichts konnte trostloser sein, als die Lage Mariens. Ihre Gesundheit schwand unter einer Krankheit, die sie mit lügnerischen Hoffnungen betrog, wodurch sie in den Augen der Welt lächerlich wurde; ihr Thron, selbst ihr Leben war beständig von Verschwörungen bedroht, von welchen um einige sogar ihre eigne Schwester wissen sollte; ihr Gemüth von dem Bewußtsein der Abnahme ihrer Beliebtheit unter dem düsteren Verfolgungssystem affizirt, zu welchem sie durch ihre geistlichen Rathgeber geleitet worden; ohne Freunde, ohne Kinder, man kann beinahe sagen ohne Gatten — stand sie allein in der Welt, beklagenswerther als der niedrigste Unterthan in ihren Besitzungen. Indeß hat sie bei protestantischen Schriftstellern wenig Mitleid gefunden, da dieselben sie in den gehässigen Farben des Fanatismus geschildert haben. Dieß ist wohl von römisch-katholischen Geschichtsschreibern aufgewogen worden, welche die englische Königin mit allen Glorien der Heiligen und Märtyrer bekleidet haben. Die Erfahrung kann uns lehren, daß öffentliche Handlungen nicht immer ein sicheres Merkmal für den Privatcharakter abgeben, — zumal wenn diese Handlungen zu der Religion in Beziehung stehen. In der katholischen Kirche kann das Individuum durch das Disciplinarsystem, welches sein Ge-

wissen den Händen seiner geistlichen Berather anvertraut, gewissermaßen seiner moralischen Verantwortlichkeit entbunden zu sein scheinen. Wenn die Aufklärung der Gegenwart keinem Menschen erlaubt, eine so erniedrigende Vertheidigung für sich anzuführen, so war dieß nicht in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts — der Zeit Mariens — der Fall, als die Reformation noch nicht jenen Geist der Unabhängigkeit in religiöser Forschung verbreitet hatte, der wenigstens bis zu gewissem Grade nun einen Weg in den dunkelsten Winkel der Christenheit gefunden hat.

Eine genauere Prüfung von Dokumenten jener Zeit, besonders von der eignen Korrespondenz der Königin, rechtfertigt den Schluß, daß sie bei allen ihren Schwächen eines durch Krankheit und durch die Schwierigkeiten ihrer Lage verbitterten Gemüths, viele gute Eigenschaften ihrer erlauchten Vorgängerinnen, der Katharine von Aragonien und der Isabelle von Castilien, besaß: dieselbe Zärtlichkeit und Ergebenheit gegen den Gatten, den nämlichen Muth in der Stunde der Gefahr, den gleichen ernsten Wunsch (wenn sie auch irregeleitet war) ihre Pflicht zu thun, und unglücklicherweise auch die nämliche Bigotterie. In der That war es in Maria's Falle, wie in dem der katholischen Königin, sehr zu beklagen, daß diese Bigotterie, wegen ihrer Stellung als unbeschränkte Herrscherinnen, solche verderbliche Folgen nach sich zog, daß dieselben einen unvertilgbaren Flecken auf der Geschichte ihrer Regierungen hinterließen.

Als Philipp nach Brüssel zurückgekommen war, beschäftigte er sich emsig mit der Rüstung für den Feldzug. Er verwandte die Geldsendungen aus Spanien dazu, einen großen Haufen deutscher Söldlinge zu miethen. Deutschland war gegenwärtig das Land, welches mehr, als jedes andere, glücksritterliche Soldaten lieferte: Leute, die ohne Unterschied unter der Fahne fochten, wo sie am besten bezahlt wurden. Sie bestanden nicht, wie die Schweizer, ausschließlich aus Infanterie, sondern neben Lanzknechten (Lanzenmännern), enthielten sie noch eine starke Reihe Kavallerie, Reiter genannt, welche zusammen mit dem Küraß und anderer Vertheidigungsrüstung, Pistolen führten, die wahrscheinlich roh gearbeitet waren, aber doch ihre Besitzer furchtbar machten, da die Waffe damals wenig bekannt war. Sie waren

in der That die gefürchtetsten Truppen ihrer Zeit. Die Geharnischten, belastet mit ihren schwerfälligen Lanzen, waren in Linie aufgestellt und erforderten eine offene Ebene, um mit Vortheil zu manövriren; sie wurden durch Hindernisse leicht außer Ordnung gebracht, und, wenn einmal durchbrochen, konnten sie sich schwer wieder sammeln. Die Reiter dagegen, wovon jeder fünf oder sechs Pistolen im Gürtel führte, waren in Kolonnen von beträchtlicher Tiefe aufgestellt, während die Größe ihrer Waffen ihnen erlaubte, alle Evolutionen der leichten Kavallerie durchzumachen, worin sie vollkommen eingeübt waren. Philipp's Kavallerie wurde ferner mit einem schönen burgundischen Lanzenkorps und einer großen Anzahl spanischer Edler und Kavaliere verstärkt, die gekommen waren, auf den Feldern Frankreichs unter den Augen ihres jungen Oberherrn Lorbeeren zu pflücken. Auch den Kern seines Fußvolks hatte er aus Spanien bezogen. Abgesehen von ihrer Gleichgültigkeit gegen Gefahr und ihrer wunderbaren Ausdauer, worin der spanische Soldat keinem seiner Zeit nachstand, waren das auch Leute, die mit jener Hingebung an die Sache beseelt waren, welche fremde Miethlinge nicht fühlen konnten. Dazu erwartete der König und erhielt auch bald eine Verstärkung von acht tausend Engländern unter dem Earl of Pembroke. Sie mochten wohl tapfer auf dem Boden fechten, wo die Waffen Englands zwei der denkwürdigsten Siege in der Landesgeschichte gewonnen hatten.

Die Engländer nicht mit eingerechnet, belief sich das ganze Heer auf fünf und dreißig tausend Mann zu Fuß und zwölf tausend Mann zu Pferde, nebst einem guten Zug schweren Geschützes*). Den Befehl über diese Armee erhielt Emanuel Philibert, der Fürst von Piemont, besser bekannt unter dem Namen Herzog von Savoyen. Kein Mensch hatte bei dem Kampfe so viel, wie er, auf dem Spiele, denn er war von den Franzosen seiner Besitzungen beraubt worden, und die

*) Wie fast immer, wenn Zahlenangaben in Betracht kommen, muß sich der Geschichtsschreiber mit dem begnügen, was sich am meisten der Wahrheit zu nähern scheint. Einige Schriftsteller bringen das spanische Fußvolk auf funfzig tausend. Ich bin der mäßigeren Angabe des Zeitgenossen de Thou gefolgt, welcher wahrscheinlicherweise die Stärke eines Feindes nicht unterschätzte.

Wiedererlangung derselben hing von dem Ausgange des Krieges ab. Er zählte damals erst neun und zwanzig Jahre, hatte aber in militärischen Angelegenheiten eine große Erfahrung, da Karl der Fünfte schon, welcher frühzeitig seine Fähigkeit entdeckte, ihn mit wichtigen Befehlshaberstellen betraute. Man kann sagen, daß ihn sein ganzes Leben zum Soldatenstande erzogen hatte. Er hegte keinen Geschmack für weichliche Vergnügungen, sondern ergötzte sich während seiner Mußezeit mit der rauhen Jagdübung. Er kräftigte seinen von Natur nicht sehr robusten Körper dadurch, daß er so viel als möglich in der freien Luft lebte. Selbst wenn er sich unterhielt oder seinen Sekretären diktirte, zog er es vor, dabei in seinem Garten hin- und herzugehen. Nachdem er den ganzen Tag über gejagt hatte, schien er keiner Rast zu bedürfen, und man wußte, daß er auf einem Feldzuge, gleich den alten fahrenden Rittern, dreißig Tage lang, während er aß, trank und schlief, in seiner Rüstung geblieben war.

In seinen Gewohnheiten war er mäßig, aß wenig und trank Wasser. Pünktlich wartete er seiner Geschäfte, war sparsam mit Worten, und besaß, wie sich vom piquanten Style seiner Briefe abnehmen läßt, eine feine Menschenkenntniß, indem er durch die Oberfläche der menschlichen Handlungen in die Beweggründe hineinblickte.

Seine Erziehung war nicht vernachlässigt worden. Geläufig sprach er mehrere Sprachen, und war, wenn auch kein großer Leser, doch ein Liebhaber von Geschichtsbüchern. Der Mathematik, welche ihm in seinem Stande zu Statten kam, war er sehr zugethan, und er galt für einen ausgezeichneten Ingenieur. Von Gestalt war der Herzog mittler Größe und wohlgebaut, nur daß er etwas krummbeinig war. Seine Hautfarbe war weiß, das Haar licht und sein Benehmen sehr angenehm.

Dergestalt ist das Bildniß Emanuel Philibert's, welchem Philipp den Oberbefehl über sein Heer anvertraute, und dessen Bewerbung um Elisabeth von England er warm unterstützte. Keiner verdiente die königliche Jungfrau mehr. Aber der Herzog war ein Katholik, und Elisabeth hatte überdieß den Haß gesehen, welchem sich ihre Schwester durch die Vermählung mit einem fremden Oberherrn ausgesetzt hatte. Philipp, der etwas Zwang in der Angelegenheit angewendet wissen

wollte, setzte der Königin mit einem solchen Ernste zu, daß daraus hervorgeht, wie viel Gewicht er auf die Verbindung legte. Mariens Verhalten bei der Gelegenheit gereichte ihr sehr zur Ehre, denn, während sie sich dem Mißfallen ihres Gemahls aussetzte, sagte sie ihm aufrichtig, daß sie der Neigung ihrer Schwester mit gutem Gewissen keine Gewalt anthun könne.

Nach dem von Philipp's Kabinet für den Feldzug bestimmten Plane sollte der Herzog unmittelbar eine von den großen Städten an der nördlichen Gränze der Picardie, welche gewissermaßen den Eingang in die Niederlande beherrschte, belagern. Zuerst ward Rocroy ausersehen. Aber die mit Schießbedarf wohlversehene Besatzung hielt sich innerhalb ihrer Verschanzungen und eröffnete ein so lebhaftes Feuer auf die Spanier, daß der Herzog fand, die Belagerung würde wahrscheinlich mehr Zeit, als sie verdiente, wegnehmen, und daß er nach der Abbrechung des Lagers gegen St. Quentin zu rücken beschloß. Dieß war eine alte, in Friedenszeiten als Lagerungsplatz für den zwischen Frankreich und den Niederlanden betriebenen Handel wichtige Gränzstadt. Gegenwärtig bildete sie einen geeigneten Verwahrungsort für solche Beute, welche marodirende Genossen von Zeit zu Zeit aus Flandern zurückbrachten. Durch ihre natürliche Lage war sie gut geschützt; auch die Befestigungen waren ursprünglich stark gewesen, aber, wie in vielen Gränzstädten, in den letzten Jahren vernachlässigt worden.

Ehe der Herzog von Savoyen die Operationen gegen St. Quentin begann, zeigte er sich vor Guise und nahm den Anschein, als ob er es belagern wollte, um hierdurch den Feind unachtsam zu machen und ihn an der Einführung von Hülfsmitteln in die Stadt zu verhindern. Nach dieser Demonstration nahm er seinen Marsch wieder auf und setzte sich plötzlich vor St. Quentin fest, indem er es mit seiner ganzen Armee einschloß.

Mittlerweile hatten die Franzosen die Bewegungen ihres Widersachers mit Gespanntheit bewacht. Ihr Heer war an verschiedenen Punkten in der Picardie und Champagne versammelt. Das Hauptkorps war unter dem Kommando des Herzogs von Nevers, dem Gouverneur der letztgenannten Provinz, einem Edelmanne von ausgezeichneter Tapferkeit, der auch schon aktiven Dienst gesehen hatte. Er hatte seine

Macht zu der des Constable's von Frankreich, Montmorency, stoßen lassen, welcher in der Picardie eine Centralstellung einnahm und nun das Kommando ergriff, wofür ihn sein rasches und stürmisches Temperament bloß leidlich eignete. Sobald das Ziel der Spanier bekannt war, beschloß man, die Mannschaft von St. Quentin, die sonst ja wohl nicht eine Woche aushalten konnte, zu verstärken. Gaspard de Coligny, der Admiral von Frankreich, übernahm diese schwere Pflicht. Diese Persönlichkeit, das Haupt eines alten, geehrten Hauses, war einer der merkwürdigsten Männer seiner Zeit. Sein Name hat in den Blättern der Geschichte eine traurige Berühmtheit als derjenige des Hauptmärtyrers in dem Gemetzel der Bartholomäusnacht erlangt. Er trat zur Lehre des Calvin über und verherrlichte durch seine strengen Sitten und seinen reinen Lebenswandel die neue Lehre wohl. Die schickliche Ordnung seines Haushalts, so wie sein gewissenhaftes Theilnehmen an gottesdienstlichen Verrichtungen bildete einen auffallenden Gegensatz zu der zügellosen Aufführung nur zu vieler Katholiken, die jedoch so bereit, wie Coligny, zum Vertheidigungskampfe ihres Glaubens waren. In seiner Jugend war er der lustige Gespiele des Herzogs von Guise*). Da aber die Calvinisten oder Hugenotten durch Verfolgung zu einer unabhängigen, ja feindlichen Stellung getrieben wurden, verwandelten sich die beiden durch Meinung und Interesse weit getrennten Freunde in sterbliche Feinde. Diese Stunde war noch nicht gekommen. Allein die Ketzerei, welche Frankreich bald bis in sein Innerstes erschüttern sollte, arbeitete bereits im Stillen unter der Oberfläche.

Da der Herzog in militärischen Angelegenheiten gut unterrichtet war, und einen unerschrockenen Muth so wie große Fruchtbarkeit im Auffinden neuer Hülfsquellen besaß, war gerade er der Mann, der das schwere Amt, St. Quentin zu vertheidigen, über sich nehmen konnte.

---

*) „Ils furent tous deux, dans leurs jeunes ans, ... sy grands compagnons, amis et confederez de court, que j'ay ouy dire à plusieurs qui les ont veus habiller le plus souvent de mesmes parures, mesmes livrées, ... tous deux fort enjoüez et faisant des follies plus extravagantes que tous les autres; et sur tout ne faisaient nulles follies qu'ils ne fissent mal, tant ils étaient rudes joüers et malheureux en leurs jeux.“ Brantome, Oeuvres, tom. III. p. 265.

Da er Gouverneur von der Picardie war, hielt er die Vertheidigung für seine Pflicht. Ohne Zeit zu verlieren, stellte er sich an die Spitze von etwa zehn bis zwölf hundert Mann zu Pferde und zu Fuß und eilte so schnell, daß er glücklich in den Platz noch hineinkam, ehe derselbe ganz umschlossen worden war. Doch hatte er den Verdruß, daß ihm bloß sieben hundert von seinen Leuten folgten, indem die übrigen aus Müdigkeit nicht fortgekonnt oder den Weg verfehlt hatten.

Der Admiral fand den Platz sogar in einem noch schlimmern Zustande, als er erwartet hatte. Die Befestigungswerke waren verfallen, und an manchen Stellen der Mauer war das Mauerwerk von einer solchen lockeren Natur, daß es bei den ersten feindlichen Kanonenschüssen zusammenfallen mußte. Die Stadt war auf drei Wochen mit Nahrungsmitteln versorgt, und die Magazine erträglich wohl mit Schießbedarf versehen. Aber nicht funfzig Hakenbüchsen waren brauchbar.

St. Quentin steht auf einer sanften Anhöhe. Auf der einen Seite ist es durch Sümpfe oder besser einen Morast von großer Ausdehnung, durch welchen der Fluß Somme oder ein Arm desselben fließt, gedeckt. Auf der nämlichen Seite des Flusses, wie St. Quentin, lag die Belagerungsarmee mit ihren schimmernden Reihen, die sich bis zum äußersten Rande des Morastes ausdehnten. Ein breiter Graben vertheidigte den Außenwall. Aber dieser Graben wurde von den Häusern der Vorstadt beherrscht, die bereits von den Belagerern in Besitz genommen war. Es gab ferner ganz nahe bei der Stadt eine dicke Baumpflanzung, welche einem angreifenden Feinde einen wirksamen Schirm darbot.

Eine der ersten Verrichtungen des Admirals bestand darin, daß er einen Ausfall machen ließ. Der Graben ward überschritten und einige der Häuser wurden niedergebrannt. Alsdann fällte man die Bäume an den Ufern, so daß die Annäherung an die Stadt offen gelegt wurde. Jede Vorbereitung zu einer in die Länge gezogenen Vertheidigung wurde getroffen. Man versicherte sich, wie viel Proviant da war, und bestimmte die Rationen, welche jeder Mann täglich zu genießen hatte. Da die Hülfsmittel nicht hinreichten, um die angewachsene Bevölkerung auf irgend eine Zeit lang zu ernähren, so befahl Coligny, daß mit Ausnahme der mit der Vertheidigung des Platzes Beschäftigten Alle diesen ohne Verzug verlassen sollten. Viele wußten

unter dem einen oder andern Vorwande zu bleiben und das Geschick der Besatzung zu theilen. Aber durch diese Regulirung wurde er sieben hundert unnütze Personen los, welche, wenn sie geblieben wären, dem Hunger zum Opfer gefallen sein würden, und, wie der Admiral trocken bemerkte, „ihre Leichen würden eine Pest unter den Soldaten erzeugt haben.“

Er wies seinen Leuten ihre verschiedenen Posten an; sprach kühn davon, daß er sich gegen alle Truppen Spaniens halten wolle, und versuchte durch seinen aufgeweckten Ton bei den Andern ein Zutrauen zu erwecken, welches er nicht im Entfernten selbst besaß. Von einem der höchsten Thürme aus überblickte er das umliegende Land, suchte sich der gangbarsten Furthen im Moraste zu versichern und überschickte dem Montmorency die Nachricht, daß ohne Entsatz die Garnison nicht mehr als einige wenige Tage aushalten konnte.

Dieser Befehlshaber war bald nach dem Abmarsche des Admirals in die Nachbarschaft von St. Quentin mit seiner Armee gerückt und hatte sie in die Städte La Fère und Ham so wie in die anstoßenden Dörfer einquartiert, damit sie die Bewegungen der Spanier überwachen und, wenn die Gelegenheit es böte, mit den Belagerten kooperiren könne. Er beschloß zugleich, die Garnison wo möglich mit einer Verstärkung von zwei tausend Mann unter Dantelot — einem jüngern Bruder des Admirals und diesem an Kühnheit und Unternehmungsgeist nicht nachstehend — zu kräftigen. Allein die Sache ging bejammernswürdig fehl. Durch den Verrath oder die Unwissenheit des Führers schlug die Abtheilung einen falschen Weg ein, stieß auf die feindlichen Außenposten, kam dadurch außer Fassung und gerieth in Verwirrung, wobei viele von ihnen in Stücke gehauen wurden oder im Moraste versanken. Ihrem Anführer gelang es, unter dem Schirme der Nacht mit den Uebriggebliebenen seinen Weg nach La Fère zurückzufinden.

Der Constable beschloß nun einen neuen Versuch am hellen Tage. Er nahm sich vor, eine Abtheilung unter dem nämlichen Befehlshaber in Booten über die Somme zu senden und in eigner Person mit seinem ganzen Heere die Einschiffung zu decken. Seine Stärke stand der spanischen beträchtlich nach, indem sie sich Alles in Allem auf etwa acht-

zehn tausend Mann zu Fuß und sechs tausend zu Pferde nebst einem Geschützzuge aus sechszehn Stücken belief*). Seine Angeworbenen waren, wie die seines Widersachers, beträchtlich aus deutschen Söldlingen zusammengesetzt. Die französische Bauernschaft hatte längst aufgehört im Kriege zu dienen; nur die Gascogner, die eine schöne Infanterieabtheilung bildeten, machten hiervon eine Ausnahme. Aber die Ritterschaft Frankreichs war durch eine eben so tapfere Reihe Edler und Kavaliere vertreten, wie nur irgend jemals unter dem Banner der Lilien gefochten hatten.

Am neunten August 1557 setzte Montmorency seine ganze Armee in Bewegung, und am folgenden Morgen um neun Uhr, am denkwürdigen Tage des heiligen Laurentius, nahm er seine Stellung an dem Ufer der Somme. Auf der entgegengesetzten Seite, ganz nahe bei der Stadt, lag das spanische Heer. Soweit das Auge reichen konnte, bedeckte dasselbe mit seinen weißen Zelten den Boden, während die in der Morgenluft flatternden Fahnen Spaniens, Flanderns und Englands die verschiedenen Nationen anzeigten, woher die buntgescheckten Heerschaaren bezogen worden waren.

Zur Rechten des Constable's war eine Windmühle, welche die zu den spanischen Quartieren leitenden Furthen des Flusses beherrschte. Das Gebäude war vom Feinde mit einer kleinen Abtheilung besetzt. Montmorency ließ es seine erste Sorge sein, sich in den Besitz der Mühle zu setzen, was er auch ohne Schwierigkeit bewirkte; indem er nun eine Besatzung unter dem Prinzen von Condé hineinlegte, sicherte er sich in dieser Gegend gegen eine Ueberraschung. Dann machte er sich eine Anhöhe zu Nutz, um seine Kanonen in eine solche Stellung zu bringen, daß selbige das entgegengesetzte Ufer säuberten und zugleich auf den Feind einen lebhaften Geschützdonner eröffneten. Der Marsch der Franzosen war durch einige zwischenliegende Berge verheimlicht worden, so daß, als jene plötzlich auf der ferneren Seite der Somme

*) In den Abschätzungen der französischen Armee herrscht weniger Abweichung, als in denjenigen der spanischen. Ich bin den Angaben der französischen Geschichtsschreiber Garnier und de Thou gefolgt, welch' letzterer indeß die Reiterei auf tausend weniger angibt.

erschienen, es war, als ob sie aus den Wolken herabgekommen wären. Die Schüsse, welche unter die Spanier fielen, brachten dieselben in große Unordnung. Man rennte hin und her, und da einige Kugeln in das Zelt des Herzogs von Savoyen schlugen, hatte er nur zur Noth so viel Zeit, um mit seiner Rüstung in der Hand zu entkommen. Es war nothwendig, die Stellung aufzugeben, und er marschirte ohngefähr drei Meilen den Fluß hinunter nach dem vom Befehlshaber der Reiterei, dem Grafen Egmont, eingenommenen Lager.

Da Montmorency wegen dieses wohlfeilen Erfolges so aufgebläht war, als ob es ein Sieg gewesen wäre, ging er jetzt daran, seine Truppen über das Wasser zu setzen. Dieß war mit mehr Schwierigkeit, als er erwartet hatte, verknüpft. Keine Kähne standen in Bereitschaft, und zwei Stunden wurden gebraucht, ehe man sich solche verschaffte. Zuletzt konnte man doch bloß vier oder fünf erhalten, und zwar so schmale, daß man, um den Zweck zu erreichen, vielmals den Strom herüber und hinüber fahren mußte. Die Kähne, mit so Vielen, als sie aufnehmen konnten, vollgepfropft, blieben auf der entgegengesetzten Seite im morastigen Ufer oder vielmehr im Sumpfboden stecken, und wenn einige Soldaten, um das Boot leichter zu machen, heraussprangen, wurden sie vom Schlamme verschlungen und erstickt. Um ihren Jammer noch zu erhöhen, wurden sie durch das unausgesetzte Feuer einer Truppenabtheilung beunruhigt, welche der spanische General auf eine die Landung beherrschende Anhöhe gelegt hatte.

Während es wegen dieser Ursachen mit dem Uebersetzen der Truppen nur langsam ging, hatte der Herzog von Savoyen einen Kriegsrath berufen, und entschied sich dafür, den Feind, weil er sich so nahe herbeigewagt, nicht ohne eine Schlacht davonkommen zu lassen. Im Flusse war eine benutzbare Furth vorhanden, ganz nahe bei des Grafen Egmont Lager, und dieser Offizier erhielt den Befehl, an der Spitze seiner Reiterei durchzureiten, und den Feind so lange zu beschäftigen, bis die Hauptabtheilung des spanischen Heeres unter dem Herzog heranzukommen Zeit gehabt hätte.

Lamoral, Graf Egmont und Fürst von Gavre, ein Mann, welcher auf den folgenden Seiten einen großen Raum einnehmen wird, war ein flamändischer Edler von einer alten, berühmten Abkunft.

Schon früh hatte er die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich gelenkt. Derselbe hatte ihn zu verschiedenen wichtigen, bürgerlichen wie militärischen Aemtern erhoben, deren er sich mit Ehren erledigt hatte. Gegenwärtig, wo er fünf und dreißig Jahre alt war, begleitete er den Posten eines Generallieutenants der Kavallerie und das Amt des Gouverneurs von Flandern.

Egmont war von einem stolzen und strebsamen Wesen, erfüllt mit Träumen des Ruhmes und durch den Erfolg so sehr aufgebläht, daß ihn der Herzog von Savoyen einmal zur Rede setzen mußte, indem er ihn daran erinnerte, daß er nicht der Oberbefehlshaber des ganzen Heeres sei. Mit diesen Mängeln verband er herrliche Eigenschaften, die ja nicht selten mit jenen Hand in Hand gehen. Sein Gemüth war frei und männlich, und, wenn er auch hitzig war, so besaß er doch ein warmes, edelmüthiges Herz. Er zeichnete sich durch eine ritterliche Haltung und ein prahlerisches, Aufsehen machendes Benehmen aus, das auf das Volk Eindruck machte, welchem sein Name in späteren Zeiten um seiner Hingabe an die Sache der Freiheit willen theuer war. Er war ein stürmischer Offizier, schnell zur Hand und unerschrocken, wohl geeignet zu einem glänzenden Handstreiche oder für eine Sache, welche, wie die gegenwärtige, Thatkraft und Raschheit erforderte. Eifrig übernahm er das ihm angewiesene Geschäft.

Die leichte Reiterei passirte die Furth zuerst. Das Vorhandensein der letzteren war Montmorency bekannt. Daher hatte er ein Korps deutscher Pistolenreiter, wovon ein Trupp in französischen Diensten stand, zur Vertheidigung der Uebergangsstelle beordert. Aber ihre Zahl war zu klein, und die burgundische Reiterei, welcher die Infanterie folgte, rückte Angesichts des Feuers so kaltblütig und in so guter Ordnung vor, als ob sie auf Parade wäre*). Der Constable erhielt bald Nachricht, daß der Feind überzusetzen angefangen hätte, und verstärkte,

*) Ich bediene mich der Worte Monpleinchamp's (Histoire du Duc de Savoie, p. 147), der jedoch spricht, als ob das Feuer von der Artillerie gekommen wäre: was kaum wahrscheinlich ist, da die französischen Batterien oberhalb des Flusses drei (englische) Meilen weit entfernt standen. Allein es scheint nicht, daß die Genauigkeit die Haupttugend dieses Schriftstellers wäre.

indem er seinen Irrthum einsah, seine Pistolenreiter mit einer Schwadron Reiterei unter dem Herzoge von Nevers. Es war zu spät; als der französische Befehlshaber die Stelle erreichte, war der Feind schon zu solcher Stärke übergeschritten, daß ein Angriff auf ihn Tollheit gewesen wäre. Nach einer kurzen Berathung mit seinen Offizieren beschloß Nevers, durch einen möglichst schnellen Gegenmarsch sich wieder mit dem Hauptkörper der Armee zu verbinden.

Wie schon erwähnt, hielt der Prinz von Condé die Mühle besetzt, welche die andere Furth rechts von Montmorency beherrschte. Oben von dem Gipfel konnte er die Bewegungen der Spanier erspähen und ihre Bataillons, fast ohne Widerstand von Seiten der Franzosen, auf die Ebene hervorbrechen sehen. Er machte auf der Stelle dem Constable hiervon Mittheilung und stellte ihm die Nothwendigkeit eines unmittelbaren Rückzugs vor. Der ergraute Krieger nahm von Einem, welcher viel jünger als er selbst war, keinen Rath an, und antwortete mürrisch: „Ich war schon ein Soldat, ehe der Prinz von Condé geboren war, und mit dem Beistande des Himmels getraue ich mir, ihm einige gute Kriegslehren für viele künftige Jahre zu geben.“ Auch wollte er den Boden nicht räumen, so lange ein Mann Verstärkung unter Dandelot zum Ueberfahren übrig bliebe.

An dieser verderblichen Zuversicht war die ihm gewordene Nachricht schuld, daß die Furth zu schmal wäre, um vier oder fünf Mann neben einander den Uebergang zu erlauben, was ihm Zeit genug gegeben haben würde, erst die Truppen überzusenden und sich dann den eignen Rückzug nach La Fère zu sichern. Wie sich leider herausstellte, war die Furth weit genug, um funfzehn bis zwanzig Mann neben einander gehen zu lassen.

Von den Franzosen, welche unterdessen den Fluß übergesetzt hatten, wurden viele, nachdem sie am entgegengesetzten Ufer gelandet waren, durch die spanischen Hakenbüchsenschützen getödtet oder kampfunfähig gemacht; andere gingen in dem Moraste verloren, und von der ganzen Zahl gelang es nicht mehrern, als vier hundert und funfzigen, mit Dandelot an ihrer Spitze, naß, verwundet und müde sich nach St. Quentin zu werfen. Als der Constable den letzten Kahn hatte verladen sehen, gab er augenblicklichen Befehl zum Rückzuge. Die Artillerie

wurde vor an die Spitze gesandt, dann folgte die Infanterie, und ganz zuletzt bildete er den Nachzug mit der Kavallerie, deren Befehl er selbst übernahm. Er suchte die kostbare verlorene Zeit dadurch wieder einzubringen, daß er seinen Marsch beschleunigte; allein derselbe wurde durch das schwere Geschütz an der Spitze aufgehalten.

Wie wir sahen, hatte der Herzog von Nevers mit den Spaniern, die den Strom passirt waren, sich in Kampf einzulassen abgelehnt und sich zum Rückzuge zum Hauptkörper der Armee angeschickt. Als er den unlängst von seinen Landsleuten eingenommenen Grund erreichte, fand er ihn verlassen, und indem er sich mit Condé, der noch die Mühle besetzt hielt, verband, trachteten die beiden Offiziere in aller Eile den Constable einzuholen.

Mittlerweile gab Graf Egmont, sobald er sich zu seiner Genugthuung in genügender Stärke den Feind anzugreifen sah, den Befehl zum Vorrücken, ohne auf mehr Truppen zu warten, die mit ihm die Ehre des Sieges hätten theilen können. Indem er das unlängst vom Constable besetzt gehaltene Feld überschritt, schlug er die Landstraße nach La Fère ein. Aber der aufsteigende Boden, welcher zwischen ihm und den Franzosen lag, verhinderte ihn, als er schon eine halbe (französische) Stunde oder darüber zurückgelegt hatte, den Feind zu sehen, Der Tag war jetzt schon weit vorgerückt, und der flamändische Kapitän hegte einige Befürchtungen, daß ihm, trotz seiner Eile, der Raub entgangen wäre. Aber, als er um den Berg herum kam, ward ihm die Genugthuung, die französischen Cólonnen in voller Retirade zu entdecken. An ihrer Nachhut hing ein Haufen Marketender und anderer Anhängsel des Lagers, die bei der plötzlichen Erscheinung der Spanier in einen panischen Schrecken geriethen und diesen bei einem Haar dem übrigen Heere mitgetheilt hätten*). Der Rückzug vor einem Feinde ist an sich selbst ein den Soldaten hinlänglich entmuthigendes Bekenntniß der Schwäche. Der durch den Lärm aufgeschreckte Montmorency sah, wie sich die schwarze Wolke längs der Höhen aufthürmte, und

*) Rabutin, der uns die Nachricht liefert, sagt, es wäre unmöglich zu erklären, wie die Unordnung anfing. Sie fiel unter sie wie ein Donnerschlag, so daß Niemand sich deutlich an das, was vorging, erinnerte.

begriff, daß sie sich bald auf ihn entladen mußte. In dieser dringenden Lage befragte er einen alten Offizier (d'Oignon) in seiner Nähe, was er thun solle. „Hätten Sie mich," versetzte dieser, „zwei Stunden früher befragt, so hätte ich es Ihnen sagen können; jetzt ist es zu spät." Es war wirklich zu spät, und Nichts weiter konnte gethan werden, als sich zu schwenken und mit den Spaniern zu kämpfen. Demgemäß ließ der Constable halten und traf Anstalt seine Angreifer zu empfangen.

Da ihn Egmont auf diese Weise vorbereitet sah, formte er seine Schwadron in drei Abtheilungen. Eine davon, welche die linke Flanke der Franzosen umgehen sollte, gab er dem Fürsten von Braunschweig und dem Grafen Hoorne: — ein Name, der später bei einer traurigern Gelegenheit, als der jetzigen, sich mit dem seinigen oft verbunden findet. Eine andere meist aus Deutschen zusammengesetzte stellte er unter den Grafen Mansfeld mit dem Befehl, das Centrum anzugreifen. Er selbst ritt an der Spitze seiner burgundischen Lanzenknechte zur Linken gegen Montmorency's rechte Flanke. Alsdann wurde der Befehl zum Angriff gegeben, und die ganze Kolonne kam mit gespornten Pferden gegen den Feind herangedonnert. Die Franzosen begegneten gleich gutgeschulten Soldaten, welche sie wirklich waren, dem Angriff; allein die Kavallerie fiel über sie her mit der Wuth eines Alles mit sich fortreißenden Stromes, und es schien einige Augenblicke, als ob Alles verloren wäre. Aber die französische Ritterschaft blieb ihrer Ehre treu, sammelte sich wieder auf den Ruf Montmorency's, der sich tapfer in das Schlachtgetümmel stürzte, und zwang, indem sie den Angriff erwiderte, die Angreifenden nun ihrerseits zurückzuweichen. Der jetzt unter billigeren Verhältnissen fortgeführte Kampf wurde ein verzweifelter; Mann gegen Mann, Roß gegen Roß, schien es eher ein Streit persönlicher Tapferkeit, als der Taktik und militärischer Wissenschaft zu sein. Die beiden Theile waren einander so gut gewachsen, daß der Ausgang lange zweifelhaft blieb, und, wären bei den Spaniern keine Verstärkungen, sowohl Fußgänger wie schwere Kavallerie, die zur Unterstützung kamen, eingetroffen, so möchten sie am Ende doch nicht die Oberhand behalten haben. Unfähig, dieser angehäuften Macht zu widerstehen, begannen die nicht durch überlegene Tapferkeit, sondern durch Massen überwältigten Franzosen zu weichen. Von Egmont,

der seine Leute zu erneuter Anstrengung anfeuerte, hart bedrängt, wurden ihre Reihen zuletzt durchbrochen. Aus dem Rückzuge wurde eine Flucht, und die über das Feld in allen Richtungen Zersprengten wurden hitzig von ihren Gegnern verfolgt. Namentlich waren es die deutschen Schwarzen Reiter -- jene Reiter, „so schwarz, wie Teufel —“, die mit ihren Feuerwaffen eine solche Verheerung anrichteten, daß die Niederlage der Franzosen vollendet ward.

Inmitten dieser Verwirrung benahmen sich die Gascogner, der Kern des französischen Fußvolks, mit einer bewundernswürdigen Unerschrockenheit. Sie warfen sich in Quarrés; die mit den langen Spießen bewaffneten Lanzenmänner standen nach Außen und die Hakenbüchsenschützen im Centrum, so daß sie eine undurchdringliche Ordnung darstellten, gegen welche die Fluth der Schlacht in ohnmächtigem Grimme wüthete und tobte. Vergebens ritt, um wo möglich einen Eingang zu erzwingen, die spanische Reiterei um diese festen, von Stahl borstenden Massen herum, während ein gelegentlicher Schuß, der einen Reiter aus seinem Sattel warf, sie warnte, nicht zu nahe zu kommen.

Bei diesem Stande der Dinge kam der Herzog von Savoyen nebst den übrigen Truppen — die Artillerie mit eingerechnet, — auf dem Schlachtfelde an. Sein Eintreffen konnte nicht zeitgemäßer sein. Schnell waren die schweren Geschütze auf die französischen Quarré's gerichtet, deren dichte Aufstellung für die spanischen Kugeln einen deutlichen Zielpunkt abgab. Ihre festen Reihen wurden aus einander gerissen, und als die braven Leute vergebens sich über den Leichen ihrer sterbenden Kamraden zu schließen suchten, benutzte die Reiterei die Oeffnungen, um inmitten ihrer Phalanx einzubrechen. Jetzt waren die langen Speere zu Nichts nütze, denn indem die Reiter nach Links und Rechts hieben, theilten sie den Tod nach jeder Seite hin aus. Es gab jetzt Nichts, als Verwirrung und unwiederbringlichen Ruin. Niemand dachte mehr ans Fechten oder nur ans Selbstvertheidigen. Der einzige Gedanke war die Flucht. In ihrem heftigen Bestreben zu entkommen rissen die Mannen einer den andern um. Bald waren sie unter die in die Flucht geschlagene Kavallerie gemischt, die ihre eignen Landsleute niederritt. Die Pferde sprengten auf dem Felde ohne Reiter

umher. Viele Soldaten warfen, um schneller entfliehen zu können, ihre Waffen weg. Alles trachtete, der fürchterlichen Verfolgung, die am Nachtrab hing, zu entrinnen. Die Artillerie und Munitionswägen verstopften die Straße und hemmten die Flucht der Flüchtigen. Das Geschlächter war schauderhaft. Das beste Blut Frankreichs floß wie Wasser.

Doch wurde denen, welche darum baten, Gnade erwiesen. Hunderte und Tausende streckten die Waffen und erhielten Quartier. Zufolge einigen Nachrichten deckte Nevers die rechte Flanke der französischen Armee. Andere melden, daß er von ihr durch eine Schlucht oder ein Thal getrennt war. Jedenfalls fuhr er nicht besser, als sein Führer. Rasch ward er durch die Kavallerie Hoorne's und Braunschweig's eingeschlossen und sein schönes Korps leichter Reiterei in Stücke gehauen. Er selbst nebst dem Prinzen von Condé war so glücklich mit dem Ueberreste seines Heeres nach La Fère zu entrinnen.

Hätten die Spanier die Verfolgung fortgesetzt, so dürften sie diesen Tag wenig Franzosen, welche die wilde Flucht von St. Quentin hätten erzählen können, übrig gelassen haben. Aber der Kampf hatte schon vier Stunden gedauert; der Abend brach herein, und die Sieger, erschöpft von Anstrengung und gesättigt vom Geschlächter, gaben sich damit zufrieden, ihr Quartier auf dem Schlachtfelde aufzuschlagen.

Die Franzosen legten unterdessen einer nach dem andern den Weg nach La Fère zurück, und indem sie sich daselbst auf den öffentlichen Plätzen oder in den zuvor eingenommenen Quartieren zusammenhockten, glichen sie einer Heerde erschreckten Wildes, in dessen Ohren noch die Jagdtöne klingen. Aber die treugesinnten Kavaliere entledigten sich des Schreckens und bekamen wieder Herz, als zu ihnen ein Gerücht gelangte, daß ihr Anführer Montmorency mit einem Haufen starker Genossen noch dem Feinde Widerstand entgegensetzte. Obschon sie erschöpft waren und bluteten, schwangen sie sich bei der Nachricht doch in die Sättel, die sie soeben verlassen, und waren wieder bereit, ins Feld zu rücken.

Das Gerücht war jedoch unbegründet. Montmorency war als Gefangener in spanischen Händen. Als ob er zeigen wollte, daß er nicht im Geringsten vor der Gefahr zurückschrak, worein er seine Unter-

gebenen gebracht hatte, setzte der ergraute Krieger sein eignes Leben während des ganzen Kampfes aus. Als er sah, daß der Tag verloren war, stürzte er sich in den heißesten Theil der Schlacht, indem ihm sein Leben für seine Ehre feil war. Ein Pistolenschuß von einem Schwarzen Reiter zerschmetterte ihm den Schenkel und machte ihn unfähig zu längerem Widerstande; er fiel also in die Hände der Spanier, die ihn mit dem seinem Range gebührenden Respekt behandelten. Die Zahl der Gefangenen war sehr groß. Zufolge einigen Nachrichten beliefen sie sich auf sechs tausend, wovon sechs hundert Leute von Geburt und Personen von Stande sein sollten. Die Zahl der Getödteten wird, wie gewöhnlich, sehr verschieden angegeben, da sie von drei bis sechstausend variirt. Ein größerer Theil davon, als gewöhnlich, waren Männer von angesehener Familie. Manches edle Haus Frankreichs legte um dieses Tages willen Trauer an. Unter den Gefallenen war auch Jean de Bourbon, Graf d'Enghien, ein Prinz von Geblüte. Tödtlich verwundet wurde er in das Zelt des Herzogs von Savoyen getragen, wo er bald nachher das Leben aushauchte, und sein Leichnam ward seinen Landsleuten in La Fère zum ehrenhaften Begräbniß gesandt. Kein Bericht gibt, um die blutige Liste aufzuwiegen, den Verlust der Spanier über ein tausend Mann an*).

Ueber achtzig Fahnen, worunter diejenigen der Kavallerie, fielen nebst der ganzen Artillerie, den Munitionswägen und dem feindlichen Gepäck in die Hände der Sieger. Seit der Schlacht von Agincourt hatte Frankreich keine solche Niederlage erfahren.

Der König Philipp hatte Brüssel verlassen und sein Quartier zu Cambray aufgeschlagen, damit er dem Herzog von Savoyen, mit welchem er während der ganzen Belagerung eine tägliche Korrespondenz unterhielt, nahe sein könnte. Unmittelbar nach der Schlacht, den elften August, besuchte er persönlich das Lager. Zu gleicher Zeit schrieb er

*) Nach einigen Nachrichten belief sich der Verlust nicht über funfzig, was in Anbetracht der Hitze und Länge des Kampfes kaum glaublich ist. Man wird dadurch an die Kriege mit den Muselmännern auf der Halbinsel erinnert, wo der spanische Verlust, wenn man die Angaben der Spanier annimmt, gewöhnlich wie eins zu hundert Feinden dasteht.

seinem Vater, indem er ihm sein Bedauern darüber ausdrückte, daß er nicht um den Ruhm des Tages zu theilen selbst dabei gewesen wäre. Der Kaiser scheint von Herzen dieß Bedauern getheilt zu haben*). Es ist ganz sicher, daß Karl, hätte er die Angelegenheiten zu leiten gehabt, nicht fern geblieben sein würde. Aber Philipp besaß nicht den kühnen, wagsamen Geist seines Vaters. Sein Talent bestand mehr im Ueberlegen als im Handeln, und seine ruhige, überlegte Vorsicht eignete ihn besser für das Kabinet, als für das Lager. In der Betreibung von Anwerbungen, in der Erhebung von Hülfsmitteln und in der Ueberwachung der Organisation des Heeres war er unermüdlich. Der Plan des Feldzugs wurde unter seinen Augen entworfen und er war umsichtig in der Wahl seiner Vertreter. Allein klugerweise überließ er diesen Vertretern das Führen des Krieges, für den er selbst keine Neigung und vielleicht keine Befähigung besaß. Er hielt sich noch nicht, gleich seinem Nebenbuhler Heinrich dem Zweiten, für einen großen Feldherrn, weil er in einem Tournier den Preis davon tragen konnte.

Philipp wurde von den Truppen seines Hofstaats in das Lager geleitet. Er erschien bei dieser Gelegenheit von Kopf zu Fuß bewaffnet: was bei ihm keineswegs gewöhnlich war. Es scheint seiner Phantasie gefallen zu haben, sich in militärischer Tracht malen zu lassen. Wenigstens gibt es von ihm einige Bildnisse, worauf er gepanzert erscheint: eines davon ist von der Hand Titian's. Ein gegenwärtig abgenommenes Gemälde wurde von ihm der Königin Maria gesandt, die in dieser ritterlichen Zeit ihren Gemahl in der vollen Kriegsrüstung vielleicht mit etwas Stolz erblickt hat.

Der König wurde bei seiner Ankunft im Lager mit allen Ehren eines Siegers empfangen: mit Trompetenstößen, Geschützsalven und den lauten Zurufen der Soldaten. Der Herzog von Savoyen legte ihm die Fahnen und andere Siegeszeichen des Kampfes zu Füßen und ließ sich auf die Kniee nieder, um Philipp die Hand zu

*) Dieß erhellt aus einem Briefe von Karl's Hausmeier Luis Quixada an den Sekretär Juan Vasquez de Molina, Manuskr.

„Siente que no se puede conortar de que su hijo no se hallasse en ello."

küssen; aber der König hob ihn vom Boden auf, umarmte ihn dabei und sagte, daß die Anerkennung von ihm selbst dem Generale, welcher ihm einen solchen Sieg gewonnen hätte, geschuldet würde. Zu gleicher Zeit ertheilte er ein wohlverdientes Lob der glänzenden Rolle, welche Egmont und seine braven Begleiter in der Schlacht gespielt hatten.

Das Erste, was man zu thun hatte, war die Verfügung über die Gefangenen, deren Zahl den Siegern ungelegen war. Philipp entließ alle gemeinen Soldaten unter der Bedingung, daß sie ein halbes Jahr lang keine Waffen gegen die Spanier tragen sollten. Diese Bedingung that dem französischen Militärdienste keinen großen Schaden, da die Leute bei ihrer Rückkehr in einige entlegene Städte als Besatzung geschickt und ihre Stellen in der Armee von den durch sie abgelösten Truppen eingenommen wurden. Die Kavaliere und Leute von Stande wurden in Festungen untergebracht, wo sie sicher aufbehalten werden konnten, bis der Betrag ihrer respektiven Auslösungsgelder festgesetzt war. Diese Loskaufungen bildeten einen wichtigen Theil der Beute der Sieger. Wie wichtig er war, läßt sich aus der vom Constable für sich selbst und seinen Sohn gebotenen Summe abnehmen, die nicht kleiner als ein hundert und sechszig tausend Goldkronen gewesen sein soll. Man muß zugestehen, daß der damalige Soldat, wenn die Buße sowohl Verlust des Vermögens wie Einbuße der Freiheit war, unter härteren Bedingungen, als gegenwärtig, kämpfte.

Zunächst ward ein Kriegsrath berufen, um über die ferneren Operationen zu entscheiden. Als Karl der Fünfte die Nachricht vom Siege bei St. Quentin erhielt, so soll das Erste, wonach er fragte, gewesen sein, „ob denn Philipp in Paris wäre“ *). Hätte Karl befehligt, so

*) Diese Anekdote erzählt Brantôme, und zwar in seiner gewöhnlichen sarkastischen Weise. „Encor tout religieux, demy sainct qu'il estait, il ne se peut en garder que quant le roy son fils eut gaigné la bataille de Sainct-Quentin de demander aussi tost que le courrier luy apporta des nouvelles, s'il avait bien poursuivi la victoire, et jusques aux portes de Paris.“

Luis Quixada gibt in einem damals von Yuste geschriebenen Briefe von dieser Erzählung eine Version, welche, wenn sie weniger Pointe hat, doch wahrscheinlich richtiger ist. „S. Magd. está con mucho cuidado por saber que camino arrá tomado el Rey despues de acabada aquella empresa de San Quintin.“ Carta de 27 de septembre, 1557. MS.

würde er unzweifelhaft auf den Schlag sein sofortiges Erscheinen vor der französischen Hauptstadt haben folgen lassen. Aber Philipp besaß nicht jenes sanguinische Temperament, welches die im Wege befindlichen Hindernisse übersieht oder doch überhüpft. Karl berechnete die Wahrscheinlichkeiten des Erfolges, Philipp diejenigen des Mißlingens. Karl's Charakter öffnete glänzenderen Thaten den Weg, setzte ihn aber auch schwereren Niederlagen aus. Sein unternehmender Geist war günstiger für den Aufbau eines großen Reiches; das vorsichtige Temperament Philipp's war besser zur Erhaltung desselben geeignet. Philipp kam zu rechter Zeit, und seine umsichtige Politik paßte wahrscheinlich besser zu seiner Lage wie zu seinem Charakter, als die kühnere Politik des Kaisers.

Als der Herzog von Savoyen die Angemessenheit, den gegenwärtigen Schrecken dazu zu benutzen, um auf der Stelle gegen die französische Hauptstadt zu rücken, geltend gemacht haben soll, sah Philipp auf die Gefahren eines solchen Schrittes. Mehrere starke Festungen des Feindes würden in seinem Rücken zurückgelassen werden. Man müsse Flüsse überschreiten, die Vertheidigungslinien darböten, welche leicht gegen eine der seinigen sogar noch überlegene Macht behauptet werden könnten. Paris sei durch furchtbare Werke geschützt, und vierzig tausend Bürger könnten in der kürzesten Frist zum Schirme der Stadt eingeschrieben werden. Es wäre nicht weise, den Feind zum Aeußersten zu treiben und ein tapferes, treugesinntes Volk wie das französische zu einer Erhebung in Masse zu zwingen, wie dasselbe zur Vertheidigung seiner Hauptstadt thun würde. Der Kaiser, sein Vater, war einst mit einer mächtigen Armee in Frankreich eingedrungen und hatte Marseille belagert. Der Ausgang dieses Einfalls war Jedermann bekannt. „Die Spanier," sagte man höhnisch, „hätten, als sie ins Land gekommen, Truthühner gespeist; sie wären froh gewesen, wieder hinauskommen zu können, indem sie sich von Wurzeln genährt hätten." Daher beschloß Philipp, bei seinem ursprünglichen Operationsplan zu beharren und von dem letzten Erfolge seiner Waffen Gewinn zu ziehen, indem er mit seiner ganzen Macht die Belagerung von St. Quentin vorwärts drängte. — In so entlegner Zeit würde es für Niemanden leicht sein, über die Weisheit seiner Entscheidung abzusprechen; allein die folgen-

den Ereignisse tragen beträchtlich dazu bei, unsere Billigung derselben zu steigern.

Nun wurden Vorbereitungen getroffen, die Belagerung mit Nachdruck zu betreiben. Außer den schon im Lager befindlichen und in der Schlacht genommenen Kanonen, wurden, um den Geschützbestand der Belagerer zu verstärken, eine ziemliche Anzahl Stücke von Cambray herbeigeschafft. Man überschritt den Fluß, und die Inselvorstadt wurde nach einem heftigen Widerstande von Seiten der Franzosen, welche bei ihrem Rückzuge die Häuser verbrannten, vom Herzoge erobert. Der spanische Befehlshaber benutzte seinen Vortheil dazu, daß er Batterien ganz nahe bei der Stadt errichtete und von da einen unaufhörlichen Geschützdonner unterhielt, der die alten Mauern und Thürme bis in ihre Grundlagen erschütterte. Auch die Minirer thaten ihr Werk, und es wurden bis fast in die Mitte des Platzes reichende Gänge ausgehöhlt.

Zu gleicher Zeit war die Lage der Eingeschlossenen im höchsten Grade eine verlorene, und zwar, obschon ihre Proviantvorräthe dürftig waren, nicht so sehr aus Mangel an Speise, als von unaufhörlicher Beschwerde und Aussetzung. Alsdann entfaltete Coligny seine ganze Charakterstärke. Er fühlte, wie wichtig es war, so lange als möglich auszuhalten, damit die Nation gleichsam aufathmen und sich vom letzten Unglück erholen könne. Er suchte seinen eignen Muth den Herzen der Soldaten einzuflößen, indem er mit den niedrigsten von ihnen arbeitete und alle ihre Entbehrungen theilte. Er ermuthigte die Zagsamen durch die Versicherung, daß von ihren Landsleuten baldige Hülfe erscheinen würde. Einige lobte er wegen ihrer Tapferkeit; Andern schmeichelte er, indem er sie um ihre Ansicht befragte. Laut sprach er von den ihm zu Gebote stehenden Hülfsmitteln. Wenn irgend Einer ihn auf eine Uebergabe anspielen hören würde, so erlaubte er ihnen, ihm Hand und Fuß zu fesseln und ihn hinab in den Festungsgraben zu werfen. Sollte er Einen von ihnen davon reden hören, so versprach der Admiral, mit demselben ein Gleiches zu thun.

Der Herzog von Nevers, welcher sich mit den Trümmern der französischen Armee und solchen hinzukommenden Angeworbenen, als er aufbringen konnte, in der Nähe von St. Quentin festgesetzt hatte, strebte nach einer Verbindung mit dem Admiral. Einmal gelang es

ihm, eine Verstärkung von hundert und zwanzig Büchsenschützen in die Stadt zu werfen, obschon es ihm die dreifache Zahl kostete, die bei dem Versuche von den Spaniern in Stücke gehauen wurde. Dennoch war die Zahl der Garnison ganz und gar den ihr auferlegten Pflichten nicht gewachsen. Bei dürftiger Erquickung, fast ohne Rast, unter abwechselndem Wachen und Fechten verging der Tag mit Vertheidigung der Breschen, zu deren Ausbesserung die Nacht nicht lang genug war. Kein Körper war stark genug, das auszuhalten.

Dem Coligny stand glücklicherweise ein geschickter Ingenieur, Namens St. Rémy, zu Gebote, welcher ihn bei der Ausbesserung der den Werken von der Artillerie und den kaum minder zerstörenden spanischen Minen angethanen Beschädigungen unterstützte. In Ermangelung festen Steinwerks griff man zu jedem Material, um die Breschen auszufüllen. Baustämme wurden davor gewälzt, und auf die zerbrochenen Mauern mit Erde gefüllte Kähne gelegt, die für die französischen Musketiere ein gutes Bollwerk abgaben. Aber die Zeit war gekommen, da weder die Geschicklichkeit des Ingenieurs, noch der Muth der Besatzung ferner von Nutzen sein konnte. Elf benutzbare Breschen waren geschossen worden, und St. Rémy gab dem Admirale die Versicherung, daß er nicht dafür stehen könne, vier und zwanzig Stunden länger auszuhalten.

Auch der Herzog von Savoyen sah die Zeit gekommen, da die Belagerung durch einen allgemeinen Sturm zu Ende gebracht werden mußte. Hierzu wurde der sieben und zwanzigste August auserwählt. Am vorhergehenden Tage aber ließ er drei Minen sprengen, welche zwar einige losgerissene Stücke der Mauer zusammenbrachen, jedoch weniger Wirkung thaten, als man erwartet hatte. Am Morgen des sieben und zwanzigsten stand sein ganzes Heer unter Waffen. Der Herzog theilte es in so viele Korps, als Maueröffnungen waren, indem er diese Korps unter die besten und tapfersten Offiziere stellte. Er beschloß, den Sturm persönlich zu leiten.

Coligny traf ebenfalls seine Vorbereitungen mit vollendeter Kaltblütigkeit. An jede Bresche stellte er eine Abtheilung Truppen, während er und sein Bruder die Bewachung der beiden übernahmen, welche, da sie mehr als die übrigen ausgesetzt waren, als die Posten der Gefahr betrachtet werden konnten. Ihm wurde die Genugthuung, in

dieser Probestunde zu finden, daß die Leute, wie ihre Offiziere, mit seinem eignen Heldenmuthe beseelt waren.

Ehe der Herzog zur Erstürmung des Platzes schritt, eröffnete er ein lebhaftes Kanonenfeuer, um die Zimmerholzbarrikaden und andere vor die Breschen querüber geworfenen zeitweiligen Verschanzungen hinwegzuräumen. Das Feuer dauerte mehrere Stunden, und erst den Nachmittag wurde das Zeichen zum Sturme gegeben. Die Truppen — Spanier, Flamänder, Engländer und Deutsche — angespornt vom Gefühl nationaler Eifersucht, flogen vorwärts. Ein Korps von acht tausend tapfern Engländern hatte sich dem Banner Philipp's schon frühzeitig im Feldzuge angeschlossen, und sie begehrten jetzt ungeduldig die Gelegenheit zur Auszeichnung, welche ihnen in der Schlacht bei St. Quentin, wo das Geschick des Tages hauptsächlich durch die Reiterei sich entschied, verweigert gewesen war. Aber keine Truppen fühlten zu Heldenthaten einen so scharfen Sporn, wie die Spanier, da sie unter den Augen ihres Herrschers fochten, der von einer benachbarten Anhöhe Zuschauer des Kampfes war.

Die Hindernisse auf dem Pfade der Angreifenden waren nicht fürchterlich. Schnell kletterten sie über die Mauerstücke und anderen unterhalb der Wälle liegenden Unrath und erschienen Angesichts eines steten Musketenfeuers vor den Breschen. Die zur Vertheidigung derselben aufgestellten tapfern Leute waren in genügender Stärke vorhanden, um die offenen Stellen auszufüllen; ihre erhabene Stellung gab ihnen über die Angreifenden einigen Vortheil, und sie standen auf ihrem Posten mit der Entschlossenheit von Männern, die bereit sind, eher zu sterben, als sich zu ergeben. Nun entspann sich ein hitziger Kampf längs der ganzen Ausdehnung der Wälle, und die Franzosen benahmen sich so stark im Gefecht, als wenn sie neuerdings dazu gepflegt worden wären, anstatt daß sie durch dürftigen Unterhalt und übermäßige Beschwerde geschwächt worden waren. Nach einem ernsten Kampfe, der ziemlich eine Stunde dauerte, wurden die Spanier auf allen Punkten zurückgetrieben. Nicht eine Bresche war gewonnen, und gebrochen und entmuthigt mußten die Angreifer in ihre frühere Stellung zurückkehren.

Nachdem der Herzog auf eine so kränkende Weise zurückgeschlagen worden war, gab er ihnen nicht lange Zeit zur Erholung, sondern er-

neuerte bald den Sturm. Dießmal richtete er den Hauptangriff gegen einen Thurm, wo der Widerstand am schwächsten gewesen war. Wirklich hatte Coligny dahin die Truppen verlegt, auf welche er sich am wenigsten verließ, während er der größeren Stärke der Befestigung vertraute. Aber ein starkes Herz kommt allen Verschanzungen in der Welt gleich. Nach einem scharfen, aber kurzen Kampfe gelang es den Angreifenden den Thurm zu erobern. Die kleinmüthigen Truppen wichen zurück, und die Spanier blieben, indem sie sich auf den Wall stürzten, die Herren von einer der Breschen. Nachdem die Angreifer einmal festen Fuß gefaßt hatten, ergossen sie sich ungestüm in die Oeffnung; Spanier, Deutsche und Engländer brausten gleich einem reißenden Strome die Wälle entlang und fielen den Vertheidigern in die Flanke. Unterdessen war Coligny sammt seinem Bruder Dandelot und einigen Untergebenen an den Ort geeilt, in der Hoffnung, wo möglich den hereinbrechenden Ruin aufzuhalten. Aber sie wurden schlecht unterstützt. Von der Masse überwältigt, wurden sie niedergetreten, entwaffnet und zu Gefangenen gemacht. Doch hielt die Besatzung an den übriggebliebenen Breschen noch verzweifelt aus. Allein, indem ihr ein Korps von der Seite und ein anderes von vorn zusetzte, wurde sie bald in Stücke gehauen oder kampfunfähig gemacht und gefangen. In einer halben Stunde hatte der Widerstand längs der Wälle aufgehört. Die Stadt war im Besitz der Spanier*).

Nun folgte eine Scene von Tumult und wilder Verwirrung, so daß im Vergleich mit ihr der letzte Kampf noch sanft erschien. Die siegreichen Truppen verbreiteten sich über die Stadt, um zu plündern, und verübten jene Thaten unbarmherziger Gewaltthat, die selbst in diesem aufgeklärten Zeitalter in einer eroberten Stadt gewöhnlich waren. Die elenden Einwohner flohen vor ihnen; die Alten und Schwachen, die

---

*) Indem Juan de Pinedo in einem Briefe an den Sekretär Vasquez (datirt von St. Quentin, den 27. August) von dem harten Gefecht, das während des Sturmes Statt hatte, spricht, lobt er besonders die Tapferkeit der Engländer: „Esta tarde entre tres y quatro horas se ha entrado San Quentin à pura fuerça peleando muy bien los de dentro y los de fuera, muy escogidamente todos, y por estremo los Ingleses.“ Manuskr.

Frauen und Kinder suchten Zuflucht in Bodenkammern, Kellern und jedem andern Winkel, wo sie sich vor ihren Verfolgern verstecken konnten. Man hörte Nichts als das Gestöhn der Verwundeten und Sterbenden, das Geschrei von Weibern und Kindern, — „so kläglich," sagt ein Anwesender (der Graf von Bedford), „daß sie ein jegliches Christenherz rühren mußten," — untermischt mit dem Jubelgeschrei der Sieger, die nun, berauscht mit geistigem Getränk und beladen mit Beute, toll an mehrere Gebäude Feuer legten, so daß zu den übrigen Gräueln der Scene noch die Gefahren einer Feuersbrunst hinzukamen. Binnen Kurzem konnte die Stadt in Asche gelegt sein, und der von Philipp mit so vielen Kosten gewonnene Platz ihm durch die Ausschweifungen seiner eignen Soldaten verloren gehen.

Der König zog nun persönlich in die Stadt ein. Er war nie bei der Erstürmung eines Platzes zugegen gewesen, und das schauderhafte Schauspiel, von dem er Zeuge war, rührte ihm das Herz. Man ergriff sogleich Maßregeln zur Löschung des Feuers, und es ward Befehl gegeben, daß bei Todesstrafe Niemand den Alten und Schwachen, den Frauen und Kindern, den Dienern der Religion oder vor Allem den Reliquien des seligen St. Quentin irgend eine Gewaltthätigkeit anthun dürfe. Sieben hundert arme Leute sollen vor Philipp erschienen sein und ihn um Schutz angefleht haben. Sie wurden auf seinen Befehl unter einer starken Bedeckung an einen sichern Ort gebracht*). Indessen war es unmöglich, die Plünderung der Stadt zu verhindern. Eben so leicht wäre es gewesen, dem Tiger das Aas, welches er zerreißt, zu entraffen. Die Plünderung eines mit Sturm genommenen Platzes ward als eine Nebeneinkunft des Soldaten angesehen, worauf er so regelmäßig, wie auf seinen Sold rechnete. Diejenigen, welche sich am meisten bei dieser grausamen Verrichtung auszeichneten, waren die deutschen Miethsoldaten. Ihre rohe Raubsucht erfüllte selbst ihre Genossen mit Entrüstung. Die letztern scheinen besonders über die rücksichtslose Weise entrüstet gewesen zu sein, in welcher sich die Schwarzen

*) Nach Sepulveda nicht weniger, als vier tausend Frauen. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß Coligny darein gewilligt hätte, für so viele nutzlose Mäuler Nahrung zu beschaffen.

Reiter nicht nur ihren eignen Antheil an der Plünderung, sondern auch den der Engländer und Spanier aneigneten*).

Auf diese Weise fiel die alte Stadt St. Quentin nach einer Vertheidigung, welche gleiche Ehre auf den Muth der Besatzung wie auf das Benehmen ihres Befehlshabers zurückstrahlt. Mit ihren elend außer Stand gekommenen Befestigungen, bei ganz und gar unzulänglichen Hülfsmitteln, nebst einer niemals die Zahl tausend übersteigenden Besatzung hielt sie beinahe einen ganzen Monat lang Stand gegen eine mächtige Armee, die unter den Augen ihres Herrschers focht und von einem der besten Feldherrn Europa's geführt wurde.

Nachdem Philipp Maßregeln zur Ausbesserung der Festungswerke von St. Quentin getroffen hatte, stellte er es unter den Schutz einer spanischen Besatzung und marschirte gegen die benachbarte Stadt Catelet. Es war dieß ein starker Platz, allein seine Vertheidiger, die ihren tapfern Landsleuten von St. Quentin unähnlich waren, kapitulirten nach einem kurzen Beweise von Widerstand am sechsten September. Hierauf erfolgte die Uebergabe von Ham, das einst in der ganzen Picardie wegen der Stärke seiner Befestigungen berühmt war. Alsdann führte Philipp seine siegreichen Schaaren gegen Noyon und Chaulny, welch' letztere Stadt von den Soldaten verheert ward. Die Franzosen waren mit Bestürzung erfüllt, als ein fester Platz nach dem andern an der Gränze in die Hand eines Feindes fiel, von dem es schien, als wenn er seinen Fuß bleibend auf ihren Boden setzte. Daß Philipp nicht seinen Erfolg benutzte, um seine Eroberungen weiter zu treiben, darf nicht einer Fahrlässigkeit von seiner Seite, sondern muß dem Betragen, oder vielmehr der Zusammensetzung seiner Armee zugeschrieben werden. Denn letztere bestand in der That aus Truppen, welche, indem sie ihre Schwerter dem höchsten Bieter überließen, sich wenig darum

*) „Die Swartzrotters, welche die Herren von der ganzen königlichen Armee waren, wandten solche Gewalt sowohl gegen die Spanier, Italiener und andere Nationen, als auch wider uns an, daß außer ihnen Niemand Etwas genießen konnte. Sie haben jetzt eine solche Grausamkeit bewiesen, wie man noch nicht aus Gierigkeit hat verüben sehen: die Stadt wurde von ihnen in Brand gesteckt, und ein großes Stück davon niedergebrannt." — Brief des Earl of Bedford an Cecil.

kümmerten, unter welchem Banner sie fochten. Die aus verschiedenen Ländern bezogenen Soldaten zeigten, wenn sie in ein Lager zusammengebracht waren, bald alle ihre nationalen Eifersüchteleien und Feindschaften. Die Engländer kämpelten mit den Deutschen, und beide konnten wieder nicht das anmaßende Wesen der Spanier vertragen. Die Deutschen beklagten sich darüber, daß ihre Rückstände nicht ausgezahlt würden: eine Klage, die wahrscheinlich guten Grund hatte, da Philipp trotz seiner großen Hülfsquellen bei einer dringenden Gelegenheit in der Erhebung von Geldern dieselbe Schwierigkeit empfand, welche damals, wo noch gar Nichts von einem wohlgeordneten Steuersysteme bekannt war, ein jeder Fürst fühlte. Verlockt durch die höhern Angebote Heinrich's des Zweiten verließen die Schwarzen Reiter Philipp's Fahnen in Masse, um unter die seines Nebenbuhlers zu treten.

Die Engländer waren gleichfalls unzufrieden. Sie hatten von Hause gegen die Spanier einen Abscheu mitgebracht, der seit der Heirath der Königin immer fort geeitert hatte. Die störrigen Insulaner waren keineswegs darüber erfreut, daß sie unter Philipp dienten. Sie föchten, sagten sie, nicht die Schlachten Englands, sondern diejenigen Spaniens. Jede neue Eroberung vermehrte die Macht eines bereits schon zu mächtigen Monarchen. Sie hätten genug gethan, und beständen auf der Erlaubniß zur Rückkehr. Der König, welcher Nichts so sehr, als einen Bruch zwischen seinen englischen und spanischen Unterthanen, welchem der Stand der Dinge sich rasch zuneigte, fürchtete, sah sich einzuwilligen gezwungen.

Durch diesen Abgang der englischen Armee und das Ausscheiden der Deutschen wurde Philipp's Stärke so sehr beeinträchtigt, daß er keine Eroberungen zu machen im Stande war und kaum das Feld behaupten konnte. Die Jahreszeit war schon weit vorgerückt, denn es war Ende Oktober. Nachdem er also die eroberten Plätze mit Besatzungen versehen und sie in den besten Vertheidigungszustand gesetzt hatte, verlegte er sein Lager nach Brüssel und führte bald darauf seine Armee in die Winterquartiere.

Also endigte der erste Feldzug Philipp's des Zweiten: der erste und, mit Ausnahme des folgenden, der einzige Feldzug, bei welchem er persönlich zugegen war. Er war sehr glücklich gewesen. Außer

den ihm an der Gränze der Picardie gewonnenen wichtigen Plätzen hatte er auch einen ausgezeichneten Sieg im offnen Felde davon getragen.

Aber der Feldzug war weniger merkwürdig wegen seiner militärischen Resultate, als vielmehr von einem moralischen Gesichtspunkte aus. Er zeigte den Nationen Europa's, daß das spanische Szepter in die Hände eines Fürsten übergegangen war, der ebenso sehr, wie sein Vorgänger gethan, für die Staatsinteressen wachte, und der, wenn er auch thätlich nicht so ehrgeizig als Karl der Fünfte war, doch wenig den Anschein nahm, als ob er irgend eine Beleidigung von seinen Nachbarn einstecken würde. Da der Sieg von St. Quentin im Anfange seiner Regierung vorfiel, erinnerte er die Leute an den von seinem Vater zu einer ähnlichen Zeit seiner Laufbahn gewonnenen Sieg bei Pavia und gab gleich diesem ein glänzendes Anzeichen für die Zukunft ab. Philipp, der wenig gewohnt war seinen Gefühlen einen sichtbaren Ausdruck zu geben, bezeugte seine Freude über den Erfolg seiner Waffen dadurch, daß er später das prachtvolle Gebäude des Escurial zu Ehren des seligen Märtyrers St. Lorenz errichtete, an dessen Tage die Schlacht geschlagen wurde und dessen Verwendung im Himmel er den Sieg zuschrieb.

Achtes Kapitel.

Der Krieg mit Frankreich.

Außerordentliche Kraftanstrengung Frankreichs. — Calais von Guise überrascht. — Die Franzosen fallen in Flandern ein. — Die blutige Schlacht bei Gravelines. — Friedensunterhandlungen. — Mariens Tod. — Die Thronbesteigung Elisabeth's. — Der Vertrag von Cateau-Cambresis.

1557—1559.

Der Stand der Angelegenheiten in Frankreich rechtfertigte Philipp's Voraussetzungen in Bezug auf die treue Gesinnung des Volks. Kaum hatte Heinrich der Zweite die Nachricht von der unglücklichen

Schlacht bei St. Quentin erhalten, als er Kouriere nach allen Richtungen hin sandte, indem er seine Ritterschaft aufforderte, sich um sein Banner zu schaaren, und indem er die Städte in seiner Noth um Zubuße anrief. Die Edlen und Kavaliere entsprachen dem Rufe auf der Stelle und strömten mit ihren Leuten herbei; während nicht nur die großen Städte, sondern selbst diejenigen von unbedeutender Größe freudig sich zum Besten des öffentlichen Kriegsdienstes schwer besteuern ließen. Paris gab ein großherziges Beispiel. Denn es erschöpfte seinen Eifer nicht in den Prozessionen der Geistlichkeit, an deren Spitze die Königin und die königliche Familie mit den Reliquien aus den verschiedenen Kirchen in der Hand schritt: sondern alle waffenfähigen Bürger ließen sich zur Vertheidigung der Hauptstadt eintragen, und es wurden große Uebertragungen zur Verstärkung Montmartre's und zur Bestreitung der Kriegskosten gemacht.

Durch diese und andere ihm zu Gebote stehende Hülfsmittel war Heinrich schnell in den Stand gesetzt, einen großen Haufen schweizer und deutscher Miethsoldaten in Sold zu nehmen. Die eingeborenen im Auslande dienenden Truppen wurden nach Hause beordert. Der alte Marschall Termes kam mit einem großen Korps von Toscana, und der Herzog von Guise kehrte mit dem Ueberreste seiner Bataillons von Rom zurück. Dieser beliebte Befehlshaber wurde mit Enthusiasmus begrüßt. Die Nation schien auf ihn als den Befreier des Landes zu blicken. Sein letzter Feldzug in Neapel wurde gefeiert, als ob es eine glänzende Siegesbahn gewesen wäre. Er ward zum Generallieutenant der Armee gemacht, und die ältesten Befehlshaber waren stolz darauf, daß sie unter einem so berühmten Führer Dienste nehmen konnten.

Die Regierung war nicht saumselig in der Benutzung der ihr auf diese Weise zur Verfügung gestellten außerordentlichen Hülfsquellen. Obschon man tief im Winter war, beschloß man doch, irgend einen Schlag zu unternehmen, welcher die Unglücksfälle des letzten Feldzugs auswetzen und den gesunkenen Muth der Nation heben sollte. Das vorgesetzte Ziel war die Wiedererlangung von Calais, jenem starken Platze, welcher länger als zwei Jahrhunderte im Besitze der Engländer geblieben war.

Die Franzosen hatten immer die Unwürde bitter empfunden, daß auf diese Weise ein Feind seinen Fuß gleichsam unbeweglich auf ihren Boden setzte. Sie hatten auf die Wiedergewinnung von Calais mit den nämlichen Gefühlen geblickt, mit welchen die spanischen Moslems, als sie nach Afrika getrieben waren, auf die Wiedererlangung ihrer alten Besitzungen in Granada gesehen hatten. Wie fest sich dieß in ihre Vorstellung eingenistet hatte, zeigten sie durch die gemeine Sage von einem gering angeschlagenen Befehlshaber, daß er „nicht der Mann, die Engländer aus Frankreich zu vertreiben" wäre. Indeß bestanden die von ihnen gehegten Gefühle eher in guten Wünschen als in sichern Erwartungen. Der Platz war so stark, so gut besetzt und den Engländern so zugänglich, daß er uneinnehmbar schien. Diese selben Umstände und der lange Besitz des Platzes hatte auf der andern Seite die Engländer mit nicht weniger Zuversicht erfüllt, wie ziemlich gut aus einer Inschrift an den Bronzethoren der Stadt hervorging: — „Wenn die Franzosen Calais belagern, dann wird das Blei und Eisen wie Korkholz schwimmen." Diese Zuversicht schlug, wie oft geschieht, in ihren Ruin aus.

Als der Bischof von Acqs, der französische Gesandte in England, auf seiner Rückreise nach Hause kurz vor der gegenwärtigen Zeit durch Calais gekommen war, gab er einen seltsamen Bericht von dem Verfall der Werke und von der kleinen Zahl der Besatzung, kurz, von dem vertheidigungslosen Zustande des Platzes. Indeß wollte Guise, der ebenso vorsichtig, als tapfer war, einen so gewagten Schritt nicht ohne eine genauere Erkundigung unternehmen. Nachdem er über den wirklichen Zustand zufriedengestellt war, ging er auf den Anschlag mit dem ihm eigenthümlichen Feuer ein. Der angenommene Plan soll ursprünglich von Coligny entworfen worden sein. Um den Feind zu täuschen, sandte der Herzog die größte Abtheilung seines Heeres unter Nevers in der Richtung von Luxemburg. Alsdann marschirte er mit dem Reste in die Picardie, als ob er einen der von den Spaniern genommenen Plätze bedrohen wollte. Bald darauf stießen die beiden Korps zusammen, und Guise erschien an der Spitze seiner ganzen Macht nach einem Schnellmarsche vor den Mauern von Calais.

Die Stadt war durch eine starke Citadelle und durch zwei Forts

geschützt. Das eine von diesen beiden, welches die Annäherung zu Wasser beherrschte, bestürmte und eroberte der Herzog am zweiten Januar 1558. Das andere, welches auf das Land sah, nahm er am folgenden Tage. Da er im Besitze dieser Forts war, fühlte er sich vor einer Beunruhigung von Seiten des Feindes, sei es zu Lande oder zu Wasser, sicher. Alsdann richtete er sein mächtiges schweres Geschütz gegen die Citadelle, indem er einen wüthenden Kanonendonner bei Tag und Nacht unterhielt. Sobald am fünften eine Bresche geschossen war, strömten die siegreichen Truppen hinein, überwältigten die Garnison und pflanzten die französische Fahne auf die Mauern. Da der Earl of Wentworth, der in Calais befehligte, mit seiner geringen Besatzung nun, wo die Vertheidigungswerke in der Hand des Feindes waren, den Platz nicht behaupten konnte, kapitulirte er am achten Januar. Auf den Fall von Calais folgte der von Guisnes und von Hames. Also waren die Engländer binnen wenigen Tagen jeder Ruthe des Gebietes beraubt, welches sie in Frankreich seit der Zeit Eduard's des Dritten gehalten hatten.

Der Fall Calais' erregte auf beiden Seiten des Kanals das größte Aufsehen. Die durch das Ereigniß verdutzten Engländer zogen heftig gegen die Verrätherei des Befehlshabers los. Sie hätten eher die Verrätherei ihrer eignen Regierung tadeln sollen, die so grob versäumt hatte, für die Vertheidigung des Platzes zu sorgen. Indem Philipp die Absichten der Franzosen merkte, hatte er seinen Verdacht der englischen Regierung mitgetheilt und ihr vorgeschlagen, die Besatzung des Platzes mit einer Verstärkung von seinen eignen Truppen zu kräftigen. Allein, seine Verbündeten, die vielleicht Mißtrauen in seine Beweggründe setzten, verachteten seinen Rath oder unterließen wenigstens, Gewinn daraus zu ziehen. Nachdem der Platz genommen war, machte er wieder den Vorschlag, daß er, wofern ihn die Engländer mit einer genügenden Flotte unterstützen würden, ein starkes Heer zur Wiedernahme absenden wolle. Auch dieß ward abgelehnt, vielleicht aus dem nämlichen Gefühle des Mißtrauens, wenn man auch die Unmöglichkeit der Kostenaufbringung vorschützte; und so ging die Gelegenheit zur Wiedereroberung von Calais für immer verloren.

Indeß war es eigentlich gar keine große Einbuße für die Nation.

Wie wahrscheinlich nicht bloß eine der englischen Kolonialbesitzungen der Gegenwart, kostete Calais jedes Jahr mehr, als es werth war. Sein Hauptwerth bestand in der dargebotenen Leichtigkeit zu einem Einfalle in Frankreich. Dennoch war eine solche Leichtigkeit zum Kriege mit den Nachbarn, die allerdings vor der Zeit Philipp's des Zweiten bei den Engländern in nur zu guter Aufnahme war, doch von einem zweifelhaften Werthe. Der wirklich aus der Einbuße von Calais hervorgehende Schaden war die der Nationalehre hierdurch versetzte Wunde.

Der Jubel der Franzosen war gränzenlos. Er hätte nicht leicht größer sein können, wenn der Herzog von Guise über den Kanal gefahren wäre und London selbst genommen gehabt hätte. Die glänzende und rasche Weise, in welcher die That verrichtet worden war; die Tapferkeit, womit der junge General bei dem Sturme sich selbst ausgesetzt; der Edelmuth, wie er seinen Antheil an der Beute unter die Soldaten vertheilt hatte: Alles dieß erregte die lebhafte Einbildungskraft der Franzosen und machte ihn noch mehr, denn je, zum Abgott des Volks.

Indessen waren seine Waffen während des übrigen Verlaufs des Feldzugs nicht mit so ausgezeichnetem Erfolge gekrönt. Im Mai marschirte er gegen die befestigte Stadt Thionville im Luxemburgischen. Der Platz übergab sich nach einer zwanzigtägigen Belagerung. Nachdem das französische Heer zwei oder drei andere Städte von geringerer Bedeutung genommen hatte, verschwendete es beinahe zwei oder drei Wochen durch Unthätigkeit, wofern wir nicht etwa die von innern Unruhen in der Armee selbst erzeugte Thätigkeit in Betracht ziehen wollen. Es ist schwer, billig über das Benehmen eines Befehlshabers jener Zeit zu richten, da seine Truppen beträchtlich aus fremden Miethlingen zusammengesetzt waren, die so wenig Anhänglichkeit an die von ihnen eingegangenen Dienste hegten, daß sie bei der geringsten Gelegenheit zu Kämpeleien aufgelegt waren. Am meisten unter ihnen thaten sich die deutschen Schwarzreiter hervor, indem sie nur zu oft die Unverschämtheit und Zuchtlosigkeit bis zu einem Grade trieben, daß sie als Freunde beinahe nicht minder gefährlich, denn als Feinde erschienen. Die Wichtigkeit, welche sie ihren Diensten beilegten, machte sie aus-

schweifend in ihren Soldforderungen. Wenn nun, wie oft vorfiel, die Zahlung rückständig war, nahmen sie die Sache selbst in die Hand und plünderten das befreundete Land, worin sie einquartiert waren, oder brachen in offene Widersetzlichkeit aus. Ein deutscher Baron ging einmal so weit, daß er dem Herzog Guise seine Pistole vor den Kopf hielt. Dieser widerspänstige Geist erstreckte sich zu einer solchen Ausdehnung, daß der beliebte Anführer nur mit einer ganz besonderen Kaltblütigkeit und Gewandtheit diese Abenteurer einigermaßen zur Unterwürfigkeit unter seine Autorität bringen konnte. Wie die Sachen standen, war der durch diese Wirren verursachte Zeitverlust von den traurigsten Folgen begleitet.

Der Herzog hatte unter dem Marschall Termes in Calais eine starke Macht zurückgelassen. Seitdem hatte er diesen alten Krieger beordert, eine Abtheilung von funfzehn hundert Mann Kavallerie und fünf tausend Fußgänger, die theilweise aus der Besatzung selbst bezogen wurden, zu befehligen und mit ihnen in das nördliche Flandern zu rücken. Guise wollte zu ihnen daselbst mit seinen eignen Truppen stoßen, wo sie dann den Spaniern so viel zu schaffen machen wollten, daß dieselben wirksam an einem zweiten Einfalle in die Picardie verhindert würden.

Der Plan war gut entworfen, und der Marschall führte seine Rolle darin pünktlich aus. Indem er die Straße nach St. Omer einschlug, betrat er Flandern in der Nachbarschaft von Dünkirchen, belagerte diese blühende Stadt, stürmte sie und gab sie der Plünderung Preis. Alsdann drang er bis Nieuport vor, wo die Anstrengung und das sehr heiße Wetter einen Anfall von Gicht, der ihn völlig unfähig machte, erzeugten. Der Offizier, welchem der Oberbefehl anheimfiel, ließ es zu, daß sich die Leute über das Land verbreiteten und hier solche räuberische und gewaltthätige Handlungen verübten, wie sie selbst nicht durch das Gebrauchsrecht dieses unbedenklichen Zeitalters gutgeheißen wurden. Die armen, aus ihrer Heimath vertriebenen Einwohner riefen laut den Grafen Egmont, ihren Gouverneur, um Schutz an. Der Herzog von Savoyen lag gegenwärtig mit seiner Armee zu Maubeuge in der Provinz Namur; aber er sandte an Egmont den Befehl, ein so großes Heer, als er in der benachbarten Gegend auf-

treiben könnte, zusammenzubringen und die Franzosen abzuschneiden, bis der Herzog ihm zu Hülfe kommen und den Feind züchtigen würde.

Weil Egmont über das seinen Landsleuten angethane Unrecht empört war und von Rachbegier braunte, bewies er die größte Freudigkeit im Vollzuge dieser Befehle. Freiwillige kamen von allen Seiten herbei, und er fand sich bald an der Spitze einer aus zehn bis zwölf tausend Mann Fußvolk und zwei tausend Mann Reiterei bestehenden Armee. Mit dieser überschritt er sogleich die Gränze und schickte eine Abtheilung voraus, um die Landstraße, auf welcher De Termes nach Flandern eingedrungen war, abzuschneiden.

Indem der französische Befehlshaber zu spät von diesen Bewegungen benachrichtigt wurde, sah er ein, daß er nothwendig augenblicklich seine gegenwärtige Stellung verlassen und sich wo möglich den Rückzug sichern müßte. Guise war entfernt und mit den Wirren seines eignen Lagers beschäftigt. Die Flamänder waren im Besitze der Straße, auf welcher der Marschall ins Land gekommen war. Eine andere stand ihm offen längs der Seeküste in der Nachbarschaft von Gravelines, wo die Aa ihre Gewässer in den Ozean ergießt. Wenn man die Ebbe benutzte, konnte der Fluß durchwatet und eine direkte Straße nach Calais gefunden werden.

Termes sah ein, daß keine Zeit zu verlieren sei. Er ließ sich von seinem Krankenbette auf eine Sänfte bringen und begann den Rückzug auf der Stelle. Beim Abmarsch von Dünkirchen steckte er die Stadt, wo die Häuser schon Alles waren, was den elenden Einwohnern von ihrer Habe übrig blieb, in Brand. Sein Marsch ward gehemmt durch seine Artillerie, durch sein Gepäck und namentlich durch die Beute, die er aus den geplünderten Provinzen mit fortführte. Indessen gelang es ihm, die Aa während ihres niedrigen Wasserstandes zu durchschreiten und das Sandufer der gegenüberliegenden Seite zu gewinnen. Aber hier stand der Feind vor ihm.

Als Egmont Nachricht von den Bewegungen des Marschalls erhalten hatte, hatte er den Fluß weiter oben passirt, wo der Strom schmaler war. Da er sich seiner Artillerie und selbst seines Gepäcks, um sich leichter bewegen zu können, entledigte, machte er einen Schnellmarsch nach der Seeseite zu, und erreichte selbige zeitig genug, um den

Feind abzuschneiden. Termes hatte nun keine andere Wahl, als entweder sich einen Weg durch die Spanier mit den Waffen zu bahnen, oder sich zu ergeben.

Obwohl der Marschall krank war, bestieg er doch sein Roß und richtete einige Worte an seine Truppen. Indem er in der Richtung des lodernden Dünkirchen's hindeutete, sagte er ihnen, daß sie dorthin nicht zurückkehren könnten. Alsdann deutete er nach Calais hin und sprach: „Dort ist Euere Heimath, und Ihr müßt erst den Feind schlagen, ehe Ihr sie erreichen könnt.“ Er beschloß jedoch, das Treffen nicht selbst zu beginnen, sondern seinen Stand so fest und sicher als möglich zu machen und den Sturm der Spanier abzuwarten.

Seine Infanterie stellte er ins Centrum, und deckte sie auf jeder Seite mit Kavallerie. Vornhin verlegte er die Artillerie, die aus sechs oder sieben Falkonetten — Feldstücken einer kleinern Gattung — bestand. In den Hintergrund warf er ein beträchtliches Korps gascogner Lanzenknechte, damit dieselben, wo immerhin ihre Gegenwart erforderlich wäre, als Reserve dienten. Der Fluß Aa, welcher im Rücken seiner Truppen floß, bildete in dieser Richtung ebenfalls eine gute Schutzwehr. Den linken Flügel deckte er durch eine aus dem Gepäck und den Artilleriewägen errichtete Barrikade. Der rechte, welcher sich auf den Ozean stützte, schien vor irgend einer Beunruhigung von dieser Seite sicher.

Als der Graf Egmont die Franzosen sich dergestalt, um eine Schlacht zu liefern, rüsten sah, traf er schnell seine eignen Verfügungen. Er theilte seine Kavallerie in drei Abtheilungen. Das Centrum wollte er selbst befehligen. Es bestand hauptsächlich aus den Schwerbewaffneten und einigen flamändischen Reitern. Auf die Rechte stellte er seine leichte Kavallerie, und auf der Linken ritten die Spanier. Seine Infanterie stellte er in solcher Weise auf, daß sie die verschiedenen Reiterdivisionen unterstützte. Nachdem er mit seinen Anstalten zu Ende war, gab er dem Centrum und dem linken Flügel Befehl zum Angriff und sprengte in vollem Gallopp gegen den Feind.

Obschon die Bataillons bei ihrem Anrücken etwas durch das schwere Geschütz beunruhigt wurden, kamen sie doch in guter Ordnung heran und fielen mit einer solchen Wuth über die französische Linke und

das Centrum her, daß Reiter und Fußvolk durch die Heftigkeit des Angriffs geworfen wurden. Aber die französischen Edelleute, welche die Kavallerie bildeten, waren von derselben hohen Herzhaftigkeit wie jene, welche bei St. Quentin fochten. Obschon für einen Augenblick geworfen, wurden sie doch nicht überwältigt, sondern es gelang ihnen nach einem verzweifelten Kampfe sich wieder zu sammeln und die Angreifer zurückzutreiben. Egmont erneuerte zwar den Angriff, ward aber mit größerem Verluste, als zuvor, zurückgeschlagen. Indem die Franzosen ihren Vortheil benutzten, zwangen sie die Angreifer, sich auf ihre eignen Linien zurückzuziehen. Zugleich eröffneten die Kanonen ein Feuer auf die ausgesetzte Flanke der zurückweichenden Reiter und thaten ihnen beträchtlichen Schaden. Egmont's Pferd wurde ihm unter dem Leibe getödtet, und er wäre beinahe von seinen eignen Leuten überritten worden. Zu gleicher Zeit stürzte die Gascogner-Reserve mit ihren langen Speeren zur Unterstützung der Kavallerie hervor und erfüllte die Luft mit dem Geschrei: „Viktoria!“

Schon schien das Feld verloren zu sein, als der linke Flügel der spanischen Reiterei, die noch nicht in den Kampf gekommen war, den ungeordneten Zustand der Franzosen beim Nachdringen bemerkte und einen heftigen Seitenangriff auf sie machte. Dieß hatte zur Folge, daß die Verfolgungsfluth zurückgeschreckt und den Flüchtigen Zeit zum Sammeln gegeben wurde. Unterdessen hatte Egmont ein frisches Pferd bestiegen, sprengte mitten unter seine Leute und suchte ihren Muth wieder zu beleben und ihre außer Ordnung gekommenen Reihen wieder herzustellen. Indem er alsdann durch Wort und That ermuthigte, rief er aus: „Wir sind Sieger! Diejenigen, welche den Ruhm und ihr Vaterland lieben, mögen mir folgen!“ worauf er wüthend auf den Feind lossprengte.

Nun fielen die sowohl in der Fronte wie auf der Flanke hart bedrängten Franzosen ihrerseits zurück und fuhren im Retiriren fort, bis sie ihre frühere Stellung erreicht hatten. Zu gleicher Zeit rückten die Lanzknechte in Egmont's Dienste dem Feuer der Artillerie zum Trotz vor, nahmen die Kanonen und durchbohrten diejenigen, welche selbige bedienten, mit ihren Lanzen. Das Fechten wurde jetzt allgemein, und da die Kämpfenden ganz nahe an einander geriethen, fochten sie, wie

es Männer thun, wo die Zahl fast gleich ist und wo ein jeder zu fühlen scheint, daß sein eigner Arm der Wagschale des Sieges den Ausschlag geben kann. Der Ausgang entschied sich durch ein Ereigniß, welches keiner von beiden Theilen bestimmen, und keiner vorhergesehen haben konnte.

Ein englisches Geschwader von zehn oder elf Fahrzeugen lag in einiger Entfernung, aber außerhalb des Gesichtskreises der Kämpfenden. Angezogen durch den Lärm des Schießens fuhr der Schiffsbefehlshaber dem Schlachtfelde nahe und, indem er seine Schiffe längs der Küste aufstellte, eröffnete er auf den rechten Flügel der Franzosen, welcher dem Meere am nächsten stand, sein Feuer. Wegen der Entfernung der Schiffe that wahrscheinlich das Feuer keinen großen Schaden und soll sogar einige Spanier getödtet haben; allein es verbreitete unter den Franzosen, die sich von einem neuen, gleichsam aus der Tiefe des Ozeans hervorgetauchten Feinde angegriffen sahen, einen panischen Schrecken. In ihrem heftigen Verlangen, sich dem Feuer zu entwinden, warf sich die Kavallerie vom rechten Flügel auf das Centrum und stampfte ihre eignen Waffengefährten nieder, bis alle Disciplin verloren ging und die Reiter mit den Fußgängern in wilder Unordnung untermischt waren. Egmont benutzte die gute Gelegenheit zu einem neuen Angriffe, und am Ende wich der völlig gebrochene und entmuthigte Feind allerorts. Das starke Korps Gascogner in der Reserve behauptete allein noch eine Zeit lang den Boden, bis auch sie, heftig von der Phalanx der spanischen Speermänner angegriffen, zusammenbrachen und wie die Andern zersprengt wurden.

Jetzt wurde das Flüchten allgemein, und die siegreiche Kavallerie sprengte über das Feld, indem sie auf allen Seiten die Fliehenden niederstampfte und niederhieb. Viele, die nicht durch das Schwert derselben fielen, kamen in dem Gewässer der jetzt durch die Fluth angeschwollenen Aa um. Andere ersoffen im Ocean. Nicht weniger, als funfzehn hundert, sollen getödtet worden sein durch die Bauern, welche die Päße besetzt hielten und auf diese Weise für den ihrem Lande angethanen Schaden eine blutige Rache nahmen. Es wird angegeben, daß auf dem Schlachtfelde zwei tausend Franzosen und nicht weniger als fünf hundert Spanier, oder vielmehr Flamänder, aus denen die

Armee größtentheils zusammengesetzt war, gefallen sind. Der schwerste Verlust traf die französische Kavallerie, ein schwerer in der That, wenn sie zufolge einiger, freilich nicht sehr glaubwürdiger Nachrichten, bis auf den letzten Mann zusammengehauen wurde. Die Zahl der Gefangenen war drei tausend. Unter ihnen war Marschall Termes selbst, der durch eine Kopfwunde widerstandsunfähig gemacht worden war. Das ganze Gepäck, der Schießbedarf und die reiche aus der Verheerung Flanderns geärntete Beute wurde der Preis der Sieger. — Wenn der Sieg von Gravelines auch nicht wegen der Zahl der kämpfenden Heere bedeutend war, so war er doch so vollständig, wie jener bei St. Quentin*).

Indeß waren die Franzosen, welche eine mächtige Armee auf den Beinen hatten, besser, als damals, im Stande, ihrer Niederlage zu begegnen. Als der Herzog von Guise die Nachricht erhielt, brach er augenblicklich mit seiner ganzen Macht auf und nahm, um die Picardie gegen einen Einfall zu decken, eine feste Stellung hinter der Somme. Der Herzog von Savoyen stellte sich, nachdem er sein Heer mit dem Egmont's vereinigt hatte, längs der Linie der Authie auf und nahm den Anschein, als ob er Dourlens belagern wollte. Sowohl der französische, wie der spanische Monarch rückte mit ins Feld. Viele Jahre lang hatte man in Frankreich nicht eine so gut hergestellte und so große Armee, wie es diejenige Heinrich's war, gesehen; allein dieser Monarch konnte erbittert werden bei dem Gedanken, daß der größere Theil derselben aus fremden Miethstruppen, die sich auf vierzig tausend belaufen haben sollen, bestand. Philipp war in gleicher Stärke, und die Länge des Krieges hatte es ihm ermöglicht, seine besten Führer um sich zu schaaren. Unter diesen war Alva, dessen vorsichtige Rathschläge dazu dienen

*) Mir ist kein Treffen bekannt, von welchem die Angaben so völlig in ihren Einzelheiten unvereinbar sind, als es mit der Schlacht bei Gravelines der Fall ist. Die Nachrichten stimmen sogar nicht darin überein, ob es eine englische Flotte war, welche auf die französischen Truppen feuerte. Ein Schriftsteller spricht von einem spanischen Geschwader aus Guipuscoa. Ein anderer sagt, die Seesoldaten wären gelandet und hätten auf der Küste gefochten. Es ist keine leichte Sache, eine Wahrscheinlichkeit aus so vielen Unwahrscheinlichkeiten herauszuziehen. Indessen steht eine Thatsache und zwar die wichtigste fest, daß Graf Egmont bei Gravelines einen entscheidenden Sieg über die Franzosen gewann.

konnten, den kühneren Unternehmungsgeist des Herzogs von Savoyen zu mildern.

Zwischen beiden Armeen lag ein ebener Boden zur Breite von vier (französischen) Stunden. Es fanden gelegentlich zwischen den leichten Truppen auf jeder Seite Scharmützel Statt, und ein allgemeiner Kampf konnte jeden Augenblick eintreten. Aller Augen waren auf das Schlachtfeld gerichtet, wo die beiden größten Fürsten von Europa so bald mit einander um den Vorrang kämpfen konnten. Wären die Väter dieser Fürsten, Karl der Fünfte und Franz der Erste, im Felde gewesen, so wäre dieß wahrscheinlich eingetroffen. Allein Philipp war nicht dazu aufgelegt, die gewissen, von ihm schon gewonnenen Vortheile an eine letzte Waffenentscheidung zu wagen. Und Heinrich war noch weniger geneigt, Alles — seine Hauptstadt und vielleicht seine Krone — durch einen einzigen gewagten Wurf in Gefahr zu bringen.

Es gab viele Umstände, welche dazu beitrugen, die beiden Monarchen eine friedliche Lösung ihres Streites vorziehen zu lassen und ihnen den Krieg zuwider zu machen. Darunter war ihr zerrütteter Finanzzustand*). Als Ruy Gomez de Silva, wie schon oben bemerkt, von Philipp nach Spanien gesandt wurde, erhielt er den Befehl, sich jedes geeigneten Mittels, das man auffinden könnte, zu bedienen, um Geld zu erheben. Die Stellen wurden an den höchsten Bieter losgeschlagen. Die öffentlichen Einkünfte wurden verpfändet. Von den Kaufleuten nahm man große Summen zu übermäßigen Interessen-

*) Es ist ein interessanter Brief von Philipp's Schwester, der Regentin Johanna, an den Kaiser, ihren Vater, der damals im Kloster Yuste war, vorhanden. Er wurde ziemlich ein Jahr vor der jetzt behandelten Zeit geschrieben. Johanna gibt viele gute Gründe, besonders die Unordnung der Finanzen, an, welche es Philipp wünschenswerth machten, seinen glücklichen Feldzug zu einem Friedensschlusse mit Frankreich zu benutzen, und dieser nämliche Umstand wirkte jetzt mit solcher Kraft sowohl auf Philipp, wie auf seine Minister. Die Wegnahme von Calais bald nach Johanna's Briefe und die großen von Heinrich gemachten Rüstungen warfen ein Gewicht in die Wagschale des Feindes, das den Franzosen neuen Muth zur Verlängerung des Kampfes gab, bis derselbe mit der Niederlage bei Gravelines endete. — Carta de la Princessa Juana al Emperador, 14 de Diciembre, 1557. Manuskr. — Carta del Emperador à la Princessa, 26 de Diciembre, 1557, Manuskr.

ansätzen auf. Man machte gezwungene Anleihen von Privatpersonen, besonders von solchen, von denen bekannt war, daß sie durch neulich aus der Neuen Welt angekommene Schiffe große Ladungen erhalten hatten. Drei hundert tausend Dukaten wurden auf die Sicherheit der bevorstehenden Messe zu Villalon erhoben. Die Regentin Johanna wurde überredet, ihre jährliche auf die alcavala ihr angewiesene Pension um eine ganze Summe zu verkaufen, um den Erfordernissen des Staates zu begegnen. Man bezog Waaren vom Könige von Portugal, damit man sie um den beim Verkaufe zu erhebenden Gewinn nach Flandern schickte. Solchergestalt waren die elenden Mittel, wodurch Philipp, der diese Politik von der temporisirenden Rathsamkeit seines Vaters erbte, seinen erschöpften Schatz wieder zu füllen suchte. Außer den von Castilien bezogenen Summen erhielt der König ebenfalls nicht weniger, als anderthalb Millionen Dukaten von den Staaten der Niederlande als eine außerordentliche Bewilligung. So groß aber auch diese Summen waren, so wurden sie doch bald verzehrt durch die Ausgaben für die in Frankreich und Italien auf den Beinen gehaltenen Armeen. Philipp's Korrespondenz mit seinen Ministern wimmelt von Vorstellungen über den niedrigen Stand der Finanzen, die den Truppen geschuldeten Rückstände und die Nothwendigkeit unmittelbarer Zuschüsse, um ihn vor Bankrott zu retten. Die Prospekte, welche ihm die Minister in ihrer Antwort vorhalten, sind nichts weniger als ermuthigend *).

Ein anderer Umstand, welcher beide Fürsten die Beendigung des Krieges wünschen ließ, war der beunruhigte Zustand ihrer eignen Königreiche. Die protestantische Ketzerei hatte schon ihren furchtbaren Kamm in den Niederlanden zu erheben begonnen, und die Hugenotten verlangten bereits die Aufmerksamkeit der französischen Regierung.

---

*) „Yo os digo que yo estoy de todo punto imposibilitado á sostener la guerra. .... Estos términos me parecen tan aprestados que so pena de pederme no puedo dejar de concertarme." Brief Philipp's an den Bischof von Arras (Februar 12, 1559).

Philipp sagte dem venetianischen Gesandten, er wäre in solcher Klemme, daß er, wenn der französische König keine Schritte zu einer Beilegung gethan hätte, selbst sie hätte thun müssen. Campana, Vita di Filippo Secondo, parte II., lib. 11.

Heinrich der Zweite, der gleich Philipp selber, von dem Geiste der Inquisition durchdrungen war, sehnte sich nach Muße, um die ketzerischen Lehren im Keime ersticken zu können. In diesem frommen Vornehmen ward er ermuthigt durch Paul den Vierten, welcher jetzt, da er selbst Krieg gegen seine Nachbarn zu erheben verhindert war, entschlossen zu sein schien, daß Niemand anders dieses Vorrecht für sich in Anspruch nehmen sollte. Er sandte sowohl an Heinrich, wie an Philipp Legaten, um beide zu beschwören, daß sie, anstatt mit einander zu kriegen, ihre Waffen gegen die die Grundlagen der Kirche unterwühlenden Ketzer in ihren Besitzungen kehren möchten.

Die friedliche Stimmung der beiden Monarchen wurde ferner durch die französischen Gefangenen und besonders durch Montmorency genährt, welcher eine solche Autorität am Hofe besaß, daß Karl der Fünfte erklärte, „seine Gefangennahme sei wichtiger, als die des Königs selbst gewesen sein würde.“ Der alte Constable sehnte sich heftig nach der Rückkehr in sein Land, wo er mit Unbehagen das Uebergewicht bemerkte, welches seine Abwesenheit und die Verlängerung des Krieges seinem Nebenbuhler Guise in dem königlichen Rathe gab. Durch ihn wurden mit dem französischen Hofe Unterhandlungen angeknüpft, bis Heinrich der Zweite mit gutem Grunde dachte, daß diese Unterhandlungen besser durch eine regelmäßige Zusammenkunft, als durch die in dem Gewahrsam seiner Feinde befindlichen Gefangenen geführt würden: weßhalb von beiden Seiten Bevollmächtigte ernannt wurden, um die Vergleichsbedingungen zu ordnen*). Montmorency und sein Mitgefangener, der Marschall St. André, waren mit in der Kommission. Aber die wichtigste Person darin war von Seiten Frankreichs der Kardinal von Lothringen, Bruder des Herzogs von Guise, ein Mann von einem listigen, intriganten Wesen, der, wie seine ganze übrige Familie, trotz

*) Das Mißtrauen der französischen Regierung war wohlbegründet. Es erhellt aus der Korrespondenz Granvelle's, daß dieser Minister einen „respektablen“ Agenten dazu verwandte, um auf die Briefe St. André's und wahrscheinlich auch der übrigen Gefangenen Acht zu haben, und daß diese Briefe von Granvelle, ehe sie in das französische Lager abgingen, eingesehen wurden.

seiner friedlichen Kundgebungen als der Repräsentant der Kriegspartei in Frankreich bezeichnet werden darf*).

Die von Seiten Spaniens auserlesenen Vertreter waren die durch Talent und Autorität im Königreich hervorragendsten Männer, deren Namen, sei es wegen ihres guten oder üblen Rufes, auf den Seiten der Geschichte unsterblich bleiben. Unter ihnen war der Herzog von Alva und sein großer Widersacher — zu dem er nachher in den Niederlanden wurde —: Wilhelm von Oranien. Aber die Hauptperson in der Kommission, der Mann, welcher dieselbe thatsächlich leitete, war Anton Perennot, der Bischof von Arras, besser bekannt unter seinem spätern Titel als Kardinal Granvelle. Er war der Sohn des berühmten Kanzlers dieses Namens unter Karl dem Fünften, von dem er frühzeitig für die Pflichten nicht sowohl des geistlichen Standes, als vielmehr des öffentlichen Lebens erzogen wurde. Er benutzte seinen Unterricht so gut, daß er zu des Kaisers Zeiten noch seinem Vater im königlichen Zutrauen nachfolgte und denselben an Geschäftstalent übertraf. Sein schmiegsames Wesen, verbunden mit seinem Eifer für die Interessen Philipp's empfahlen Granvelle der Gunst dieses Monarchen, und seine einschmeichelnde Gewandtheit und Charakterkenntniß eigneten ihn sehr zur Leitung einer Unterhandlung, wo es so viele widersprechende Gefühle in Einklang zu bringen, so viele feindliche und verwirrende Interessen zu versöhnen gab.

Da man über eine Einstellung der Feindseligkeiten während der Dauer der Unterhandlungen übereinkam, so wurde entschieden, die Armeen aus der gegenseitigen Nachbarschaft, wo jederzeit ein einziger Funke zu einer allgemeinen Explosion führen konnte, zurückzuziehen. Einen noch größeren Ernst zeigten hinsichtlich ihrer friedlichen Gesinnungen die beiden Monarchen, indem sie einen Theil ihrer fremden

*) Einige Geschichtsschreiber, darunter Sismondi, scheinen den Worten des verschlagenen Franzosen mehr Glauben, als selbige verdienen, geschenkt zu haben; Granvelle, welcher den Charakter seines Gegners besser verstand, ließ sich nicht so leicht narren. Ein unter seinen Papieren befindliches Memorandum zeichnet den französischen Kardinal folgendermaßen: „Toute la demonstration que faisait ledict cardinal de Lorraine de désirer la paix, estoit chose faincte à la françoise et pour nous abuser."

Miethstruppen, deren Dienste man um einen zu Grunde richtenden Preis erkaufte und die dadurch eines der großen Kriegsübel wurden, aus dem Solde entließen.

Die Zusammenkunft fand am funfzehnten Oktober 1558 in der Abtei Cercamps bei Cambray Statt. Man sollte glauben, daß zwischen so gut aufgelegten Parteien bald einige allgemeine ausgleichende Bestimmungen hätten getroffen werden können. Aber der ziemlich weit bis in Karl des Fünften Zeit zurückgehende Krieg hatte so lange gedauert, daß während des Streites viele Gebiete ihre Herren gewechselt hatten, und es nicht leicht war, die darauf bezüglichen Ansprüche zu ordnen. So waren die Besitzungen des Herzogs von Savoyen in die Hände Heinrich's des Zweiten übergegangen, der ferner ein Erbrecht auf sie durch seine Großmutter geltend machte. Indeß war es für Philipp nicht möglich, seinen Verbündeten im Stiche zu lassen; einen Verbündeten, den er an die Spitze seiner Armeen gestellt hatte. Das größte Hinderniß war jedoch Calais. „Wenn wir," sagten die ebenfalls an diesem Kongresse Theil nehmenden englischen Gesandten, „ohne die Wiedererlangung Calais' zurückkehren, wird uns das Volk zu Tode steinigen." Philipp unterstützte den Anspruch Englands, und dennoch war es ersichtlich, daß Frankreich niemals einen so wichtigen Posten, der endlich nach so vielen Jahren verschobener Hoffnung in seinen Besitz gekommen war, aufgeben würde. Während man mit der ziemlich hoffnungslosen Aufgabe, diese Differenzen auszugleichen, beschäftigt war, fiel ein Ereigniß vor, das die Negotiationen eine Zeit lang unterbrach und einen bedeutenden Einfluß auf die Zustände Europa's ausübte. Das war der Tod einer der Kriegsparteien, der Königin Maria von England.

Unter dem Drucke sowohl ihrer geistigen, wie körperlichen Krankheit war in der letzten Zeit Mariens Gesundheit schnell abwärts gegangen. Der Verlust von Calais hatte schwer auf ihren Geist gedrückt, da sie an den daraus ihrer Regierung entspringenden Vorwurf und an die für sie selbst daraus hervorgehende Unbeliebtheit dachte. „Wenn ich sterbe," sagte sie in der seitdem den Engländern durch den ähnlichen Ausdruck ihres großen Admirals vertraut

gewordenen starken Sprache, „so wird man Calais auf mein Herz geschrieben finden *).“

Philipp, der nicht von dem schwachen Zustande der Königin vollkommen in Kenntniß gesetzt war, sandte in den ersten Tagen des Novembers den Grafen (später Herzog) Feria als seinen Gesandten mit Briefen an Maria nach London. Dieser Edelmann, welcher eine der Edeldamen der Königin geheirathet hatte, stand bei seinem Herrn in hoher Gunst. Er verband mit höflichen Sitten und einer glänzenden Weise zu leben eine Scharfsichtigkeit und Gründlichkeit des Urtheils, welche ihn ausnehmend zu seiner gegenwärtigen Sendung befähigte. Obschon die Königin zu krank war, um die Briefe zu lesen, empfing sie dieselben doch mit großer Freude. Da Feria den schwachen Gesundheitszustand Mariens sah, so that er bei dem Kabinette ernstliche Schritte, um die Nachfolge der Elisabeth sicher zu stellen.

Er hatte die Ehre, mit der Prinzessin in ihrer Residenz zu Hatfield, ungefähr achtzehn (englische) Meilen von London, zu Abend zu speisen. Im Laufe der Unterhaltung ließ sich der Spanier des Weiteren über die freundliche Gesinnung seines Herrn gegen Elisabeth, wie durch die ihr von ihm während ihrer Gefangenschaft erwiesenen guten Dienste bewiesen worden, so wie über den Wunsch desselben, daß sie in der Krone nachfolgen möge, aus. Der Gesandte fügte nicht hinzu, daß dieser Wunsch nicht sowohl durch des Königs Rücksichtsnahme auf die Interessen Elisabeth's, als vielmehr durch die Eifersucht der Franzosen, welche die Ansprüche der Maria Stuart (Gemahlin des Dauphin) auf den englischen Thron zu begünstigen Willens schienen, beschleunigt worden wäre **).

---

*) „Sollte ich diesen Augenblick sterben, so würde man Mangel an Fregatten auf mein Herz geschrieben finden.“ Das Original dieses Nelson'schen Briefes ist in der netten Sammlung eigenhändig geschriebener Briefe, welche dem verstorbenen Sir Robert Peel gehörte.

**) Philipp's Gefühle in dieser Sache kann man aus der Stelle eines Briefes an Granvelle ersehen, worin er sagt, daß der Tod der damals sehr kranken schottischen Königin die Ansprüche Frankreichs an England zum Stillschweigen bringen und Spanien von einer großen Verlegenheit befreien würde. „Si la reyna moça se muriesse, que diz que anda muy mala, nos quitaria de hartos embaraços y del derecho que pretenden á Inglaterra.“

Die Prinzessin erkannte den von Philipp in ihren Mühsalen erhaltenen Schutz an. „Aber für ihre gegenwärtigen Aussichten," sagte sie, „wäre sie weder dem Könige, noch den englischen Lords, wie sehr die letztern auch immer mit ihrer Treue prahlen möchten, verbunden. Sie schuldete dieselben dem Volke, und vertraute auf das Volk." Diese Antwort Elisabeth's gibt den Schlüssel zu ihrem Erfolge.

Das durchdringende Auge des Gesandten gewahrte bald, daß die englische Prinzessin unter üblen Einflüssen stand. Er schrieb, daß die bei ihr am meisten mit Vertrauen beehrten Personen eine entschiedene Neigung zur lutheranischen Ketzerei haben sollten, und weissagte sehr ungünstig für die zukünftigen Verhältnisse des Königreichs.

Am siebenzehnten November 1558 starb Maria nach einer kurzen, aber sehr unheilvollen Regierung. Ihr Geschick ist ein hartes gewesen. Vorwurfsfrei in ihrem Privatleben, und, wie sehr auch irregeleitet, doch voller tiefgewurzelter religiöser Grundsätze, hat sie dennoch einen allgemeiner verwünschten Namen, als irgend einer auf der Liste der englischen Herrscher hinterlassen. Eine deutliche Erklärung dazu ist unzweifelhaft der Geist der Verfolgungssucht, welcher wie eine dunkle Wolke über ihrer Regierung hing. Und das nicht allein wegen der Verfolgung, denn diese war dem Stamme der Tudors gemeinsam, sondern, weil dieselbe gegen die Bekenner einer Religion gerichtet war, die sich in die Staatsreligion des Landes verwandelte. Auf diese Weise wurde das Märtyrerblut die Saat einer mächtigen Kirche, welche die ganze Nachzeit hindurch bereit war, Zeugniß von der erbarmungslosen Gewaltthätigkeit ihrer Unterdrückerin abzulegen.

Es gab noch eine andere Ursache zu Mariens Unbeliebtheit. Die Tochter Katharinens von Aragonien konnte nicht verfehlen mit einer Ehrfurcht vor der erlauchten Linie, woraus sie entsprungen war, genährt zu werden. Die in der Wiege begonnene Erziehung dauerte noch in späteren Jahren fort. Als die Prinzessin mit ihrem Vetter Karl dem Fünften verlobt ward, wurde festgesetzt, daß sie mit der Sprache und den Institutionen Castiliens bekannt gemacht werden und sogar die Landestracht annehmen sollte. „Und wer," rief Heinrich der Achte aus, „wäre so wohl sie in alle Dem zu unterrichten geeignet, wie die Königin, ihre Mutter?" Selbst nachdem das Verhältniß mit

ihrem kaiserlichen Bewerber durch dessen Vermählung mit der portugiesischen Infanta abgebrochen war, nahm Karl noch fortwährend einen lebhaften Antheil an den Umständen seiner jungen Verwandtin, während sie natürlich ihrerseits von dem Kaiser als ihrem nächsten Vetter Rath und Unterstützung erwartete. Indem Maria auf diese Weise durch die Bande der Verwandtschaft, durch Sympathie und durch Interessen sich an Spanien angezogen fühlte, wurde sie in der That mehr eine Spanierin, als Engländerin, und als alles dieß vollständig gemacht wurde durch das verhaßte spanische Heirathsverhältniß und sie Philipp dem Zweiten ihre Hand gab: schien das letzte Band, welches sie noch an ihr Geburtsland geknüpft hatte, vollends durchschnitten zu sein. Von nun an blieb sie eine Fremde in der Mitte ihrer Unterthanen. — Sehr verschieden hiervon war das Geschick ihrer Schwester und Nachfolgerin Elisabeth, welche über ihr Volk wie eine aufrichtige englische Königin unter keinem Einflusse und mit keinen von den seinigen verschiedenen Interessen herrschte. Sie ward dafür von ihren Unterthanen durch die treugesinnteste Hingebung belohnt, während sich um ihren Thron jene patriotischen Erinnerungen schaarten, welche ihren Namen, trotz ihrer vielen Verirrungen, noch jetzt den Engländern theuer machen.

Nach dem Tode ihrer Schwester bestieg Elisabeth den Thron ihrer Vorfahren ohne Widerstand. Es dürfte dem Leser nicht unerwünscht sein, das von ihr damals, oder vielmehr zwei Jahre vorher, durch den venetianischen Gesandten entworfene Bild zu sehen. Sie war damals drei und zwanzig Jahre alt. „Die Prinzessin," sagt er, „ist von Geist so schön, wie von Körper, obschon ihr Antlitz mehr durch seinen Ausdruck, als durch seine Schönheit gefällt. Sie ist groß und wohlgestaltet; ihre Gesichtsfarbe klar und mit einem olivenfarbigen Anstrich; ihre Augen sind schön, und ihre Hände, auf welche sie stolz ist, klein und zart. Sie besitzt einen ausgezeichneten Geist mit viel Gewandtheit und Selbstbeherrschung, wie aus den verschiedenen schweren Prüfungen hervorging, denen sie in dem früheren Theile ihres Lebens ausgesetzt war. In ihrem Wesen ist sie stolz und herrisch: Eigenschaften, die sie von ihrem Vater, Heinrich dem Achten, geerbt hat, der sie auch, wegen der Aehnlichkeit mit ihm, mit einer besondern

Vorliebe betrachtet haben soll.“ — Wie man gestehen muß, hatte er eine außergewöhnliche Weise, es zu zeigen.

Eine der ersten Handlungen Elisabeth's bestand darin, daß sie Philipp einen eleganten lateinischen Brief schrieb, worin sie ihn mit ihrer Uebernahme der Krone bekannt machte und die Hoffnung ausdrückte, daß sie beide „die nämlichen freundlichen Beziehungen, wie ihre Vorfahren gethan, und wo möglich noch freundlichere“ forterhalten möchten.

Philipp empfing die Nachricht von dem Tode seiner Gemahlin zu Brüssel, wo, am nämlichen Tage mit ihrem Begräbniß zu London, das Leichenbegängniß mit großer Feierlichkeit abgehalten wurde. Aller äußere Schein von Respekt wurde ihrem Andenken gezollt. Aber es hieße Philipp kein Unrecht thun, wenn man voraussetzte, daß sein Herz nicht tief gerührt wurde durch den Verlust einer um so viele Jahre, als er selbst, älteren Gemahlin, deren Gemüth verbittert worden war und deren persönliche Reize, die sie wirklich besessen, seitdem lange unter dem Drucke der Krankheit verwelkt waren. Dennoch sah sich der ehrgeizige Monarch nicht ohne Gefühle eines tiefen Bedauerns auf diese Weise das Szepter Englands — wenn es ihm auch keinen Gewinn gebracht hatte — plötzlich aus den Händen gerissen.

Wir haben schon gesehen, daß Philipp während seines Aufenthalts im Lande mehr als einmal Gelegenheit hatte, seine guten Dienste zu Gunsten Elisabeth's zu verwenden. Vielleicht war es dieses freundliche Verhältniß, in welchem er zu ihr stand, nicht weniger, als ihre persönlichen Eigenschaften, was den König für sie in einem solchen Grade interessirte, daß im Busen seiner Königin so Etwas wie Eifersucht rege wurde*). Wie sich das aber auch verhalten mag, so bestimmten ihn doch Gründe, die auf etwas ganz Anderem, als auf dem Gefühle beruhten, jetzt dazu, wo möglich seinen Einfluß auf Eng-

---

*) Der spanische Minister Feria wünschte Mariens Eifersucht als ein Argument zur Empfehlung der Bewerbung seines Herrn um die Gunst Elisabeth's aufführen zu dürfen. Aber Philipp hatte so viel feines Gefühl — oder feinen Geschmack — es nicht zu erlauben.

land fortzuerhalten, indem er die Verbindung, die zwischen ihm und Marien bestanden hätte, auf Elisabeth übertrüge.

Noch war, seit Mariens Ueberreste in Westminster Abbey beigesetzt worden waren, kein Monat verflossen, als der königliche Witwer durch die Vermittlung seines Gesandten Feria sich um die Hand ihrer Nachfolgerin bewarb. Doch stürzte ihn sein Eifer nicht in irgend eine ungeschickte Erklärung seiner Leidenschaft, sondern im Gegentheil waren seine Anträge durch einige sehr kluge Bedingungen begränzt.

Es war zu verstehen, daß Elisabeth eine römische Katholikin sein, und ihre Irrthümer, wenn sie nicht schon eine solche war, verwerfen und es werden mußte. Sie hatte sich vom Papste zu ihrer Vermählung Dispensation ertheilen zu lassen. Philipp sollte Spanien besuchen dürfen, so oft er dieß für das Interesse des Königreichs nothwendig hielt: — eine Vorherbestimmung, welche zu zeigen scheint, daß Mariens zu große Verliebtheit oder ihre Eifersucht ihm in dieser Beziehung etwas ungelegen gewesen sein muß. Ferner sollte festgesetzt werden, daß der Sprößling der Ehe nicht, wie man in Mariens Vertrage übereingekommen war, die Niederlande erben sollte; da dieselben seinem Sohne Don Carlos, dem Prinzen von Asturien, anheimfallen müßten.

Feria wurde angewiesen, diese Vorschläge nicht schriftlich, sondern mündlich zu machen; „obschon es,“ fügt sein umsichtiger Herr hinzu, „für einen Mann keine Schande ist seinen Antrag verworfen zu sehen, wenn derselbe nicht auf weltliche Erwägungen, sondern auf den Eifer für seinen Schöpfer und die Interessen der Religion gegründet ist.“

Elisabeth nahm das ja sehr geschickte Anerbieten von Philipp's Hand in der gnädigsten Weise auf. Sie sagte dem Gesandten zwar, daß „sie in einer Angelegenheit dieser Art, ohne ihr Parlament zu befragen, keinen Schritt thun dürfe. Aber sein Herr könnte sich dessen versichert halten, daß sie, wofern sie sich zum Heirathen bewogen fühlte, keinen andern Mann ihm vorziehen würde.“ Philipp scheint mit der solchergestalt gegebenen Ermuthigung zufrieden gewesen zu sein, und bald darauf richtete er an Elisabeth einen eigenhändig geschriebenen

Brief, worin er ihr auszudrücken suchte, wie sehr ihm an dem Gelingen von seines Gesandten Auftrag gelegen wäre.

Was jedoch in der Folge in England vorfiel, zeigte bald, daß man sich auf solch ein Gelingen nicht verlassen konnte, und daß Feria's Vorhersagungen in Bezug auf die Politik Elisabeth's wohlgegründet waren. Das Parlament traf schon bald Maßregeln, welche mit der Umstoßung der römisch-katholischen, und mit der Wiederherstellung der reformirten Religion endigten. Und es war sehr deutlich, daß diese Maßregeln, wenn sie nicht ursprünglich von der Königin diktirt worden waren, doch zuletzt ihre Gutheißung hatten erhalten müssen.

Deßhalb ging Philipp mit zweien seiner Minister, auf die er sich am meisten verließ, über die Zweckmäßigkeit zu Rathe, ob man nicht deßwegen die Königin zur Rede setzen und ihr einfach bemerken solle, daß, wofern sie nicht die Schritte des Parlaments mißbilligte, die Ehe nicht Statt finden könne. Aber, wie ihr Liebhaber bescheiden bemerkte, nachdem er ihr alle Konsequenzen vorgeführt hätte, würde sie, was auch immerhin das Resultat sein möchte, Niemanden als sich selbst zu tadeln haben. Seine weisen, wahrscheinlich nicht oft zur Berathung über Fragen einer so delikaten Natur berufenen Rathgeber trafen in ihrer Meinung mit der ihres Herrn völlig überein. Jedenfalls hielten sie es für unmöglich, daß er eine Protestantin heirathen sollte.

Welche Wirkung diese freimüthige Vorstellung auf die Königin ausübte, wird uns nicht berichtet. Gewiß aber ist, daß Philipp's Bewerbung nicht mehr so glücklich, als vorher, vorwärts ging. Indem Elisabeth alle Verstellung bei Seite setzte, sagte sie zu Feria, als dieser die Sache betrieb, daß sie große Bedenklichkeiten habe, beim Papste um Dispensation nachzusuchen, und bald darauf erklärte sie offen im Parlamente, was sie so oft zu wiederholen pflegte, daß sie nämlich kein anderes Vorhaben hegte, denn als Jungfrau zu sterben. — Man kann kaum ernstlich annehmen, daß Elisabeth jemals im Ernste Philipp heirathen wollte. Wenn sie seine Bewerbungen ermuthigte, so geschah dieß nur so lange, bis sie sich sicher auf dem Throne sitzen sah und von seinem Uebelwollen, das sie sich durch ihre abschlägige Antwort zugezogen haben würde, unabhängig war. Es war ein Spiel, wobei wahrscheinlich auf beiden Seiten das Herz Nichts eingesetzt

hätte. Man muß gestehen, daß in diesem Spiele sich die englische Königin von den beiden als den bessern Spieler zeigte.

Philipp ertrug seine Verrechnung mit großem Gleichmuth. Er drückte Elisabeth sein Bedauern darüber aus, daß sie sich auf eine Weise entschieden hätte, so entgegen dem, was die öffentlichen Interessen zu heischen schienen. Da es aber ihr nun einmal anders schien, so ergäbe er sich drein, und hoffte bloß, daß dasselbe Ziel durch die Fortdauer ihrer Freundschaft erreicht werden möge. Wir dürfen wohl glauben, daß trotz aller dieser Philosophie bei einem Charakter wie dem Philipp's etwas Groll im Herzen zurückgeblieben sein mag, und daß sich sehr wahrscheinlich in den langen, von ihm mit der englischen Königin unterhaltenen Feindseligkeiten Gefühle einer persönlichen Art unter die politischen mischten.

Im Monat Februar waren die Friedenskonferenzen wieder aufgenommen, und zwar war der Platz der Zusammenkunft von der Abtei Cercamps nach Cateau-Cambresis verlegt worden. Da beide Monarchen empfindlicher von ihrem Mangel gedrückt waren, wurden die Unterhandlungen mit größerem Ernste, als vorher, beschleunigt. Besonders war Philipp mit der Auszahlung seiner Armee so sehr im Rückstande, daß er offen zu seinen Ministern sagte, „er stände am Rande des Ruins, wovon ihn Nichts, als der Frieden retten könnte"*). Man möchte vermuthen, daß er durch einen solchen Stand der Dinge in eine nachtheilige Stellung hinsichtlich eines Abfindens mit seinem Gegner gebracht worden sei. Aber sowohl ihren Verbündeten als ihren Feinden gegenüber gaben Philipp und seine Minister ihren An-

*) Der Herzog von Savoyen sagt in einem Briefe an Granvelle, daß der König bei den deutschen Truppen allein mit mehr als einer Million Kronen im Rückstande ist, und, wofern die Minister ohne sein Wissen nicht irgend ein räthselhaftes Rezept zum Gelderheben hätten, würde Philipp in der größten Verlegenheit sein, in welcher je ein Herrscher war. „No ay un real y devéseles á la gente alemana, demas de lo que seles a pagado aora de la vieja deuda, mas d'un mylion d'escudos ..... Por esso mirad como hazeys, que sino se haze la paz yo veo el rey puesto en el mayor trance que rey s'a visto jamas, si él no tiene otros dineros, que yo no sé, á que el senor Eraso alle algun secretto que tiene reservado para esto." Papiers d'Etat de Granvelle, tom. V. pag. 458.

gelegenheiten das möglichbeste Aussehen und trugen in ihre Hülfsquellen ein Zutrauen zur Schau, welches sie nicht im Entferntesten fühlten: — gleich irgend einer halb verhungerten Besatzung, die tapfer ihren dürftigen Zuschußvorrath zeigt, um von den Belagerern bessere Bedingungen zu gewinnen*).

Mit Ausnahme der verwirrten Frage von Calais waren zuletzt alle Schwierigkeiten ins Reine gebracht. Wie man häufig im Lager sagte, wollte die englische Königin einem jeden Gesandten, der Calais aufgäbe, den Kopf abschlagen lassen. So eben war Maria, die junge Königin der Schotten, mit dem französischen Dauphin, später Franz dem Zweiten, vermählt worden. Es ward vorgeschlagen, daß die aus dieser Verbindung geborne älteste Tochter mit dem ältesten Sohne Elisabeth's vereinigt werden und Calais als Mitgift einbringen sollte. Auf diese Weise würde der Platz ohne Unehre für Frankreich an England zurückgegeben werden**). Dergestalt waren die tollen Auswege, wozu die verschiedenen Theile griffen, in der Hoffnung, sich aus ihrer Verlegenheit zu ziehen.

Als Philipp zuletzt die absolute Nothwendigkeit, die Sache zu einer Entscheidung zu bringen, einsah, befahl er seinen spanischen Bevollmächtigten, seine letzten Instruktionen ein für allemal an Feria, den spanischen Gesandten in London, zu schreiben. Der Gesandte wurde ermächtigt zu sagen, daß, obschon England Calais durch eigne Nachlässigkeit verloren hätte, doch Philipp treu um der Wiedererlangung willen zu ihm stehen werde. Aber dagegen müßte England bereit sein, ihn mit seiner ganzen Stärke zu Lande und zu Wasser und zwar nicht bloß für einen einzigen Feldzug, sondern auf die ganze Dauer des

---

*) Der Gesandte in London war instruirt, dieselbe Zuversicht den Engländern gegenüber an den Tag zu legen. „Todavia mostramos rostro á los Franceses, como tambien es menester que alla se haga con los Ingleses, que no se puede confiar que no vengan Franceses á saber dellos lo que alli podrian entender.“ Ebendas. S. 479.

**) „That the said Dolphin's and Queen of Scott's eldest daughter shall marry with your highness eldest sonne, who with her shall have Callice.“ Forbes, State Papers of Elizabeth, vol. I. p. 54.

Es schien ausgemacht zu sein, daß Elisabeth trotz ihrer so oft vom Gegentheil wiederholten Versicherungen nicht als eine jungfräuliche Königin sterben würde.

Krieges zu unterstützen. Die Regierung möge wohl erwägen, ob der Gegenstand die Kosten werth sein würde. Feria mußte der Königin die Sache anheimstellen und sie womöglich zum gewünschten Schlusse leiten; aber so, daß es schiene, als käme das eher durch ihre eigne, als auf seine Eingebung. Die Verantwortlichkeit mußte bei ihr bleiben. Der Brief der Bevollmächtigten, welcher sehr lang ist, ist ein Muster in seiner Art und zeigt, daß in mancher Hinsicht die Wissenschaft der Diplomatie seit dem sechszehnten Jahrhunderte wenig gewonnen hat.

Elisabeth brauchte kein Argument, um des Krieges, der wie eine dunkle Wolke über dem Morgen ihrer Regierung hing, überdrüssig zu werden. Ihre Bekümmerniß war durch die Thatsache, daß Schottland eine von den Kriegsparteien geworden, noch vermehrt, und Feindseligkeiten, welche diesem Lande wenig zur Ehre gereichen, waren längs der Gränze ausgebrochen. Ihr eignes Königreich war nicht in der Lage, die außerordentlichen, von Philipp geforderten Anstrengungen zu machen. Dennoch war es klar, daß wenn es selbige nicht machte oder zum Vertrag nicht seine Zustimmung gab, England den Krieg allein fortführen mußte. Unter diesen Umständen stimmte die englische Regierung zuletzt einer Einrichtung bei, welche, wenn sie nicht Calais rettete, doch den Schein in soweit wahrte, daß die Nation zufriedengestellt sein konnte. Man kam überein, daß Calais am Schlusse von acht Jahren zurückgestellt werden sollte. Wenn Frankreich dieß verfehlte, so hatte es fünf hundert tausend Kronen an England zu zahlen, dessen Ansprüche auf Calais jedoch durch eine solche Zahlung nicht angetastet werden sollten. Würde einer von beiden Theilen, oder deren Unterthanen während dieser Zeit etwas gegen den Vertrag Verstoßendes oder den Frieden zwischen den beiden Ländern Verletzendes unternehmen, so sollte die fehlende Partei ihren Anspruch auf das streitige Gebiet dadurch sich vergeben. Es war nicht sehr wahrscheinlich, daß acht Jahre verfließen würden, ohne Frankreich bei einer solchen Vorherbestimmung einen oder den andern plausibeln Vorwand, Calais fortzubehalten, zu leihen.

Der Vertrag mit England wurde den zweiten April 1559 unterzeichnet. Am folgenden Tage ward der zwischen Frankreich und Spanien gezeichnet. Durch die Bestimmungen dieses Vertrags wurden

Philipp's Verbündete, Savoyen, Mantua und Genua, wieder in den Besitz ihrer Gebietstheile eingesetzt, deren sie in den ersten Kriegsjahren beraubt worden waren. Vier oder fünf wichtige Plätze in Savoyen waren allein vorbehalten, um dem französischen Könige, bis sein Anspruch auf die Erbfolge in diesem Königreiche entschieden war, als Gewähr zu dienen.

Die von Philipp in der Picardie gemachten Eroberungen sollten für die durch die Franzosen in Italien und den Niederlanden gemachten ausgetauscht werden. Der Tausch war sehr zum Vortheil Philipp's. In der Zeit Karl's des Fünften hatten die spanischen Waffen einige schwere Schläge erfahren, und jetzt empfing der König mehr als zwei hundert Städte für die von ihm in der Picardie besetzt gehaltenen fünf Plätze.

So unvortheilhafte Bedingungen für Frankreich erregten die Entrüstung des Herzogs von Guise, welcher Heinrich einfach sagte, daß ein Federzug von ihm dem Lande mehr, als dreißig Kriegsjahre, kosten würde. „Geben Sie mir den ärmsten der Plätze, die Sie übergeben wollen,“ sagte er, „und ich will es über mich nehmen, ihn gegen die ganzen Armeen Spaniens zu halten!“ Allein Heinrich seufzte nach Frieden und nach der Rückkehr seines Freundes, des Constable. Er zeigte äußerlich viel Achtung vor den Meinungen des Herzogs; schrieb aber an Montmorency, daß die Guises ihre alten Streiche fortspielten, — und ratifizirte den Vertrag.

Den Tag, an welchem die Bevollmächtigten der drei großen Mächte ihr Werk vollendet hatten, gingen sie in feierlicher Prozession zur Kirche und brachten dem Allmächtigen für das glückliche Zustandebringen ihrer Arbeiten Dank dar. Alsdann wurde der Vertrag veröffentlicht, und der Friede, trotz des ungünstigen Sinnes der Vertragsbestimmungen für Frankreich, — wenn wir einige ehrgeizige Geister, die bei der Fortdauer der Feindseligkeiten ihre Rechnung gefunden haben würden, ausnehmen, — von der ganzen Nation mit Freuden begrüßt. In dieses Gefühl stimmten alle Kriegsparteien ein. Die entlegneren, wie Spanien, freuten sich, daß sie von einem Kampfe befreit waren, welcher ihren Finanzen so große Abzüge machte, während Frankreich

zum Wunsche des Friedens obendrein noch den Grund hatte, daß jetzt sein eignes Land der Kriegsschauplatz geworden war.

Der Ruhm, welchen Philipp durch seine Feldzüge erlangt hatte, wurde bedeutend durch das Resultat der Unterhandlungen erhöht. Der ganze Verlauf der Unterhandlungen — so lang und verwickelt er war — wird uns in der glücklicherweise unter den Papieren Granvelle's aufbewahrten Korrespondenz bloßgelegt, und der Forscher, welcher diese Blätter prüft, dürfte wahrscheinlich aus ihnen die Ueberzeugung gewinnen, daß die spanischen Bevollmächtigten eine Gewandtheit, eine Kenntniß der Männer, mit denen sie zu thun hatten, und eine vollendete Politik besaßen, daß sich mit ihnen weder ihre französischen, noch englischen Nebenbuhler messen konnten. Die ganze Verhandlung ging unter den Augen Philipp's vor sich. Jeder Zug im Spiele war, wenn auch nicht durch seine Eingebung, so doch wenigstens mit seiner Gutheißung gemacht worden. Das Resultat brachte ihn in Gegensatz zu Heinrich dem Zweiten, der, während Philipp fest zu seinen Alliirten gestanden, in seinem heftigen Verlangen nach Frieden diejenigen Frankreichs ihrem Schicksale überlassen hatte.

Die ersten Feldzüge Philipp's hatten die durch die letzten Feldzüge Karl's des Fünften verursachte Unehre weggewischt, und durch den von ihm unterhandelten Vertrag war die Zahl der verlorenen Städte geringer, als die der gewonnenen Provinzen. Auf diese Weise hatte er sich eben so geschickt im Rathe bewiesen, als er glücklich im Felde gewesen war. Nachdem er in der Picardie und in Neapel siegreich gewesen war, erhielt er vom König von Frankreich die Bedingungen eines Siegers zugestanden und erniedrigte die Anmaßung Roms in einem Kriege, zu dem er um der Selbstvertheidigung willen getrieben worden war*). Indem er seinen Verbündeten treu und seinen Feinden

---

*) Karl der Fünfte, der natürlicherweise in seinem Mönchsverschlusse zu Buße bei einer Kollision mit Rom mehr Skrupel empfinden mochte, denn im früheren Leben, als er den Papst in dessen Hauptstadt wie einen Gefangenen hielt, billigte entschieden das Verfahren seines Sohnes. Es wäre, sagte er in einem Briefe an Juan Vazquez de Molina, ein Krieg der Nothwendigkeit, und Philipp würde vor Gott und Menschen von den Konsequenzen freigesprochen dastehn.

schrecklich war, existirte wahrscheinlich keine Periode in Philipp's Leben, worin er ein so großes wirkliches Ansehen in den Augen Europa's genoß, als zur Zeit der Zeichnung des Vertrags von Cateau-Cambresis.

Um die Einigung zwischen den verschiedenen Mächten zu kitten und die französische Nation dem Vertrage, indem man ihm einigermaßen das Aussehen eines Ehevertrags gäbe, geneigt zu machen, wurde vorgeschlagen, daß zwischen den königlichen Häusern Frankreich und Spanien eine Allianz Statt finden solle. Zuerst wurde festgesetzt, daß die Hand von Heinrich's Tochter, der Prinzessin Elisabeth, Don Carlos, dem Sohne und Erben Philipp's, gegeben werden sollte. Die beiden Theile waren ziemlich von gleichem Alter, indem ein jedes etwa vierzehn Jahre zählte. Aber, da jetzt alle Aussicht auf die englische Heirath dahin war, hielt man es für ein größeres Kompliment für die Franzosen, wenn im Ehevertrag der Vater an die Stelle des Sohnes, der Monarch selbst anstatt des unbestrittenen Erben gesetzt würde. Die Ungleichheit an Jahren zwischen Philipp und Elisabeth war nicht von der Art, daß sie einen ernsten Einwurf abgeben konnte. Der Vorschlag soll von den französischen Unterhändlern ausgegangen sein. Die spanischen Gesandten entgegneten, daß ungeachtet des Widerstrebens ihres Herrn, wieder in Ehe zu treten, dieser doch, wegen seiner Hochachtung vor dem französischen Monarchen und wegen seines Wunsches für die öffentliche Wohlfahrt, sich herbeilassen werde, sein Bedenken zu beseitigen und die Hand der französischen Prinzessin mit dem nämlichen Brautschatze, wie für seinen Sohn Don Carlos bestimmt worden wäre, anzunehmen *).

„Pues no se puede hazer otra cosa, y el Rey se ha justificado en tantas maneras cumpliendo con Dios y el mundo, por escusar los danos que dello se seguiran, forzado sera usar del ultimo remedio."

*) „Il nous a semblé mieulx de leur dire rondement, que combien vostre majesté soit toujours esté dure et difficile à recepvoir persuasions pour se remarier, que toutesfois, aiant représenté à icelle le désir du roi très-chrestien et le bien que de ce mariage poura succéder, et pour plus promptement consolider ceste union et paix, elle s'estoit résolue, pour monstrer sa bonne et syncère affection, d'y condescendre franchement." Granvelle, Papiers d'Etat, tom. V. p. 580.

Bei der Nachricht, daß Philipp sich über das Mißlingen seiner Bewerbung um sie schon so bald getröstet hatte, scheint Elisabeth nicht bloß ein wenig aufgebracht gewesen sein. „Ihr Herr," sagte sie in einem muthwilligen Tone zu Feria, „muß in mich sehr verliebt gewesen sein, wenn er nicht vier Monate warten kann!" Der Gesandte antwortete etwas geradezu, indem er die Schuld der ganzen Sache auf die Königin warf. „Nicht doch," erwiderte sie, „ich gab Ihrem Könige nie eine bestimmte Antwort." — „Wahr," sagte Feria, „die Weigerung war bloß zu verstehen, denn ich wollte Ihre Hoheit nicht zu einem runden Nein drängen, damit dasselbe zwischen so großen Fürsten nicht einen Grund der Beleidigung abgeben möchte."

Im Juni 1559 kam der Herzog von Alva nach Frankreich, um die königliche Braut zu verlangen und sie im Namen seines Herrn zu verloben. Er war von Ruy Gomez, dem Grafen von Melito — besser unter dem Titel Fürst von Eboli bekannt, — von dem Prinzen von Oranien, dem Grafen Egmont und andern Edelleuten begleitet, deren hoher Rang und Charakter der Gesandtschaft Glanz verleihen sollte. Er wurde von Heinrich im großen Staate empfangen, denn dieser, mit seinem ganzen Hofe, schien eifrig zu trachten, dem Gesandten jeden Beweis von Respekt, der ihre Uebereinstimmung mit dem Zwecke der Mission bekundete, zu bezeigen. Der Herzog entfaltete das ganze stattliche Benehmen eines ächten spanischen Hidalgo. Obschon er sich dem französischen Gebrauch bei der Begrüßung der Hofdamen anbequemte, lehnte er es jedoch ab, diese Freiheit sich mit seiner zukünftigen Königin herauszunehmen, oder sich, so oft er auch dazu aufgefordert wurde, in ihrer Gegenwart zu bedecken, — ein Stück Gewissenhaftigkeit, das die Franzosen, als der edlen castilianischen Geburt ganz und gar würdig, gar sehr bewunderten.

Am vier und zwanzigsten Juni ward die Vermählung der jungen Prinzessin in der Kirche der Heiligen Maria gefeiert. Der König Heinrich gab seine Tochter weg. Der Herzog von Alva handelte als seines Oberhauptes Stellvertreter. Beim Schlusse der Ceremonie steckte der Fürst von Eboli der Prinzessin einen Diamantring von unschätzbarem Werthe als eine Erinnerung an seinen Herrn an den Finger, und die schöne Elisabeth, die bestimmte Braut von Don Carlos, wurde die

Braut des Königs, seines Vaters. Es war eine unheilverkündende Einigung, bestimmt, durch ihre geheimnißvollen Folgen für die Seiten des Romans ein reicheres Thema als für diejenigen der Geschichte zu liefern.

Auf die Vermählung folgte eine Reihe glänzender Unterhaltungen, wovon die vorzüglichste ein Turnier, das prächtigste Prangfest dieser schauspiellustigen Zeit, war. Heinrich war damals emsig mit dem Ausrottungswerke der protestantischen Ketzerei beschäftigt, die, wie schon erwähnt, in der Hauptstadt seiner Besitzungen schrecklich über Hand zu nehmen angefangen hatte*). Am Abende des funfzehnten Juni wohnte er einer Sitzung des Parlaments bei und ließ einige von den vorzüglichen Gliedern wegen der Kühnheit ihrer Rede in seiner Gegenwart festnehmen. Er ließ dieselben hinter Verschluß und Riegel bringen, indem er ihr Urtel bis nach der Beendigung der anziehenden Turniergeschäfte verschob.

Der König ergötzte sich an diesen kriegerischen Uebungen, worin er seine prangende Persönlichkeit und unerreichte Reitkunst in der Gegenwart der versammelten Schönheit und Modewelt seines Hofes entfalten konnte**). Dießmal hielt er seinen Ruf völlig aufrecht, da er

*) Das Ausrottungswerk sollte in einer größeren Ausdehnung, als bloß in Heinrich's Hauptstadt oder Lande, vor sich gehen, wenn wir uns an die Worte des englischen Kommissionärs halten dürfen, der in einem Briefe vom Januar 1559 der Königin, seiner Herrin, die Nachricht gibt, daß „there was an appoinctement made betwene the late pope, the French king, and the king of Spaine, for the joigning of their forces together for the suppression of religion, ...th'end whereof was to constraine the rest of christiendome, being Protestants, to receive the pope's authorité and his religione." (Forbes, State Papers, vol. I. p. 296.) Ohne eine direkte Evidenz eines solchen geheimen Verständnisses können indirekte Anzeichen desselben, die aus andern Quellen hergeleitet sind, an mehr als einer Stelle dieser Geschichte gefunden werden.

**) Brantôme, der die ihm von Heinrich dem Zweiten erwiesene Gunst dadurch wiedervergalt, daß er demselben einen hervorragenden Platz in seiner Gemäldegallerie gibt, preist sein anmuthiges Benehmen im Turnier und seine bewundernswürdige Reitkunst.

„Mais sur tout ils l'admiroient fort en sa belle grace qu'il avoit en ses armes et à cheval; comme de vray, c'estoit le prince du monde qui avoit la meilleure grace

einen Preis nach dem andern davon trug und Alle, die sich seiner Lanze entgegenstellten, zu Boden warf. Als sich die Spiele gegen Abend dem Ende zuneigten, sah er den jungen Grafen von Montgomery, einen schottischen Edlen, Hauptmann seiner Garde, noch ungebrochen auf seiner Lanze lehnen. Der König forderte den Kavalier heraus, mit ihm einen Lauf für die Sache seiner Gemahlin zu nehmen. Vergebens bat die Königin mit einer düstern Ahnung eines Unglücks ihren Gemahl, sich mit den schon gewonnenen Lorbeeren zufrieden zu geben. Heinrich beschleunigte hartnäckig sein Geschick und trieb den Grafen, obschon dieser äußerst unaufgelegt dazu war, in den Sattel zu steigen. Die Kämpen trafen sich mit einem wüthenden Stoße in der Mitte der Schranken. Montgomery war ein ungesitteter Turnierer. Er richtete seine Lanze mit solcher Gewalt gegen den Helm seines Widersachers, daß die Querstreifen des Visirs nachgaben. Die Lanze zersplitterte; ein Stück davon traf den König mit einer so großen Heftigkeit an den Schlaf, daß dadurch das Auge ganz bloßgelegt wurde. Der unglückliche Monarch taumelte auf den Sattel und würde gefallen sein, wäre nicht der Constable, der Herzog von Guise und andere Edle, die ihn besinnungslos in ihren Armen aus den Schranken trugen, zu Hülfe geeilt. Heinrich's Wunde war tödtlich. Er schmachtete zehn Tage in heftigem Todeskampfe und verschied am neunten Juli im zwei und vierzigsten Jahre seines Alters und im dreizehnten seiner Regierung. Es war ein übles Vorzeichen für die Heirath Elisabeth's.

Die Nachricht von dem Tode des Königs wurde durch das ganze Königreich mit Kundgebungen des Bedauerns empfangen. Heinrich besaß keine von jenen gediegenen Eigenschaften, welche einen großen oder einen guten Fürsten ausmachen. Allein er besaß die prangenden Eigenschaften, welche vielleicht wirksamer die Zuneigung eines Volkes gewinnen, das wie die von Heinrich regierte Nation das Gepränge liebt. Es gab indeß Manche im Königreiche — jene wachsende Sekte der Hugenotten —, die auf den Tod des Monarchen mit sehr verschiedenen Augen blickten, und die sich darüber als über eine Erlösung von

---

et la plus belle tenue, et qui sçavoit aussi bien monstrer la vertu et bonté d'un cheval, et en cacher le vice."

Verfolgung freuten. Sie hatten geringe Ursache sich zu freuen. Das Scepter ging in die Hände einer Linie von schwachen Fürsten, oder vielmehr auf deren Mutter, die berüchtigte Katharina von Medici, über, die an ihrer Statt regierte und sich schließlich als die von allen erbarmungsloseste Feindin der Hugenotten bewies.

Neuntes Kapitel.

Die letzten Tage Karl's des Fünften.

Karl in Yuste. — Seine Lebensweise. — Sein Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten. — Er feiert sein Leichenbegängniß. — Die letzte Krankheit. — Sein Tod und Charakter.

1556—1558.

Während die im vorhergehenden Kapitel erwähnten Vorfälle geschahen, fand ein Ereigniß Statt, welches, wäre es früher vorgefallen, einen wichtigen Einfluß auf die Politik von Europa ausgeübt haben würde und dessen Nachricht, als es vorfiel, überall mit der größten Theilnahme aufgenommen wurde. Dieß Ereigniß war der Tod des Kaisers Karl des Fünften in seiner Mönchszurückgezogenheit in Yuste. Wir haben auf den ersten Blättern unserer Darstellung gesehen, wie dieser Monarch nach seiner Lossagung vom Throne sich in das Hieronymitenkloster zwischen den Bergen von Estremadura zurückzog. Der Leser mag jetzt einiges Interesse fühlen, ihm dahin zu folgen, und zu beobachten, auf welche Weise er sich in den Wechsel fand und die beschließenden Tage seines ereignißreichen Lebens verbrachte. Das Gemälde, welches ich davon zu geben im Stande bin, wird in mancher Hinsicht von den Erzählungen früherer Geschichtsschreiber abweichen, da dieselben schrieben, als das Archiv von Simancas, welches für die Erzählung die authentischsten Verzeichnisse bietet, dem Forscher, mochte

er nun ein einheimischer oder ein fremder sein, noch unzugänglich war*).

Wie wir sahen, hatte Karl schon frühzeitig beschlossen, in einer zukünftigen Zeit die Königssorgen aufzugeben und sich in einsamer Zurückgezogenheit dem guten Werke seiner Erlösung zu widmen. Seine Lebensgefährtin, die Kaiserin Isabella, hatte, wie aus seiner eignen Mittheilung zu Yuste hervorgeht, sich zu dem nämlichen frommen Vorsatze bekannt. Indeß starb sie zu bald, als daß sie ihren Plan hätte ausführen können, und Karl war zu sehr mit seinen ehrgeizigen Unternehmungen beschäftigt, um sein Ziel eher, als im Herbst 1555 zu erreichen, da er denn, an Gesundheit und Lebensfrische gebrochen und mit der Welt zerfallen, das Scepter, welches er vierzig Jahre lang geführt, niederlegte und sich in ein dunkles und ruhiges Leben zurückzog.

Der zu seiner Wohnung auserlesene Ort lag gegen sieben Stunden von der Stadt Placencia an den Abdachungen der Gebirgskette, welche die Provinz Estremadura durchzieht. Hier stand nistend zwischen schroffen Bergen, die mit dicken Kastanien- und Eichenwaldungen bekleidet waren, das Hieronymitenkloster geschirmt vor den rauhen Lüften des Nordens. Gegen Süden dachte sich das Land in einer allmäligen Abschüssigkeit ab, bis es in einer weiten Fläche, der sogenannten Vera von Placencia auslief, die, befruchtet von den Sturzbächen der Sierra, durch ihre üppige Vegetation zu dem wilden Charakter der Gebirgsbekleidung einen starken Gegensatz bildete. Es war für Solche, die sich von dem Geräusch der Welt zurückziehen und ihre Tage dem Gebete und heiliger Betrachtung widmen wollten, ein sehr passender Ort. Die Hieronymitische Bruderschaft war an diesem friedensreichen Platze gediehen. Viele Mönche hatten wegen ihrer Heiligkeit einen Ruf erlangt, andere wegen ihrer Gelehrsamkeit, deren Früchte man in einer großen,

*) Diese angenehme Voraussetzung sollte sich nicht verwirklichen. Seit dem Sommer 1851, wo das Obige geschrieben ward, ist das Klosterleben Karl's des Fünften, damals noch ein jungfräulicher Gegenstand, dreifach erzählt worden, Dank den Bemühungen der Herren Stirling, Amédée Pichot und Mignet; während die Veröffentlichung der originellen Dokumente von Simancas durch Herrn Gachard jeden Forscher in den Stand setzen wird, ihre Angaben zu vergleichen.

in der Bibliothek des Klosters aufbewahrten Manuskriptsammlung gewahren kann. Die Bruderschaft wurde mit Wohlthaten überhäuft. Die Mönche wurden Eigenthümer von beträchtlichen Landstrichen in der Nachbarschaft, und sie verwandten freigebig ihre Mittel, um Almosen an die Armen zu vertheilen, die darum vor die Pforte des Klosters kamen. Nicht lange vor der Zeit, da Karl seine Wohnung unter ihnen aufschlug, hatten sie ihr Gebäude mit einem ausgedehnten Viereck vergrößert, das in der Konstruktion seiner Kreuzgänge einige baukünstlerische Eleganz entfaltete.

Drei Jahre, ehe der Kaiser sich hierher begab, sandte er einen geschickten Architekten, damit derselbe solche Anordnungen träfe, wie er sie für sich bezeichnet hatte. Sie waren sehr einfach. Ein kleines Gebäude, bestehend aus acht Zimmern, wovon in jedem Stock vier waren, wurde nach der südlichen Klostermauer zu errichtet. Die Zimmer waren niedrig und von mäßiger Größe. Sie waren von Hallen gedeckt und von denselben auf zwei Seiten vor den Sonnenstrahlen geschützt, während ein offener Gang, welcher durch die Mitte des Hauses lief, ein Mittel zu vollkommner Lüftung bot. Aber Karl fürchtete bei seiner von Gicht behafteten Konstitution kalte Feuchtigkeit mehr, als Hitze, und er trug Sorge dafür, daß seine Zimmer mit Kaminen, einem in dieser gemäßigten Gegend wenig bekannten Luxus, versehen waren.

Von seinem Zimmer ging ein Fenster unmittelbar in die Kapelle des Klosters, und durch dasselbe konnte er, wenn er ans Bett gefesselt und der Messe beizuwohnen zu krank war, die Erhebung der Hostie sehen. Die Geräthschaften der Wohnung waren — nach einer gewöhnlich maßgebenden Autorität — von der einfachsten Art, und Karl trug, wie uns berichtet wird, um seine Gichtgliedmaßen keine bessere Sorge, als daß er sich mit einem Armstuhle, oder vielmehr einem bloß halben Armstuhle, der bei einer Versteigerung nicht vier Realen eingebracht haben würde, versah*). Das Inventarium der Geräthschaften von

*) „Una sola silla de caderas, que mas era media silla, tan vieja y ruyn que si se pusiera en venta no dieran por ella quatro reales.“ Sandoval, tom. II. p. 610. — Siehe auch El Perfecto Desengano, por el Marqués de Valparayso, Manuskr.

Yuste erzählt diese Sache ganz anders. Anstatt eines „halben Armstuhls" finden wir, neben andern mit Sammet überzogenen Stühlen, zwei zu des Kaisers Gebrauch eigens bestimmte Armstühle. Einer davon war von einer besondern Konstruktion, und mit nicht weniger als sechs Polstern und einem Fußschemel zur Ausrastung seiner gichtischen Glieder zurecht gemacht. Sein Kleiderschrank zeigte eine gleiche Achtnahme auf seine persönliche Bequemlichkeit. Anstatt eines finden wir nicht weniger als sechszehn seidene und sammetne Anzüge, die mit Hermelin, Eiderdunen oder mit dem weichen Haar der Barbareiziege gefüttert waren. Die Verzierungen seines Zimmers waren nicht bloß von einer bequemen, sondern auch luxuriösen Gattung: — sammetne Baldachine; Teppiche aus der Türkei und von Alcaraz; Tapetenbekleidungen, wovon fünf und zwanzig Stück aufgeführt sind, reich mit Blumen und Thiergestalten ausgestattet. Zwölf Wandbekleidungen von dem feinsten schwarzen Tuche gab es für des Kaisers Betzimmer, das seit dem Tode seiner Mutter immer mit Trauer behangen gewesen war. Unter den Zierrathen seiner Stuben befanden sich vier große Wanduhren von ausgezeichneter Arbeit. Daneben besaß er eine Anzahl Taschenuhren, damals eine noch größere Seltenheit, als jetzt. Hinsichtlich seiner Zeitmesser war er genau und trug für ihr richtiges Gehen Sorge, indem er ihren Verfertiger in seinem Gefolge mit nach Yuste brachte. Bei Tische wurde er in Silbergeschirr bedient. Sogar die gemeinsten Geräthschaften seiner Küche und seines Schlafzimmers waren von dem nämlichen kost-

Indem der letztere Schriftsteller von den Zimmergeräthschaften spricht, gebraucht er, mit Ausnahme eines einzigen Wortes, die nämliche Sprache, wie Sandoval. Beide behaupten, daß sie ihren Bericht über das klösterliche Leben Karl's des Fünften hauptsächlich von Fray Martin de Angulo, dem Prior von Yuste, geschöpft haben. Ohne Zweifel ist diese Autorität vom höchsten Werthe, da der Prior, welcher Zeuge von den Schlußscenen Karl's des Fünften war, seine Darstellung zur Nachricht für die Regentin Joanna und auf deren Ansuchen aufzeichnete. Warum der gute Pater seinen Helden in einem Aufzuge solch' erschreckender Armuth darstellte, ist nicht leicht zu sagen. Vielleicht glaubte er, daß es dem Kaiser zur Ehre gereichen würde, wenn derselbe willig die Pracht des Thrones mit einem Leben mönchischer Ertödtung vertauscht hätte.

baren, an Gewicht sich auf beinahe vierzehn tausend Unzen belaufenden Stoffe.

Das Inventarium enthält freilich eine magere Ausstattung mit Büchern, die meistentheils einen Erbauungsinhalt hatten. Aber Karl's Kunstliebe war ersichtlich aus einer kleinen, doch ausgewählten Gemäldesammlung, welche er zur Ausschmückung der Wände seines einsamen Ortes mitgebracht hatte. Neun dieser Gemälde waren von der Hand Titian's. Karl hielt die Werke des großen Venetianers in den höchsten Ehren und wünschte, daß von dieser Hand sein Bildniß der Nachwelt überliefert würde. Der Kaiser hatte vier durch Titian gemalte Porträts von sich selbst und von der Kaiserin mitgebracht, und unter den übrigen Exemplaren dieses Meisters waren einige von dessen besten Gemälden. Eines davon war die berühmte „Gloria", worauf Karl und die Kaiserin inmitten der himmlischen Heerschaaren von Engeln gestützt und in der Stellung tiefer Anbetung erscheinen. Er hatte das Gemälde zu Füßen seines Bettes, oder, nach einem andern Berichte, über dem Großaltare der Kapelle aufgehangen. Dieses Gemälde, das ihn mit den zärtlichsten Erinnerungen erfüllte, soll er lange und tief versunken angestaunt haben, und wenn er bei dem Bilde derjenigen, welche ihm auf Erden so theuer gewesen war, verweilte, mag er wohl, wie ihn der Künstler hier dargestellt hatte, vorwärts auf seine Wiedervereinigung mit ihr in den himmlischen Wohnungen geblickt haben.

Ein Treppenweg oder vielmehr eine abgeneigte, für die Schwäche von Karl's Gliedern passende Ebene führte von der Gallerie seines Hauses in die Gärten hinab. Diese waren von einer hohen Mauer, welche ihn völlig der Beobachtung von Außen entzog, umgeben. Der Garten war voll von Orangen-, Citronen-, Feigenbäumen und von wohlduftenden, üppig in dem fruchtbaren Boden wachsenden Pflanzen. Der Kaiser fand Geschmack an der Gärtnerei und hatte eine große Lust an der Pflege junger Pflanzen und am Ausputzen seiner Bäume. Sein Garten bot ihm auch die beste Gelegenheit, sich Bewegung zu machen, und bei schönem Wetter spazierte er wohl längs einer Baumreihe von hohen Kastanien, welche zu einer hübschen Kapelle, deren Ruinen noch heutzutage zu sehen, in dem benachbarten Gehölze leitete. Unter den Bäumen wird einer gezeigt — ein übergroßer Nußbaum, der seinen

Schatten weit und breit über den Boden wirft —, unter dessen Zweigen der nachdenkliche Monarch sich wohl niedersetzte und über die dunkele Zukunft, oder vielleicht über die gewelkten Glorien der Vergangenheit nachdachte.

Karl war einst der vollendetste Reiter seiner Zeit gewesen. Er hatte ein Pferdchen und ein Maulthier in der Hoffnung, daß er sich einige Bewegung im Sattel würde machen können, nach Yuste mitgebracht. Allein die Glieder, welche Tag für Tag ohne Müdigkeit das schwere Kriegsroß Flanderns und den wildesten Zelter Andalusiens bestiegen hatten, waren jetzt unfähig, die Bewegung eines armen Kleppers auszuhalten, und nach einem einzeln dastehenden Versuche im Sattel bei seiner Ankunft zu Yuste, da er beinahe ohnmächtig wurde, ließ er das Reiten auf immer sein.

Nur wenige Orte kann man mit mehr Interesse besuchen, als denjenigen, welchen der große Kaiser zu einer Zuflucht vor den dornigen Regierungssorgen erkoren hatte. Und bis vor einigen Jahren konnte der Reisende von den Einwohnern des Klosters den nämlichen willkommenen Empfang, welchen sie den Fremden immer bereitwillig boten, erhalten. Aber 1809 wurde der Platz von den Franzosen verheert, und die grimmigen Soldaten Soult's verwandelten das große Gebäude mit seinen Kreuzgängen in einen Haufen geschwärzter Trümmer. Selbst die von den Brüdern mit so großem Fleiße aufgestapelte Manuskriptsammlung entging nicht dem allgemeinen Verderben. Der Palast des Kaisers, wie die einfältigen Mönche seine Wohnung zu nennen beliebten, hatte kaum ein besseres Geschick, obschon dasselbe von Karl's eignen Landsleuten, den Liberalen von Cuacos, kam. Von diesen Patrioten ward das untere Stockwerk in Ställe für ihre Pferde verwandelt. Die oberen Zimmer wurden als Getreidemagazine verwendet. Die Maulbeerblätter im Garten wurden abgepflückt, um Material für den Seidenwurm zu liefern, dem man erlaubte, seinen Cocon in den verödeten Zimmern des Königthums aufzuwinden. Aber noch sind die großen Züge der Natur die nämlichen, wie in Karl's Tagen, geblieben. Die kahlen Gipfel der Sierra ragen noch hoch über den Ruinen des Klosters empor. Die zottigen Seiten der Berge tragen noch ihre wilde Forstbekleidung. Tief unten streift das Auge des Wan=

derers über die schöne Vera von Placencia, die noch, wie vor Alters, im nämlichen üppigen Pflanzenwuchse strahlt, und der Reisende, wenn er unter den verfallenen Säulenhallen und verödeten Bogengängen herumwandert, saugt noch die Wohlgerüche von tausend duftenden Pflanzen und wildwachsenden Blumen ein, die da, wo sonst der Garten der kaiserlichen Klause war, zu einer verwirrten Wildniß emporgeschossen sind*).

Obschon Karl in einer Sänfte über die Berge getragen wurde, hatte er auf seiner langen und beschwerlichen Reise von Valladolid her doch viel gelitten. Er verweilte einige Zeit in dem benachbarten Dorfe Xarandilla und begab sich von da, nachdem er von dem größern Theile seines Gefolges Abschied genommen hatte, mit dem Rest nach dem Kloster Yuste. Es war der dritte Februar 1557, als er den Ort, welcher sein letzter Ruheplatz werden sollte, betrat. Die Mönche von Yuste hatten sich durch den Umstand, daß Karl ihrem Kloster einen solchen Vorzug gab, sehr geschmeichelt gefühlt. Wie er in die Kapelle kam, wurde von der ganzen Bruderschaft das Te Deum gesungen, und als der Kaiser sich vor dem Altare niederwarf, schaarten sich die Mönche eifrig um ihn her, um ihm ihren tiefen Respekt zu bezeigen. Karl empfing sie gnädig, und nachdem er sich seine Wohnung besehen hatte, sprach er sich über die für ihn getroffenen Anstalten sehr befriedigend aus. Sein Temperament war nicht veränderlich. Wenn er beim Bilden seiner Pläne langsam war, war er noch langsamer bei der Ver-

*) Siehe den beredten Schluß von Stirling's Klosterleben Karl's des Fünften. In seinem bewunderungswürdigen Handbuche, welches dem Studenten des Spanischen im einsamen Stübchen ebensowohl wie dem Reisenden in Spanien als Leitfaden dienen kann, hat Ford einige Kolumnen einem von ihm diesem eingezogenen Orte gemachten Besuche gewidmet, wo, wie er sagt, der Geist des mächtigen Todten wiederum in seiner letzten Heimath zu herrschen schien. Einige Zeilen aus den Blättern des englischen Touristen werden dem Leser die Scene lebendiger vorführen, als es die káltere Beschreibung im Texte vermag. „Da die Fenster weit aufgerissen worden waren, um die kühle wie Thymian duftende Luft hereinzulassen, streifte bei dem hellen Abende das Auge über das unbegränzte Thal, und die Nachtigallen schlugen angenehm in dem vernachlässigten Pomeranzengarten, während die hellen Sterne sich gleich Diamanten in dem dunkeln Teiche unter uns wiederspiegelten. Wie oft hatte Karl an einem friedlichen Abende auf die sich gleichbleibende und unveränderte Scene geblickt, wo er jetzt bloß allein noch fehlte!“

änderung derselben. Bis zum letzten Tage seines Verbleibens in Yuste scheint er, — was auch dem widersprechend gesagt worden sein mag —, mit dem von ihm unternommenen Schritte und dem auserlesenen Orte zufrieden gewesen zu sein.

Von Anfange an hielt er sich bereit, soweit als es seine Gesundheit erlauben wollte, mit den Ordensregeln des Klosters in Uebereinstimmung zu leben. Nicht als ob er sich hätte auf die kleinlichen Umstände eines gewöhnlichen Bruders beschränken wollen. Die noch bei ihm bleibende Zahl seines Gefolges betrug wenigstens funfzig, meist Flamänder*); eine gewiß nicht größere Anzahl, als um manchen Edelmann des Landes verweilte. Aber unter ihnen erkennen wir jene Staatsdiener, welche eigentlicher in eine fürstliche Wohnung, als in die Zelle des Klosters gehören. Daselbst war der Majordom, der Almosenpfleger, der Kleiderwart, der Juwelenaufbewahrer, die Kämmerlinge, zwei Uhrmacher, mehrere Sekretäre, der Arzt, der Beichtvater, nebst Köchen, Zuckerbäckern, Brotbäckern, Brauern, Hägereitern und zahlreichen Bedienten. Mehrere von diesen Begleitern scheinen nicht ganz so, wie ihr Herr, mit ihrer abgeschlossenen Lebensweise zufrieden gewesen zu sein, sondern manchen Sehnsuchtsblick nach den verlassenen Herrlichkeiten und Eitelkeiten der Welt zurückgeworfen zu haben. Derart waren wenigstens die Gefühle von des Kaisers Majordom Quirada, in welchen er das größte Zutrauen setzte, und der seinen Haushalt unter seiner Aufsicht hatte. „Seiner Majestät Bettzimmer," schreibt der klagsüchtige Beamte, „ist gut genug; allein die Aussicht von da ist ärmlich: — öde Berge, bedeckt mit Felsen und verbutteten Eichen; ein Garten von mäßiger Größe mit einigen strebenden Pomeranzenbäumen; die Wege, weil so steil und steinig, kaum

*) Ihr Name und Stand wird in dem von Karln ein Paar Tage vor seinem Tode vollzogenen Codizill einzeln angeführt. Siehe das Dokument ganz bei Sandoval, Hist. de Carlos V., tom. II. p. 662. Eine befriedigendere Liste ist durch den unermüdlichen Gachard aus verschiedenen, von ihm gesammelten Dokumenten zusammengestellt worden, wodurch ihm auch zugleich die Mittel an die Hand gegeben wurden, die Orthographie des Sandoval, die in Bezug auf die flamändischen Namen elend mangelhaft ist, zu verbessern.

benutzbar; das einzige Wasser ein von den Bergen herabstürzender Gießbach; eine traurige Einöde!“ Die untern trostlosen Räume müssen, sagt er voraus, nothwendig feucht sein und können für die Gebrechlichkeit des Kaisers nichts Gutes bedeuten*). „Was die Mönche anbetrifft,“ bemerkt der Sekretär Gaztelu in derselben freundlichen Weise, „so wolle es Gott, daß Seine Majestät, was keine leichte Sache sein wird, sie gut leiden kann; denn sie sind eine zudringliche Race.“ Augenscheinlich würden Karl's Untergebenen die Kasteiungen des Mönchslebens mit der guten Mahlzeit und Lust Brüssels gern vertauscht haben.

Indem der würdige Prior des Klosters Karln anredete, grüßte er ihn mit dem Titel paternidad, bis einer von der Bruderschaft ihm eingab, daß es schicklicher wäre, dafür magestad zu gebrauchen. Seine Niederlegung der kaiserlichen Krone, die, wie wir sahen, bald auf die der spanischen folgte, war noch nicht eingetreten, weil der Reichstag damals, als Karl's Gesandter, der Prinz von Oranien, sich zu Regensburg im Frühling 1557 vorstellen wollte, keine Sitzung hatte. Der Krieg mit Frankreich ließ Philipp wünschen, daß sein Vater einige Zeit noch Herr von Deutschland bleiben möge. Deßhalb war es nicht eher, als mehr denn ein Jahr nach Karl's Ankunft in Yuste, daß die Abdankung am acht und zwanzigsten Februar 1558 von dem Reichstage zu Frankfurt angenommen wurde. Karl war noch Kaiser und erhielt noch fortwährend den kaiserlichen Titel in seinem ganzen Briefwechsel**).

Wir haben ziemlich vollständige Nachrichten über die Art, wie der Monarch seine Zeit anwandte. Wenn seine Gesundheit es erlaubte, nahm er jeden Morgen an der Messe in der Kapelle Theil. Auf die Messe folgte die Mittagsmahlzeit, die er frühzeitig und allein einnahm, indem er dieß einem Platze im Speisezimmer des Klosters vorzog. Er legte sich gern selbst vor, wiewohl seine gichtischen Finger nicht immer

---

*) Der Hausmeier schließt, indem er Vasquez bittet, das Schreiben nicht seiner Herrin, der Regentin Joanna, zu zeigen, da man von ihm nicht glauben sollte, als ob er in irgend Etwas den Wünschen des Kaisers entgegen wäre.

**) Emperador semper augusto de Alemania.“

im besten Zustande zu dieser Verrichtung waren*). Sein Arzt war gewöhnlich während des Mahles in der Nähe und konnte mindestens beobachten, wie wenig sein Patient, welcher nicht die Tugend der Enthaltsamkeit besaß, seine Vorschriften befolgte. Der Flamänder Van Male, des Kaisers bevorzugter Kämmerer, war auch nicht selten gegenwärtig. Das war ein guter Gelehrter, und seine Erörterungen mit dem Doktor dienten dazu, die Langweile von ihres Herrn einsamem Mahle zu verkürzen. Die Unterhaltung drehte sich oft um Gegenstände der Naturgeschichte, von welcher der Kaiser ein Freund war, und wenn sich die beiden Theile nicht einigen konnten, so wurde der Beichtvater, ein Mann von Wissen, hereingerufen, um den Streit beizulegen.

Nach dem Mittagsessen — einer wichtigen Mahlzeit, welche Karln viel Zeit wegnahm, — lauschte er einigen Stellen aus einem Lieblingstheologen. In seinen weltlichen Tagen soll das von ihm am meisten geliebte Buch Comine's Leben Ludwig's des Elften gewesen sein, des Fürsten, dessen Maxime „Qui nescit dissimulare, nescit regnare“ wie für den Geist des Kaisers gemacht war. Indeß suchte er jetzt für seine geistige Richtung einen bessern Führer, und hörte wohl eine Homilie aus den Schriften des heiligen Bernhard oder häufiger noch des ihm zur höchsten Ergötzung gereichenden St. Augustin an. Gegen Abend hörte er einen Vortrag von einem seiner Prediger. Besonders um seinetwillen waren drei oder vier der beredtesten aus dem Hieronymitischen Orden nach Yuste gebracht worden. Wenn er sich nicht in der Lage befand, bei dem Vortrage gegenwärtig zu sein, so erwartete er den vollständigen Bericht davon von den Lippen seines Beichtvaters, des Paters Juan de Regla, zu vernehmen. Karl war pünktlich in der Beachtung aller großen Fasten und Feste der Kirche. Zwar sprachen ihn seine Schwächen vom Fasten frei, allein er glich dasselbe durch die Strenge seiner Geißelung aus. Vorzüglich in der

*) Seine Zähne scheinen kaum in einem bessern Zustande als seine Finger gewesen zu sein. — „Era amigo de cortarse el mismo lo que comia, aunque ni tenia buenas ni desembueltas las manos, ni los dientes.“ Siguença, Orden de San Geronimo, parte III. p. 192.

Fastenzeit ging er mit sich selbst so unnachsichtig um, daß man die Geißel mit Blut befleckt fand, und dieß kostbare Andenken von Karl's Frömmigkeit soll von Philipp immer werthgehalten und als ein Erbstückchen seinem Sohne vermacht worden sein.

Die zunehmende Wachsamkeit über seine eignen geistlichen Angelegenheiten machte ihn auch wachsamer über die der Andern: wie manchmal die schwächern Brüder zu ihrem Nachtheile herausfanden. Da er beobachtet hatte, daß einige von den jüngeren Mönchen mehr Zeit, als geziemend war, im Gespräche mit den in Geschäftssachen vor die Pforte des Klosters kommenden Frauen zubrachten, brachte Karl einen Befehl zu Stande, wonach jedes Frauenzimmer, welches sich innerhalb zweier Bogenschüsse dem Thore näherte, hundert Streiche empfangen sollte. Bei einer andern Gelegenheit soll sein Pflichteifer, den Fleiß eines der jüngern Glieder der Bruderschaft zu beleben, dieses zu dem mürrischen Ausrufe verleitet haben: „Kannst Du nicht damit zufrieden sein, daß Du die Welt so lange auf den Kopf gestellt hast, weil Du noch hierher kömmst, um die Ruhe eines armen Klosters zu stören?"

Bei seinen geistlichen Verrichtungen hatte Karl noch ein Vergnügen obendrein durch seine Liebe zur Musik, welche letztere ja in so hohem Maße sich beim Gottesdienste der römisch-katholischen Kirche vorfindet. Er sang selber gut, und seine helle, klangreiche Stimme konnte man oft durch den offenen Fensterflügel seines Bettzimmers hören, wenn er den Gesang der Mönche in der Kapelle begleitete. Der Chor bestand völlig aus Ordensbrüdern, und Karl wollte kein Eindrängen von einer andern Seite her erlauben. Sein Ohr entdeckte schnell jede fremde Stimme, wie auch bei dem Vortrage jede falsche Note: in welch' letzterm Falle er manchmal seine Andacht unterbrach und in halbunterdrückten Tönen seinem Aerger durch einige von jenen groben Beinamen Luft machte, welche, wenn sie auch zu den Gewohnheiten des alten Kriegers gehörten, doch seiner gegenwärtigen Lebensweise bloß leidlich anstanden*).

*) „Si alguno se errava dezia consigo mismo: O hideputa bermejo, que aquel erro, ò otro nombre semejante." Sandoval, Hist. de Carlos V., tom. II. p. 613.

Die nicht auf religiöse Uebungen verwandte Zeit war unter verschiedene Beschäftigungen vertheilt, an welchen er zwar Gefallen fand, die er aber zu verfolgen bisher nur wenig Muße gehabt hatte. Neben den Beschäftigungen in seinem Garten hegte er eine entschiedene Neigung für mechanische Arbeiten. Einige Jahre vorher, als er noch in Deutschland war, hatte er einen sinnreichen Wagen zu seiner eignen Bequemlichkeit erfunden. Er brachte mit sich nach Yuste einen Ingenieur, Namens Torriano, der wegen der zu Toledo errichteten großen Wasserwerke berühmt war. Mit dem Beistande dieses Mannes, eines sehr geschickten Mechanikers, vergnügte sich Karl, indem er verschiedene, Soldaten darstellende Puppen, die die militärischen Uebungen durchmachten, verfertigte. Der Historiker muthet unserm Glauben viel zu, wenn er uns auch von kleinen hölzernen Vögeln berichtet, welche die beiden scharfsinnigen Männer so herrichteten, daß selbige vor den verwunderten Mönchen durch das Fenster aus- und einflogen. Aber Nichts erregte das Staunen mehr, als eine kleine Handmühle zum Weizenmahlen, welche binnen einem einzigen Tage genug Mehl lieferte, um einen Menschen eine Woche oder drüber zu erhalten. Die guten Väter meinten, das schmeckte offenbar nach Zauberei, und es mag bei der Verfolgung, welche der unglückliche Ingenieur später von der Inquisition erduldete, einen Beweisgrund mit gegen ihn abgegeben haben.

Karl nahm ferner ein großes Interesse am Mechanismus der Zeitmesser. Er besaß eine ziemliche Anzahl zusammen tickender Wand- und Taschenuhren in seinen Zimmern, und man hat eine Erzählung geglaubt, wonach ihn die Schwierigkeit, zwei derselben ganz gleich gehen zu lassen, zu dem Ausrufe veranlaßt habe, daß es eine Narrheit wäre, eine Anzahl Menschen in Religionssachen gleichdenkend machen zu wollen, wenn er nicht einmal zwei von seinen Zeitmessern soweit herstellen könnte, daß sie mit einander übereinstimmten: — ein philo-

Ich will höfliche Ohren nicht beleidigen, indem ich es in das entsprechende Fischweiberdeutsch übersetze. Billigerweise muß bemerkt werden, daß der Verfasser des Perfecto Desengaño keinen so unehrerbietigen Ausdruck Karln in den Mund legt. Indeß geben beide vor, daß sie dem Manuskripte des Prior's Angulo folgen.

sophischer Gedanke, welchen man schwerlich bei einem Manne voraussetzen darf, der noch in seinen Scheideworten seinem Sohne dringlich anempfehlen konnte, daß die Aufrechterhaltung der Inquisition das große Bollwerk des katholischen Glaubens sei. In den Gärten von Yuste ist noch, oder war unlängst ein von Torriano verfertigter Sonnenzeiger zu sehen, welcher Karln in den Stand setzen sollte, den Zeitfall, so wie dieser in dem eintönigen Verlaufe des Klosters dahin glitt, genauer zu messen.

Wenn Karl auch den aus Neugier oder eitler Ceremonie hervorgehenden Besuchen abgeneigt war, so willigte er doch ein, einige Edle, deren Güter auf dem benachbarten Lande lagen, zuzulassen, da dieselben aus Gefühlen treuer Anhänglichkeit an ihren alten Herrn sich beeiferten, ihm in seiner Zurückgezogenheit ihre Aufwartung zu machen. Aber Niemand von denen, die in seinen einsamen Aufenthalt gelangten, scheint ihn so zufriedengestellt zu haben, wie Francisco Borja, Herzog von Gandia, den später die römisch-katholische Kirche auf ihre Heiligenliste setzte. Gleich Karln hatte er in der Welt einen glänzenden Vorrang eingenommen, und gleich ihm hatte er gefunden, daß die Glorie dieser Welt bloß Eitelkeit ist. In der Blüthe seines Lebens zog er sich von der geschäftigen Schaubühne, auf welcher er handelte, zurück und ging in ein Jesuitenkollegium. Auf die Einladung des Kaisers stattete Borja mehr, denn einen Besuch in Yuste ab, denn Karl fand großen Trost in der Gesellschaft und in der Unterhaltung seines alten Freundes über Gegenstände von wachsendem Interesse für beide. Das Resultat ihrer Zusammenkünfte war die Bestärkung beider in der Ueberzeugung, daß sie weislich gehandelt, als sie der Welt feierlich entsagten und sich dem Dienste des Himmels widmeten.

Auch von seinen beiden Schwestern, den verwitweten Königinnen von Frankreich und Ungarn, die, wie wir sahen, ihren Bruder auf seiner Rückkehr nach Spanien begleiteten, wurde der Kaiser besucht. Allein es war ein zu rauher Weg und die Versorgungen in Yuste waren zu unbedeutend, als daß sich die königlichen Matronen ermuthigt gefühlt hätten, ihren Aufenthalt lang zu machen, oder, mit einer einzigen Ausnahme von Seiten der Königin von Ungarn, ihren Besuch zu wiederholen.

Allein ein Gegenstand lebhafteren Interesses, als beide Schwestern, war für den Kaiser ein kaum zwölf Jahre alter Knabe, welcher in der Familie seines Hausmeiers Quirada in dem benachbarten Dorfe Cuacos wohnte. Das war Don Johann von Oestreich, wie er später hieß, der künftige Held von Lepanto. Er war Karl's natürlicher Sohn: eine Thatsache, die mit Ausnahme Quirada's, welcher den Knaben als seinen eignen Pagen im Kloster einführte, sonst Niemandem zu des Vaters Lebzeiten bekannt war. Der Bursche zeigte schon in diesem frühen Alter viele Funken jenes erhabenen Geistes, wodurch er sich später auszeichnete, — heiterte auf diese Weise die abwärts gehenden Jahre seines Erzeugers auf und bot jenen Zartgefühlen, welche sonst in der kalten Atmosphäre des Klosters würden abgestorben sein, einen Anziehungs- und Haltepunkt.

Vom Kriegsschauplatze kommende Fremde, welche ihm die so erwünschten Aufschlüsse über den Stand der Dinge draußen zu geben vermochten, konnten sicher sein, eine gute Aufnahme zu finden. So finden wir ihn in einer Zusammenkunft mit einem aus den Niederlanden angekommenen Offiziere, Namens Spinoza, indem er an diesen eine Menge Fragen hinsichtlich des Standes der Armee, der Organisation und Ausstattung der verschiedenen Truppenabtheilungen und anderer Einzelheiten richtet, woraus das von Karl an der Leitung des Feldzugs genommene lebhafte Interesse hervorgeht*).

Gewöhnlich hat man gemeint, daß der Kaiser, nachdem er sich nach Yuste zurückgezogen hatte, wie ein Lebendigbegrabener von dem Verkehr mit der Welt völlig abgeschnitten lebte: — „so vollständig von den Geschäften des Königreichs und von den Regierungsangelegenheiten,“ sagt der eine von seinen Biographen, „zurückgezogen, als ob er niemals daran Theil genommen hätte;“ — „so gänzlich,“ sagt ein andrer Zeitgenosse, „in seine Einsamkeit vertieft, daß weder Revo-

*) „Le hizo mas preguntas que se pudieran hazer á la donzella Theodor, de que todo dió buena razon y de lo que vió y oyó en Francia, provisiones de obispados, cargos de Italia, y de la infanteria y cabellaria, artilleria, gastadores, armas de mano y de otras cosas.“ Carta de Martin de Gaztelu á Juan Vasquez, 18 de Mayo, 1558, Man.

lutionen und Kriege, noch das haufenweise aus Indien ankommende Gold irgend eine Macht seine Ruhe zu stören besaß."

Weit davon entfernt, daß dieß der Fall gewesen wäre, fuhr der Kaiser nicht nur fort, an den öffentlichen Angelegenheiten ein Interesse zu zeigen, sondern nahm auch, selbst von der Tiefe seiner Verborgenheit aus, an der Leitung derselben einen hervortretenden Antheil*). Weil Philipp so vernünftig war, daß er seines Vaters große Erfahrung und Weisheit ehrte, zog er ihn beständig bei großen Fragen der öffentlichen Politik zu Rathe. Und so weit war er von dem ihm oft Schuld gegebenen Gefühle der Eifersucht entfernt, daß wir vielmehr finden, wie er bei einer Gelegenheit, als der Horizont besonders dunkel aussah, den Kaiser anflehte, derselbe möge seine Abgeschiedenheit verlassen und ihn nicht nur mit seinen Rathschlägen, sondern auch mit seiner Gegenwart und Autorität unterstützen**). Des Kaisers Tochter Joanna, die Regentin von Castilien, unterhielt von ihrer bloß funfzig Stunden von Yuste entfernten Residenz zu Valladolid aus mit ihrem Vater einen beständigen Briefwechsel und fragte ihn wegen ihres Verhaltens bei der Regierung um Rath. So sehr sich Karl auch von der Verantwortlichkeit für Maßregeln frei fühlen mochte, so scheint er doch Philipp's Verwaltung, als ob es seine eigne gewesen wäre, den besten Erfolg gewünscht zu haben. „Schreiben Sie ausführlicher," sagt einer seiner Sekretäre in einem Briefe an den Sekretär von dem Rathe der Regentin: „der Kaiser ist stets gespannt, die Ereignisse mehr in ihren Einzelnheiten zu erfahren." Er bewies die tiefste Theilnahme an der

---

*) Es ist sonderbar, daß Sepulveda, der Karln in seiner Abgeschiedenheit besuchte, der einzige Geschichtsschreiber gewesen ist, welcher, soweit es mir bekannt, die Wahrheit dieser durch die Briefe von Yuste so vollkommen festgestellten Thatsache einsah. — „Summis enim rebus, ut de bello et pace se consuli, deque fratris, liberorum et sororum salute, et statu rerum certiorem fieri non recusabat."

**) „Supplicando con toda humildad e instancia á su Magestad tenga por bien de esforzarse en esta coyuntura, socorriéndome y ayudandome, no solo con su parecer y consejo que es el mayor caudal que puedo tener, pero con la presencia de su persona y autoridad, saliendo del monasterio, á la parte y lugar que mas comodo sea á su salud." Retiro, Estancia, etc., ap. Mignet, Charles-Quint, Seite 256, Anm.

Führung des italienischen Krieges. Er offenbarte keine von den Skrupeln Philipp's, sondern erklärte kühn, daß der Krieg mit dem Papste in den Augen sowohl Gottes wie der Menschen ein gerechter Krieg sei*). Wenn Briefe vom Auslande kamen, hörte man ihn sogar sein Bedauern darüber ausdrücken, daß sie keine Nachricht vom Tode Paul's oder Caraffa's meldeten! Er war arg erbost über den von Alva mit dem Papste abgeschlossenen Waffenstillstand, indem er seinen Schmerz zu verstehen gab, daß er nicht mehr die Zügel in seiner eignen Hand hielt. Noch unzufriedener war er über den Frieden und dessen öffentliche wie private Vertragsbestimmungen, und als Alva davon sprach, daß er Neapel verlassen wollte, war, wie sein Sekretär artig bemerkt, sein Aerger größer, „als für seine Gesundheit gut war."

Denselben Antheil bewies er am französischen Kriege. Der Verlust von Calais erfüllte ihn mit der tiefsten Besorgniß. Aber anstatt bei dieser Gelegenheit in seinen Briefen die Zeit mit eitlen Klagen zu verschwenden, scheint er sich bloß zu bestreben herauszufinden, auf welche Weise er Philipp in seiner Noth am dienlichsten sein kann. In demselben Verhältniß war er über die Nachricht von dem Siege bei St. Quentin hingerissen. Seine Gedanken schweiften auf Paris und er suchte eifrig zu erfahren, welchen Weg sein Sohn nach der Schlacht eingeschlagen hätte. Nach Brantôme fragte er, als er die Nachricht hörte, hastig: „Ist Philipp in Paris?" — Er richtete über Philipp's Wesen nach seinem eignen**).

---

*) „Pues no se puede hazer otra cosa, y el Rey se ha justificado en tantas maneras cumpliendo con Dios y el mundo, por escusar los daños que dello se seguiran, forzado sera usar del ultimo remedio." Carta del Emperador á Vazquez, 8 de Agosto, 1557. MS.

**) Mochte Karl diese Bemerkung wirklich machen oder nicht: so erhellt aus einem Briefe in der Gonzalez'schen Sammlung, daß dieß doch oben auf seinen Gedanken schwebte. — „Su Magestad tenia gran deseo de saber que pártido tomaba el rey su hijo despues de la victoria, y que estaba impacientissimo formando cuentas de que ya deberia estar sobre Paris." Carta de Quixada. 19 de Setiembre, 1557, bei Mignet, Charles-Quint, S. 279.

Es ist befremdend, daß dieser interessante Brief sich weder in Herrn Gachard's Sammlung, noch in der für mich aus den nämlichen Quellen gemachten findet.

Ein anderes Mal finden wir, wie er Negotiationen mit Navarra führt, und dann wieder, wie er eine Korrespondenz mit seiner Schwester, der Regentin von Portugal, unterhält, zu dem Zwecke, seinen Enkel Carlos im Todesfalle des jungen Königs, seines Vetters, als Erben der Krone anerkannt zu sehen. Der Plan schlug fehl, denn, sagte die Regentin, es gälte so viel wie ihr eignes Leben, wenn sie sich darauf einließe. Aber es war gewiß ein kühner Gedanke, unter dasselbe Scepter diese beiden Nationen zu bringen, welche durch Gemeinsamkeit des Ursprungs, der Sprache und der Staatseinrichtungen von der Natur eine einzige zu sein bestimmt erscheinen könnten. Es war Karl's vielumfassende Idee, und beweist, daß sogar im Kloster der Geist der Ehrsucht ihm nicht im Busen erloschen war. Wie sehr würde es diesen ehrgeizigen Geist erfreut haben, hätte er vorhersehen können, daß die von ihm so sehr herbeigewünschte Vereinigung unter Philipp erreicht wurde *).

Aber dasjenige Fach, welches besonders die Aufmerksamkeit Karl's in dessen Abgeschiedenheit auf sich zog, war — eigen genug — das Fi-

*) Der Kaiser gibt seine Wünsche in Bezug auf seines Enkels Nachfolge in einem an Philipp zu einer spätern Zeit gerichteten Briefe zu erkennen. (Carta del Emperador al Rey, 31 de Marzo, 1558, MS.) Aber einen vollständigen Bericht von der portugiesischen Mission gibt Cienfuegos, Vida de S. Francisco de Borja, (Barcelona 1754,) S. 269 ff.

Die von Karl zu diesem kitzlichen Geschäft verwandte Person war keine andere als sein Freund Francisco Borja, der Ex-Herzog von Gandia, welcher, gleich ihm selbst, eine Zurückgezogenheit von der Welt in den Schatten des Klosters gesucht hatte. Die Biographen, welche die Mirakel und wunderbaren Tugenden des heiliggesprochenen Jesuiten erwähnen, verwenden einige Kapitel auf seine Besuche in Yuste. Seine Gespräche mit dem Kaiser werden mit einer Ausführlichkeit erzählt, die Boswell beneidet haben möchte, und die unsern Zweifel rege macht, wofern wir nicht annehmen, daß selbige Borja selbst mitgetheilt hat. Ein in ihnen sehr viel besprochener Punkt waren die Verdienste des Ordens, in welchen der Freund des Kaisers getreten war. Dieser Orden war damals noch nicht zu jener hervorragenden Bedeutung gestiegen, welche er unter seiner einzig dastehenden Disciplin in der Folge erreichte, und Karl hätte gern seinen Besucher überredet, ihn um die Hieronymitische Vereinigung, bei welcher er selbst war, hinzugeben. Aber Borja scheint seinen königlichen Herrn zum Schweigen gebracht, wo nicht zufriedengestellt zu haben durch Gründe, welche beweisen, daß sein Scharfsinn schon den Keim zukünftiger Größe in den Institutionen des zukünftigen Ordens entdeckte.

nanzfach. „Es ist," schreibt er an Philipp, „in allen Briefen an Deine Schwester meine beständige Sorge gewesen, ihr die Nothwendigkeit, Dich mit Geldern zu versorgen, dringend ans Herz zu legen: da ich doch nun auf jede andere Weise wenig von Nutzen sein kann *)." Seine Verwendung scheint in der That fortwährend angerufen worden zu sein, wenn Zuschuß zur Führung des Krieges erhoben werden sollte. Diese Thatsache kann zu zeigen scheinen, daß diejenigen Schriftsteller Unrecht haben, welche Philipp anklagen, er habe seinem Vater die Mittel vorenthalten, ein passendes Haus in Yuste zu führen. In Wirklichkeit stellte Karl den Betrag seines Einkommens selbst fest, und wir finden, daß er in einem seiner Briefe dasselbe auf zwanzig tausend, anstatt der ihm vorher gezahlten sechszehn tausend Dukaten bestimmt, eine Summe, die ihm vierteljährlich und im Voraus gezahlt werden sollte. Man kann wohl glauben, daß in einem Lande, wo Pünktlichkeit ein Wunder gewesen sein würde, die Zahlungen nicht immer pünktlich gemacht wurden.

Mehr Ursache zum Aerger gab ihm das Betragen einiger Angestellter, mit denen er in seiner finanziellen Eigenschaft zu thun hatte. Nichts scheint in Yuste seine Galle so sehr erregt zu haben, als das Verfahren einiger Mitglieder des Handelsamtes in Sevilla. „Ich habe," schreibt er an seine Tochter, die Regentin, „gewartet, ehe ich an Dich schickte, um zu sehen, ob sich meine Wuth nicht mit der Zeit legen würde. Allein, weit davon entfernt, wird sie vielmehr größer und wird so lange wachsen, bis ich höre, daß diejenigen, welche Unrecht gethan, dafür gebüßt haben. Wäre ich nicht durch meine Gebrechlichkeit abgehalten," fügte er hinzu, „so würde ich selbst nach Sevilla gehen, um die Verüber dieser Schurkerei herauszufinden und

---

*) Carta del Emperador al Rey, 25 de Mayo 1558, MS.

Am Rande dieses Briefes finden wir die folgenden Bemerkungen Philipp's selbst, was zeigt, ein wie großes Gewicht er auf seines Vaters Dazwischenkunft in dieser Sache legte. „Volvérselo a suplicar con gran instancia, pues quedamos in tales términos que, si me ayudan con dinero, los podriamos atraer à lo que conviniesse." „Besalle las manos por lo que en esto ha mandado y suplicalle lo lleve adelante y que de acá se hará lo mismo, y avisarle de lo que se han hecho hasta agora."

mit ihnen eine summarische Rechnung zu machen*)." „Der Kaiser," schreibt sein Sekretär Gaztelu, „befiehlt mir, zu fordern, daß die Beleidiger in Eisen gelegt, und um sie um so mehr zu schmerzen, daß sie am hellen Tage nach Simancas gebracht und daselbst nicht in Thürme oder Zimmer, sondern in Kerkerlöcher einquartiert werden. In der That, so groß ist seine Entrüstung, und solchergestalt sind die heftigen und blutdürstigen Ausdrücke, die er mir zu gebrauchen befiehlt, daß Sie mir verzeihen werden, wenn meine Sprache nicht so gemäßigt ist, als sie sein könnte." Es war gewöhnlich gewesen, daß das Handelsamt das aus Westindien eingeführte Gold, sei es für Staats- oder auf Privatrechnung, empfing und dasselbe zum Gebrauche der Regierung aufbehielt, indem es den betreffenden Kaufleuten eine ausgleichende Entschädigung in Staatsobligationen auszahlte. Ganz natürlich gefiel den Kaufleuten diese Art Sicherheit nicht so gut, wie das Gold, weßhalb es ihnen durch ein geheimes Einverständniß mit einigen Gliedern des Handelsamtes erlaubt worden war, das ihnen zugehörige Eigenthum fortzuschaffen. Auf diese Weise wurde die Regierung um eine große Summe, worauf sie gerechnet hatte, nach der Ansicht des Kaisers hintergangen. Dieß, scheint es, war das Verbrechen, welches die königliche Entrüstung zu einer solchen Höhe getrieben hatte. Karl's phlegmatisches Temperament hatte immer durch diese plötzlichen Anfälle von Leidenschaft außer Fassung gebracht werden können, und sein klösterliches Leben scheint in diesem besonderen Punkte auf ihn keinen besänftigenden Einfluß ausgeübt zu haben.

In den ersten zehn Monaten nach seiner Ankunft in Yuste hatte sich unter dem Einflusse eines mäßigen Klima's, der Stille des Mönchslebens und wahrscheinlich noch mehr unter seiner Befreiung von den Staatssorgen, die Gesundheit des Kaisers im Ganzen genommen gebessert**).

---

*) Carta del Emperador á la Princesa, 31 de Marzo, 1557, MS. — Der ganze Brief Karl's ist einzig charakteristisch. Sein herrischer Ton beweist, daß er sich wohl von der Krone, aber doch nicht von der Gemüthsart eines Herrschers, und zwar eines unbeschränkten, getrennt hatte.

**) „Seine Majestät," schreibt Gaztelu im Anfange des Sommers 1557, „war so wohl, daß er ohne Hülfe von seinem Sitze aufstehn und seine Hakenbüchse tragen

Seine Gichtanfälle waren weniger häufig und minder heftig als zuvor gewesen. Allein im Frühjahr 1558 kehrte die alte Krankheit mit erneuter Heftigkeit zurück. „Ich bin," schreibt er an Philipp, „nicht in dem Zustande, eine einzige Predigt während der Fastenzeit mit anhören zu können*)." Monate lang vermochte er kaum eigenhändig eine Zeile zu schreiben. Seine Lebensgeister fühlten den Druck körperlichen Leidens, und fühlten sich noch mehr durch den Tod seiner Schwester Eleonore, der verwitweten Königin von Frankreich und Portugal, der im Februar 1558 erfolgte, niedergedrückt. Zwischen dem Kaiser und seiner Schwester scheint eine große Anhänglichkeit bestanden zu haben. Das sanfte Gemüth der Königin Eleonore hatte sie ihrem Bruder besonders werth gemacht, weßhalb er jetzt ihren Verlust fast eben so schmerzlich als eines seiner eignen Kinder empfand. „Sie war eine gute Christin," sagte er zu seinem Sekretär Gaztelu, und setzte, indem ihm die Thränen die Wangen herabrollten, hinzu: „Wir haben uns immer einander geliebt. Sie war um fünf Vierteljahre älter, denn ich, und ehe diese Zeit verflossen ist, werde ich wahrscheinlich bei ihr sein." Noch vor der Hälfte dieser Zeit ging die traurige Prophezeihung in Erfüllung.

Zu dieser Zeit war — wie wir später sehen werden, — die Aufmerksamkeit der Regierung auf die lutherische Ketzerei gelenkt, da dieselbe sich schon in verschiedenen Gegenden des Landes zu entfalten begonnen hatte. Karl besaß eine große Portion von jenem Geiste der der königlichen Linie von Castilien, von welcher er abstammte, eigenthümlichen Bigotterie. So lange er auf dem Throne saß, wurde dieses Gefühl etwas durch die Rücksicht auf seine politischen Interessen im Schach gehalten. Aber in der Abgeschlossenheit des Klosterlebens hatte er keine anderen Interessen, als diejenigen der Religion zu Rathe zu ziehen, und er ließ nun dem Geiste der Intoleranz, der seinem Wesen

konnte." Er konnte sogar mit seiner Vogelflinte den Holztauben einiges Unheil zufügen. Carta de Gaztelu á Vazquez, 5 de Junio, 1557, MS.

*) ,,Porque desde tantos de noviembre hasta pocos dias hame ha dado (la gota) tres vezes y muy rezio, y me ha tenido muchos dias en la cama, y hestado hasta de poco acá tan trabajado y flaco que en toda esta quaresma no he podido oyr un sermon, y esto es la causa porque no os escribo esta de mi mano.'' Carta del Emperador al Rey, 7 de Abril, 1558, MS.

angehörte, einen freien Spielraum. In einem Briefe, welchen er am dritten Mai 1558 an seine Tochter Joanna richtete, sagte er: „Empfiehl dem Großinquisitor von mir, er möge an seinem Posten sein, und, ehe sich das Uebel weiter verbreitet, die Art an die Wurzel desselben legen. Ich baue auf Deinen Eifer, daß Du die Schuldigen zur Bestrafung bringen und sie ohne jegliche Gunst für irgend Einen mit aller Strenge, die ihre Verbrechen erheischen, bestrafen lässest.“ In einem andern Briefe schreibt er seiner Tochter drei Wochen später: „Wenn ich nicht die volle Zuversicht hegte, daß Du Deine Pflicht thun und das Uebel zumal durch die Züchtigung der Schuldigen in gutem Ernste aufhalten würdest, so weiß ich nicht, wie ich es über mich gewinnen könnte, das Kloster nicht zu verlassen, um das Heilmittel selbst in die Hand zu nehmen.“ Auf diese Weise ließ Karl seine Stimme aus seiner Abgeschiedenheit zwischen den Bergen hören, und machte sich durch seine Bemühungen und seinen Einfluß in hohem Grade verantwortlich für die heftige Verfolgung, welche, nachdem er selbst der Natur ihren Tribut bezahlte, über das Land Wehe brachte.

Um die Mitte August kehrte des Kaisers alter Feind, das Podagra, zu ihm mit einer ungewöhnlichen Stärke zurück. Es war von Symptomen einer beunruhigenden Art begleitet, die in der That erkennen ließen, daß sein starker Körperbau nachgab. Man schrieb selbige zwar einer Erkältung zu; doch scheint guter Grund vorhanden zu sein, sie seinem Appetite nach den gefährlichsten Gerichten schuld zu geben; denn er sprach diesen so ungezähmt zu, wie in den Tagen, da eine thätigere Lebensweise ihn besser zur Verdauung derselben befähigte. Freilich stand ihm der Arzt so bereit, wie der Doktor Sancho Pansa's auf dessen Inseldomäne, zur Seite, um gegen seines Herrn Vornehmen Vorstellungen zu machen. Aber leider war er nicht mit der Autorität von Pansa's Arzte ausgerüstet, und eine Aalpastete, so wie ein wohlgespickter Kapaun oder irgend ein anderer schmackhafter Gräuel übte über Karln eine zu große Bezauberung aus, als daß er hätte auf die Warnungen seines Arztes hören sollen.

Der abnehmende Zustand von des Kaisers Gesundheit mag ihm ein Vorgefühl seines herannahenden Endes eingeflößt haben, wie wir schon oben einige Zeit vorher ihn das in seiner Unterhaltung mit Gaz-

tern aussprechen hörten. Vielleicht leiteten ihn die von einem solchen Gefühle natürlicherweise verursachten nüchternen Betrachtungen am Schlusse des Monats August zum Fassen der außergewöhnlichen Idee, sich für sein letztes Ende vorzubereiten, indem er im Voraus sein eignes Leichenbegängniß abhielt. Er zog seinen Beichtvater über den Gegenstand zu Rathe und ward von dem fügsamen Pater dazu als zu einer verdienstvollen Handlung ermuthigt. Demgemäß ward die Kapelle mit Schwarz behangen, und der Strahl von hundert Wachskerzen reichte nicht zur Zerstreuung der Dunkelheit hin. Die Mönche in ihrer klösterlichen Kleidung, und des Kaisers in tiefe Trauer gekleideter ganzer Haushalt schaarten sich um einen riesigen Katafalk herum, der ebenfalls in Schwarz eingehüllt und in der Mitte der Kapelle aufgerichtet worden war. Alsdann wurde für den Todten der Trauergottesdienst abgehalten, und unter dem traurigen Wehklagen der Mönche stiegen für den geschiedenen Geist die Gebete auf, damit er in den Wohnungen der Seligen aufgenommen werden möge. Die bekümmerten Anwesenden schmolzen zu Thränen, als das Bild des Todes ihres Herrn vor ihre Seele trat, oder sie waren vielleicht auch aus Mitleid für diese beklagenswerthe Entfaltung seiner Schwäche gerührt. Karl, in einen schwarzen Mantel eingemummt und mit einer angezündeten Kerze in der Hand, mischte sich, als der Zuschauer seiner eignen Leichenfeier, unter seinen Haushalt, und die schmerzliche Ceremonie schloß damit, daß er die Wachskerze in die Hand des Priesters legte, zu einem Zeichen, daß er seine Seele dem Allmächtigen anheimstellte.

Dergestalt ist der Bericht von diesem traurigen Possenspiel, wie er uns von den Hieronymitischen Chroniklern des Klosterlebens Karl's des Fünften gegeben wird. Er ist seitdem — indem er durch die Wiederholung Nichts einbüßte — von jedem folgenden Geschichtsschreiber bis auf die Gegenwart wiederholt worden*). Auch scheint es nicht,

*) Die Geschichte dieser Angelegenheit liefert ein gutes Beispiel zu dem Crescit eundo. Der Verfasser des von Herrn Bakhuizen entdeckten Manuskripts, das ausführlicher in der nächsten Anmerkung angegeben wird, begnügt sich mit einem allgemeinen Abrisse davon. Siguença, der ihm an Zeit und an Autorität zunächst steht, erzählt uns von einer angezündeten Kerze, die Karl dem Priester überlieferte. Strada,

daß man einiges Mißtrauen in seine Richtigkeit gesetzt hat, bis der historische Skeptizismus unserer Tage die Erzählung einer kritischem Prüfung unterwarf. Alsdann entdeckte man, daß man von der Sache keine Erwähnung in den Briefen von irgend Jemandem, der mit im kaiserlichen Haushalte zu Yuste gewesen war, auffinden konnte, obschon Briefe übrig sind, geschrieben von Karl's Arzte, seinem Majordom und seinem Sekretär, sowohl vom ein und dreißigsten August, dem Tage nach dem Leichenbegängniß, wie vom ersten September. Bei einem so außerordentlichen Ereignisse, das noch frisch in ihrer Erinnerung war, ist ihr Stillschweigen unerklärlich.

Die eine Thatsache ist sicher, daß, wenn das Leichenbegängniß Statt fand, es wenigstens nicht an dem dafür angeführten Datum geschehen sein kann: denn am ein und dreißigsten litt der Kaiser unter einem Fieberanfalle, wovon sein Arzt genaue Einzelnheiten gegeben hat, und von welchem Karl nie wieder aufkommen sollte. Deßhalb ist es unglaubhaft, daß die Schreiber von einer Ceremonie geschwiegen haben sollten, die auf die Nerven des Patienten einen so üblen Einfluß ausüben mußte.

Indeß rührt die Erzählung einer Leichenfeier von einem damals zu Yuste befindlichen Hieronymitischen Bruder her, der von den Erregungen spricht, welche er sammt allen Uebrigen im Kloster fühlte, als er auf diese Weise einen Menschen sich gleichsam selbst lebendig begraben und ihn die Begräbnißgebräuche vor seinem Tode verrichten sah*). Die

welcher ein Menschenalter später schrieb, schließt die Scene, indem er den Kaiser ohnmächtig auf dem Boden liegen läßt. Zuletzt legt ihn Robertson, nachdem er den Kaiser hat in seinem Sterbekleide figuriren lassen, in einen Sarg, wo er in die, für die Ruhe seiner eignen noch nicht entwichenen Seele verrichteten Gebete mit einstimmt und von den Mönchen hier seinen eignen Betrachtungen überlassen wird. — Woher Robertson alle diese Einzelnheiten nahm, ist nicht leicht zu sagen; sicherlich aber nicht von den unten auf der Seite von ihm angeführten Autoritäten.

*) „Et j'assure que le coeur nous fendait de voir qu' un homme voulût en quelque sorte s'enterrer vivant, et faire ses obsèques avant de mourir.“ Gachard. Retraite et Mort, tom. I. p. JVI.

Herr Gachard hat eine Uebersetzung von dem sich auf das Leichenbegängniß beziehenden Kapitel aus einem zierlichen handschriftlichen Berichte von Karl's Kloster-

Sache wird wiederholt von einem Andern aus der Bruderschaft, dem Prior von Escorial, der sich reichlich mit Augenzeugen benehmen konnte*). Und endlich wird sie von mehr, als einem Schriftsteller bestätigt, der jener Periode nahe genug lebte, um sich der Wahrheit vergewissern zu können**). Die Personen, von denen der Bericht ursprünglich ausgeht, sind in der That in einer solchen Lage, daß man, wenn die Erzählung unbegründet wäre, ihr Vorhandensein unmöglich durch ein Mißverständniß von Seiten jener erklären könnte. Letztere müßten völlig einer absichtlichen Entstellung von Thatsachen beschuldigt werden. Freilich ist der mönchische Chronikschreiber hierin nicht immer so gewissenhaft, als wünschenswerth wäre, — zumal wo es die Ehre des Hieronymitischen Ordens gilt. Aber, was für ein Interesse konnten die Hieronymitischen Väter an einer so närrischen Fabrikation, wie

---

leben, den Herr Bakhuizen im Brüsseler Archive entdeckte, gegeben. Da der Verfasser zur Bruderschaft gehörte, welche sich zur Zeit von des Kaisers Aufenthalt daselbst im Kloster befand, trägt das Manuskript den Stempel der höchsten Autorität, und Herr Gachard wird ohne Zweifel der Wissenschaft einen guten Dienst erweisen, wenn er dasselbe dem zweiten Bande seines „Retraite et Mort" einverleibt.

*) Siguença, Hist. de la Orden de San Geronimo, parte III. pp. 200, 201.

Siguença's Werk, welches eine große, sorgfältige Gelehrsamkeit mit einer einfachen Eleganz des Styles verbindet, war die Frucht vieler Jahre Arbeit. Der dritte Band, enthaltend den Theil bezüglich des Kaisers, erschien 1605, ein Jahr vor dem Tode seines Verfassers, welcher, wie schon bemerkt, einen täglichen Verkehr mit mehreren Mönchen gehabt haben muß, als dieselben nach Karl's Tode von Yuste in die düstern Schatten des Escurial übergesiedelt worden waren.

**) Solche waren zum Beispiel Vera y Figueroa, Conde de la Rosa, dessen kleines Werk 1613 erschien; Strada, der einige zwanzig Jahre später schrieb, und der Marquis von Valparayso, dessen Manuskript das Jahr 1638 trägt. Ich verschweige den oft als Autorität für das Leichenbegängniß angeführten Sandoval, denn, da er uns erzählt, daß das vom Kaiser zu einem Scheinbegräbniß bestimmte Geld zuletzt noch zu seinem wirklichen Begräbniß verwandt wurde, so möchte hierin zu liegen scheinen, daß das erstere niemals Statt fand.

Es wäre sehr zu wünschen, daß das Manuskript des Fray Martin de Angulo entdeckt und ans Licht gebracht werden könnte. Sein Zeugniß, als das des Priors zur Anwesenheit Karl's, würde unschätzbar sein. Sowohl Sandoval, wie der Marquis von Valparayso versichern, daß sie sich hauptsächlich auf Angulo's Autorität gestützt haben. Indeß stimmen sie gerade in dieser Angelegenheit des Leichenbegängnisses nicht mit einander überein.

dieser, haben? Die Voraussetzung stimmt nicht zu dem ehrwürdigen Charakter der Betheiligten, noch zu der ihrer Darstellung eigenthümlichen Miene von Einfalt und Aufrichtigkeit.

Freilich können wir stutzig gemacht werden durch das Faktum, daß in keinem Briefe von Yuste eine Anspielung auf das Leichenbegängniß geschieht, während außerdem das angegebene Datum erwiesenermaßen falsch ist. Dennoch mögen wir bedenken, daß die falsche Angabe eines Datums sehr verschieden von der Erdichtung einer Erzählung ist, und daß chronologische Genauigkeit, wie ich mehr als einmal Gelegenheit zu bemerken hatte, nicht eine Tugend des mönchischen, oder überhaupt eines andern Geschichtsschreibers des sechszehnten Jahrhunderts ist. Es wäre kein Wunder, wenn das Leichenbegängniß einige Tage vor der angesetzten Zeit Statt gefunden hätte. Es trifft sich so, daß wir keine Briefe aus Yuste vom achtzehnten bis zum acht und zwanzigsten August haben. Wenigstens besitze ich selbst keine und habe keine bei Andern angeführt gesehen. Wenn irgend welche, die in dieser Zwischenzeit geschrieben wurden, später zum Vorschein kommen sollten, so kann man möglicher Weise in ihnen eine Anspielung auf das Leichenbegängniß finden. Sollten während dieses Zeitraums keine Briefe geschrieben worden sein, so würde das Stillschweigen der schreibenden Theile Ende August und Anfangs September durch den Umstand erklärt werden können, daß seit der Verrichtung des kaiserlichen Leichenbegängnisses für sie schon eine zu lange Zeit verstrichen war, als daß sie jenes in Verbindung mit seiner Krankheit, welche den Gegenstand ihrer Korrespondenz bildete, hätten vermuthen können. Von welcher Seite wir auch die Sache betrachten, so zeigen sich doch immer Schwierigkeiten. Aber der Leser mag es ebenso vernünftig finden, diese Schwierigkeiten durch die Voraussetzung eines unfreiwilligen Irrthums, als der Annahme reiner Erfindung zu erklären.

Auch wird die erstere Voraussetzung nicht durch Karl's Charakter weniger wahrscheinlich gemacht. Es gab eine Ansteckung des Wahnsinns in dem königlichen Blute von Castilien, die am deutlichsten bei des Kaisers Mutter Joanna zum Vorschein kam. Einige Spuren davon, so unmerklich dieselben auch sein mögen, kann man in seinem eignen Verhalten, ehe er in den Klostergängen von Yuste eine Zuflucht

suchte, gewahren. Und wenn wir auch nicht mit Paul dem Vierten übereinstimmen, der diesen Schritt als eine genügende Evidenz von Karl's Tollheit ansah; so können wir doch, während er daselbst war, in seinem Betragen bei mehr als einer Gelegenheit Etwas finden, was dem Wahnsinn nahe verwandt ist. Hierher gehört zum Beispiel der ungesunde Geschmack, den er für die Abhaltung von Leichenbegängnissen nicht nur seiner Verwandtschaft, sondern irgend Jemandes, dessen Stellung ihm eine genügende Apologie dafür zu bieten schien, offenbarte. Nicht ein einziges Mitglied des toison starb, ohne daß er bereit war, das Ereigniß mit feierlichen Begräbnißförmlichkeiten zu begehen. Kurz, dieselben schienen die Festlichkeiten in Karl's Klosterleben zu sein. Diese kläglichen Ceremonien übten auf ihn einen solchen Zauber aus, daß man dadurch an die Zähigkeit gemahnt wird, womit seine Mutter Joanna an dem Leichnam ihres Gatten hing, indem sie denselben überall mit hin nahm, wohin sie auch ging. Es soll nach der Feier der Leichenbegängnisse seiner Aeltern und seiner Gemahlin, die ihn mehrere Tage hinter einander beschäftigten, gewesen sein, als er, wie uns berichtet wird, den Plan zur Vorfeier seines eignen Begräbnisses faßte: — ein Beispiel von Ueberspanntheit, das um so glaublicher wird, wenn wir den traurig erregten Zustand seines Geistes bedenken, in welchen er durch ein so langes Verweilen bei dem traurigen Apparate des Todes versetzt worden war.

Aber, was man auch immer von dem Berichte des Scheinbegräbnisses Karl's halten mag, so erhellt, daß er am dreißigsten August von einer Krankheit ergriffen wurde, welche am folgenden Tage von den beunruhigendsten Symptomen begleitet war. Auch hier besitzen wir von seinen Hieronymitischen Biographen einige Einzelnheiten, die wir nicht in den Briefen finden. Zufolge dem Berichte jener verlangte Karl, daß ein Porträt der Kaiserin, seiner Gemahlin, von der, wie wir sahen, er mehr denn eins in seiner Sammlung hatte, zu ihm gebracht würde. Eine lange Zeit hindurch betrachtete er die schönen Züge, „als ob," sagt der Chronikschreiber, „er die Kaiserin anflehen wollte, ihm in den himmlischen Wohnungen, wohin sie gegangen war, einen Platz zu bereiten." Darauf ging er an die Betrachtung eines andern Gemäldes: Titian's „Todeskampf im Garten," und von diesem auf jenes

unsterbliche Erzeugniß des Pinsels dieses Meisters: die sogenannte „Gloria" über, welche in Yuste über dem Hochaltare gehangen haben soll und nach des Kaisers Tode seinen Ueberresten in den Escorial folgte*). Er starrte so lange und mit einer so leidenschaftlichen Aufmerksamkeit auf das Gemälde, daß davon die Befürchtung des Arztes rege gemacht wurde, es möchte solch' ein aufgeregter Zustand bei des Kaisers schwachem Befinden üble Wirkungen auf seine Nerven ausüben. Für diese Befürchtung war guter Grund vorhanden; denn, als Karl sich endlich von seiner Träumerei aufraffte, wandte er sich zum Doktor und klagte, daß er krank sei. Sein Puls bewies, daß er in einem heftigen Fieber lag. Weil die Symptome ungünstiger wurden, ließ ihm sein Arzt zur Ader, aber ohne guten Erfolg. Als die Regentin Joanna den gefährlichen Zustand ihres Vaters erfuhr, sandte sie ihm auf der Stelle von Valladolid ihren Leibarzt zum Beistande. Aber keine irdischen Mittel wollten anschlagen. Bald wurde es klar, daß das Ende herannahte.

Karl empfing die Mittheilung nicht bloß mit Fassung, sondern mit Heiterkeit. Das war, was er lange gewünscht hätte, sagte er. Seine erste Sorge war, einige wenige Anordnungen bezüglich seiner Angelegenheiten zu treffen. Am neunten September vollzog er ein Codicill zu seinem Testamente. Das einige Jahre vorher gemachte Testament war von großer Länge, und das Codicill hatte nicht das Verdienst der Kürze. Sein Hauptzweck war, Fürsorge für die, welche ihm nach Yuste gefolgt waren, zu treffen. In dem Codicill wird seines Sohnes Don Juan von Austria keine Erwähnung gethan. In Bezug auf diesen scheint er seine Absichten seinem Majordom Quirada, der mit seinem Herrn einige Tage vor dessen Tode eine ziemlich lange Unterredung hatte, mitgetheilt zu haben. Karl's Aufträge hinsichtlich dieses Gegenstandes scheinen von Philipp gewissenhaft beobachtet worden zu sein**).

*) Dieses berühmte, in des Künstlers bestem Style ausgeführte Gemälde bildet gegenwärtig eine der edelsten Zierden des Madrider Museo.

**) Die Regentin Joanna scheint aus einem oder dem andern Grunde vermuthet zu haben, daß der Knabe unter Quirada's Aufsicht in der That der Sohn des

Eine Klausel des Codicill's verdient Erwähnung. Der Kaiser beschwört seinen Sohn aufs Ernstlichste bei dem ihm geschuldeten Gehorsam, jedem Ketzer innerhalb seiner Besitzungen auf der Spur zu sein und ihn der Gerechtigkeit zu überliefern, und zwar ohne Ausnahme und ohne Gunst oder Gnade gegen irgend Einen. Er beschwört Philipp, die Heilige Inquisition, als das beste Werkzeug, dieß zu vollbringen, zu hegen. „So," schließt er, „wirst Du meinen Segen haben, und der Herr wird all' Dein Vornehmen fördern." Das waren die letzten Worte des sterbenden Monarchen an seinen Sohn. Sie predigten nicht tauben Ohren; denn die scheidende Ermahnung seines Vaters diente dazu, dem Schwerte der Verfolgung, welches Philipp schon zu schwingen begonnen hatte, noch eine schärfere Schneide zu geben.

Am neunzehnten September hatten Karl's Kräfte schon so sehr abgenommen, daß man es für schicklich hielt, ihm die letzte Oelung zu geben. Er zog dieselbe in der bei den Mönchen angewandten Form vor. Diese enthielt eine Litanei, die sieben Bußpsalmen und sonderliche andere Stellen der Schrift, und war viel länger und erschöpfender, als der bei den Laien gebrauchte Ritus. Indeß versagten ihm die Kräfte dabei nicht, und am folgenden Tage wünschte er, wie er während seiner Krankheit häufig gethan hatte, das Abendmahl einzunehmen. Auf seines Beichtvaters Vorstellung, daß dieß nach dem Sakramente der letzten Oelung unnöthig wäre, antwortete er: „Vielleicht ist es so, aber es ist ein guter Proviant auf die lange Reise, die zu unter-

---

Kaisers wäre. Einige Wochen nach ihres Vaters Tode ließ sie an den Majordom einen Brief richten, worin sie ohne Umschweif fragte, ob dieß der Fall sei, und ihren Wunsch zu erkennen gab, daß für den Jüngling geeignete Fürsorge getroffen werden möchte. Der vorsichtige Beamte, der dieß in seiner Privatkorrespondenz mit Philipp erzählt, versuchte die Regentin von der Fährte abzulenken, indem er berichtete, daß der Bursche der Sohn eines Freundes sei, und daß das Gerücht unbegründet sein müsse, weil in des Kaisers Testamente keine Erwähnung desselben geschähe. „Ser ansy que yo tenya un muchacho de bun caballero amygo myo que me abia encomendado años a, y que pues S. M. en su testamento ni codecilyo, no azia memorya del, que hera razon tenello por burla." Carta de Luis Quixada al Rey, 28 de Noviembre, 1558. Man.

nehmen ich im Begriffe stehe.“ Obschon er erschöpft war, kniete er doch während der Ceremonie eine volle Viertelstunde in seinem Bett, indem er Gott für seine Barmherzigkeitsbezeugungen Dank darbrachte, und in einer ernsten Weise, welche die Herzen aller Anwesenden rührte, über seine Sünden die tiefste Zerknirschung ausdrückte.

Seine ganze Krankheit hindurch hatte er einen Trost darin gefunden, sich Stellen aus der Schrift, namentlich aus den Psalmen, vorlesen zu lassen. Quirada wollte aus Besorgniß, daß sein Herr nicht in den letzten Augenblicken beunruhigt werden möchte, bloß sehr wenigen Personen erlauben, im Zimmer anwesend zu sein. In dieser Zahl war Bartolomé de Carranza, der unlängst auf den Erzbischofssitz von Toledo erhoben worden war. Dieser hatte bei der Verfolgung in England unter Maria eine hervorragende Rolle gespielt. Während seines noch übrigen Lebens wurde er durch einen stärkern Arm als den seinigen, durch denjenigen der Inquisition, selber ein Opfer der Verfolgungssucht. Sogar die Trostesworte, welche er in diesem Zimmer des Todes aussprach, wurden von Karl's Beichtvater sorgfältig aufgesammelt und bei seiner Anklage wegen Ketzerei als eine der Beschuldigungen gegen ihn vorgebracht.

Am ein und zwanzigsten September, dem Tage des heiligen Matthäus, gegen zwei Stunden nach Mitternacht fühlte der Kaiser, der lange sprachlos geblieben, daß seine Stunde gekommen war, und rief aus: „Nun ist es Zeit!“ Die heilige Kerze wurde ihm angezündet in seine rechte Hand gegeben, wie er an der Schulter des treuen Quirada lehnte. Mit seiner linken suchte er ein silbernes Krucifix zu umklammern. Dasselbe hatte schon die Kaiserin, seine Gemahlin, in ihrer Sterbestunde getröstet, und Karl hatte dem Quirada anbefohlen, es für ihn bei der gleichen Gelegenheit in Bereitschaft zu halten. Es hatte eine Zeit lang an seiner Brust gelegen, und als es jetzt vor seinem gläsernen Auge vom Erzbischof von Toledo in die Höhe gehalten wurde, heftete Karl seinen Blick lange und ernstlich auf das geweihte Symbol: für ihn das Andenken sowohl der irdischen wie der himmlischen Liebe. Der Erzbischof sagte den Psalm De Profundis her: — „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir! —“ als der sterbende Mann eine schwache Anstrengung das Krucifix zu umarmen machte, und in

einem so hörbaren Tone, daß man ihn im anstoßenden Zimmer hören konnte, ausrief: „Ach Jesus!" worauf er auf das Kissen zurücksank und ohne Kampf verschied. Er hatte immer — indem er vielleicht die ketzerische Ansteckung des Wahnsinns fürchtete — gebetet, daß er möge im Besitze seiner Verstandeskräfte sterben können. Sein Gebet wurde erhört.

Nachdem die Leiche des Kaisers einbalsamirt und in einen bleiernen Sarg gelegt worden war, stand sie drei Tage lang in der Kapelle im Staate aus, während welcher Zeit über sie von den besten Predigern des Klosters drei Reden gehalten wurden. Dann wurde sie mit gebührender Feierlichkeit unter den Gebeten und Thränen von den Brüdern und Karl's Bedienten und in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung von Personen aus dem umliegenden Lande in die Erde beigesetzt.

Indeß ging das Begräbniß nicht ohne einige Schwierigkeit ab. Karl hatte in seinem Testamente verlangt, daß er theilweise unter den großen Altar gelegt werden wolle in einer solchen Weise, daß der obere Theil seines Körpers unter die Stelle kommen möchte, wo der Priester, wenn er den Gottesdienst verrichtete, stände. Dieß war in aller Demuth vom Kaiser gefordert worden; aber es erregte unter den bedenklichen Geistlichen die Frage, ob schicklicherweise irgend welche Gebeine, mit Ausnahme derjenigen eines Heiligen, einen so hehren Platz unter dem Altare einnehmen dürften. Der Streit erhitzte sich mehr, als es für die Gelegenheit passend war, bis die wichtige Angelegenheit endlich dadurch beigelegt wurde, daß man eine Aushöhlung in die Mauer machen ließ, in welche der Kopf hineingelegt wurde, so daß die Füße den Rand des geheiligten Grundes berühren konnten. Der Leichnam des Kaisers blieb nicht lange in seinem Ruheplatze zu Yuste liegen. Ehe noch viele Jahre verstrichen waren, wurde er auf Befehl Philipp's des Zweiten in das Escorial gebracht und in diesem prächtigen Mausoleum fuhr er bis auf den heutigen Tag fort an der Seite der Kaiserin Isabella zu ruhen.

Die Leichenfeierlichkeiten Karl's wurden mit viel Gepränge von dem römischen Hofe, von der Regentin Joanna zu Valladolid und mit noch größerer Pracht von Philipp dem Zweiten zu Brüssel gefeiert.

Als Philipp die Nachricht von seines Vaters Tode erfuhr, war er zu Arras. Er verfügte sich augenblicklich nach einem Kloster in der Umgegend von Brüssel, wo er mehrere Wochen lang eingeschlossen blieb. Unterdessen befahl er, daß die Glocken in allen Kirchen und Klöstern durch die ganzen Niederlande vier Monate hindurch jeden Tag dreimal (langsam) geläutet, und daß während dieser Zeit keine Feste oder öffentlichen Vergnügungen irgend einer Art vorgenommen werden sollten. Des Nachts am acht und zwanzigsten Dezember kam der König nach Brüssel, und am folgenden Tage wurde vor der Vesperstunde eine Procession nach der Kirche St. Gudula, welche noch die Bewunderung des Reisenden als eines der edelsten Denkmäler der mittelalterlichen Baukunst in den Niederlanden rege macht, veranstaltet.

Die Prozession bestand aus den vorzüglichsten Geistlichen, den Mitgliedern der verschiedenen religiösen Häuser mit angebrannten Wachskerzen in den Händen, den Edlen und Kavalieren vom Hofe, den großen Staatsbeamten und dem königlichen Haushalte, die alle in tiefe Trauer gekleidet waren. Nach diesen kamen die Ritter des Goldenen Vließes mit den Insignien und den prächtigen Kleidern des Ordens. Der Marquis von Aguilar trug das kaiserliche Szepter, der Herzog von Villahermosa das Schwert, und der Prinz von Oranien den Apfel und die Krone des Reiches. Philipp, in einen Trauermantel (Zobelmantel) eingewickelt und das Haupt in eine Kapuze begraben, ging zu Fuß. Seine Schleppe wurde von Ruy Gomez de Silva, dem Lieblingsminister, getragen. Hernach folgte der Herzog von Savoyen, der gleichfalls als ein Prinz von Geblüte allein und mit bedecktem Haupte einherschritt. Reihen von der spanischen und deutschen Garde in ihren Nationaluniformen bildeten eine Eskorte zur Procession, als diese durch die erleuchteten Hauptstraßen, wo die helle Gluth der Pechfackeln die sich ansammelnden Schatten der Nacht vertrieb, ihren Weg nahm.

Einen in die Augen fallenden Theil der Procession bildete eine lange Reihe Rosse, von denen ein jedes von zwei Edelleuten geführt wurde, und die auf ihren glänzenden Hausungen und auf den Bannern, welche sie trugen, die Devisen und Wappen der verschiedenen vom Kaiser beherrschten Staaten entfalteten.

Aber kein Theil des Schaufestes zog so sehr die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf sich, als eine stattliche Galeere, deren Seiten kunstvoll mit Schlachtstücken bemalt waren, die von den verschiedenen durch Karl bestandenen Treffen eingegeben waren; während ihre schwarzseidenen Segel mit Inschriften in goldenen Buchstaben, welche die Triumphe des Helden meldeten, bedeckt waren.

Wiewohl der Palast in nicht großer Entfernung von der St. Gudula-Kirche lag, brauchte die Procession, um die Kirche zu erreichen, doch zwei Stunden. In dem Schiffe des Gebäudes stand eine Art Kapelle, die für die Gelegenheit errichtet war. Ihr Dach, oder vielmehr Baldachin, der vier goldgestickte Kronen entfaltete, ruhte auf vier sorgfältig gearbeiteten ionischen Säulen. Im Innern stand ein Sarkophag, bedeckt mit einem schwarzen Leichentuche aus Sammet und bepflanzt mit einem großen carmoisinfarbigen Kreuze. In dieser Kapelle, die von drei tausend Wachskerzen erleuchtet war, wurde die kaiserliche Krone sammt dem Reichsapfel und Szepter niedergelegt.

Davor stand ein schwarz ausgelegtes Gerüste, worauf für Philipp ein Thron errichtet war. Die Edlen und großen Beamten der Krone nahmen die Sitze oder besser Stufen unterhalb ein. Schwarzsammetne Zeuge und Goldtuche, geschmückt mit dem kaiserlichen Wappen, waren durch die Bogen des Schiffes hindurch ausgespannt; oberhalb derselben liefen Gallerien, die für die Herzogin von Lothringen und für die Hofdamen eingerichtet waren.

Wenn der Reisende gegenwärtig dieses ehrwürdige Gebäude, worin Karl der Fünfte die Kapitel des Goldenen Vließes abzuhalten pflegte, besucht, und auf das charakteristische Bild jenes Monarchen, wie dasselbe auf den prächtigen, gemalten Glasfenstern sich darbietet, blickt: so mag er sich wohl des denkwürdigen Tages erinnern, da das Volk von Flandern und der Rang und die Schönheit der Hauptstadt hier versammelt waren, um das Leichenbegängniß des großen Kaisers zu feiern; wo denn, unter Wolken des Weihrauchs und der flammenden Gluth von Myriaden Lichtern die tiefen Töne der Orgel durch die langen Chorgänge zitterten und sich mit den Stimmen

der Priester mischten, als diese ihr trauriges Requiem für die Seele des dahingeschiedenen Monarchen sangen*).

Bezüglich der letzten Tage Karl's des Fünften bin ich etwas ins Einzelne gegangen. Derselbe übte in seiner Zurückgezogenheit einen zu mächtigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten aus, als daß solch ein Bericht als eine ungehörige Episode für die Geschichte Philipp's des Zweiten betrachtet werden könnte. Ehe ich von ihm auf immer scheide, will ich einen kurzen Ueberblick über einige Eigenheiten in seinem politischen Charakter, der schon lange unvertilgbar durch eine geschicktere Hand, als die meinige, gezeichnet worden ist, geben.

---

*) Das waren wenigstens die Bilder, die mir vor die Seele traten, als ich bei einem Besuche, den ich Brüssel vor einigen Jahren — im Sommer 1850 — machte, durch die Chorgänge des schönen alten Domes schritt. Vielleicht wird der Leser, als mit diesem Gegenstande verwandt, eine kleine hierauf bezügliche Skizze aus einem an einen fernen Freund am Orte geschriebenen Briefe von mir entschuldigen: — „Alsdann der edle Brüsseler Dom, einer gewissen Sankt Gudula geweiht: — die herrliche Orgel füllte die langen Chorgänge mit den herzerschütterndsten Tönen, als die Stimmen der in ihre reichen Gewänder von Purpur und Gold gekleideten Priester sich in einem Gesange erhoben, der in der ungeheuern gewölbten Entfernung des Domes verhallte. Es war Traueramt, und, um nach den Dekorationen zu urtheilen, war wahrscheinlich der Sarg irgend eines reichen Bürgers im Chor. Eine Anzahl Personen kniete, und sagte in eifriger Andacht ihre Gebete her, ohne sich viel um die protestantischen Fremden zu bekümmern, die genau die Gemälde und Bildsäulen, wovon das Gebäude voll ist, betrachteten. Großen Eindruck machte auf mich eine arme Frau, die vor dem Schreine des Heiligen kniete, dessen Marmorleib, bedeckt mit einem anständigen Seidenflorschleier, gerade vor ihr lag, bloß getrennt durch ein leichtes Gitter. Die untergehende Sonne strahlte herein durch die reichgefärbten Scheiben der herrlichen Fenster, die von dem Boden bis zur Decke des Domes einige hundert Fuß in die Höhe reichten. Das Glas war aus der Zeit Karl's des Fünften, und ich fand bald sein bekanntes Gesicht — den hervortretenden Kiefer der östreichischen Linie — heraus. Als ich den rühmlichen Lobgesang in diesem von der Zeit geehrten Dome —, der Geschlecht auf Geschlecht hinschwinden gesehen und nun in frischen Farben die Bilder der einstigen Anbeter innerhalb seiner Mauern darstellte, — zum Himmel aufsteigen hörte: wurde ich fortgerissen in eine entfernte Periode zurück, und fühlte mich einen Zeitgenossen der großen alten Zeiten, da Karl der Fünfte die Kapitel des Goldenen Vließes in diesem nämlichen Gebäude abhielt."

Karl stand zur Zeit seines Todes in dem acht und funfzigsten Jahre seines Alters. An Körper war er älter, als an Jahren. Er war wirklich sowohl geistig als körperlich erschüttert worden, daß man von ihm sagen kann, er sei an einem frühreifen Greisenalter gestorben. Dennoch war seine physische Entwickelung sehr langsam gegangen. Er war beinahe ein und zwanzig Jahre alt, ehe irgend Etwas vom Barte an seinem Kinn zum Vorschein kam. Indeß war er der Zeit nach erst sechs und dreißig, als sich graue Haare an seinen Schläfen zeigten. Mit vierzigen hatte das Podagra schwere Angriffe auf den ursprünglich starken Körperbau gemacht, und ehe er funfzig zählte, mußte der Mann, welcher auf seinen Feldzügen Tag und Nacht im Sattel bleiben konnte und auf der Jagd in den wilden Pässen der Alpurarras unempfindlich gegen die Müdigkeit zu sein schien, sich gleich einem armen Krüppel an der Spitze seiner Armeen in einer Sänfte tragen lassen*).

Seine geistige Entwickelung zögerte gleichermaßen wie die körperliche. So lange als Chievres — der flamändische Edle, welcher ihn in seiner Jugend überwachte — lebte, schien Karl keinen eignen Willen zu haben. Bei seinem ersten Besuche in Spanien, wohin er mit siebenzehn Jahren kam, versprach er so wenig, daß diejenigen, welche am nächsten mit ihm in Berührung kamen, keine Zeichen zukünftiger Größe entdecken konnten. Doch scheint der junge Prinz sich bewußt gewesen zu sein, daß er Elemente der Größe in sich trug. Geduldig erwartete er seine Zeit. „Nondum" — noch nicht — war das Motto, welches er mit achtzehn Jahren auf einem Tournier zu Valladolid für seinen ersten Schild auserkor.

Aber, als der Tod des flamändischen Ministers den jungen Monarchen aus seinem Zustande der Abhängigkeit erlöst hatte, nahm er, wie Ludwig der Vierzehnte bei dem Tode Mazarin's that, die Zügel selbst in die Hand. Jetzt zeigte er sich in einem völlig neuen Lichte.

*) In diesem Abrisse von dem Charakter Karl's des Fünften habe ich nicht angestanden, mir die meisterhaften Züge zu Nutze zu machen, welche Ranke von dem Portrait dieses Monarchen in der Einleitung zu dem Spanien gewidmeten Theile seines großen Werkes über die Nationen des südlichen Europa's gezeichnet hat.

Er entfaltete sogar größere Unabhängigkeit, als seine Vorgänger. Er vertraute nicht mehr, wie sie, Alles einem Staatsrathe an. Er vertraute bloß sich selbst, und wenn er mit irgend einem Lieblingsminister, wie mit Granvelle oder dessen Sohne, dem Kardinale, ungezwungener verkehrte, so war es nur, um zu berathen, nicht aber, um durch ihre Urtheile gegängelt zu werden. Geduldig unterrichtete er sich von den öffentlichen Angelegenheiten, und wenn fremde Gesandte bei ihm ihre Audienzen hatten, waren sie darüber erstaunt, wenn sie fanden, daß er in Bezug auf ihre eignen Höfe und auf die Zwecke ihrer Sendung Alles wußte.

Dennoch schien er von keinem schnellen Begriffsvermögen zu sein, oder, um mich richtiger auszudrücken, es ging langsam, ehe er zu seinen Resultaten gelangte. Er konnte wohl den Kourier ganzer Tage warten lassen, bis er zu einer Entscheidung zu kommen vermochte. Wenn er aber dazu kam, konnte dieselbe kein Mensch auf Erden wankend machen. Indem er eines Tages mit dem Venetianer Cantarini über diese Eigenthümlichkeit seines Geistes sprach, bemerkte der höfliche Gesandte, daß „es nicht halsstarrig wäre, an gesunden Ansichten festzuhängen." „Richtig," sagte Karl, „aber manchmal hänge ich ungesunden an."

Seine unermüdliche, sowohl geistige wie körperliche Thätigkeit bildete einen starken Gegensatz zu der Trägheit seiner frühen Jugend. Sein weit zerstreutes Reich, das sich über die Niederlande, Spanien, Deutschland und die neue Welt erstreckte, bot Verlegenheiten dar, welche zu überwinden sehr viele Fürsten für unmöglich gehalten haben würden. Wenigstens würden sie in einem großen Maße haben durch Stellvertretung regieren, ihre Geschäfte durch Agenten ausüben lassen müssen. Aber Karl beliebte Alles selbst zu thun: — seine Pläne selbst zu entwerfen und sie in eigner Person auszuführen. Die Zahl seiner Reisen zu Land und Wasser, wie sie in seiner Abschiedsrede angegeben wird, ist wirklich wunderbar: denn das war noch nicht die Zeit der Dampfschiffe und Eisenbahnen. Er schien wie ein Kourier zu leben. Aber diese Expeditionen machte er auch zu keinem geringfügigen Zwecke. Er wußte, wo seine Gegenwart gebraucht wurde, und seine Promptheit und Pünktlichkeit brachte ihn zur rechten Zeit an den rechten Ort.

Keine Stelle seines weiten Reiches war weit von ihm entlegen. Er schien die Eigenschaft der Allgegenwart zu besitzen.

Das Bewußtsein seiner eignen Kraft schürte den Funken des Ehrgeizes, welcher bisher in seinem Busen geschlummert, zur Flamme. Seine Entwürfe waren so ausgedehnt, daß man gemeiniglich glaubte, er strebe nach der Weltherrschaft. Gleich seinem Großvater Ferdinand und seinem Sohne Philipp warf er seinen Plänen den Mantel der Religion über. Oder, um billiger mit ihm umzugehen, das religiöse Prinzip bestimmte zusammen mit der persönlichen Politik seine Laufbahn. Für das Kreuz zu kämpfen schien er immer bereit. Er nahm den Anschein, als ob er die Sache Spaniens und die Sache des Christenthums für gleichbedeutend ansähe. Er marschirte gegen die Türken und stemmte die Fluth ottomanischen Einbruchs in Ungarn. Er marschirte gegen die Protestanten und warf ihre Heere im Herzen Deutschlands. Er überschritt das Mittelmeer und erniedrigte den Halbmond zu Algier. Er vertraute sich dem Ehrgefühle Franzens an, als er durch Frankreich reiste, um an den Aufrührern Flanderns Rache zu nehmen. Zweimal drang er als Feind in Frankreich ein und marschirte bis vor die Thore von Paris. Anstatt des bescheidenen Wahlspruches auf seinem Jungfernschilde nahm er jetzt das stolze Motto „Plus ultra“ an, und suchte sein Recht dazu, indem er seine Flotten über den Ocean sandte und das Banner Castiliens auf die fernen Küsten des Stillen Oceans pflanzte. Bei diesen Unternehmungen war er im Ganzen genommen glücklich. Sein Erfolg bewog ihn, noch mehr auf sich selbst zu bauen. „Ich selbst und der glückliche Zeitpunkt“ war sein Lieblingsspruch. Der „Stern Oestreichs“ war ebenfalls sein Sprüchwort. Erst am Abend seines Lebens beklagte er sich über die Veränderlichkeit des Glücks, daß sein Stern, als er am Horizonte hinuntergerückt war, von Wolken und Dunkelheit verdüstert wurde.

Auf diese Weise wurden Karl's Nerven in einem Zustande fortwährender Aufregung erhalten. Kein Wunder also, daß seine Gesundheit darunter abnahm, gleich einer durch außergewöhnliche Reizmittel auf Kosten ihrer eignen Lebensfähigkeit zu unnatürlicher Frucht getriebenen Pflanze.

Nicht alle seine Gewohnheiten waren dienlich zur Gesundheit.

Er schlief gewöhnlich bloß vier Stunden: eine zu kurze Zeit, um den durch unaufhörliches Abmühen verursachten Verlust wiederherzustellen. Sein phlegmatisches Temperament machte ihn nicht zu Ausschweifung geneigt. Doch einer Ausschweifung machte er sich schuldig: — der Begünstigung seines Appetits bis zu einem seiner Gesundheit verderblichen Grade. Ein venetianischer Zeitgenosse erzählt uns, daß Karln, ehe er des Morgens aufstand, gewöhnlich eingemachter Kapaun, zugerichtet mit Zucker, Milch und Gewürz, aufgetragen wurde. Mittags speiste er unterschiedliche Gerichte. Bald nach Vesper nahm er ein zweites Mahl ein, und später am Abende genoß er wacker Sardellen und andere schwere und schmackhafte Speise, die er besonders gern aß. Als er sich einmal bei seinem Maître d'hôtel beklagte, daß ihm der Koch Nichts, als zu schale und zum Essen zu geschmacklose Gerichte schicke, antwortete der verlegene Angestellte, der Karl's Leidenschaft für Zeitmesser kannte, daß „er nicht wüßte, was er bereiten könnte, wofern man nicht Seiner Majestät ein Ragout Taschenuhren vorsetzte!" Der Witz hatte den einen guten Erfolg, daß er dem Kaiser ein herzliches Gelächter entlockte: — eine Sache, die in dieser letztern Zeit selten gesehen wurde.

Vergebens machte sein Beichtvater, der Kardinal Loaysa, mit einer zur Ehre gereichenden Unabhängigkeit wider seines Herrn Appetitsbegünstigung Vorstellungen, indem er Karln versicherte, daß Widerstand in diesem Punkte für seine Seele mehr, als irgend eine Buße mit der Geißel, thun würde. Es erscheint beklagenswerth, daß Karl in Anbetracht seines Hanges so leicht Absolution vom Fasten erhielt und daß er dagegen nicht Etwas von der seinem Rücken angethanen Buße auf den ärgergebenden Theil übertrug. Selbst in dem Kloster zu Yuste verharrte er noch bei dem verderbenbringenden Geschmacke. Sardellen, Froschschenkel und Aalpasteten waren die feinen Leckerbissen, welche er selbst vor den Augen seines Arztes zu schmausen beliebte. Es würde nicht übel für ihn gewesen sein, hätte er sein einsames Mahl häufiger mit der einfachen Kost des Refektoriums vertauscht.

Mit diesen gemeinern Neigungen verband Karl viele andere von einer geläuterten und intellektuellen Art. Wir haben seine Liebhaberei für Musik und die Ergötzung, die er an der damit verwandten Zeichnen-

kunst — besonders an den Arbeiten Titian's fand — gesehen. Mehrere Male wurde er von diesem großen Meister gemalt, und durch die Hand desselben, wie wir sahen, wünschte er auf die Nachwelt zu kommen. Ferner hegte der Kaiser eine andere Neigung, vielleicht ein Talent, welches ihn bei einer verschiedenen Erziehung und in einem verschiedenen Lebenskreise unter die Zunft der Schriftsteller hätte führen können.

Es wird eine artige Unterhaltung berichtet, die zwischen ihm und Borja, dem zukünftigen Heiligen, während eines von dem Jesuiten zu Yuste abgestatteten Besuches vorgefallen sein soll. Karl fragte seinen Freund, ob es von einem Menschen unrecht wäre, wenn derselbe seine eigne Biographie schriebe, vorausgesetzt, daß er es ehrbar und ohne den Beweggrund der Eitelkeit thäte. Er sagte, daß er seine eignen Denkwürdigkeiten, nicht aus Selbsterhebung, sondern um die vielen über sein Handeln im Umlauf befindlichen Irrthümer zu verbessern und sein Betragen in das rechte Licht zu setzen, geschrieben habe. Man könnte hinsichtlich der Antwort neugierig sein; doch weiß man nicht, was der gute Pater auf die Frage versetzte. Man muß hoffen, daß er nicht etwa den Kaiser verleitete, das nie ans Tageslicht gekommene Manuskript zu zerstören.

Wie sich das auch verhalten mag, so ist kein Grund vorhanden zu zweifeln, daß er zu einer Zeit seines Lebens einen Theil seiner Selbstbiographie aufgesetzt hatte. Wie schon erwähnt, gab es im kaiserlichen Haushalte einen flamändischen Gelehrten, Wilhelm Van Male, oder, wie er auf Lateinisch heißt, Malinäus, der unter dem Titel eines Kammerherrn für Karln, während er zur Seite von dessen Bett stand, manchen langen Brief schrieb und ihm manche langweilige Stunde vorlas, nachdem der Monarch zur Ruhe gegangen war, um, wie es schien, nicht zu schlafen. Diese Persönlichkeit erzählt uns, daß Karl bei seiner Fahrt auf dem Rheine einen bis zu dem späten Datum 1550 reichenden Bericht von seinen Expeditionen schrieb. Das ist nicht sehr bestimmt. Jeder unter solchen Umständen und binnen so kurzer Zeit geschriebene Bericht konnte weiter Nichts, als eine Skizze der allgemeinsten Art sein. Dennoch versichert uns Van Male, daß er das Manuskript gelesen habe, empfiehlt dasselbe wegen der saubern und eleganten

Schreibweise und nimmt sich vor, eine lateinische Uebersetzung davon zu machen, deren Styl die einzelnen Vorzüge des Tacitus, Livius, Suetonius und Cäsar vereinigen sollte! Der bewundernde Kämmerer klagt, daß es Karl, anstatt es der Welt zu übergeben, eifersüchtig unter Schloß und Riegel verwahrt halte*).

Des Kaisers Neigung zur Schriftstellerei zeigte sich noch in anderer Weise. Das war die Uebersetzung des „Chevalier Délibéré," eines französischen, damals sehr im Schwange gehenden Gedichtes, das den Hof von Karl's Vorfahren, Karl's des Kühnen von Burgund, verherrlichte. Da Van Male für Karl den Fünften dasselbe gethan zu haben scheint, was für Friedrich Voltaire that, als dieser vom Waschen der schmutzigen Wäsche des Königs sprach, so wurde er ebenfalls dazu verwandt, diese Uebersetzung durchzusehen, und er urtheilt von ihr, daß sie in Bezug auf Idiom und Wahl der Sprache ein großes Verdienst besessen habe. Alsdann gab sie der Kaiser dem Acuña, einem guten Poeten am Hofe, damit sie derselbe in castilianische Verse übertrage. Ein schadenfroher Schalk, der Geschichtsschreiber Avila, versicherte den Kaiser, daß sie für den Angestellten nicht weniger, als fünf hundert Goldkronen werth sein müsse. „Und Wilhelm," sagte der Monarch, „hat einen guten Anspruch darauf, denn er hat die Arbeit sehr durchgefegt." Sofort ließ man zwei tausend Exemplare von dem Gedicht, das anonym erscheinen sollte, drucken. Der arme Herr Van Male, der eine sehr verschiedene Ansicht von dem Gewinne hegte und meinte, daß bloß die Verlagskosten sicher wären, wollte sich von diesem Beweise der Freigebigkeit seines Herrn entschul-

*) Beim Tode des Kaisers waren diese Denkwürdigkeiten im Besitze des Van Male, der später mit Thränen in den Augen zu klagen pflegte, daß Quirada sie ihm weggenommen habe. Aber, sagte er, er wüßte noch genug vom Inhalte, um eine neue Lebensbeschreibung seines Herrn zu machen, was er auch thun wolle. Indem Philipp glaubte, Van Male könnte seine Absicht ausgeführt haben, befahl er nach des armen Edelmanns Tode dem Granvelle, dessen Papiere zu durchstöbern, und wenn er ein solches Manuskript fände, solle er es ihm schicken, damit er es ins Feuer würfe! In seiner Zärtlichkeit für seines Vaters Andenken mag Philipp gedacht haben, daß kein Mensch seinem Kammerdiener gegenüber ein Held sein könne. Indeß wurden bei der Nachsuchung keine Denkwürdigkeiten gefunden.

digen. Es war ganz vergeblich; Karl ließ sich nicht von seinem edelmüthigen Vorhaben ablenken, und ohne eine Zeile zur Gewinnung der Gunst des Publikums, die in der Vorrede den Antheil der königlichen Hand an der Dichtung gemeldet hätte, wurde die letztere in die Welt hineingeführt*).

Was auch Karl in Betracht einer Selbstbiographie gethan haben mag, so war er doch sicherlich nicht gleichgültig gegen den Ruhm nach dem Tode. Er wußte, daß der größte Name bald der Vergessenheit anheimfallen muß, wofern derselbe nicht im Gesange des Barden oder auf den Blättern des Chronikers unverweslich gemacht wird. Er sah sich nach einem Geschichtsschreiber um, damit derselbe für ihn mit der Feder dasselbe thäte, was Titian mit dem Pinsel that: nämlich, der ihn nach den richtigen Verhältnissen in einer bleibenden Form dem Auge der Nachwelt darstellte. Hierin scheint er weniger von Eitelkeit als von einem natürlichen Wunsche getrieben worden zu sein, seinen Charakter und sein Betragen der Betrachtung oder der Beurtheilung des Menschengeschlechts unter einen billigen Gesichtspunkt — wie er denselben verstand — bringen zu lassen.

Der vom Kaiser zu diesem delikaten Amte ausersehene Mann war der gelehrte Sepulveda. Den Sleidan verurtheilte er als einen Verläumder, und den Giovio, der in das andere Extrem verfallen war und von ihm nach Karl's Ausdruck die „goldene Feder" der Geschichte geschrieben hatte, verdammte er nicht weniger als einen

*) „Ne in proemio quidem passus est ullam solertiae suae laudem adscribi."
Van Male's lateinische Korrespondenz, woraus dieser ergötzliche Vorfall entnommen ist, wurde zuerst 1843 zu Brüssel vom Baron Reiffenberg für die Gesellschaft der Bibliophiles Belgiques veröffentlicht. Sie enthält einige interessante Notizen über Karl des Fünften persönliche Gewohnheiten während der fünf, seiner Abdankung vorhergehenden Jahre. Van Male begleitete seinen Herrn in dessen Abgeschiedenheit, und sein Name erscheint im Codicill unter denen vom Haushalt, welche Pensionen vom Kaiser empfingen. Dieß kam ihm wahrscheinlich mehr zu Statten, als Seiner Majestät Uebersetzung, welche, wenn sie im Laufe des Jahrhunderts auch mehrere Auflagen erlebte, doch wahrscheinlich der Tasche des Kämmerlings, der nicht ganz zwei Jahre nach seinem Herrn starb, wenig Geld einbrachte.

Schmeichler*). Karl ermuthigte den Sepulveda, sich an ihn um Nachricht über Sachen, die auf seine Regierung Bezug hätten, zu wenden. Als er aber von dem Geschichtsschreiber gebeten wurde, das Geschriebene anzuhören, lehnte der Kaiser ab. „Ich will," versetzte er, „weder hören, noch lesen, was Sie von mir gesagt haben. Andere mögen dieß thun, wenn ich gegangen bin. Aber, wenn Sie über irgend einen Punkt Belehrung wünschen, so werde ich stets bereit sein, sie Ihnen zu geben." Eine auf solche Weise zusammengestellte Geschichte war nach Art einer Selbstbiographie, und muß deßhalb als zu derselben Verläßlichkeit berechtigt, und denselben Einwürfen, wie jene Schreibart, offen erscheinen. Sepulveda war einer von den Wenigen, die bei Karln während seiner Zurückgezogenheit in Yuste wiederholten Zutritt hatten, und der Monarch bekundete seine Achtung für ihn, indem er verfügte, es möge besondere Sorge getragen werden, daß dem Manuskripte des Geschichtsschreibers, ehe es die Presse bezöge, kein Leids geschähe.

Dergestalt sind die interessantesten Züge und persönlichen Anekdoten, die ich habe von dem Manne sammeln können, der ziemlich vierzig Jahre lang über ein ausgedehnteres Reich mit einem unbeschränkteren Ansehen, als irgend ein Monarch seit den Tagen Karl's des Großen herrschte. Es mag befremdend erscheinen, daß ich unterlassen habe, einen Zug in seinem Charakter, den hervorragendsten in der Linie, aus welcher er, wenigstens von Seiten seiner Mutter, stammte: — seine Bigotterie — zu bezeichnen. Aber diese war bei Karln weniger ersichtlich, als bei vielen Andern seines Hauses, und so lange er auf dem Throne saß, gibt die Ausdehnung, bis zu welcher seine religiösen Grundsätze von seinen politischen beherrscht wurden, einen passenderen Vergleich mit der Politik seines Großvaters, Ferdinand des Katholischen, als mit der seines Sohnes Philipp des Zweiten oder seines schwachsinnigen Enkels Philipp des Dritten an die Hand.

Aber das religiöse, über Karl's Seele hangende Dunkel nahm, als er sich in das Kloster von Yuste zurückgezogen hatte, eine tiefere

*) Paulo Giovio erhielt so wenig zur Vergeltung seiner honigsüßen Worte, daß ihm für einen neuen Zug im Charakter Karl's, den er hernach als karg brandmarkte, die Augen aufgingen.

Färbung des Fanatismus an. In seinen Scheideworten hinterließ er, wie wir sahen, seinem Sohn die Inquisition als ein kostbares Vermächtniß. Auf gleiche Weise versuchte er in dem Busen der Regentin Joanna den Geist der Verfolgungssucht zu hegen*). Und wenn es wahr wäre, daß Karl, wie uns sein Biograph versichert, sein Bedauern darüber aussprach, daß er das freie Geleit Luther's**) respektirt habe: so hätte die Welt geringen Grund darüber zu trauern, daß er Schwert und Szepter mit dem Mönchsbrevier, und den Thron der Cäsaren mit der mönchischen Abgeschiedenheit in den Wildnissen Estremadura's vertauschte.

*) „Si me hallara con fuerças y dispusicion de podello hacer tambien procurara de enforçarme en este caso á tomar cualquier trabajo para procurar por mi parte el remedio y castigo de lo sobre dicho sin embargo de los que por ello he padescido.“ Carta del Emperador á la Princesa, 3 de Mayo, 1558, Man.

**) „Yo erré en no matar a Luthero, ... porque yo no era obligado á guardalle la palabra por ser la culpa del hereje contra otro major Señor, que era Dios.“ Sandoval, Hist. de Carlos V., tom. II., p. 613.

Ende des ersten Theiles.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Geschichte

Philipp's des Zweiten.

Von

William Prescott.

Deutsch

von

Dr. Johannes Scherr.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1856.

Inhalt des ersten Theiles.

Seite

Erstes Kapitel.

Uebersicht von den Niederlanden.

Die bürgerlichen Einrichtungen. — Die Blüthe des Handels. — Der Charakter des Volkes. — Die protestantische Lehre. — Die Verfolgung unter Karl dem Fünften 1

Zweites Kapitel.

Das von Philipp aufgestellte System.

Die unvolksthümlichen Sitten Philipp's. — Er schärft die Edikte ein. — Vermehrung der Bischofssitze. — Margaretha von Parma Regentin. — Versammlung der Generalstaaten. — Ihr heftiges Benehmen. — Die Organisation der Räthe. — Das Steigen und der Charakter Granvelle's. — Philipp's Abreise 17

Drittes Kapitel.

Die Protestantismus in Spanien.

Ankunft Philipp's in Spanien. — Die verbesserte Lehre. — Ihre Unterdrückung. — Autos de Fé. — Die Verfolgung Carranza's. — Austilgung der Ketzerei. — Der Fanatismus der Spanier 38

Viertes Kapitel.

Philipp's dritte Ehe.

Isabellens Empfang. — Hochzeitsfestlichkeiten. — Die Lebensweise der Königin. — Der Hof wird nach Madrid verlegt 60

Fünftes Kapitel.

Die Unzufriedenheit in den Niederlanden.

Die Reformation. — Ihr Fortschritt in den Niederlanden. — Allgemeine Unzufriedenheit. — Wilhelm von Oranien 74

Sechstes Kapitel.

Die Opposition gegen die Regierung.

Die Anläße zur Beschwerde. — Die spanischen Truppen. — Die neuen Bisthümer. — Der Einfluß Granvelle's. — Der Widerstand gegen denselben von Seiten der Adeligen. — Seine Unbeliebtheit 89

Siebentes Kapitel.

Granvelle wird zum Rücktritt gezwungen.

Die Ligue gegen Granvelle. — Margaretha wünscht seine Entfernung. — Philipp bedenkt sich. — Granvelle wird entlassen. — Er verläßt die Niederlande 110

Seite

Achtes Kapitel.

Die von den Herren geforderten Veränderungen.

Politik Philipp's. — Das Uebergewicht der Edlen. — Die Verlegenheit der Regentin. — Egmont wird nach Spanien geschickt 131

Neuntes Kapitel.

Philipp's Unbeugsamkeit.

Philipp's Falschheit — Sein Hinausschieben. — Die Depeschen von Segovia. — Ihre Wirkung auf das Land. — Der Kompromiß. — Oranien und Egmont 151

Zehntes Kapitel.

Die Verbündeten.

Die Absicht der Verbündeten. — Sie kommen nach Brüssel. — Die Petition. — Die Geusen 174

Elftes Kapitel.

Freiheit der Religionsausübung.

Die Edikte werden suspendirt. — Die Sektirer. — Das öffentliche Predigen. — Versuch, dasselbe zu unterdrücken. — Die Versammlung zu St. Trond. — Philipp's Zugeständnisse 185

Zwölftes Kapitel.

Die Bilderstürmer.

Die Plünderung des Domes zu Antwerpen. — Heiligthumschändende Ausschweifungen. — Der Schrecken in Brüssel. — Den Reformirenden werden Kirchen bewilligt. — Margaretha bereut ihre Zugeständnisse. — Die Stimmung zu Madrid. — Der Scharfsinn Oranien's. — Seine religiösen Ansichten 207

Dreizehntes Kapitel.

Die Wiederherstellung der Autorität der Regentin.

Die Reaktion. — Der Aufruf zu den Waffen. — Der Tumult in Antwerpen. — Die Belagerung von Valenciennes. — Die Regierung triumphirt . 236

Vierzehntes Kapitel.

Die Wiederherstellung der Ruhe.

Der von Margarethen auferlegte Eid. — Oranien verweigert ihn. — Er verläßt die Niederlande. — Die Unterwerfung des Landes. — Neues Edikt. — Die Wiederherstellung der Ordnung 251

Erstes Kapitel.

Uebersicht von den Niederlanden.

Die bürgerlichen Einrichtungen. — Die Blüthe des Handels. — Der Charakter des Volkes. — Die protestantische Lehre. — Die Verfolgung unter Karl dem Fünften.

Wir sind jetzt bei demjenigen Theile unserer Darstellung angelangt, welcher eher eine Episode als ein Theil und Stück unserer Geschichte zu sein scheint; obschon er wegen seiner Größe und Bedeutung billigermaßen als eine unabhängige Geschichte für sich behandelt wird. Dieß ist der Krieg der Niederlande, der Bahnbrecher zu jener großen Reihe von Revolutionen, deren glänzendstes Beispiel von unserm glücklichen Lande geliefert wird. Ehe ich auf dieses weite Thema eingehe, will ich eine kurze Uebersicht von dem Lande geben, welches den Gegenstand davon bildet.

Die Niederlande, oder (wie damals das Land gewöhnlich hieß) Flandern, begriff bei der Thronbesteigung Philipp's um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts siebzehn Provinzen mit dem nämlichen, nur etwas kleineren Gebiete wie dem von den gegenwärtigen Königreichen Holland und Belgien eingeschlossenen*). Diese Provinzen

*) Diese Provinzen waren die Herzogthümer Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern; die Grafschaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Zütphen, Holland und Seeland, sowie die Herrschaften Friesland, Mecheln, Utrecht, Overyssel und Groningen.

bildeten vor Alters unter den verschiedenen Benennungen von Herzogthümern, Graf- und Herrschaften eben so viele getrennte Staaten, wovon ein jeder unter der Regierung seines betreffenden Fürsten stand. Selbst wenn, was bisweilen vorfiel, zwei oder drei davon zusammen unter ein Szepter gebracht wurden, bewahrte noch ein jeder sein eignes unabhängiges Bestehen. In ihren Einrichtungen glichen sich diese Staaten unter einander sehr, zumal in der Ausdehnung der den Bürgern zugestandenen Immunitäten verglichen mit den in sehr vielen andern Ländern der Christenheit genossenen. Ohne die Bewilligung einer aus der Geistlichkeit, dem Adel und den Vertretern der Städte bestehenden Versammlung durfte keine Steuer auferlegt werden. Kein Fremder war zu einem Amte erwählbar, und der Eingeborne einer Provinz galt für einen Ausländer in der andern. Hierauf bestand man als auf unveräußerlichen Rechten, wenngleich in späterer Zeit keine von den Herrschern häufiger mißachtet wurden*).

Während des Mittelalters war der Zustand der Gemeinden in den Niederlanden im Vergleich mit dem der meisten übrigen europäischen Länder der nämlichen Periode weit fortgeschritten. Dieß verdankten sie dem Charakter des Volkes oder vielmehr den eigenthümlichen Umständen, welche diesen Charakter bildeten. Indem die Niederländer einen Boden einnahmen, der mit unendlicher Mühe und Ausdauer von dem Wasser befreit worden war, brachten sie ihr Leben im beständigen Kampfe mit den Elementen zu. Sie wurden früh mit den Gefahren des Ozeans vertraut. Der flamändische Seefahrer war ausgezeichnet durch den unerschrockenen Muth, womit er seine Reisen in entlegene und unbekannte Meere trieb. Ein ausgedehnter Handel eröffnete ihm

*) Der venetianische Gesandte Tiepolo preist in warmen Ausdrücken die Unterthanentreue dieser Leute gegen ihre Fürsten, die unerschütterlich blieb, so lange ihre verfassungsmäßigen Privilegien respektirt wurden. „Sempre si le sono mostrati quei Popoli molto affectionati, et amorevoli contentandosi de esser gravati senza che mai facesse alcun resentimento forte più de l'honesto. Ma così come in questa parte sempre hanno mostrato la sua prontezza così sono stati duri et difficili, che ponto le fossero sminuiti li loro privilegii et autorità, nè che ne iloro stati s'introducessero nuove leggi, et nuove ordini ad instantia massime, et perricordo di gente straniera.“

einen weiten Beobachtungs- und Erfahrungskreis, und dem kühnen und verwegenen Charakter des alten Niederländers war ein Unternehmungsgeist mit solchen erweiterten und freisinnigen Ansichten beigesellt, daß derselbe geeignet wurde, an den großen Interessen des gemeinen Wesens Theil zu nehmen. Rasch entstanden Dörfer und Städte. Von der Handelsthätigkeit strömte Reichthum ins Land, und der Beistand, welchen diese kleinen Gemeinwesen auf diese Weise ihren Fürsten zu leisten vermochten, entrang den letztern das Zugeständniß wichtiger politischer Privilegien, welche die Unabhängigkeit des Bürgers ausmachten.

Gleichwohl ging das allgemeine Streben vielmehr auf die Aufrechterhaltung der unterschiedenen Individualität der Provinzen, als auf die Vereinigung derselben in einen gemeinsamen politischen Körper. Verschiedene Racen mit verschiedenen Sprachen bevölkerten sie. In manchen Provinzen sprach man Französisch, in andern einen Dialekt des Deutschen. Ferner hatte ihre Lage diese winzigen Staaten oft in Nebenbuhlerschaft, und manchmal in offenen Krieg mit einander gebracht. Die Wirkungen dieser Fehden dauerten fort, nachdem die Ursachen davon vorübergegangen waren, und gegenseitiger Groll weilte noch in der Brust der Einwohner als eine Triebfeder zu fortwährender Zwietracht.

Aus diesen Ursachen war es unmöglich, den größern Theil der Provinzen in eine einzige Nation zu verschmelzen, nachdem derselbe im funfzehnten Jahrhunderte zusammen unter das Szepter des herzoglichen Hauses Burgund gebracht war. Sogar Karl der Fünfte fand sich bei all seiner Macht und seinem persönlichen Einflusse der Aufgabe nicht gewachsen. Er sah sich gezwungen, den Gedanken, die verschiedenen Staaten in Eine Monarchie zu befestigen, aufzugeben und sich mit der — für einen spanischen Despoten nicht allzu angenehmen — Stellung des Hauptes einer Republik, oder um genauer zu sprechen, einer Verbindung von Republiken zu begnügen.

Gleichwohl wurde einige Annäherung zu einer nationalen Einheit in der Einrichtung gemacht, welche erstand, nachdem diese Staaten unter Ein Szepter gebracht waren. Während also eine jede Provinz ihre eignen Gerichtshöfe fortbehielt, war zu Mecheln ein oberstes

Tribunal mit Appellgerichtsbarkeit über alle Provinzialgerichtshöfe bestellt. Indem auf ähnliche Weise ein jeder Staat seine eigne gesetzgebende Versammlung besaß, waren Generalstaaten vorhanden, bestehend aus der Geistlichkeit, den Adeligen und den Vertretern der Städte aus einer jeden der Provinzen. In dieser — freilich selten sitzenden — Versammlung wurden die großen Fragen mit Beziehung auf die Interessen des ganzen Landes verhandelt. Allein die Versammlung war mit keiner gesetzgebenden Gewalt bekleidet. Sie durfte nicht weiter gehen, als zur Abstellung von Beschwerden dem Oberhaupte Bittschriften einreichen. Ueber das Recht des Vorstellens hinaus besaß sie kein Recht. Sogar in Besteuerungsfragen durfte in dieser Körperschaft kein Beitrag festgesetzt werden ohne die ausdrückliche Bewilligung einer jeden der Provinzialgesetzgebungen. Man muß zugeben, daß eine solche Regierungsform in ihren Operationen für eine wirksame vollziehende Bewegung zu behindert war. Sie war für die von militärischem Unternehmungsgeiste geforderte Promptheit und Thatkraft keineswegs günstig. Aber so übel diese Regierung auch in dieser Beziehung zu dem Wesen Karl's des Fünften paßte, so paßte sie doch gut zu dem Geiste der Einwohner und zu deren Umständen, die Frieden erheischten. Sie besaßen für ausländische Eroberungen keinen Ehrgeiz. Durch die Künste des Friedens hatten sie sich zu dieser vorher unerreichten Höhe des Wohlstands erhoben, und durch Frieden allein, nicht aber durch Krieg, konnten sie selbige zu behaupten hoffen.

Aber unter der langen Herrschaft der burgundischen Fürsten und noch mehr unter derjenigen Karl's des Fünften empfand das Volk der Niederlande den Einfluß jener Umstände, welche in andern Theilen Europa's nach und nach das volksthümliche, oder besser feudale Element dem Geiste der Centralisation zu weichen zwangen. So nahm das Oberhaupt mit der Zeit das Recht, die ganze höhere Geistlichkeit zu ernennen, in Anspruch. In einigen Fällen stellte es die Richter der Provinzialhöfe an, und das höchste Tribunal in Mecheln war so sehr von seiner Autorität abhängig, daß von der Krone alle Richter ernannt und deren Besoldungen bezahlt wurden. Die Macht des Oberhauptes erstreckte sich sogar so weit, daß dasselbe nicht selten in die von den Bürgern bei der Wahl ihrer eignen Obrigkeiten ausgeübten Rechte

eingriff: — Rechte, welche die Bürger als von der höchsten Wichtigkeit hätten theuer halten sollen. Was die Adeligen anbelangt, so können wir das Uebergewicht nicht überschätzen, welches der Herr eines Reiches, wie Karl der Fünfte, über sie erhalten mußte, da er ihnen solche unbegränzte Aussichten auf der Bahn des Ehrgeizes eröffnen konnte.

Aber der persönliche Charakter und die eigenthümliche Lage Karl's strebte danach, die königliche Autorität noch mehr zu erweitern. Er war ein Fleminger von Geburt. Er besaß alle Neigungen und Gewohnheiten eines Flamänders, und liebte, in sein Heimathsland so oft, als es ihm sein thätiges Leben erlauben wollte, zurückzukehren, um in der freien und fröhlichen Gesellschaft der flamändischen Hauptstädte einige Erholung von dem feierlichen Ceremonienwesen des castilischen Hofes zu suchen. Diesen Vorzug vergalt das Volk der Niederlande seinem Herrn mit Gefühlen einer treugesinnten Ergebung.

Allein es hatte Grund zu dankbarern Gesinnungen wegen der wesentlichen Wohlthaten, welche ihm die Gunst Karl's versichert hatte. Für die Flamänder wurden sogar in Spanien die höchsten Posten aufbewahrt, und der auffällige, auf diese Weise vom Kaiser seinen Landsleuten erwiesene Vorzug war eine große Quelle der Aufstände in Castilien. Die Soldaten der Niederlande begleiteten Karln auf seinen militärischen Expeditionen, und ihre Kavallerie hatte den Ruf, daß sie die am besten bestellte und am besten disciplinirte in der kaiserlichen Armee war. Die weite Ausdehnung seiner sich über jede Gegend der Erdkugel erstreckenden Besitzungen bot dem Handel der Niederlande ein unbegränztes Feld dar, denn letzterer war überall unter den vortheilhaftesten Umständen zugelassen. Ungeachtet seiner gelegentlichen gewaltthätigen Handlungen und Erpressungen war Karl doch zu weise, als daß er nicht die materiellen Interessen eines Landes genährt hätte, das so wesentlich zu seinen eignen Hülfsquellen beitrug. Unter seiner schirmenden Politik fand der Gewerbfleiß und Scharfsinn der Flamänder einen weiten Spielraum für die verschiedenen Zweige des Landbaues, der Manufakturen und des Handels. Das Land war so dick mit großen Städten besetzt, wie andere Länder mit Dörfern. In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts veranschlagte man, daß es über drei hundert

und funfzig größere Städte und mehr, als sechs tausend drei hundert Städte von geringerer Größe besaß. Diese Städte waren nicht, wie in andern Theilen des Festlandes, die Versammlungsorte von Mönchen und Bettlern, sondern wimmelten von einer emsigen, arbeitsamen Bevölkerung. In den Niederlanden aß kein Mensch das Brot der Faulheit. In der Periode, womit wir beschäftigt sind, zählte Gent 70,000 Einwohner, Brüssel 75,000 und Antwerpen 100,000. Dieß war zu einer Zeit, da London selbst bloß 150,000 enthielt*).

Das durch seine zahllosen Kanäle und Schleusen befruchtete Land zeigte überall jene genaue und sorgfältige Bebauung, wodurch es sich gegenwärtig auszeichnet, die aber in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bloß in den von den maurischen Bewohnern des südlichen Spaniens bestellten Ländereien ihres Gleichen fand. Der scharfsinnige Geist des Volkes zeigte sich in seiner Geschicklichkeit in den mechanischen Künsten und in dem erfinderischen Talente, welches bei einem von Kindheit an an die ungehemmte Uebung seiner Fähigkeiten gewöhnten Volke charakteristisch zu sein scheint. Die Verfahrungsweisen zur Vereinfachung der Arbeit waren so ausgebildet, daß, wie man uns versichert, vier oder fünf Jahre alte Kinder ihren Lebensunterhalt zu verdienen anfingen. Eine jede angesehene Stadt wurde berühmt durch ihre Auszeichnung in dem einen oder andern Manufakturzweige. Lille war durch seine wollenen Tuche, Brüssel durch seine Tapeten und Teppiche, Valenciennes durch seinen Camelot berühmt, während die Städte Hollands und Seelands einen einfacheren Markt in der Form von Käse, Butter und gesalzenen Fischen lieferten**). Diese ver-

*) Guicciardini, Belgiae Descriptio, p. 207 et seq.

Der Geograph gibt uns die Einwohnerzahl von einigen der beträchtlichsten Hauptstädte Europa's in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Die Bevölkerung von Paris, die sich auf 300,000 belief, scheint mit Ausnahme von Moskau jede andere große Stadt weit übertroffen zu haben.

**) Relatione di M. Cavallo tornato Ambasciatore dal Imperatore, 1551, MS.

Der Verfasser trägt kein Bedenken, Antwerpen wegen dessen ausgedehnten Handels mit seiner eignen stolzen Stadt Venedig zu vergleichen. „Anversa corrisponde di mercantia benissimo a Venetia, Lovania di studio a Padova, Gante per grandezza a Verona, Brussellis per il sito a Brescia.“

schiedenen Waaren wurden auf den großen, des Jahres zweimal abgehaltenen Messen ausgestellt, die allemal zwanzig Tage dauerten, zu Antwerpen Statt fanden und von Fremden sowohl, wie von Inländern sehr stark besucht waren.

Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert führten die Flamänder große Quantitäten Wolle von England, um aus derselben daheim Tuch zu verfertigen, ein. Allein flamändische Auswanderer hatten diese Manufaktur mit nach England gebracht, und zur Zeit Philipp's des Zweiten wurde das fertige Tuch aus dem letzteren Lande zu dem jährlichen Betrage von mehr, als fünf Millionen Goldkronen eingeführt und gegen inländische Produkte der Niederlande ausgetauscht. Dieser einzige Artikel des Handels mit einem Nachbar kann einen Begriff geben von der Ausdehnung des niederländischen Handels zu dieser Periode.

Aber in Wirklichkeit erstreckte sich der Handel des Landes bis in die entferntesten Winkel des Erdkreises. Die von früher Jugend für den Kampf mit den Wogen eingeschulten Bewohner der Niederlande fanden auf dem Meere ihr eigentliches Element. „So sehr die Natur," sagt der begeisterte Schriftsteller (Strada), „ihr Gebiet auf dem Lande einschränkte, ebenso sehr dehnten sie ihre Herrschaft über die Tiefe aus. Ihre Flotten konnte man auf jedem Meere finden. Im Euxinus und im Mittelmeere wetteiferten sie mit den Venetianern und Genuesern, und sie stritten mit den Engländern, ja selbst mit den Spaniern um die Ueberlegenheit auf den „kleinen Meeren" und auf dem großen Ozean.

Der von diesem ausgedehnten Handel ins Land fließende Reichthum zeigte sich in der zahlreichen Bevölkerung seiner Provinzen und in der Pracht seiner Hauptstädte. An der Spitze derselben stand die große Stadt Antwerpen, welche als die Hauptstadt des Handels im sechszehnten Jahrhunderte den von Brügge im funfzehnten behaupteten Platz einnahm. Häufig konnte man zwei hundert und funfzig Fahrzeuge zu gleicher Zeit in ihren Schiffsländen Ladung einnehmen sehen. Zwei tausend beladene Frachtwagen aus den benachbarten Ländern Frankreich, Deutschland und Lothringen fuhren täglich durch ihre Thore, und eine noch größere Anzahl mit Kaufmannsgut aus

unterschiedlichen Gegenden der Erde befrachteter Schiffe konnte man zu gleicher Zeit auf dem Wasser der Schelde schwimmen sehen.

Wie das übrige Brabant war die Hauptstadt durch gewisse politische Privilegien, welche sie selbst Ausländern als einen guten Wohnort empfahlen, ausgezeichnet. Die Frauen der übrigen Provinzen mochten wohl, wie es heißt, wenn die Zeit ihrer Niederkunft herbeinahte, nach Brabant kommen, damit ihre Nachkommenschaft auf die Freiheiten von diesem begünstigten Theile der Niederlande Ansprüche machen könnte. Die Leute dieser Provinz waren auf ihre Freiheiten so eifersüchtig, daß in dem, ihrem Oberhaupte bei seinem Regierungsantritt geschworenen Huldigungseide eine Bestimmung vorhanden war, wonach diese beschworene Treue gesetzlich vorenthalten werden durfte, wenn es je ihre Freiheiten zu respektiren aufhören würde.

Unter dem Schutze der Munizipalrechte Antwerpens ließen sich Fremde daselbst in großer Anzahl nieder. Die Engländer errichteten dort eine Faktorei. Auch gab es eine portugiesische Kompagnie, eine italienische Kompagnie, eine Kaufmannskompagnie von den Hansestädten, und zuletzt eine türkische Kompagnie, welche daselbst ihren Wohnsitz aufschlug, um einen Handel mit der Levante zu unterhalten. Ein großer Handel wurde in Wechseln betrieben. Kurz, Antwerpen wurde das Blanco-Haus von Europa; und Kapitalisten, die Rothschilde ihrer Zeit, die mit regierenden Fürsten zu thun hatten, setzten sich in Antwerpen fest, das im sechszehnten Jahrhundert für Europa das war, was London im neunzehnten ist: — das große Herz des kaufmännischen Umsatzes.

1531 wurde die öffentliche Börse, damals das schönste Gebäude seiner Art, welches man irgendwo finden konnte, errichtet. Die Stadt war in der That trefflicher Bauwerke voll, wovon das größte, der große Dom, nachdem er bald nach Eröffnung der Börse fast ganz vom Feuer zerstört worden war, wieder aufgebaut wurde und noch jetzt als ein edles Muster der damaligen baukünstlerischen Wissenschaft fortdauert. Ein anderes Menschenalter sollte die Mauern des nämlichen Domes mit jenen ausgesuchten Erzeugnissen Rubens' und seiner Schüler ausschmücken sehen, die die niederländische Schule auf die gleiche Rangstufe mit den italienischen Meistern erhoben.

Der reißend schnell zunehmende Wohlstand der Stadt war ersichtlich aus den luxuriösen Bequemlichkeiten und der aufwandsreichen Lebensweise der Einwohner. Die Kaufleute Antwerpens wetteiferten mit dem Adel anderer Länder in der Pracht ihrer Kleidung und häuslichen Einrichtungen. Etwas Aehnliches zeigte sich beim Mittelstande, und selbst bei den Leuten niederen Ranges fand sich im Haushalte eine an Luxus streifende Gemächlichkeit, welche die Aufmerksamkeit eines italienischen Schriftstellers des sechszehnten Jahrhunderts auf sich zog. Er rühmt die sorgfältige Achtnahme auf Ordnung und Reinlichkeit, die in der Einrichtung der Wohnungen beobachtet wurde, und spricht seine Bewunderung aus nicht allein über die genaue, von den Frauen ihren häuslichen Pflichten gewidmete Sorgfalt, sondern auch über die einzig dastehende Fähigkeit derselben, die gewöhnlich dem männlichen Geschlechte aufbewahrten Handelsgeschäfte zu versehen. Dieß war besonders in Holland der Fall. Aber diese Verkehrsfreiheit that ihren Eigenschaften als Frauen keinen Abbruch. Die von ihnen herausgenommene Freiheit artete nicht in Zügellosigkeit aus, und er schließt sein begeistertes Bild der flamändischen Matronen mit dem Ausspruche, daß sie ebenso bescheiden, als schön wären.

Die damals in andern Theilen Europa's in einer so verlorenen Lage lebenden unteren Klassen fühlten die guten Wirkungen dieses allgemeinen Fortschritts an Gemächlichkeit und Civilisation. Selten soll man Einen so ununterrichtet gefunden haben, daß er nicht mit den Anfangsgründen der Grammatik bekannt gewesen wäre, und kaum gab es einen Bauern, der nicht beides, lesen und schreiben, konnte*): — und zwar zu einer Zeit, da Lesen und Schreiben in andern Ländern selbst bei den, höhern Lebensberufen Angehörigen nicht immer zur besessenen Bildung gehörte.

Unmöglich konnte ein in den Grundlagen der Civilisation so weit vorgeschrittenes Volk lange unempfindlich bleiben bei der großen religiösen Reform, welche sich, nachdem sie an seinen Gränzen entsprungen

*) Guicciardini, welcher diese merkwürdige Thatsache berichtet, hatte reichliche Gelegenheit, sich ihrer Wahrheit zu vergewissern, da er, obwohl er ein geborner Italiener war, doch vierzig Jahre lang oder drüber sich in den Niederlanden aufhielt.

war, reißend schnell über die Christenheit ausbreitete. Abgesehen von der Angränzung der Niederlande an Deutschland, hatte ihr Handel mit andern Ländern sie in den Protestantismus, wo derselbe bestand, eingeführt. Die fremden Ansässigen, und die in den Provinzen einquartierten schweizer und deutschen Miethstruppen hatten diese selben Prinzipien der Reformation mitgebracht, und endlich kehrten die flamändischen Adeligen, welche damals viel auswärts nach Genf, um dort zu studiren, zu gehen pflegten, von jenem Bollwerke Calvin's, das mit den Lehren des großen Reformators wohl befestigt war, zurück. Auf diese Weise wurde der Samen der Reformation, sei es der lutheranischen oder calvinistischen, weit über das Land ausgestreut, und er schlug Wurzel in einem ergiebigen Boden. Das phlegmatische Temperament der nördlichen Provinzen eignete dieselben besonders zur Annahme einer sich so ausschließlich an die Vernunft richtenden Religion, während sie dem Katholicismus weniger zugänglich waren, indem derselbe mit seinen schimmernden Zuthaten an die Leidenschaften appellirt und besser geeignet ist für die lebendige Empfänglichkeit und glühende Einbildungskraft des Südens.

Man darf nicht voraussetzen, daß Karl der Fünfte bei diesem beunruhigenden Abfalle seiner Unterthanen lange unempfindlich bleiben konnte; noch, daß der Mann, dessen Leben im Kampfe mit den Lutheranern Deutschlands verstrichen war, es geduldig zugeben konnte, wenn er sah, daß ihre verwünschte Ketzerei in seinen eignen Besitzungen Wurzel schlug. Er fürchtete diese Neuerung nicht weniger in weltlicher, als in geistlicher Hinsicht. Die Erfahrung hatte gezeigt, daß die Freiheit des Denkens in religiösen Angelegenheiten natürlicherweise zur freien Untersuchung politischer Mißbräuche führte: daß das Werk des Reformators niemals vollendet war, so lange noch Etwas im Staate wie in der Kirche zu reformiren übrig blieb. Karl suchte mit dem Instinkte des spanischen Despotismus ein Heilmittel in einem jener Akte willkürlicher Gewalt, welchen er sich ohne Bedenken überließ, wenn sich Gelegenheit dazu bot.

Im März 1520 veröffentlichte er das erste seiner barbarischen Edikte zur Unterdrückung des neuen Glaubens. Auf dasselbe folgten mehrere andere gleichen Inhalts wiederholt in Zwischenräumen seine

ganze Regierung hindurch. Das letzte erſchien im September 1550*). Weil dieſes gewiſſermaßen die ihm vorhergehenden aufhob, wenngleich es mit ihnen im Weſentlichen übereinſtimmte, und weil es die Grundlage für die folgende Geſetzgebung Philipp's wurde: ſo wird die Wiedergabe ſeiner Hauptbeſtimmungen wohlgethan ſein.

Durch dieſes Edikt oder ſogenannte „Plakat" ward verordnet, daß alle der Ketzerei Ueberführten den Tod „durch das Feuer, die Gruft oder durchs Schwert" erleiden, mit andern Worten, lebendig verbrannt, lebendig begraben oder enthauptet werden ſollten. Dieſen fürchterlichen Strafen verfielen Alle, die mit ketzeriſchen Büchern handelten, ſie abſchrieben oder kauften; Alle, die Konventikel abhielten oder ſelbigen beiwohnten; Alle, die öffentlich oder privatim über die Schrift diſputirten; Alle, welche die Lehren der Reformation predigten oder vertheidigten. Die Denuncianten wurden durch das Verſprechen von der Hälfte der eingezogenen Beſitzung des Ketzers ermuthigt. Keinem Verdächtigen ſtand es frei, eine Schenkung zu machen, oder irgend einige von ſeinen Effekten zu verkaufen, oder aber über dieſelben teſtamentariſch zu verfügen. Endlich waren die Gerichtshöfe angewieſen, keine Erlaſſung oder Milderung der Strafe aus falſchem Mitleid mit dem überwieſenen Theile zu gewähren, und es wurde für die Freunde des Angeklagten zu einem peinlichen Verbrechen gemacht, wenn ſie für ihn um eine ſolche Nachſicht einkamen.

Um dieſe Edikte völlig in Kraft zu ſetzen, erfaßte Karl einen Wink von dem fürchterlichen Tribunale, mit welchem er in Spanien wohlvertraut war: — von der Inquiſition. Von ſeinem alten Lehrmeiſter, Adrian dem Sechſten, erlangte er eine Bulle, die einen Generalinquiſitor ernannte. Dieſem ſtand die Macht zu, der Ketzerei verdächtige Perſonen zu verhören, ſelbige gefangen zu ſetzen und auf die Tortur zu ſpannen, ihr Eigenthum einzuziehen, und endlich, über ſie Verbannung oder Tod zu fällen. Mit dieſen ſchrecklichen Gewalten ward ein Laie, — ein hervorragender Sachwalter, der im brabantiſchen

*) Die Geſammtzahl der von Karl dem Fünften ausgegebenen „Plakate" belief ſich auf elf. Siehe die Data bei Gachard, Correspondance de Philippe II. sur les Affaires des Pays-Bas, (Bruxelles, 1848,) tom. I. pp. 105, 106.

Rathe saß, betraut. Allein dieser eifrige Beamte machte mit so guter Wirkung von seiner Autorität Gebrauch, daß davon die allgemeine Entrüstung seiner Landsleute schleunig erregt wurde und daß sie ihn zwangen, um sein Leben zu retten die Flucht zu ergreifen.

Durch eine neue Bulle aus Rom wurden, an der Stelle des flüchtigen, vier Inquisitoren eingesetzt. Diese Inquisitoren waren Geistliche, nicht von dem wüthenden Dominikanerorden, wie in Spanien, sondern Glieder der weltlichen Geistlichkeit. Alle öffentlichen Behörden wurden ersucht, sie bei der Entdeckung und Ergreifung verdächtiger Personen zu unterstützen, und ihren Opfern wurden die gemeinen Gefängnisse zur Haft angewiesen.

Das Volk möchte bei dem Ersatz von vier Inquisitoren für einen wenig gewonnen zu haben scheinen. Allein in Wirklichkeit gewann man sehr viel. Der trotzige, gegen die Ausübung der verfassungswidrigen Gewalten des Generalinquisitors gemachte Widerstand zwang Karln, die Macht der neuen Beamten mehr in Uebereinstimmung mit dem Gesetz zu bringen. Zwanzig Jahre lang oder drüber scheint ihre Macht nicht gut definirt worden zu sein. Aber 1546 ward verordnet, daß kein Urtel irgend einer Art von einem Inquisitoren ohne die Genehmigung eines Mitglieds des Provinzialrathes gefällt werden dürfe. Wie barbarisch nun auch das Gesetz gegen die Ketzerei war, so hatte das Volk auf diese Weise doch die Gewähr, daß dieß Gesetz einzig und allein durch seine eignen regelmäßigen Gerichtshöfe zu erklären und in Kraft zu setzen war.

Derartig waren die von Karl dem Fünften zur Unterdrückung der Ketzerei in den Niederlanden ergriffenen Mittel. Ungeachtet des Namens „Inquisitoren" glich das neue Gebäude doch nur wenig dem furchtbaren Tribunale der spanischen Inquisition, womit es oft zusammengeworfen worden ist*). Das Heilige Amt stellte eine ausgedehnte

*) Viglius, der nachherige Präsident des geheimen Rathes, sagt ohne Umschweif in einem seiner Briefe an Granvelle, daß der Name Spanische Inquisition der flamändischen angehängt würde, um dieselbe beim Volke verhaßt zu machen. „Queruntur autem imprimis, a nobis novam inductam inquisitionem, quam vocant Hispanicam. Quod falsò populo a quibusdam persuadetur, ut nomine ipso rem odio-

und verwickelte, den vorhandenen Einrichtungen Castiliens geschickt angepaßte Maschinerie vor. Man darf sagen, daß sie einen Theil der Regierung selbst bildete, und daß sie, wie sehr sie auch in ihrem ursprünglichen Entwurfe beschränkt war, mit der Zeit ebenso sehr zu einem furchtbaren politischen, wie zu einem religiösen Werkzeuge wurde. Der Großinquisitor war mit einer Macht bekleidet, vor welcher der Monarch selbst zittern durfte. Bei manchen Gelegenheiten ging er sogar dem Monarchen vor. Die Inquisitionshöfe waren durchs ganze Land vertheilt und mit einem feierlichen Gepränge, wie selbiges keinem bürgerlichen Tribunale zustand, verwaltet. Zu ihrer Bequemlichkeit wurden geräumige Gebäude errichtet, und die riesenhaften Gefängnisse erstanden gleich uneinnehmbaren Festungen in den vorzüglichen großen Städten des Königreiches. Ein Schwarm von Bedienten und Angestellten wartete ihrer Befehle. Die stolzesten Edlen des Landes hielten es für eine Ehre, wenn sie als Familiaren des Heiligen Amtes dienten. Der inmitten dieser äußerlichen Pracht über die Vorgänge geworfene undurchdringliche Schleier bemächtigte sich stark der Einbildungskraft, die das Tribunal mit einer Art übernatürlichen Schreckens umgab. Ein Mensch verschwand von der emsigen Bühne des Lebens. Niemand wußte, wohin derselbe gegangen war, bis er wieder erschien, gehüllt in das verhängnißvolle Gewand des san benito, um an dem tragischen Schauspiele eines auto de fé Theil zu nehmen. Das war der große Triumph der Inquisition, der an Glanz des Aufzuges dem alten römischen Triumphe den Rang streitig machte und denselben durch die feierliche und geheimnißvolle Bedeutung des Ceremoniells übertraf. Er wurde von dem damaligen fanatischen Spanier mit Begeisterung begrüßt, da dieser in dem Märtyrerthum der Unglücklichen bloß ein der Gottheit höchst angenehmes Opfer erblickte. Die Inquisition gelang in Spanien, weil sie dem Charakter des Volkes entsprach.

Doch paßte sie nicht für den freien und unabhängigen Charakter des Volkes der Niederlande. Dasselbe verlangte die Gedankenfreiheit als sein angebornes Recht, und der Versuch, die letztere zu unterdrücken,

sam reddant, cum nulla alia ab Caesare sit instituta inquisitio, quam ea, quae cum jure scripto, scilicet Canonico, convenit, et usitata antea fuit in hac Provincia."

indem man die verderblichen Gebräuche Spaniens einführte, wurde überall mit Verwünschung aufgenommen. Ein solches Institut war ein Zufall, konnte aber nicht ein unzertrennlicher Theil der Verfassung werden. Es war ein krankes Pfropfreis auf einem gesunden Stamm. Es konnte keine Früchte bringen und mußte früher oder später eingehn.

Dennoch that die Inquisition so, wie sie beschaffen war, während sie in den Niederlanden dauerte, ihre Wirkung. Wenigstens ist dieß wahr, wenn wir der gewöhnlichen Angabe glauben müssen, daß während der Regierung Karl's des Fünften funfzig tausend Menschen für ihre religiösen Ansichten unter der Hand des Scharfrichters litten*). Diese ungeheure Angabe ist von einem Geschichtsschreiber nach dem andern wiederholt worden, augenscheinlich mit eben so wenig Mißtrauen, als Prüfung. Sie liefert eins unter den vielen Beispielen von der Leichtfertigkeit, womit man sich die erstaunlichsten Resultate zu eigen macht, zumal wenn dieselben in der Form von Zahlenangaben überliefert werden. Eine numerische Angabe, die eine Frage so summarisch und in einer so genauen und tragbaren Form entscheidet, hat für die Einbildungskraft etwas Schlagendes. Dennoch wird ein Jeder, der irgend welche Untersuchungen über die Vergangenheit — jenes Land der Ungewißheit — anzustellen Gelegenheit hatte, beistimmen, daß Nichts weniger Zutrauen verdient.

Im gegenwärtigen Falle scheint eine solche Angabe ihre eigne Widerlegung an der Stirne geschrieben zu tragen. Llorente, der berühmte Sekretär des Heiligen Amtes, dessen Angaben man niemals vorwerfen wird, daß dieselben unter dem wahren Betrage wären, schlägt die Gesammtzahl der während der ersten achtzehn Jahre der Inquisition in Castilien hingerichteten Opfer — als die Inquisition ihre fleißigste Arbeit verrichtete — auf ungefähr zehn tausend an. Wie man sich erinnern wird, kam dort das Ungewitter der Verfolgung hauptsächlich über die Juden — jenes unheilverkündende Geschlecht, von welchem

*) Grotius erweitert die Zahl auf ein hundert tausend. Es ist ganz gleich; über einen gewissen Punkt des Unglaublichen hinaus hört man auf die Wahrscheinlichkeiten abzuschätzen.

jeder fromme Katholik sein Land mit Freuden durch Feuer und Reißbund gereinigt gesehen haben würde. Man wird schwerlich glauben, daß die fünffache Anzahl dieser Opfer in einem Reiche wie den Niederlanden umgekommen sei, und zwar binnen einer Zeitfrist, welche nicht ganz das Doppelte jener Ausrottung in Spanien beträgt. Und das in den Niederlanden, wo jedes Beispiel solcher Verfolgung, anstatt wie ein Triumph des Kreuzes gefeiert zu werden, als ein frischer Angriff auf die Freiheiten der Nation angesehen wurde! Es ist keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß eine solche Anzahl Märtyrer, wie die vorgegebene, einen Ausbruch erzeugt haben würde, der die Autorität Karl's selber umgeworfen und für seinen Nachfolger am Anfange von dessen Regierung weniger Gebiet übrig gelassen hätte, als selbiger beim Ende derselben haben sollte.

In der That gibt die häufige Erneuerung der Edikte, welche während Karl's Verwaltung neun mal vorfiel, deutlich genug zu verstehen, daß selbige auf eine sehr träge und unbefriedigende Weise ausgeführt worden waren. In einigen Provinzen, wie in Luxemburg und Groningen, wurde die Inquisition gar nicht eingeführt. Geldern bestand auf seinen, ihm vom Kaiser bei dessen Regierungsantritte gewährleisteten Privilegien. Und Brabant erhob so wirksame Vorstellungen hinsichtlich des Schadens, welchen der bloße Name Inquisition dem Handel des Landes, besonders aber dessen Hauptstadt Antwerpen zufügen würde, daß der Kaiser es für klug erachtete, einige Bestimmungen abzuändern und den Namen Inquisitor ganz fallen zu lassen. Kein Mittel erregt sicherer die Empfänglichkeit eines Handelsvolkes, als wenn dasselbe bei seiner Tasche angegriffen wird. Karl ließ sich nicht angelegen sein, die Sachen auf eine solche Spitze zu treiben. Er war ein zu politischer Fürst und gewann zu sehr bei dem Wohlstande seines Volkes, als daß er letzteres, und wäre es auch um des Gewissens willen gewesen, in Gefahr gebracht hätte. Hierin lag der Unterschied zwischen ihm und Philipp.

Ungeachtet des gelegentlichen Mißbrauchs seiner Macht und des geringen Respekts, den er im Herzen vor den Rechten seiner Unterthanen gehabt haben mag, war also, wie schon angedeutet, die Regie-

rung Karl's doch im Ganzen ihren Handelsinteressen günstig. Dieß wurde ihm wohl vergolten durch die erweiterten Hülfsquellen des Handels und die von denselben ihm geleistete Hülfe zur Verfolgung seiner ehrgeizigen Unternehmungen. Wie uns von einem Zeitgenossen mitgetheilt wird, bezog er binnen wenigen Jahren aus den Niederlanden nicht weniger, als vier und zwanzig Millionen Dukaten. Und diese — freilich nicht willig geleistete — Steuer wurde meistentheils an Sachen verschwendet, bei welchen die Nation kein Interesse hatte. Gleichfalls die Einkünfte aus den Niederlanden waren es, die einen großen Theil von Philipp's Kriegskosten gleich nach seinem Regierungsantritt deckten. „Hier," ruft der venetianische Gesandte aus, „waren die eigentlichen Schätze des Königs von Spanien; hier waren seine Berggruben, sein Indien, das Karln mit den Mitteln zur Führung seiner Kriege mit den Franzosen, den Deutschen, den Italienern so viele Jahre hindurch versah, das für die Vertheidigung seiner eignen Staaten Fürsorge trug und Karl's Ehre und Ruhm aufrecht erhielt."

So beschaffen war damals die Lage des Landes zu der Zeit, da das Scepter aus den Händen Karl's des Fünften in diejenigen Philipp's des Zweiten überging: — seine weiten Ebenen strotzten von den Erzeugnissen einer fleißigen Bebauung; seine großen Städte wimmelten von Gewerbsleuten, die bewandert waren in allen Arten einer sinnreichen Handarbeit; sein Handel herrschte draußen auf jedem Meere und brachte reiche Ladungen von entfernten Himmelsstrichen mit zurück. Die sehr in den Künsten der Civilisation vorgeschrittene große Masse seines Volks erfreute sich eines „solchen Ueberflusses an allen Sachen," sagt ein Fremder, welcher Zeuge dieser Blüthe war, „daß es keinen noch so niederen Mann gab, der nicht seiner Stellung angemessen reich erschien." Bei dieser thätigen Entwickelung ihrer Kräfte richtete sich natürlich der emsig nachforschende Geist der Einwohner auf jene großen religiösen Probleme, welche die Nachbarländer Deutschland und Frankreich in Aufregung setzten. Alle Anstrengungen Karl's, den Forschungsgeist einzuschüchtern, waren unzureichend, und in seinem letzten Regierungsjahre bekannte er bitter das gänzliche Fehlschlagen seines Bestrebens, in den Niederlanden den Fortschritt der Ketzerei aufzuhalten. Gut gewesen wäre es für seinen Nachfolger, hätte er sich durch das

Mißlingen seines Vaters belehren und hätte er an die Stelle eines unwirksamen Verfolgungssystems eine mildere Politik treten lassen. Aber die Politik Philipp's war nicht derartig.

Zweites Kapitel.

Das von Philipp aufgestellte System.

Die unvolksthümlichen Sitten Philipp's. — Er schärft die Edikte ein. — Vermehrung der Bischofssitze. — Margaretha von Parma Regentin. - Versammlung der Generalstaaten. — Ihr heftiges Benehmen. — Die Organisation der Räthe. — Das Steigen und der Charakter Granvelle's. — Philipp's Abreise.

1559.

Philipp der Zweite war in den Niederlanden kein Unbekannter. Wie man sich erinnern wird, war er schon sehr jung dahin gekommen, um von seinem Vater seinen zukünftigen Unterthanen vorgestellt zu werden. Damals hatte er den Leuten wegen jener undurchdringlichen Zurückhaltung, welche man ihm als Hochmuth auslegte, und die zu den huldreichen Sitten seines Vaters einen starken Gegensatz bildete, sehr mißfallen. Mit Schmerzen sah Karl den von seinem Sohne bei seinen Unterthanen hinterlassenen Eindruck, und die Wirkungen seiner väterlichen Ermahnungen waren ersichtlich aus der auffälligen Veränderung in Philipp's Betragen bei seinem nachherigen Besuche in England. Aber die Natur liegt tiefer, als die Sitten, und als Philipp bei seines Vaters Abdankung, um die Oberhoheit der Niederlande zu übernehmen, zurückkehrte, offenbarte er das nämliche kalte Aeußere wie in frühern Tagen.

Sein erster Schritt war ein Besuch der verschiedenen Provinzen und die Entgegennahme des Huldigungseides. Um die Zuneigung der Einwohner zu gewinnen, hätte sich keine bessere Gelegenheit bieten können. Seine Annäherung ward überall mit Festlichkeiten und mit

öffentlichen Vergnügungen gefeiert. Um ihn zu empfangen waren die Thore der Hauptstädte weit geöffnet, und die Bevölkerung drängte sich heraus, um ihrem neuen Oberherrn zu huldigen.

In dieser allgemeinen Freude blieb Philipp's Auge allein finster*). In seinen Wagen eingeschlossen schien er sich vor dem Blicke seiner neuen Unterthanen, die sich begierig herumschaarten, um von ihrem jungen Monarchen einen Strahl zu erhaschen, abschließen zu wollen**). Sein Betragen erschien wie ein Vorwurf für ihren Enthusiasmus. Da sie also im ersten Flusse ihrer Unterthanentreue niedergeschlagen wurden, verschloß ihm seine Umreise durchs Land alle Herzen, anstatt daß sie ihm alle Herzen hätte gewinnen sollen.

Wenn der Kaiser die Niederlande besuchte, glich er Einem, der in sein Heimathland zurückkehrt. Er sprach die Sprache des Volkes, trug dessen Tracht, paßte sich den Gebräuchen und der Lebensart desselben an. Allein Philipp war in jeder Hinsicht ein Spanier. Er sprach bloß das Castilische. Er nahm die spanische Etikette und das lästige spanische Ceremoniell an. Er war von Spaniern umgeben, und Spaniern, mit nur wenigen Ausnahmen, schenkte er bloß sein Zutrauen. Karl hatte seine spanischen Unterthanen durch den von ihm seinen Flamändern gegebenen Vorzug aufgebracht. Jetzt fand das Umgekehrte Statt, denn Philipp mißfiel den Flamändern durch seine Parteilichkeit für die Spanier. Das Volk der Niederlande empfand es bitter, daß das Scepter des Landes auf die Hände eines Ausländers übergegangen war.

Während seiner Rundreise ließ sich Philipp Verzeichnisse von der

*) Das ist der schöne Ausdruck Schiller's, auf Philipp bei einer andern Gelegenheit angewandt. Abfall der Niederlande, Seite 61.

**) „Il se cachait ordinairement dans le fond de son carosse, pour se dérober à la curiosité d'un peuple qui courait audevant de lui et s'empressait à le voir; le peuple se crut dédaigné et méprisé." Vandervynckt, Troubles des Pays-Bas; Band II, S. 17.

Kutschen waren damals in Flandern etwas Neues, und kamen in der That in London erst einige Jahre später auf. Sir Thomas Gresham schreibt 1560 aus Antwerpen: „The Regent ys here still; and every other day rydes abowght this town in her cowche, brave come le sol, trymmed after the Itallione fasshone."

Lage der verschiedenen Provinzen, ihrer Bevölkerung und ihrem Verkehr anfertigen. Diese Verzeichnisse boten eine Masse statistischer Einzelheiten, von denen er sich mit seiner gewöhnlichen Arbeitsamkeit sorgfältig unterrichtete. Bei seiner Rückkehr ließ er sich zuerst angelegen sein, für die Interessen der Religion Fürsorge zu tragen. In Bezug auf die Inquisition erneuerte er seines Vaters Edikte, und im folgenden Jahre bestätigte er das „Plakat“ hinsichtlich der Ketzerei. Hierbei nahm er sich auf den politischen Rath Granvelle's in Acht, sich so nahe als möglich an die Sprache der ursprünglichen Edikte zu halten, damit ihm keine Beschuldigung der Neuerung zur Last gelegt werde und damit auf diese Weise der Haß dieser unvolksthümlichen Maßregeln bei dem ursprünglichen Urheber derselben verbleiben möge.

Aber derjenige Gegenstand, welcher Philipp zumeist am Herzen lag, war eine sehr nöthige Reform in der geistlichen Eintheilung des Landes. Es kann befremdend erscheinen, daß in den ganzen Niederlanden bloß drei Bischofssitze: — in Arras, Tournay und Utrecht — waren. Ein großer Theil des Landes war der einen oder andern anstoßenden deutschen Diözese einverleibt. Die flamändischen Bischofssprengel waren von einer ungeheuern Ausdehnung. Der von Utrecht allein umfaßte nicht weniger, als drei hundert mit Mauern umgebene Städte und elf hundert Kirchen. Es war unmöglich, daß ein noch so fleißiger Hirt für die Bedürfnisse einer so weit zerstreuten Heerde Fürsorge tragen oder daß er die Oberaufsicht über die Geistlichkeit selbst, die in einen beklagenswerthen Verfall sowohl in der Unterordnung wie in der Sittenzucht gerathen war, ausüben konnte.

Noch größere Uebel entsprangen aus dem Umstande, daß die bischöfliche Autorität an Ausländer vergeben war. Aus Unkenntniß der Institutionen der Niederlande überschritten dieselben fortwährend die Rechte der Nation. Eine andere übele Folge war, daß man nothwendig geistliche Prozesse im Appellationswege vor fremde Gerichtshöfe verschleppen mußte: eine Sache, die überdieß zur Kriegszeit fast unthunlich war.

Karl der Fünfte, dessen scharfsinniger Geist auf der dauernden Gesetzgebung der Niederlande seine Spur zurückließ, sah die Nothwendigkeit einer Reform in dieser Angelegenheit ein. Demzufolge kam er

bei Rom um die Erlaubniß ein, sechs Bischofssitze neben den schon im Lande vorhandenen zu errichten. Aber seine Aufmerksamkeit ward zu sehr von andern Gegenständen in Anspruch genommen, als daß er seine Absicht hätte zu Stande bringen können. Dagegen ging bei seinem Sohne Philipp kein anderer Gegenstand den Interessen der Kirche vor. Derselbe beschloß, die Reform auf einem größeren Fuße, als sein Vater gethan, zu betreiben, und wandte sich an Paul den Vierten um die Erlaubniß, vierzehn Episkopate und drei Erzbisthümer errichten zu dürfen. Die Hauptschwierigkeit bestand in der Beschaffung der Mittel für die neuen Würdenträger. Nach einer Berathschlagung mit Granvelle, dem der Plan erst nach Philipp's Ansuchen bei dem römischen Stuhle mitgetheilt wurde, kam man überein, daß das Einkommen von den Abtsländereien der bezüglichen Diözesen bestritten und daß die Abteien selbst von nun an unter die Kontrolle der Priore und Prevoste, die ihrerseits ganz und gar von den Bischöfen abhingen, gestellt werden sollten. Mittlerweile wollte man, bis die Bullen von Rom eingetroffen wären, die Sache dem strengsten Stillschweigen übergeben. Es war leicht vorauszusehen, daß ein Oppositionssturm sich erheben würde nicht allein von Seiten derer, welche bei Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Ordnung der Dinge interessirt waren, sondern auch von Seiten der großen Menge Adeliger, die mit einem finstern Gesicht auf die Zulassung so vieler, den Interessen der Krone knechtisch ergebener Personen in ihre Reihen blicken würden.

Nachdem Philipp seine Anordnungen für die innere Einrichtung des Landes getroffen hatte, richtete er natürlich seine Gedanken auf Spanien. Er wünschte um so eher dahin zurückzukehren, da er Nachricht erhalten hatte, wonach selbst dieses rechtgläubige Land mit jedem Tage mehr von den in den Nachbarländern herrschenden ketzerischen Lehren angesteckt wurde. Keine Feindseligkeiten hielten ihn in den Niederlanden mehr zurück, weil ja jetzt der Krieg mit Frankreich zu Ende gebracht war. Wie wir schon berichteten, hatten die Provinzen den König mit bedeutender Steuer zur Betreibung jenes Krieges versehen, indem sie eine jährliche Taxe auf neun Jahre festsetzten. Nicht ohne Murren hatten sie die schweren, ihnen von Karln auferlegten Lasten getragen, — und das war ein Monarch, den sie liebten, ge-

wesen. Um so ungeduldiger ertrugen sie die Auflagen eines Fürsten, wie Philipp, den sie so wenig liebten. Dennoch schien der letztere bereit, auf Kosten seiner dauernden Interessen für eine solche zeitweilige Erleichterung, die ihn aus der gegenwärtigen Verlegenheit ziehen könnte, ein jedes Opfer zu bringen. Seine Korrespondenz hierüber mit Granvelle, welche die diesem Minister vorgelegten selbstmörderischen Entwürfe bloßlegt, dürfte in der damaligen Finanzgeschichte ein erbauliches Kapitel bilden*). Die Schwierigkeit, bei diesen verkrüppelten Finanzzuständen die Regierung der Niederlande fort zu führen, bestärkte ohne Zweifel den Wunsch des Monarchen, in sein Geburtsland zurückzukehren, wo die Sitten und Gewohnheiten der Leute so sehr mit den seinigen verwandt waren.

Vor dem Verlassen des Landes war es nothwendig, für eine geeignete Person, der die Zügel der Regierung übergeben werden könnten, zu sorgen. Der Herzog von Savoyen, welcher seit des Kaisers Abdankung den Posten eines Regenten versehen hatte, wollte jetzt in seine eignen, ihm durch den Vertrag von Cateau-Cambresis zurückgestellten Besitzungen zurückkehren. Mehrere Personen in den Niederlanden boten sich für dieses verantwortliche Amt dar. Eine der hervorragendsten war Lamoral, Fürst von Gavre, Graf Egmont, der Held von St. Quentin und Gravelingen. Das erlauchte Haus, woraus er stammte, sein ritterlicher Geist, sein freies und edelmüthiges Benehmen, zusammen mit seinen glänzenden militärischen Thaten, hatten ihn zum Abgott des Volkes gemacht. Zwar behaupteten Einige, daß diese Thaten eher den glücklichen Soldaten, als den großen Feldherrn verriethen**), und daß, welches Verdienst im Felde er auch geltend machen könnte, dieß doch noch kein Beweis seiner Fähigkeit für eine so wichtige bürgerliche Stellung, wie die eines Gouverneurs der Niederlande,

*) Siehe besonders den Brief des Königs, worin dieser vorschlägt, den Tilgungsfond, welcher von den Staaten zur Abzahlung der für ihn kontrahirten Schuld beschafft wurde, auf seine eigne Rechnung zu setzen.

**) „Il Duca di Sessa et il Conte d'Egmont hano acquistato il nome di Capitano nuovamente perche una giornata vinta o per vertu o per fortuna, una sola fattione ben riuscita, porta all' huomini riputatione et grandezza." Relatione di Soriano, MS.

wäre. Indessen konnte man nicht zweifeln, daß seine Ernennung dem Volke sehr angenehm sein würde. Doch empfahl ihn dieß bei Philipp nicht.

Ein anderer Bewerber war Christine, die Herzogin von Lothringen und Cousine des Königs. Die großen Güter ihres Hauses lagen in der Nähe der Niederlande. Ihr Talent für politische Angelegenheiten hatte sie durch den genommenen Antheil an der Zustandebringung der Bestimmungen von Cateau-Cambresis bewiesen. Der neulich zu einem Witwer gewordene Fürst von Oranien wünschte, wie es hieß, ihre Tochter zu heirathen. Auch dieß gab keine Empfehlung bei Philipp ab, da er keineswegs darnach strebte, das Haus Oranien auf eine höhere Rangstufe zu erheben, noch weniger aber, dasselbe mit den Geschicken der Niederlande zu betrauen. Mit einem Worte: der Monarch hatte keine Lust, die Regentschaft des Landes irgend einem von dessen mächtigen Edlen anzuvertrauen.

Das Individuum, welchem endlich der König dieses Zeichen seines Zutrauens zu verleihen beschloß, war seine Halbschwester, die Herzogin von Parma. Sie war die natürliche Tochter Karl's des Fünften, geboren ungefähr vier Jahre vor seiner Heirath mit Isabellen von Portugal. Margarethens Mutter, Margaretha Vander Gheenst, gehörte einem edlen flamändischen Hause an. Die letztere hatte schon in der Kindheit ihre beiden Aeltern verloren. Die kleine Waise ward in die Familie des Grafen Hoogstraten aufgenommen, der zusammt seinem Weibe sie mit derselben Zärtlichkeit, als wenn sie sein eignes Kind gewesen wäre, aufbrachte. Im Alter von siebzehn Jahren war sie so unglücklich, das Auge Karl's des Fünften auf sich zu lenken. Derselbe stand damals in seinem drei und zwanzigsten Jahre und fühlte sich durch die Reize der flamändischen Jungfrau gefesselt. Margarethens Tugend hielt gegen die Verführungskünste ihres königlichen Bewerbers nicht Stich, und das Opfer der Liebe — oder Eitelkeit — wurde Mutter eines Kindes, das ihren eignen Namen Margaretha erhielt.

Die damalige Regentin der Niederlande, des Kaisers Tante, nahm sich des Kindes an; und bei dem Tode dieser Fürstin ward Margaretha in die Familie von des Kaisers Schwester Marie, der Königin von

Digitized by Google

Ungarn, die in der Regentschaft nachfolgte, aufgenommen. Margarethens Geburt blieb nicht lange verschwiegen, und sie erhielt eine, ihrem zukünftigen Stande im Leben, angemessene Erziehung. Schon mit zwölf Jahren vermählte sie der Kaiser mit Alexander de Medici, dem Großherzoge von Toscana, der gegen funfzehn Jahre älter, als sie, war. Die unglückliche Verbindung dauerte nicht lange, weil selbige, ehe noch ein Jahr verstrich, durch den gewaltsamen Tod ihres Gatten gelöst wurde.

Als sie das Alter weiblicher Mannbarkeit erreicht hatte, wurde die Hand der jungen Witwe, zusammt den Herzogthümern von Parma und Placentia als ihrer Mitgift, an Ottavio Farnese, den Enkel Paul's des Dritten, vergeben. Der Bräutigam war erst zwölf Jahre alt. Also war es Mariens Unglück, daß immer zwischen ihrem Alter und dem ihres Gatten eine solche Ungleichheit herrschen sollte, daß jede Sympathie oder Gleichartigkeit ihres Geschmacks ausgeschlossen werden mußte. Im gegenwärtigen Falle flößten ihr die Knabenjahre Antonio's ein der Verachtung nicht sehr unähnliches Gefühl ein, das im spätern Leben in eine Gleichgültigkeit, welche beide Theile empfunden zu haben scheinen, umschlug, und welche, wie ein Zeitgenosse naiv bemerkt, sich nur, wenn Mann und Weib lange von einander getrennt gewesen waren, in ein freundlicheres Gefühl versüßte. Wirklich war Margaretha zu herrschsüchtig, als daß sie ihren Gemahl in einem andern Lichte, als dem eines Rivals, betrachtet hätte.

In ihrem allgemeinen Verhalten, ihrem Aussehen, in Gang und Haltung zeigte sie eine große Aehnlichkeit mit ihrer Tante, der Regentin. Wie diese war Margaretha eine ausnehmende Liebhaberin des Jagens und verfolgte das Wild mit einer Unerschrockenheit, welche den Muth des heftigsten Jägers erschreckt haben möchte. Sie besaß nur wenig von der ihrem Geschlechte angehörigen natürlichen Sanftmuth, sondern war in ihrem ganzen Wesen eigenthümlich männlich, so daß sie, um die Worte des Geschichtsschreibers durch eine einheimische Redensart wiederzugeben, in ihrer Frauenkleidung wie ein Mann im Weiberrocke erschien. Gleichsam um die Täuschung noch zu erhöhen, hatte ihr die Natur etwas Bart gegeben, und, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, war die Krankheit, welcher ihr Körper unter-

worfen war, ein Uebel, dem nur selten Frauen ausgesetzt sind: — das Podagra. Es war das ein guter Beleg für ihre Abkunft von Karl dem Fünften.

Wenngleich männlich in ihrem Aeußern, war Margaretha doch nicht der freundlicheren Eigenschaften baar, welche der Ruhm ihres Geschlechts sind. Sie hatte ein gutes Gemüth; allein sie verließ sich viel auf den Rath Anderer, und ihre tadelnswertheren Handlungen dürfen wahrscheinlich eher auf den Einfluß dieser, als auf ihre eigne Neigung zurückgeführt werden.

Ihr Verstand war ausgezeichnet, ihre Fassungskraft schnell. Sie bewies viel Geschmeidigkeit sich in die Erfordernisse ihrer Lage zu finden, wie auch viele Geschicklichkeit in der Leitung der Angelegenheiten: was sie in den Schulen der italienischen Staatskunst gelernt haben mochte. In der Religion war sie so rechtgläubig, wie Philipp der Zweite nur wünschen konnte. Der berühmte Ignatius Loyola war in ihrer Jugend ihr Beichtvater gewesen. Der von ihm eingeschärfte Unterricht in der Demuth ging bei ihr nicht verloren, wie man aus ihrer Sorgfalt in der Heiligen Woche bei dem Brauche des Waschens schmutziger Füße — sie zog die letztern im schmutzigen Zustande vor — von zwölf armen Jungfrauen abnehmen kann. In diesem Punkte überholte sie die Demuth des Papstes selber. — So beschaffen war der Charakter Margarethens, der Herzogin von Parma, welche jetzt, im acht und dreißigsten Jahre ihres Alters, in einer höchst bedenklichen Zeit das Steuer der Niederlande ergreifen sollte.

Die Ernennung scheint ihr selbst und ihrem Gemahl gleich genugthuend gewesen zu sein, und man erhob keinen Einwand gegen Philipp's Absicht, ihren kleinen Sohn Alexander Farnese — dessen Name in späteren Zeiten in den Niederlanden so berühmt werden sollte — mit sich zurück zu nehmen. Der zugestandene Zweck war, dem Knaben eine seinem Range angemessene Erziehung unter den Augen Philipp's zu geben, womit, zufolge dem Geschichtsschreiber, der Wunsch verbunden war, eine Geisel zum Unterpfand der Treue Margarethens und ihres Gemahls, deren italienische Besitzungen an die dortigen Philipp's anstießen, zu besitzen.

Nachdem in den ersten Tagen des Juni 1559 Margaretha von

Parma die Niederlande erreicht hatte, hielt sie in großem Staate ihren Einzug in Brüssel ab, wo Philipp, umgeben von seinem ganzen Hofe spanischer und flamändischer Edler, ihrer wartete. Auch der Herzog von Savoyen, sowie Margarethens Gemahl, der damals im Gefolge Philipp's befindliche Herzog von Parma, war anwesend. Die Ernennung Margarethens war dem Volke der Niederlande nicht zuwider, denn letztere war eine Landsmännin und hatte ihre Kindheit unter ihm zugebracht. Für Philipp, der mit Sehnsucht der Stunde der Abreise entgegenharrte, war ihre Gegenwart nicht minder willkommen. Seine erste Absicht war, die neue Regentin der Nation vorzustellen, und dazu berief er eine Versammlung der Generalstaaten nach Gent auf den bevorstehenden August.

Am fünf und zwanzigsten August begab er sich mit seinem Hofe in diese alte Hauptstadt. Dieselbe verspürte noch die Wirkungen jener Züchtigung seines Vaters, welche, so fürchterlich sie auch war, doch nicht die Macht den Muth der Männer von Gent zu brechen besaß. Die Anwesenheit des Hofes ward mit dreitägigen öffentlichen Vergnügungen gefeiert, während deren Philipp ein Kapitel des Goldenen Vließes zur Wahl von vierzehn Rittern abhielt. Die Ceremonie ward mit der Pracht begangen, womit die Versammlungen dieses erlauchten Ordens gewöhnlich gefeiert wurden. Es war als das je gehaltene letzte Kapitel merkwürdig. Der durch die Herzöge von Burgund gegründete Orden bezog seine Mitglieder unmittelbar aus dem Adel der Niederlande. Als der an der Spitze bleibende spanische Oberherr nicht mehr im Lande wohnte, setzte man die Kapitel aus, und die Ritter erhielten ihre Bestallung durch die einfache Ernennung des Monarchen.

Am achten August versammelten sich zu Gent die Generalstaaten. Die störrigen Bürger, welche ihre Sitze in dieser Körperschaft einnahmen, kamen mit keiner sehr regierungsfreundlichen Gesinnung dahin. Verschiedene Gegenstände der Klage hatten lange schon in ihrer Brust sich entzündet und fanden jetzt einen Ausbruch in der Form einer heftigen und zornigen Debatte. Das Volk war sehr durch die eingestandene Politik seiner Herrscher beunruhigt, weil dieselben, was sich besonders aus der Neubelebung der alten Edikte gegen die Ketzerei und aus der Unterstützung der Inquisition zeigte, bei dem System religiöser

Verfolgung beharrten. Gerüchte — wahrscheinlich übertrieben — von den beabsichtigten bischöflichen Reformen hatten sich in Umlauf gesetzt. So nothwendig diese Reformen auch waren, so wurden sie doch bloß als ein Theil des großen Verfolgungsplanes angesehen. Unterschiedliche Nationen, machte man geltend, müßten durch unterschiedliche Gesetze gelenkt werden. Was für die Spanier paßte, müßte deßhalb noch nicht für das Volk der Niederlande passen. Die Inquisition eignete sich übel für Menschen, die von der Wiege an an Denkfreiheit und Freiheit zu handeln gewöhnt wären. In Gewissensangelegenheiten könne die Verfolgung nicht gerechtfertigt werden, und die Menschen dürften nicht mit Gewalt, sondern durch Sanftmuth und Ueberzeugung von geistlichen Irrthümern zurückgebracht werden.

Aber, was das Schelten der flamändischen Redner besonders hervorrief, war die Anwesenheit einer starken Abtheilung fremder Truppen im Lande. Als Philipp seine Armee nach Beendigung des französischen Krieges entließ, blieb daselbst noch eine Abtheilung alter spanischer Truppen, die sich auf etwa drei bis vier tausend beliefen, zurück, weil er für gut erachtete, dieselben in den westlichen Provinzen zu belassen. Seine zugestandene Absicht war, das Land gegen jede Gewaltthat von Seiten der Franzosen zu schützen. Ein anderer von ihm angeführter Grund war die Schwierigkeit, die zur Bezahlung ihrer Rückstände erforderlichen Gelder aufzubringen. Nach der Meinung der Staaten war jedoch der wahre Beweggrund, die Ausführung der neuen Maßregeln zu erzwingen und jeden etwa im Lande erhobenen Widerstand zu überwinden. Diese Truppen besaßen, wie die meisten damaligen Soldaten, welche ganz eben so sehr um der Plünderung, als um des Soldes willen dienten, so wenig Achtung vor den Rechten und dem Eigenthum ihrer Alliirten, wie vor denjenigen ihrer Feinde. Sie quartierten sich bei den friedlichen Landbewohnern ein, und erhielten einen völligen Schadenersatz für die Einbuße ihrer Zahlung durch ein, das Volk an den Bettelstab bringendes und dasselbe zur Verzweiflung treibendes Raub- und Erpressungssystem. Hin und wieder fielen Konflikte mit dem Militär vor, und in einigen Gegenden weigerten sich die Bauern sogar, die Dämme auszubessern, um eher das Land unter Wasser zu legen, als sich solchen Beschimpfungen zu

unterziehen. „Wie kommt es," rief der kühne Syndikus von Gent, „daß wir mit offenbarer Verletzung unserer Freiheiten auf diese Weise fremde Truppen bei uns einquartiert sehen? Sind etwa nicht unsere eignen Truppen im Stande, uns vor den Gefahren eines Einfalls zu schützen? Müssen wir durch diese Miethstruppen in Friedenszeit völlig mürbe gemacht werden, nachdem wir mit der Erhaltung derselben in Kriegszeiten belastet worden sind?" Auf diese Vorstellung folgte eine an den Thron gerichtete, von den Mitgliedern der übrigen Stände, wie von den Gemeinen unterzeichnete Bittschrift, des Inhalts, daß der König gnädig geruhen wolle, die Privilegien der Nation zu respektiren und die fremden Truppen in deren eigne Heimath zurückzusenden.

Der an der Seite seiner Schwester, der künftigen Regentin, sitzende Philipp war für diesen unabhängigen Geist der Bürger der Niederlande nicht vorbereitet. Das königliche Ohr war nicht an diesen Fluß von Scheltworten von Seiten der Unterthanen gewöhnt. Denn es war selten, daß der Ton der Vorstellung in den Hallen der castilischen Gesetzgebung gehört wurde, seitdem die Macht der Gemeinen auf dem Felde von Villalar gebrochen worden war. Unfähig oder unwillig sein Mißfallen zu verbergen stieg der König vom Throne herab und verließ plötzlich die Versammlung.

Doch ließ er nicht, wie Karl der Erste von England, seine Entrüstung durch die vorschnelle Einkerkerung oder Verfolgung der Mitglieder, welche dieselbe verursacht hatten, aus. Sogar der beleibte Syndikus von Gent durfte frei ausgehn. Philipp blickte über ihn nach einer seines Zornes würdigeren Zielscheibe: nämlich auf diejenigen aus den höhern Ständen, die den Geist des Widerstandes in den Gemeinen ermuthigt hatten. Der thätigste Mißvergnügte war Wilhelm von Oranien. Wie man sich erinnert, war dieser Edle einer der zur Vollziehung des Vertrages von Cateau-Cambresis am Hofe Heinrich's des Zweiten zurückbleibenden Geiseln gewesen. Während des Dortseins machte der französische Monarch dem Prinzen eine befremdende Enthüllung, indem er ihm durch den Herzog von Alva sagen ließ, es sei mit seinem Herrn, dem König von Spanien, ein geheimer Vertrag zur Ausrottung der Ketzerei in den beiderseitigen Gebieten abgeschlossen worden. Dieses unüberlegte Eingeständniß des französischen Königs

wurde Wilhelm in der Voraussetzung gemacht, daß er fest im römisch-katholischen Glauben sei und das völlige Zutrauen seines Herrn genösse. Welchen Anspruch aber der Prinz auch gegenwärtig auf Rechtgläubigkeit machen konnte, so ist doch gewiß, daß er nicht Philipp's Zutrauen besaß. Eben so gewiß ist es, daß er eine christliche Tugend, die weder Philipp noch Heinrich eigen war, — die Tugend der Duldsamkeit, besaß. Weil Wilhelm heftig über die empfangene Mittheilung aufgebracht war, berichtete er sie auf der Stelle verschiedenen Freunden in den Niederlanden. Leider fiel einer der Briefe in die Hände Philipp's. Bald darauf durfte der Prinz in sein Heimathland zurückkehren, entschlossen, wie er uns in seiner Apologie sagt, dasselbe von dem spanischen Ungeziefer zu reinigen. Da Philipp seine Gemüthsart kannte, richtete er ein Auge auf Wilhelm's Bewegungen und wußte recht wohl, welcher Quelle er, wenigstens theilweise, die gegenwärtige Opposition zuzuschreiben hatte. Nicht lange nachher gab ein castilischer Höfling dem Prinzen von Oranien und Egmont zu verstehen, daß es gut sein würde, wenn sie sich in Acht nähmen; daß die Namen derer, welche die Petition für die Entfernung der Truppen unterzeichnet hätten, aufgemerkt worden wären, und daß Philipp mit seinem Rathe entschlossen wäre, sie, wenn sich eine passende Gelegenheit fände, wegen ihrer Kühnheit zu schwerer Verantwortung zu ziehen.

Dennoch gab der König den Wünschen des Volkes so weit nach, daß er die schleunige Abreise der Truppen versprach. Aber keine Macht der Erde würde stark genug gewesen sein, seine Absicht da, wo die Interessen der Religion verflochten waren, zu erschüttern. Auch wollte er nicht ein Jota von den strengen Bestimmungen der Edikte fallen lassen. Als einer seiner Minister, welcher kühner als die übrigen war, ihm anzudeuten wagte, daß das Beharren bei dieser Politik ihm die Oberhoheit über die Provinzen kosten könnte, antwortete er: „Besser gar keine Regierung, als eine Regierung über Ketzer!“ — Diese Antwort ist von Einigen als der höchste Ausdruck des Erhabenen gepriesen, von Andern aber als Abgeschmacktheit eines Fanatikers verspottet worden. In welchem Sinne wir sie auch nehmen, so muß man zugestehen, daß sie den Schlüssel zu der dauernden Politik während seiner Regierung in den Niederlanden liefert.

Ehe Philipp die Generalstaaten auflöste, redete er sie, weil er mit der Sprache des Landes unbekannt war, durch den Mund des Bischofs von Arras an. Er verweilte lange bei seiner innigen Zuneigung zu seinem guten Volke der Niederlande, und zollte ihnen ein wohlverdientes Lob wegen ihrer treuen Gesinnungen sowohl gegen seinen Vater, wie gegen ihn selbst. Er schärfte ihnen ein, der Regentin, ihrer Landsmännin, in deren Hände er die Regierung gelegt hätte, einen ähnlichen Respekt zu beweisen. Sie sollten die Gesetze achten und die öffentliche Ruhe aufrecht erhalten. Nichts würde so gut hierzu leiten, als die treue Ausführung der Edikte. Es wäre ihre heilige Pflicht, bei der Ausrottung der Ketzer, der tödtlichsten Feinde beides Gottes und der Menschen, zu helfen. Philipp schloß, indem er die Staaten versicherte, daß er bald persönlich in die Niederlande zurückkehren, oder seinen Sohn Don Carlos als seinen Stellvertreter senden werde.

Die Antwort der Gesetzgebung war gemäßigt und respektvoll. Man berührte Philipp's beabsichtigte geistliche Reformen nicht, weil man durch keine darauf bezügliche Andeutung von ihm selbst dazu ermächtigt war. Indeß drang man auf die Entfernung der fremden Truppen und weiter auf die Entfernung aller Ausländer von den Stellen, da ihr Verbleiben der Verfassung des Landes zuwider laufe. Dieser letztere Pfeil zielte auf Granvelle, der in der Regierung einen hohen Posten einnahm und als der unbeschränkte Vertraute des Königs galt. Philipp erneuerte seine Versicherungen in Bezug auf die Entlassung der Truppen und zwar versprach er sie binnen einem Zeitraume von vier Monaten. Das andere Ersuchen der Deputirten geruhte er nicht zu beachten. Seine desfallsigen Ansichten gab er in einem Ausrufe gegen einen seiner Minister zu erkennen: „Auch ich bin ein Ausländer; wird man sich weigern, mir als Oberherrn zu gehorchen?"

Die Regentin sollte in der Regierung Beistand haben an drei Räthen, die von Alters her im Lande vorhanden gewesen waren: dem Finanzrathe, wie der Name es gibt, zur Verwaltung der Einkünfte; dem geheimen Rathe für Justizangelegenheiten und das Innere, und dem Staatsrathe in Angelegenheiten, die sich auf Krieg und Frieden

und auf die auswärtige Politik der Nation bezogen. Diesen letzteren und höchsten Rath bildeten einige flämische Edle, darunter der Prinz von Oranien und Graf Egmont. Außerdem waren dabei der Graf Barlaimont, Präsident des Finanzrathes; Viglius, Präsident des geheimen Rathes, und endlich Granvelle, der Bischof von Arras.

Die Regentin sollte mit Beihülfe dieser verschiedenen Körperschaften in deren bezüglichen Zweigen handeln. Im Führen der Regierung sollte sie vom Staatsrathe geleitet werden. Aber nach den Privatvorschriften Philipp's sollten Fragen einer delikateren Art bezüglich der Ruhe des Landes zuerst einem ausgewählten Theile dieses Rathes unterbreitet werden, und in solchen Fällen, oder wenn sich ein Faktionsgeist in den Rath eingeschlichen hätte, möchte die Regentin, wofern sie es im Interesse des Staates hielte, der Meinung der Minderzahl folgen. Der ausgewählte Körper, mit welchem Maria die wichtigeren Gegenstände berathen sollte, hieß die Consulta, und die ihn bildenden Mitglieder waren Barlaimont, Viglius und der Bischof von Arras*).

Graf Barlaimont, der erste von diesen Männern, gehörte einer alten flamändischen Familie an. Mit achtenswerthen Fähigkeiten und mit Beständigkeit des Willens war er gänzlich den Interessen der Krone ergeben. Der zweite, Viglius, war ein Jurist von umfangreicher Bildung, jetzt schon bejahrt, und mit Schwächen behaftet, die einen weniger an Beschwerden gewöhnten Mann arg mitgenommen haben würden. Er war dem Granvelle persönlich ergeben, und da seine Regierungsansichten sehr nahe mit denen des Ministers zusammenfielen, war Viglius sehr dem Einflusse des letzteren ausgesetzt. Granvelle, der letzte von den Dreien, war wegen seiner großen Geschäftskenntniß

*) Das Vorhandensein eines solchen vertraulichen Körpers erwies sich als eine fruchtbare Quelle des Unheils. In den Instruktionen an die Regentin, die Alles ihrer Umsicht überlassen, sind die Namen, welche ihn bildeten, nicht angegeben. Doch war der königliche Wille, zufolge Strada, von Philipp deutlich zu erkennen gegeben worden. Abdrücke von dem Auftrage der Regentin, sowie von zwei Aktenstücken, von denen das eine „Privat-“, das andere „geheime Instruktionen“ überschrieben ist, und welche alle drei das Datum des achten August 1559 tragen, sind ganz in der Correspondance de Philippe II., tom. II. Appendix, Nos. 2—4 zu finden.

und durch seine Gewandtheit in der Führung der Geschäfte seinen Kollegen weit überlegen; auch erlangte er bald ein solches Uebergewicht über sie, daß er für denjenigen gelten kann, auf dessen Schultern die Regierung ruhte. Da kein Mann mehrere Jahre hindurch eine so hervorragende Rolle in der Geschichte der Niederlande spielen sollte, so wird es am Platze sein, dem Leser einige Bekanntschaft mit der früheren Geschichte desselben beizubringen.

Anton Perrenot — dessen Name Granvelle aus der von seinem Vater gekauften Besitzung hergeleitet war — wurde 1517 in Besançon, einer Stadt der Franche Comté, geboren. Sein Vater, Nikolaus Perrenot, gründete den Wohlstand der Familie und stieg von dem niedern Stande eines armen Advokaten bis zum Range eines Kanzlers des Reiches. Dieses außerordentliche Emporsteigen schuldete er keiner Laune, sondern seinem unermüdlichen Fleiße, seiner ausgedehnten Gelehrsamkeit und einem klaren, faßlichen Verstande, verbunden mit der beständigen Ergebenheit gegen die Interessen seines Herrn, Karl's des Fünften. Sein Geschäftstalent machte, daß er nicht allein in Amtsgeschäften angestellt, sondern auch zu diplomatischen Sendungen von großer Wichtigkeit verwandt wurde. Kurz er besaß das Vertrauen des Kaisers in einem Grade, wie kein anderer Unterthan, und als der Kanzler 1550 starb, sprach Karl sein Lob in einem einzigen Satze gegen Philipp aus, indem er sagte, sie hätten den Mann verloren, auf dessen Weisheit sie sicher hätten ruhen können*).

Anton Perrenot, von seinem Vater in späterer Zeit als Kardinal Granvelle unterschieden, war von elf Kindern das älteste. Er versprach in seiner Kindheit so viel, daß sich der Kanzler mit seinem Unterricht viel persönliche Mühe gab. Mit vierzehn Jahren wurde er nach Padua gesandt, und einige Jahre darauf nach Löwen gebracht, das damals die berühmteste Universität in den Niederlanden war. Die hohe Schule zu Douay ward erst später unter den Auspizien Philipp's des Zweiten gegründet**). Auf der Universität zeichnete sich der junge Perrenot

*) „Mio figliuolo et io e voi habbiamo perso un buon letto di riposo," wörtlich: ein gutes Ruhebett.

**) Ein Hauptgrund für Philipp, diese Universität zu gründen, war zufolge

bald durch die Lebendigkeit seines Geistes, die Durchdringung seiner Begriffe, einen dem seines Vaters gleichkommenden Fleiß und durch eine merkwürdige Leichtigkeit des Lernens aus. Außer einem umfangreichen akademischen Studium eignete er sich sieben Sprachen so an, daß er dieselben geläufig lesen und sprechen konnte. Die Jugendvergnügungen seines Alters schienen für ihn wenig anziehend zu sein. Sein größtes Vergnügen war ein Buch. Seine Gesundheit litt unter diesem unausgesetzten Fleiße, und eine Zeit lang mußte er seine Studien aussetzen.

Nach des Vaters oder nach seinem eignen Wunsche wählte der junge Granvelle den geistlichen Stand. Mit ein und zwanzig Jahren wurde er zur geistlichen Würde zugelassen. Der Sohn des Kanzlers stieg nicht langsam empor, und er war bald im Besitze einiger guten Pfründen. Allein das ehrgeizige, weltliche Temperament Granvelle's gab sich nicht mit den demüthigen Pflichten eines Geistlichen zufrieden. Binnen Kurzem wurde er von seinem Vater an den Hof gerufen, und dort eröffnete sich seinem strebsamen Genie eine glänzende Laufbahn.

Der junge Mann zeigte bald ein so großes Geschäftstalent und eine solche scharfsichtige Charakterkenntniß, daß davon seine Dienste zusammen mit dem ihm zu Gebote stehenden Schatze von Gelehrsamkeit für seinen Vater von großem Werthe wurden. Er begleitete den Kanzler auf einigen öffentlichen Sendungen, unter andern auf das Konzil zu Trident, wo der jüngere Granvelle, der schon auf den Bischofssitz von Arras befördert worden war, zuerst Gelegenheit erhielt, jene feine, einnehmende, eben so fesselnde wie überzeugende Beredtsamkeit zu entwickeln.

Mit Befriedigung gewahrte der Kaiser, wie viel der junge Staatsmann versprach, und blickte vorwärts in die Zeit, da derselbe den nämlichen Stützpfeiler für die Verwaltung, wie vorher sein Vater, abgeben würde. Auch war diese Zeit nicht fern. Weil die Gesundheit des Kanzlers abnahm, wurde der Sohn vertraulicher dem Vater bei den

---

Hopper, daß er den Flamändern das Mittel an die Hand geben wollte, die Kenntniß der französischen Sprache zu erwerben, ohne daß sie deßwegen hinaus in fremde Länder gingen.

Berathungen des Kaisers zugesellt. Er rechtfertigte dieses Vertrauen durch die unverdrossene Mühe, womit er sich den Kabinetsgeschäften widmete: eine Mühe, welcher selbst die Nacht keine Muße zu gewähren schien. Bisweilen beschäftigte er fünf Sekretäre zu gleicher Zeit, indem er ihnen in eben so vielen Sprachen diktirte. Dasselbe oder eben so Wunderbares ist sowohl vor- als nachher von andern merkwürdigen Menschen gesagt worden. Als mit einer bloßen tour de force kann sich Granvelle vielleicht damit belustigt haben. Aber nicht auf diese Weise schrieb er die Korrespondenz, welche den besten Aufschluß über die damaligen Ereignisse gibt. Wäre selbige auf diese Weise geschrieben worden, so würde sie nicht die Veröffentlichung werth gewesen sein.

Jeden Abend stellte sich Granvelle dem Kaiser vor und las ihm das Programm, das er für die Geschäfte des folgenden Tages vorbereitet hatte, zusammen mit seinen eignen Ansichten darüber. Die beim Hofe anwesenden fremden Gesandten waren erstaunt, als sie den neuen Minister so ganz in die Geheimnisse seines Herrn eingeweiht fanden und daß er von ihrem ganzen Vornehmen so gut, wie der Kaiser selbst, unterrichtet war. Kurz, das nur langsam und mit vielem Zögern geschenkte Zutrauen Karl's des Fünften wurde zuletzt dem Sohne eben so freigebig wie dem Vater zu Theil. Man kann mit Wahrheit sagen, daß die beiden Granvelles die beiden Personen waren, welche von der Zeit an, da der Kaiser die Zügel der Regierung in seine eignen Hände nahm, sein Zutrauen am meisten besaßen.

Als Granvelle auf den Bischofssitz in Arras erhoben wurde, war er erst fünf und zwanzig Jahre alt. Selten kam die Mitra auf einen ehrgeizigeren Geist herab. Doch war Granvelle den Kostbarkeiten der Welt nicht abgeneigt, noch für ihr Gepränge und ihre Eitelkeiten unempfindlich. In seiner Lebensweise machte er großen Staat und so leitete ihn die Nothwendigkeit nicht weniger, als sein Geschmack zum Begehren großen Reichthums, wie von Macht. Er erlangte beides, und seine Umstände waren im raschen Steigen, als durch die Abdankung seines königlichen Herrn das Szepter in die Hände Philipp's des Zweiten überging.

Karl empfahl Granvelle seinem Sohne als einen Mann, der in jeder Hinsicht sein Zutrauen verdiene. Granvelle wußte, daß die

einzige — die allein wirksame — Empfehlung von ihm selbst kommen mußte. Sorgfältig studirte er den Charakter seines neuen Souveräns, und bewies in der Anfügung an dessen Launen eine wunderbare Geschmeidigkeit. Der ehrgeizige Minister zeigte sich jenen Künsten nicht fremd, wodurch große Geister so gut, wie kleine, manchmal geruhen, ihr Glück bei Hofe zu versuchen.

Indeß that Granvelle nicht immer seinen eignen Wünschen Gewalt an, um dieselben in Uebereinstimmung mit denen Philipp's zu bringen. Wie der König kam er nicht schleunig zu seinen Entschlüssen, sondern erwog lange, und besah, ehe er zu einer Entscheidung kam, eine Sache nach allen ihren Tragweiten. Er besaß, wie wir sahen, den nämlichen geduldig arbeitsamen Geist wie Philipp, so daß man von beiden sagen kann, daß sie ihre beste Erholung in der Anstrengung gefunden haben. Auch war er nicht minder, denn der König, eifrig für die Aufrechterhaltung des wahren Glaubens, obwohl seine fügsame Natur, wäre sie sich selbst überlassen geblieben, vielleicht eine verschiedene Politik gutgeheißen hätte, als die von dem strengen, sich Nichts vergebenden Geiste seines Herrn diktirt war.

Granvelle's Einfluß wurde ferner durch die Reize seines persönlichen Umgangs unterstützt. Seine verfeinerten und einnehmenden Sitten scheinen sogar die eisige Zurückhaltung Philipp's geschmelzt zu haben. Er behauptete seinen Einfluß durch seinen besondern Takt, wonach er zur Ausführung der Politik seines Herrn Winke gab, auf eine solche Weise, daß die Erfindung derselben vom König selbst gekommen zu sein schien. Indem er auf diese Weise besorgt war, nicht die Eifersucht seines Souveräns zu erregen, begnügte er sich damit, den Anschein der Gewalt für den wirklichen Besitz derselben hinzugeben.

Bald sah man, daß er im Zutrauen Philipp's so fest stand, wie früher in demjenigen Karl's. Ungeachtet der anscheinenden Vertheilung der Gewalt unter die Regentin und die verschiedenen Räthe, waren doch die Anordnungen des Königs von der Art, daß sie die wirkliche Autorität dem Granvelle in die Hände gaben. So lieferte der nämliche Mann das seltene Beispiel, daß er fortfuhr, der Liebling zweier auf einander folgender Souveräne zu sein. Granvelle entging auch nicht dem gewöhnlichen Schicksale der Günstlinge. Mochte es nun von der

Nothwendigkeit des Falls sein, oder weil er, wie Einige behaupten, nach seiner Erhebung seine Fähigkeiten nicht allzu bescheiden zeigte, kurz: kein Mensch war so allgemein und so herzlich im ganzen Lande verabscheut.

Ehe Philipp die Niederlande verließ, ernannte er die Gouverneure der verschiedenen Provinzen: — indem die Ernennungen meistens bloß die schon vorhandenen Stellenträger bestätigten. Egmont erhielt die Regierungen von Flandern und Artois; der Prinz von Oranien diejenigen von Holland, Seeland, Utrecht und Westfriesland. Die Uebertragung derselben an Wilhelm erwähnte in der gewöhnlichen Form „die guten, treugesinnten und bemerkenswerthen Dienste, welche er sowohl dem Kaiser, wie seinem jetzigen Oberherrn erwiesen hätte.“ Den beiden Edlen wurde auch der Oberbefehl über zwei Bataillons der spanischen Armee ertheilt: fürwahr ein kläglicher Versuch, die Nation für das längere Verbleiben dieser verwünschten Truppen im Lande zu gewinnen.

Philipp hatte auf die Ankunft der päpstlichen Bulle, welche zu der Errichtung der Bischofssitze ermächtigen sollte, sehnsüchtig gewartet. Noch sehnsüchtiger sah Granvelle ihr entgegen. Er hatte die Anzeichen des ankommenden Gewittersturms gelesen, und möchte demselben gern begegnet sein, wenn die königliche Gegenwart einigen Schirm vor der Wuth desselben darbieten konnte. Allein der römische Hof bewegte sich in seinem gewöhnlichen hinausschiebenden Schritte, und der päpstliche Nuntius kam mit dem Sendschreiben nicht eher, als den Abend vor Philipp's Abreise — zu spät, als daß dieser seine Veröffentlichung hätte abwarten können, — an.

Nachdem der König alle seine Anordnungen getroffen hatte, begab er sich gegen Mitte August nach Seeland, wo im Hafen von Vlissingen eine stattliche Flotte lag, um ihn und das königliche Gefolge nach Spanien zu bringen. Sie bestand aus fünfzig spanischen und vierzig andern Fahrzeugen: — alle wohlbemannt und für eine längere Reise mit Nahrungsmitteln versehen*). Eine starke Abtheilung flämi-

*) Die königliche Speisekammer scheint mit dem Artikel Geflügel wohl versehen gewesen zu sein, wenn man von der einen Art desselben, den von Meteren erwähnten fünfzehn tausend Kapaunen, einen Schluß darauf machen darf.

scher Edler, zusammt den fremden Gesandten und dem Herzoge und der Herzogin von Savoyen, begleitete Philipp nach dem Platze seiner Einschiffung. Eine merkwürdige Szene soll, als er an Bord zu gehen im Begriff stand, vorgefallen sein. Indem er sich plötzlich zum Prinzen von Oranien, der ihn auf der Reise begleitete, umkehrte, beschuldigte er ihn geradezu heraus, daß er die eigentliche Quelle des Widerstands sei, welchem Philipp's Maßregeln in den Generalstaaten begegnet waren. Der von der Plötzlichkeit des Angriffs erstaunte Wilhelm versetzte, daß die Opposition nicht als die Handlung eines Einzelnen, sondern die der Staaten betrachtet werden müsse. „Nein", erwiderte der entflammte Monarch, indem er ihn zugleich heftig am Handgelenk schüttelte, „nicht die Staaten, sondern Er, Er, Er!" *) ein Ausruf, der noch erhöhte Bitterkeit aus der Thatsache erlangte, daß das auf diese Weise gebrauchte Wort Er im Castilischen an sich selbst zum Ausdruck der Verachtung dient. Wilhelm hielt eine Erwiderung nicht für klug, auch ließ er sich nicht angelegen sein, sich mit den andern flämischen Herrn an Bord des königlichen Geschwaders zu wagen **).

Als endlich die königliche Gesellschaft ganz an Bord war, lichtete die Flotte am zwanzigsten August 1559 die Anker, und Philipp, nachdem er von dem Herzog und der Herzogin von Savoyen, so wie von dem übrigen adeligen Gefolge, das ihn zur Einschiffung begleitete,

---

*) „Le Roi le prenant par le poignet, et le lui secoüant, repliqua en Espagnol, No los Estados, mas vos, vos, vos, repetant ce vos par trois fois, terme de mépris chez les Espagnols, qui veut dire toy, toy en François." Aubéri, Mémoires pour servir à l'Histoire d'Hollande et des autres Provinces-Unies (Paris, 1711) p. 7.

**) Man möchte wünschen, daß die Autorität für diese Anekdote besser wäre, als sie ist, wenn man bedenkt, daß derselben der Inhalt von Philipp's ganzem Leben, worin die Selbstbeherrschung ein vorwiegender Zug war, widerspricht. Die Erzählung stammt ursprünglich von Aubéri (an der citirten Stelle). Der Chronikschreiber empfing sie, wie er uns sagt, von seinem Vater, welchem sie von einem bei der Szene anwesenden genauen Freund des Prinzen von Oranien mitgetheilt wurde. Aubéri, obwohl ein trauriger Schriftsteller, war doch nach Voltaire's Bekenntniß gut unterrichtet: — „écrivain médiocre, mais fort instruit."

Abschied genommen hatte, war bald fern von dem Ufer, zu dem er nie wiederkehren sollte, fortgetragen.

Lucas Johann Joseph Vandervynckt, meine Autorität für vieles im vorhergehenden Kapitel Enthaltene, war ein Flamänder, — geboren zu Gent 1691. Er ward für die Rechtsverwaltung erzogen, zeichnete sich in seinem Stande aus, und wurde in einem Alter von acht und dreißig Jahren zum Mitgliede des Rathes von Flandern gemacht. Er verwandte seine Muße auf das Studium der geschichtlichen Alterthümer seines Heimathlandes. Auf die Eingebung Coblentzl's, des ersten Ministers der Maria Theresia, verfaßte er sein Werk über die Unruhen der Niederlande. Dasselbe war für den Unterricht der jüngeren Zweige der kaiserlichen Familie bestimmt, und bloß sechs Exemplare wurden 1765 davon zuerst gedruckt. Nach des Verfassers, 1779 erfolgtem Tode, der ihn im hohen Alter von acht und achtzig Jahren erreichte, ist das Werk wiederholt herausgegeben worden.

Weil Vandervynckt das nationale Archiv zur Einsicht offen stand, hatte er zu den authentischesten Nachrichtsquellen Zulaß. Er war ein Mann von Wissen und Unterscheidungskraft, billigdenkend und in seinen Ansichten gemäßigt, was einem Buche Werth verleiht, das überdieß manche interessante Anekdote, die anderwärts nicht zu finden ist, enthält. Obschon das Werk bloß vier Bände bildet, nimmt es doch auf dem historischen Grunde einen großen Raum ein: — von der Heirath Philipp's des Schönen 1495 bis zum westphälischen Frieden 1648. Seine schriftstellerische Ausarbeitung kommt keineswegs seinen übrigen Verdiensten gleich. Es ist französisch geschrieben; aber, während Vandervynckt mit Leichtigkeit Flämisch und sogar Latein beides schrieb und sprach, war er doch nur erträglich mit dem Französischen bekannt.

Drittes Kapitel.

Der Protestantismus in Spanien.

Ankunft Philipp's in Spanien. — Die verbesserte Lehre. — Ihre Unterdrückung. — Autos de Fé. — Die Verfolgung Carranza's. — Austilgung der Ketzerei. — Der Fanatismus der Spanier.

1559.

Die Reise Philipp's war kurz und glücklich. Den neun und zwanzigsten August 1559 gelangte er beim Hafen von Laredo an. Aber während er des Landes ansichtig wurde, änderte sich plötzlich das bisher so günstige Wetter. Ein wüthender Sturm, der seine kleine Flotte auseinanderjagte, erhob sich. Neun Schiffe gingen unter, und wenngleich der Monarch das Glück hatte, in einem Kahne unter der Obhut eines erfahrenen Steuermanns zu entkommen und die Küste unverletzt zu erreichen, so widerfuhr ihm doch der Aerger, daß er das Schiff, welches ihn getragen hatte, mit den übrigen Fahrzeugen und mit seiner unschätzbaren, aus den Niederlanden gebrachten Ladung untergehen sah. Diese Ladung bestand aus netten Geräthschaften, Tapeten, Gemmen, aus Stücken der Bildhauerkunst und aus Gemälden: den reichen Erzeugnissen der niederländischen und italienischen Kunst, welche sein Vater viele Jahre seines Lebens hindurch angesammelt hatte. Treffend ist von Karln gesagt worden, daß „er das Land plünderte, um das Meer zu füttern." Um das Unglück zu erhöhen, kamen bei dem Schiffbruch über tausend Menschen um.

Unverzüglich schlug der König die Straße nach Valladolid ein. Aber, als er in dieser Hauptstadt ankam, verbat er sich — sei es wegen seines letzten Unfalls, oder aus der ihm eigenthümlichen Abneigung vor einem solchen leeren Aufzuge — die Ehren, womit die gutgesinnten Einwohner ihren Souverän bei der Rückkehr in seine Besitzungen begrüßen wollten. Er wurde hier herzlich bewillkommnet von der Regentin Joanna, die, der Sorgen der Herrschaft schon lange überdrüssig, das Szepter in seine Hände mit mehr Bereitwilligkeit

niederlegte, als die meisten Menschen dasselbe empfangen haben würden. Auch durfte er hier seinen Sohn Don Carlos, den Erben seines Reiches, umarmen. Philipp mag wegen der Länge seiner Abwesenheit eine günstige Veränderung im Aeußern des jungen Prinzen haben sehen können, obschon, wenn die Nachricht wahr ist, in seinem Charakter wenig Veränderung zum Bessern vorhanden war: denn, da er starrköpfig und gebieterisch war, hatte er schon angefangen, die Menschen für das zukünftige Geschick des Landes zittern zu machen.

Bloß wenige Tage nach seiner Ankunft in Valladolid wurde seine Gegenwart durch eine von jenen Vorstellungen gefeiert, welche für Spanien leider als national gelten können. Es war dieß ein auto de fé, nicht jedoch, wie früher, von Juden und Mauren, sondern von spanischen Protestanten. Im Stillen, aber nicht langsam, hatte die Reformation auf der Halbinsel Fortschritte gemacht, und, wie wir schon sahen, war die Nachricht hiervon eine von Philipp's Ursachen zur plötzlichen Abreise aus den Niederlanden gewesen. Der kurze aber unglückliche Versuch zu einer religiösen Revolution in Spanien ist ein Ereigniß von zu großer Wichtigkeit, als daß es ein Geschichtsschreiber mit Stillschweigen übergehen könnte.

Ungeachtet der entfernten Lage Spaniens war letzteres doch unter dem kaiserlichen Szepter Karl's des Fünften mit den übrigen europäischen Staaten in zu nahe Berührung gebracht worden, als daß es nicht hätte den Stoß der großen religiösen Reform fühlen sollen, welcher jene Staaten bis auf ihre Grundfesten erschütterte. Seine innigsten Beziehungen hatte es gerade zu den nämlichen Staaten, wo zuerst der Same der Reformation gelegt wurde. Es war im sechszehnten Jahrhunderte gar nichts Ungewöhnliches, daß Spanier einen Theil ihrer Bildung den deutschen Universitäten verdankten. Gelehrte Männer, die den Kaiser begleiteten, wurden mit den in Deutschland und Flandern so weit verbreiteten religiösen Lehren vertraut. Die Truppen lasen die nämlichen Lehren von den lutherischen Soldaten auf, welche hin und wieder mit ihnen unter den kaiserlichen Fahnen dienten. Diese Meinungen, so roh sie auch meistentheils waren, wurden mit zurück ins Heimathsland gebracht, und es ward dadurch eine Neugier rege gemacht, welche das Gemüth zum Empfangen der großen Wahrheiten,

die die übrigen Nationen Europas bewegten, vorbereitete. Männer von einer bessern Erziehung fanden bei ihrer Rückkehr nach Spanien die Mittel, diese Wahrheiten zu verbreiten. Geheime Gesellschaften wurden errichtet, Versammlungen abgehalten, und mit derselben Geheimhaltung, wie in den Tagen der ersten Christen, wurde das Evangelium der wachsenden Versammlung der Gläubigen gepredigt und ausgelegt. Die größte Schwierigkeit war der Mangel an Büchern. Der Unternehmungsgeist einiger aufopfernder Neubekehrten überwand am Ende auch diese Schwierigkeit.

In Deutschland war eine castilische Uebersetzung der Bibel gedruckt worden. Verschiedene protestantische Ausgaben, sei es nun, daß sie ursprünglich castilisch oder in diese Sprache übersetzt waren, erschienen in dem nämlichen Lande. Auch hatte hin und wieder ein Exemplar im Besitze irgend eines Privatmanns ohne Entdeckung seinen Weg jenseits der Pyrenäen gefunden. Doch waren diese Beispiele selten, als ein Spanier, Namens Juan Hernandez (wohnhaft zu Genf, wo er bei der Presse als Korrektor beschäftigt war) es aus keinem andern Grunde, als aus Wahrheitseifer unternahm, einen größern Vorrath der verbotenen Frucht in sein Heimathland einzuführen.

Mit großer Gewandtheit machte er die Wachsamkeit der Zollwächter und der wachsamern Spione der Inquisition zu Schanden, landete zuletzt glücklich zwei große, mit verbotenen Werken angefüllte Fässer, und vertheilte dann rasch diese Bücher unter die Mitglieder der Tochterkirche. Andere unerschrockene Bekehrte folgten dem Beispiele des Hernandez mit ähnlichem Erfolg, so daß mit Hülfe der Bücher und geistlicher Lehrer die Zahl der Gläubigen sich täglich im ganzen Lande mehrte*). Unter ihnen befand sich, wie man bemerkte, eine

*) Die Herausgeber der „Documentos Inéditos para la Historia de España" stellen in einem fleißigen Bericht von der Verfolgung des Erzbischofs Carranza den literarischen Verkehr zwischen den deutschen und spanischen Protestanten sogar als beträchtlicher dar, wie es oben im Texte angegeben ist. Nach ihnen war zu Medina del Campo und zu Sevilla ein regelmäßiger Lagerplatz zum Verkauf verbotener, sehr billiger Bücher errichtet. „De las imprentas de Alemania se despachaban á Flandes, y desde alli á España, al principio por los puertos de mar, y despues cuando

größere Anzahl Personen von Rang und Erziehung, als man dieß gewöhnlich in ähnlichen Fällen findet. Ohne Zweifel rührte dieß daher, daß diese Klasse Leute es waren, die am meisten jene Länder, wo die lutheranische Lehre gepredigt wurde, besucht hatten. Also wuchs und gedieh die reformirte Kirche, zwar nicht so sehr, wie sie in der freieren Atmosphäre Deutschlands und Britanniens gediehen war, aber doch so gut, wie sie möglicherweise unter dem zerstörenden Einflusse der Inquisition es konnte: gleich einer zarten Pflanze, welche im Schatten Nahrung findet und bloß auf eine fruchtbarere Jahreszeit zu ihrer vollen Entwickelung wartet. Diese Jahreszeit wartete ihrer jedoch in Spanien nicht.

Es kann befremdend erscheinen, daß die Ausbreitung der reformirten Religion so lange der Entdeckung von Seiten der Agenten des Heiligen Amtes entging. Doch steht fest, daß die erste Kenntniß, welche die spanischen Inquisitoren von der Thatsache erhielten, von ihren Amtsbrüdern aus dem Auslande herrührte. Einige in Philipp's Gefolge befindliche Geistliche, die mehrere ihrer Landsleute in den Niederlanden im Verdachte der Ketzerei hatten, hatten sich ihrer bemächtigt und sie nach Spanien gesandt, damit sie dort von der Inquisition verhört würden. Bei einer nähern Nachforschung fand man, daß lange eine Korrespondenz zwischen diesen Menschen und ihren Landsleuten zu Hause von ähnlicher Ueberzeugung unterhalten worden war. Auf diese Weise wurde das Vorhandensein, doch nicht die Ausdehnung der spanischen Reformation bekannt.

Kaum hatte man Sturm geschlagen, als auch schon Paul der Vierte, schnell bei der Hand, um der Ketzerei in jeder Gegend seiner päpstlichen Gebiete auf der Spur nachzugehn, im Februar 1558 ein an den spanischen Generalinquisitor gerichtetes Breve herausgab. In diesem Breve schärft Seine Heiligkeit dem Oberhaupte des Gerichts

ya hubo mas vigilancia de parte del gobierno, los enviaban á Leon de Francia desde donde se introducian en la península por Navarra y Aragon. Un tal Vilman librero de Amberes tenia tienda en Medina del Campo y en Sevilla donde vendia las obras de los protestantes en español y latin. Estos libros de Francfort se daban á buen mercado para que circulasen con mayor facilidad."

ein, keine Anstrengungen zu scheuen, um das wachsende Uebel zu entdecken und auszurotten, und er bevollmächtigte diesen Beamten, alle der Ketzerei Verdächtigen, was auch immer ihr Rang oder Stand sein möge — ob Bischöfe oder Erzbischöfe, Adelige, Könige oder Kaiser — ins Verhör und zur angemessenen Bestrafung zu ziehen. Paul der Vierte betrachtete sich gern als auf dem Stuhle der Innocenze und Gregore sitzend, und gleich ihnen seinen päpstlichen Fuß auf den Nacken der Fürsten setzend. Wahrscheinlich war durch die Zugeständnisse, welche Philipp der Zweite beim Schlusse des römischen Krieges ihm zu machen für gut erachtet hatte, seine angeborene Anmaßung nicht vermindert worden.

Weit davon entfernt, daß Philipp wegen des aufgeblähten Tons in diesem apostolischen Mandate sich beleidigt gefühlt hätte, ließ er darauf vielmehr noch im nämlichen Jahre ein ungeheures, aus den Niederlanden erborgtes Edikt folgen, worin er Alle, welche verbotene Werke kauften, verkauften oder lasen, zum Lebendig-Begrabenwerden verdammte.

Um diesem Edikte eine bessere Wirkung zu verleihen, veröffentlichte Paul im folgenden Januar eine andere Bulle, worin er allen Beichtigern bei Strafe der Exkommunikation anbefahl, ihren Beichtkindern einzuschärfen, daß sie alle, ihnen noch so nahe verwandten Personen, die solcher Praktiken schuldig wären, anzeigen müßten. Um den Eifer der Angeber zu beleben, erneuerte Philipp seinerseits ein etwas abgekommenes Gesetz, wonach der Ankläger den vierten Theil des eingezogenen Vermögens des überwiesenen Theiles erhalten sollte. Und endlich erlaubte eine dritte Bulle Paul's des Vierten den Inquisitoren, von dem widerrufenden Ketzer, wenn man Zweifel in seine Aufrichtigkeit setzte, die Gnade zurückzubehalten, wodurch sowohl das Leben, wie das Vermögen des unglücklichen Gefangenen gänzlich dem Belieben der Richter, welche ihn schuldig zu finden ein offenbares Interesse hatten, anheimgegeben wurde. Auf diese Weise fuhren der Papst und der König fort, einander in die Hände zu arbeiten, und während Seine Heiligkeit klug die Netze ausspannte, ersann der König die Mittel, das Wild in sie hineinzutreiben.

Zum Glück für diese Pläne war gerade die Inquisition unter der Leitung eines zu ihrer Ausführung besonders geschickten Mannes. Das war Fernando Valdés, Kardinal-Erzbischof von Sevilla, ein Mensch von einem harten, unerbittlichen Wesen, der einen so hohen Grad Fanatismus besaß, wie nur immer seit den Tagen des Torquemada einem Großinquisitor zuertheilt war. Bereitwillig machte sich Valdés die schreckliche, unter seine Kontrolle gestellte Maschinerie zu Nutze. Aus Besorgniß, daß er die verdächtigen Personen nicht etwa alarmiren möchte, näherte er sich ihnen langsam und verstohlenerweise. Er war das Oberhaupt eines Gerichtshofes, welcher im Finstern saß und durch unsichtbare Abgeordnete handelte. Lange und still arbeitete er unter dem Boden, ehe er die Mine, welche seine Feinde in einem allgemeinen Ruine begraben sollte, springen ließ.

Stufenweise führte die Festnahme eines Theils zur Entdeckung der Uebrigen. Von seinem einsamen Kerker vor das geheime Tribunal der Inquisition geschleppt; allein, ohne Rath zum Beistand oder ohne ein freundliches Antlitz zur Aufheiterung; ohne den Namen seines Anklägers zu kennen; ohne den vorhandenen Zeugen, welche sein Leben wegschwören sollten, gegenübertreten zu dürfen; selbst ohne einen Einblick in seinen eigenen Prozeß, mit Ausnahme solcher herausgegriffener Auszüge, deren Mittheilung die verschmitzten Richter für geeignet hielten: ist es da wohl zum Verwundern, wenn das unglückliche Opfer in seiner Bestürzung und Noth zu Aufschlüssen, verderblich für die Genossen und für sich selbst, überredet wurde? Wenn diese Aufschlüsse den Richtern nicht anstanden, brauchten sie bloß die Wirksamkeit der Tortur — die Folterbank, den Strick und den Kloben — zu versuchen, bis das barbarische Tribunal, nachdem ein jedes Gelenk aus seiner Röhre herausgewunden war, die Anwendung der Tortur nicht beendigen, sondern aussetzen mußte, weil der Dulder unfähig sie auszuhalten war. So beschaffen waren die gräßlichen, im Namen der Religion und das ebensowohl von Dienern der Religion wie von der Inquisition verübten Szenen: — Szenen, auf die nur wenige, die einmal Zeuge davon gewesen und mit dem Leben davongekommen waren, je wieder anzuspielen wagten. Denn die Enthüllung der Geheimnisse der Inquisition war der Tod.

Nach Verlauf von achtzehn Monaten seit der Zeit der Verhaftung waren viele Prozesse geschlossen, das Urtel der Gefangenen besiegelt, und man hielt es an der Zeit, daß die Gefängnisse ihre überflüssigen Bewohner ausspieen. Sowohl wegen der Wichtigkeit der Hauptstadt, als wegen der Anwesenheit des Hofes, der auf diese Weise die Feier sanktioniren und derselben eine größere Würde geben sollte, war Valladolid zur Schaubühne des ersten auto de fé auserkoren worden. Das Ereigniß fand im Mai 1559 Statt. Die Regentin Joanna, der Prinz von Asturien Don Carlos und die vornehmsten Granden des Hofes waren anwesend, um dem Schauspiele beizuwohnen. Indem man den Erben der Krone also frühzeitig mit dem zärtlichen Erbarmen des Heiligen Amtes bekannt machte, dürfte man die Absicht gehegt haben, für dieses Institut seine Gunst zu gewinnen. Wenn dieß wirklich der Zweck war, so schlug er nach den vorhandenen Nachrichten völlig fehl, weil das jammervolle Schauspiel in der Seele des Prinzen keine anderen Eindrücke, als die der Empörung und des Abscheues, zurückließ.

Dem Beispiele Valladolid's folgten bald autos de fé in Granada, Toledo, Sevilla, Barcelona: kurz, in zwölf Hauptstädten, worin Tribunale des Heiligen Amtes errichtet waren. Eine zweite Feier in Valladolid wurde auf den achten Oktober des nämlichen Jahres aufbehalten, da sie denn mit der Gegenwart des Souveräns selber gnädig beehrt werden würde. Weil mehrere Prozesse schon einige Monate vor dieser Zeit abgeschlossen waren, so hat man in der That guten Grund zu glauben, daß die Tödtung von mehr als einem dieser Opfer verschoben worden war, um dem Schauspiele einen größern Effekt zu geben.

Wie das auto de fé — Aktus des Glaubens — die großartigste Feierlichkeit der römisch-katholischen Kirche war: so war sie auch die grauenhafteste. Wie angedeutet, bezweckte man auf etwas profane Weise, das Gepränge des römischen Triumphes mit den Schrecken des Gerichtstages zu vereinigen. Man kann dadurch ganz eben so sehr an jene blutigen, für die Cäsaren im Colisäum bereiteten Festlichkeiten erinnert werden. Die religiöse Bedeutung des auto de fé war angedeutet durch seine Begehung an einem Sonntage, oder an einem andern

kirchlichen Feiertage. Für vierzig Tage Ablaß wurde von Seiner Heiligkeit allen denen bewilligt, die bei dem Schauspiele anwesend sein würden, gleich als ob der Appetit zur Be'wohnung der Scenen menschlichen Leidens durch eine Prämie gereizt werden müßte, und das in Spanien, wo die Vergnügungen von der blutdürstigsten Art waren und noch sind!

Der Ort für dieses zweite auto de fé war in Valladolid der große freie Platz, der Kirche des heiligen Franziskus gegenüber. An dem einen Ende war ein mit reichen Teppichen belegter Altan errichtet, worauf die mit dem Wappen des Heiligen Amtes geschmückten Sitze der Inquisition angebracht waren. Nahe dabei war die königliche Gallerie mit einem Privateingange, um die sie Einnehmenden vor Belästigung der großen Menge zu schützen. Dieser Gallerie gegenüber war ein hohes Gerüste aufgeführt, so daß es von allen Theilen des Zuschauerraums aus ersichtlich, und welches für die unglücklichen Märtyrer, die in dem auto leiden sollten, eingerichtet war.

Um sechs Uhr des Morgens fingen alle Glocken der Hauptstadt an, langsam zu läuten, und man sah eine feierliche Prozession sich von der gräßlichen Feste der Inquisition aus vorwärts bewegen. Vorn marschirte eine Abtheilung Truppen, um der Prozession einen freien Durchgang zu bahnen. Darauf kamen die Verurtheilten, ein jeder von zwei Familiaren des Heiligen Amtes, und diejenigen, welche leiden sollten, noch obendrein von zwei, den Ketzer zur Abschwörung seiner Irrthümer ermahnenden Mönchen begleitet. Die zur Buße Zugelassenen trugen ein Trauerkleid, während der unglückliche Märtyrer in ein loses Gewand von gelber Farbe, in den san benito, eingewickelt war. Sein Haupt war bethürmt mit einer Mütze aus Pappe von kegelartiger Form, die, wie sein Mantel, mit Flammengestalten und mit Teufeln, die die Flammen anfachten und unterhielten, bestickt war: das Ganze symbolisch für das Schicksal der Seele des Ketzers in der zukünftigen Welt, so wie seines Körpers in der Welt hienieden. Alsdann kamen die Obrigkeiten der Stadt, die Mitglieder der Gerichtshöfe, die geistlichen Orden und zu Pferd der Adel des Landes. Auf diese folgten die Mitglieder des fürchterlichen Tribunals und der Fiscal mit einer Fahne von hochrothem Damast, auf deren einer Seite das Wappen der Inquisition stand, während auf der andern die Insignien

ihrer Gründer, Sixtus des Fünften und Ferdinand's des Katholischen, angebracht waren. Hierauf zunächst kam ein zahlreiches Gefolge von wohlberittenen Familiaren, darunter viele Vornehme der Provinzen, die stolz darauf waren, als die Leibgarde des Heiligen Amtes dienen zu dürfen. Den Nachzug bildete ein ungeheurer Zusammenlauf gemeinen Volkes, das unzweifelhaft sowohl vom gesetzlichen Wunsche, bei der gegenwärtigen Gelegenheit seinen neuen Souverän zu sehen, wie vom Eifer, an dem Triumphe des auto de fé Theil zu nehmen, angetrieben war. Die auf diese Weise aus der Hauptstadt und vom Lande zusammengelockte Menge überschritt die gewöhnliche Anzahl bei ähnlichen Gelegenheiten und soll sich, einem Anwesenden zufolge, auf volle zwei mal hundert tausend belaufen haben.

Sowie die Menge auf den freien Platz hereinmarschirte, nahmen die Inquisitoren auf den für sie bereiteten Sitzen Platz. Die Verdammten wurden auf das Gerüste geführt, und Philipp besetzte nebst den verschiedenen Gliedern seines Haushalts den königlichen Stand. Ihm zur Seite saß seine Schwester, die letzte Regentin, sein Sohn Don Carlos, sein Neffe Alexander Farnese, mehrere fremde Gesandte und die vornehmen Granden und die zum Hofe gehörenden Geistlichen. Es war eine hehre Versammlung: die größte und stolzeste des Landes. Aber der gleichgültige Zuschauer, der noch einen Funken Menschengefühl in seiner Brust trug, könnte sich von dieser Ausstaffirung weltlicher Macht abgekehrt haben zum armen Märtyrer, der mit keiner andern Unterstützung als der von seinem Innern bezogenen bereit war, dieser Macht Trotz zu bieten und sein Leben für die Vertheidigung der Rechte des Gewissens einzusetzen. Einige in dieser großen Menschenmasse mögen diese Gefühle gehegt haben. Allein ihre Anzahl war wahrhaftig klein im Vergleich mit denen, welche auf das bejammernswürdige Opfer als den Feind Gottes, und auf seine herbeinahende Tödtung als den ruhmreichsten Triumph des Kreuzes blickten.

Die Ceremonien begannen mit einer Predigt des Bischofs von Zamora: „mit der Predigt des Glaubens.“ Aus der Gelegenheit kann man wohl auf den Inhalt schließen. Unzweifelhaft war sie reichlich mit Sprüchen aus der Schrift und — wofern der Prediger nicht von der damaligen Mode abwich — mit Stellen aus den heidnischen

Schriftstellern ausgespickt, so sehr dieselben auch in einem rechtgläubigen Vortrage als ungehörig erscheinen können.

Als der Bischof geschlossen hatte, nahm der Großinquisitor der versammelten Menge einen Eid ab, und ließ sie auf den Knieen schwören, daß sie die Inquisition vertheidigen, die Reinheit des Glaubens aufrecht erhalten und einen jeden sich davon Abkehrenden anzeigen wolle. Wie Philipp einen Eid gleichen Inhalts nachsprach, paßte er die Handlung den Worten an, indem er sich vom Sitze erhob und sein Schwert aus der Scheide zog, gleichsam um anzukündigen, daß er der entschiedene Verfechter des Heiligen Amtes sei. Bei den früheren autos der maurischen und jüdischen Ungläubigen war dem Souverän niemals ein so erniedrigender Eid abgedrungen worden.

Hierauf las der Sekretär des Tribunals laut eine Urkunde vor, welche die Gründe für die Verurtheilung der Gefangenen und die betreffenden gegen sie gefällten Urtheilssprüche wiedergab. Von denen, welche zur Reue zugelassen worden waren, kniete ein jeder, als sein Urtel verlesen wurde, nieder, legte die Hände auf das Meßbuch, schwor feierlich seine Irrthümer ab und wurde vom Großinquisitor absolvirt. Indessen war die Absolution nicht so völlig, daß sie den Schuldigen von der Strafe für seine Ueberschreitungen in dieser Welt befreit hätte. Einige wurden zu ewigem Gefängniß in den Zellen der Inquisition, Andere zu leichteren Strafen verurtheilt. Alle wurden zur Konfiskation ihres Vermögens — einem für die Wohlfahrt des Tribunals zu wichtigen Punkte, als daß man ihn je hätte unterlassen können — verurtheilt. Außerdem wurden in vielen Fällen der Verbrecher und, mit einer offenbaren Verdrehung der Gerechtigkeit, seine unmittelbaren Erben für immer unwählbar zu öffentlichen Stellen jeder Art gemacht und ihre Namen mit ewiger Schande gebrandmarkt. Also an Vermögen und gutem Rufe zu Grunde gerichtet hießen sie in der sanften Sprache der Inquisition Wiederausgesöhnte.

Da diese unglücklichen Menschen unter einer starken Wache in ihre Gefängnisse zurückgeführt wurden, richteten sich Aller Augen auf die kleine Schaar von Märtyrern, welche, gekleidet in das schimpfliche Gewand des san benito, dastanden und auf ihren Richtspruch warteten. Um ihre Hälse hingen Stricke und in den Händen hielten sie ein Kreuz

oder mitunter eine umgekehrte Fackel als das Bild ihres eignen baldigen Todes. Das Interesse der Zuschauer ward im gegenwärtigen Falle noch durch den Umstand rege gemacht, daß mehrere Opfer nicht allein wegen ihres Ranges, sondern noch mehr wegen ihrer Talente und Tugenden berühmt waren. In ihren wilden Blicken, ihren abgezehrten Gestalten und leider nur zu oft auch in ihren verrenkten Gliedmaßen konnte man leicht die Geschichte ihrer Leiden während ihrer langen Einkerkerung lesen, denn einige von ihnen waren in den dunklen Zellen der Inquisition weit über ein Jahr eingesperrt gewesen. Dennoch zeigten ihre — wenn auch gräßlichen — Mienen nicht im Entferntesten ein Zeichen der Schwäche oder Furcht, sondern leuchteten vom Feuer einer heiligen Begeisterung, als diejenigen von Männern, die bereit waren, ihr Zeugniß mit ihrem Blute zu besiegeln.

Als die Stelle des Prozesses, welche den Grund ihrer Verurtheilung enthielt, gelesen war, überantwortete sie der Großinquisitor der Hand des Corregidor's der Stadt, und bat ihn dabei, mit den Gefangenen in aller Güte und Barmherzigkeit zu verfahren: eine überzuckerte, aber sehr heuchlerische Redensart, da der weltlichen Obrigkeit keine andere Wahl freistand, als das fürchterliche Urtel des Gesetzes gegen die Ketzer auszuführen, wozu von ihr die Vorbereitungen schon vor einer Woche getroffen worden waren.

Die Gesammtzahl der Verurtheilten betrug dreißig, wovon sechszehn wiederausgesöhnt waren und die übrigen dem weltlichen Arme nachgelassen, mit andern Worten: der bürgerlichen Obrigkeit zur Hinrichtung übergeben wurden. Nur wenige von den also Verdammten schauderten, als sie zum Pfahle des Scheiterhaufens gebracht wurden, nicht so sehr vor dem ihrer wartenden Verhängniß zurück, daß sie sich nicht herbeigelassen hätten, eine Umwandlung desselben, ehe sie starben, durch Beichte zu erkaufen: in welchem Fall sie vom Henker, ehe man ihre Körper in die Flammen warf, erdrosselt wurden.

Von der gegenwärtigen Anzahl gab es bloß zwei, deren Standhaftigkeit bis zuletzt über das Schreckbild des Leidens triumphirte, und die sich weigerten, eine Milderung der Strafe durch einen Compromiß mit dem Gewissen zu erkaufen. Die Namen dieser Märtyrer sollten von der Geschichte unvergänglich gemacht werden.

Der eine von ihnen war Don Carlos de Seso, ein adeliger Florentiner, der hoch in der Gunst Karl's gestanden hatte. Weil er sich mit einer vornehmen Dame aus Castilien verbunden hatte, war er in dieses Land gegangen und hatte seinen Wohnsitz in Valladolid aufgeschlagen. Er war zur lutherischen Lehre bekehrt worden, hatte dieselbe zuerst seiner Familie mitgetheilt und zeigte später einen gleichen Eifer in der Verbreitung derselben unter dem Volke von Valladolid und dessen Umgegend. Kurz, keinem Menschen war die Sache der reformirten Religion für seine unermüdlichen und unerschrockenen Anstrengungen mehr zu Dank verbunden. Natürlich war er eine deutliche Zielscheibe für die Inquisition.

Während der fünf Vierteljahre, welche hindurch er in ihren düstern Zellen von allem menschlichen Mitgefühl und menschlicher Unterstützung abgeschnitten lag, blieb seine Standhaftigkeit unerschütterlich. Die letzte Nacht vor seiner Hinrichtung, als ihm sein Urtel mitgetheilt worden war, forderte er Schreibmaterialien. Man glaubte nun, er wollte seine Richter durch ein völliges Bekenntniß seiner Irrthümer sich geneigt machen. Allein die von ihm gemachte Beichte war einer andern Art. Er bestand auf den Irrthümern der römischen Kirche und bekannte sein unerschüttertes Vertrauen in die großen Wahrheiten der Reformation. Das Dokument, welches zwei Bogen Papier einnahm, wird von dem Sekretär der Inquisition gleich merkwürdig wegen seiner Energie, wie wegen seiner Präzision genannt. Als er auf dem Wege nach dem Richtplatze vor der königlichen Gallerie vorüber geführt wurde, rief De Seso mit Nachdruck Philipp zu: „Auf diese Weise also dürfen Ihre unschuldigen Unterthanen verfolgt werden?" worauf der König die merkwürdige Entgegnung machte: „Wäre es mein eigner Sohn, so würde ich Holz holen, ihn zu verbrennen, wenn er ein solcher Schuft wäre, wie Du bist!" Sicherlich war dieß eine charakteristische Antwort.

Auf dem Scheiterhaufen bewies De Seso dieselbe unerschütterliche Standhaftigkeit, indem er Zeugniß ablegte für die Wahrheit der großen Sache, wofür er sein Leben aufgab. Da die Flammen langsam um ihn herumschlichen, rief er den Soldaten zu, daß sie die Reißbündel aufhäufen sollten, damit seine Todesqualen eher endigen möchten, und

seine über die Hartnäckigkeit — den Heldenmuth — des Märtyrers aufgebrachten Nachrichter waren nicht träge, seinen Befehlen zu gehorchen.

Der Begleiter und Leidensgenosse von De Seso war Domingo de Roras, der Sohn des Marquis von Poza, eines unglücklichen Adeligen, der fünf Personen seiner Familie, darunter seinen ältesten Sohn, hatte von der Inquisition wegen ketzerischer Meinungen zu verschiedenen erniedrigenden Strafen verdammen sehen. Der jetzige sollte nun den Tod erleiden. De Roras war ein Dominikanermönch. Es ist eigen, daß dieser Orden, woraus die Diener des Heiligen Amtes vorzüglich genommen wurden, für die reformirte Religion viele Neubekehrte abgab. Wie es bei den Geistlichen gewöhnlich war, durfte De Roras sein Priestergewand anbehalten, bis das Urtel verlesen war; darauf ward er seines geistlichen Standes entsetzt, seine Kleider wurden nach einander heruntergerissen und das scheußliche Gewand des san benito unter dem Beifall und der Verhöhnung des Pöbels ihm übergeworfen. Also zugestutzt machte er den Versuch, die Zuschauer rings um das Blutgerüste anzureden, aber kaum hatte er begonnen, seine Stimme gegen die Irrthümer und Gräuel Rom's zu erheben, als der entrüstete Philipp ihn knebeln ließ. Der Knebel war ein Stück gespaltenen Holzes, welches, indem es gewaltsam die Zunge zusammenklemmte, noch obendrein den Vortheil hatte, daß es, während es den Sünder zum Schweigen brachte, auch großen Schmerz verursachte. Selbst dann, als er an den Pfahl des Scheiterhaufens gebunden war, ließ man — wenn auch gegen das Herkommen — den Knebel dem De Roras im Munde stecken, als wenn seine Feinde die Wirkungen einer über die Qual des Todes triumphirenden Beredtsamkeit gefürchtet hätten.

Der Richtplatz — der sogenannte quemadero, Verbrennungsplatz — war ein zu diesem Zwecke ausersehener Ort außerhalb der Stadtmauern. Deßhalb mußten die einem auto de fé Beiwohnenden gerade nicht nothwendig, wie man sich gewöhnlich einbildet, auch die Zuschauer der tragischen Schlußszene desselben sein. Die große Volksmasse und Viele aus höheren Ständen folgten ohne Zweifel mit auf den Richtplatz. Nach der freilich etwas zweideutigen Sprache von Philipp's Biographen ist Grund zum Glauben vorhanden, daß der Monarch bei der

gegenwärtigen Gelegenheit geruhte, seine Ergebenheit gegen die Inquisition dadurch zu bestätigen, daß er in Person dem erschreckenden Schlusse des Dramas beiwohnte, während seine Garden sich unter die Bedienten des Heiligen Amtes mischten und die Reißgebunde um die Opfer anhäuften*).

So beschaffen war die grausame Aufführung, welche unter der Hülle eines religiösen Festes für das passendste Ceremoniell gehalten wurde, um den katholischen Monarchen seinen Besitzungen willkommen zu machen. Während ihrer ganzen Dauer auf dem freien Stadtplatze, von früh sechs bis zwei Uhr Nachmittags gaben die Zuschauer kein Symptom von Ungeduld, und, wie sich wohl glauben läßt, kein Zeichen von Theilnahme für die Dulder kund**). Es würde schwer sein, für die Verkehrung des sittlichen Gefühls und für die Ertödtung der Zartgefühle einer Nation eine bessere Schule zu ersinnen***).

---

*) „Hallóse por esto presente a ver llevar i entregar al fuego muchos delinquentes acompañados de sus guardas de a pie i de a cavallo, que ayudaron a la execucion." Cabrera, Filipe Segundo, lib. V., cap. 3

Man kann zweifeln, ob der Geschichtsschreiber etwas mehr meint, als daß Philipp die unglücklichen Menschen zur Hinrichtung, der seine eignen Garden beiwohnten, führen sah. Dávila, der des Königs Leichenpredigt haltende Mönch, spricht von ihm einfach, daß er diesem Aktus des Glaubens beigewohnt habe: „Assistir a los actos de Fe, como se vio en esta Ciudad." Hätte der würdige Vater es wagen können, Philipp dadurch zu ehren, daß er ihn beim Tode anwesend sein ließ, so würde er es nicht unterlassen haben. Der weniger bedenkliche Leti sagt uns, daß Philipp die Hinrichtung von den Fenstern seines Palastes aus sah, das Geschrei der sterbenden Glaubenszeugen hörte und sich an dem Schauspiele ergötzte! Das durch ihn von der Szene entworfene Gemälde leidet keinen Abbruch wegen Mangels an Färbung.

**) Die geringe Theilnahme kann man abnehmen aus der rohen Genugthuung, womit ein weiser und gemäßigter damaliger Geschichtsschreiber einen der Märtyrer bei dem ersten auto zu Valladolid in die ewige Verdammniß eingehen läßt. „Jureque vivus flammis corpore cruciatus miserrimam animam efflavit ad supplicia sempiterna." Sepulveda.

***) Balmes, einer der glücklichsten Vorkämpfer des katholischen Glaubens in unserer Zeit, findet in der schrecklichen, also bei den Leiden der Glaubenszeugen bewiesenen Gefühllosigkeit einen Beweis für die damalige lebendigere religiöse Gesinnung, als in unsern Tagen: „Wir fühlen, wie sich bei dem bloßen Gedanken an das Lebendigverbrennen eines Menschen unser Haar auf dem Kopfe sträubt. Versetzt in

Unter königlicher Sanktion ging das Werk der Verfolgung nun lustiger, als je, vorwärts*). Kein Beruf war zu heilig, kein Stand zu hoch, um den Pfeilen der Angeberei zu entgehen. Im Laufe von neun Jahren sahen sich nicht weniger, als neun Bischöfe, gezwungen, in der einen oder andern Form für heterodoxe Meinungen erniedrigende Buße zu thun. Aber das berühmteste Opfer der Inquisition war Bartolomé Carranza, der Erzbischof von Toledo. Das Primat Spaniens kann nach der Papstwürde in der römisch-katholischen Kirche als der höchste, wichtigste Posten angesehen werden**). Im Ganzen erregte

eine Gesellschaft, worin die religiöse Gesinnung bedeutend vermindert ist; gewohnt, mit Leuten zusammen zu leben, die eine verschiedene, und manchmal gar keine Religion haben: können wir es nicht über uns gewinnen, zu glauben, daß es damals ein ganz gewöhnliches Ding sein konnte, Ketzer oder Gottlose zur Bestrafung bringen zu sehen."

Nach dieser Ansicht von der Sache werden die Herzen der Menschen um so härter sein, je mehr Religion unter den Leuten ist.

*) Der Eifer des Königs zusammen mit der Inquisition bei dem Verfolgungswerke hätte beinahe die Nation in mehr als eine Schwierigkeit mit fremden Ländern verwickelt. Der englische Gesandte Mann sah sich zu Vorstellungen genöthigt, wegen der Weise, wie die Unabhängigkeit seines eignen Haushalts von den Agenten des Heiligen Amtes verletzt wurde. Die Beschwerden St. Sulpice's, des französischen Gesandten, werden ungeachtet des Ernstes des Gegenstandes mit einer Ader beißenden Humors erzählt, welche dem Leser ein Lächeln entlocken kann. „Ich habe mich bei dem Könige über die Weise beklagt, wie die Marseillaiser und andere Franzosen von der Inquisition mißhandelt werden. Er entschuldigte sich damit, daß er sagte, er habe in Sachen, welche diesem Institute angehörten, wenig Macht oder Autorität; er könne weiter Nichts thun, als dem Großinquisitor anempfehlen, den Betreffenden eine gute und schnelle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Der Großinquisitor versprach, daß sie nicht schlimmer, als geborene Castilianer, behandelt werden sollten, und die „gute und schnelle Gerechtigkeit" lief darauf hinaus, daß sie in des Königs Gegenwart lebendig verbrannt wurden."

**) Zufolge Lucio Marineo Siculo, der einige Jahre vor dieser Zeit schrieb, hatte der Erzbischof von Toledo die Jurisdiktion über mehr, als funfzehn große Städte, abgesehen von kleineren Orten, was natürlich die Zahl seiner Untergebenen ungeheuer groß machte. Auch übertrafen seine sich auf achtzig tausend Dukaten belaufenden Einkünfte diejenigen irgend eines Granden im Königreiche. Die jährlichen Einnahmen der untergeordneten Pfründner seiner Kirche betrugen zusammen nicht weniger, als ein hundert und achtzig tausend Dukaten.

das Verfahren gegen diesen Prälaten in der ganzen Christenheit mehr Interesse, als irgend ein anderer vor das Tribunal der Inquisition gekommener Fall.

Carranza, der aus einer alten castilianischen Familie stammte, war frühzeitig in ein Dominikanerkloster in einer der Vorstädte von Guadalajara getreten. Sein musterhafter Lebenswandel, so wie seine großen Talente und seine Gelehrsamkeit empfahlen ihn der Gunst Karl's des Fünften, der ihn zum Beichtvater seines Sohnes Philipp machte. Der Kaiser sandte ihn auch auf das Concil zu Trident, wo er sowohl durch seine Beredtsamkeit, wie durch eine Abhandlung gegen den Besitz mehrerer Pfründen, die indeß bei Vielen seines Ordens einen nicht geringen Abscheu erweckte, einen großen Eindruck machte. Als Philipp, um die Königin Maria zu heirathen, England besuchte, begleitete Carranza seinen Herrn, und zeichnete sich bei seinem Verweilen in diesem Lande durch den Eifer und die Gewandtheit aus, womit er die Lehren der Protestanten bekämpfte. Ferner machte ihn die Freudigkeit, welche er bei dem Werke der Verfolgung bewies, allgemein verhaßt unter dem Namen: „der schwarze Mönch," — eine ausnehmend treffende Benennung, da sie nicht allein auf seine schwärzliche Gesichtsfarbe, sondern auch auf das Gewand seines Ordens paßte. Bei Philipp's Rückkehr nach Flandern wurde Carranza, der zweimal die Mitra ausgeschlagen hatte, seinerseits nicht ohne große Abneigung auf den Erzbischofssitz von Toledo erhoben. Das nolo episcopari scheint in diesem Falle aufrichtig gewesen zu sein. Gut wäre es für ihn gewesen, hätte dasselbe seine Wirkung gehabt. Denn Carranza's Erhebung zum Primat war die Quelle aller seiner Ungelegenheiten.

Der Haß der Theologen ist sprichwörtlich geworden; sicherlich aber kann kein Groll den eines spanischen Geistlichen übertreffen. Unter den durch Carranza's Glück geschaffenen Feinden war der unversöhnlichste der Großinquisitor Valdés. Der Erzbischof von Sevilla konnte es übel ertragen, daß ein niederer Dominikaner auf diese Weise von seinem Kloster über die Häupter des stolzen Prälatenstandes Spaniens gesetzt werden sollte. Mit einer unermüdlichen Anstrengung, wie dieselbe bloß der Haß eingeben konnte, suchte er nach Allem, was gegen die Rechtgläubigkeit des neuen Prälaten in dessen Schriften oder Reden

zeugen konnte. Einen etwas plausibeln Grund bot der Umstand, daß, obschon Carranza, wie sein ganzes Leben bewiesen, der römisch-katholischen Kirche ergeben war, doch sein langer Aufenthalt in protestantischen Ländern seiner Sprache, wo nicht seinen Meinungen einen Anstrich gegeben hatte, der demjenigen der Reformatoren glich. Wirklich scheint Carranza dieselbe Denkweise besessen zu haben, wie Pole, Contarini, Morone und andere berühmte Römlinge, deren freigesinntes Wesen und umfangreiches Studium sie dazu geführt hatte, mehr als eines der lutherischen Dogmen, welche in der Folge von dem Trientiner Konzil geächtet wurden, zu billigen. Eine mit Nachdruck hervorgehobene Anklage gegen diesen Prälaten war seine Billigung der ketzerischen Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Um diese Anklage zu stützen, führte der Pater Regla (wie sich der Leser erinnert: der Beichtvater Karl's des Fünften und ein würdiger Gehülfe des Valdés) Trostesworte an, die Carranza in seiner Gegenwart am Todesbette des Kaisers gebraucht hatte.

Der erhabene Stand des Angeklagten machte es für seine Feinde nothwendig, gegen ihn mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehn. Niemals waren die Spürhunde der Inquisition auf ein so edles Wild gehetzt worden. Im zuversichtlichen Bewußtsein seiner eignen Autorität hatte der Prälat geringen Grund zu Mißtrauen. Er konnte den Streich nicht ausspariren, denn ein unsichtbarer und stärkerer Arm, als der seinige, war, um ihn zu treffen, erhoben. Am zwei und zwanzigsten August 1559 kamen die Emissäre des Heiligen Amtes nach Torrelaguna, der Stadt des Prälaten. Die Thüren des bischöflichen Palastes öffneten sich den Dienern des fürchterlichen Tribunals. Um Mitternacht wurde der Prälat aus seinem Bette herausgerissen, in eine Kutsche geworfen, und, während die Einwohner sich nicht einmal an den Fenstern zeigen durften, unter einer starken Bewachung in die Gefängnisse der Inquisition nach Valladolid gebracht. Die Verhaftung eines solchen Mannes verursachte im ganzen Lande eine große Aufregung, doch machte man keinen Versuch zu seiner Befreiung.

Der Primas hätte gern von dem Heiligen Amte an den Papst, als die einzige zuständige Gewalt ihn zu richten, appellirt. Allein, er wollte Philipp, welcher ihm gesagt hatte, er möge sich in jeder Noth

auf ihn verlassen, keinen Anstoß geben. Indeß war der König noch in den Niederlanden, wo seine Meinung durch des Erzbischofs Feinde mit Gerüchten von dessen Abfall vornweg eingenommen worden war. Und die bloße Beschuldigung der Ketzerei in dieser gefährlichen Krisis, besonders aber bei Einem, den er so ganz neuerdings auf den höchsten Posten in der spanischen Kirche erhoben hatte, reichte hin, um nicht nur aus der Seele Philipp's die Erinnerung an vergangene Dienste zu verwischen, sondern auch seine Gunst in Abscheu zu verkehren. Zwei Jahre lang durfte Carranza in Gefangenschaft schmachten und allen Quälereien, welche die Boshaftigkeit seiner Feinde ersinnen konnte, ausgesetzt sein. Er war so vollständig für die Welt todt, daß er bis mehrere Jahre nach dem Vorfalle Nichts von einer Feuersbrunst wußte, die in Valladolid über vier hundert große Häuser zerstörte.

Endlich forderte das Konzil von Trident, indem es die Empörung der übrigen Christenheit über die verlängerte Einkerkerung des Erzbischofs theilte, Philipp auf, sich seinetwegen ins Mittel zu legen und die Sache vor ein anderes Gericht zu verweisen. Allein der König achtete wenig auf diese Vorstellung, welche die Inquisitoren als eine angemaßte Einmischung in ihre Autorität behandelten.

1566 bestieg Pius der Fünfte den päpstlichen Thron. Das war ein Mann von strengen Sitten und einem sehr unbeugsamen Willen. Gleich Carranza ein Dominikaner, war er sehr empört über die dem Primas gewordene Behandlung und über die schändliche Länge, zu welcher der Prozeß desselben verschleppt worden war. Auf der Stelle sandte er nach Spanien Befehle zur Entfernung des Großinquisitors Valdés vom Amte, zusammt der Forderung der Sache und des Gefangenen vor seinen eignen Gerichtshof. Der kühne Inquisitor, unwillig seine Beute einzubüßen, hätte gern der Macht Roms, wie vorher derjenigen des Tridentiner Konzils, getrotzt. Philipp remonstrirte; allein Pius war fest und bedrohte beide, den König und den Inquisitor, mit Exkommunikation. Philipp hatte keine Lust zu einer zweiten Kollision mit dem römischen Hofe. In seiner Phantasie hörte er schon das ferne Rollen des vatikanischen Donners, der bald auf sein Haupt herabzufallen drohte. Nach einer Einsperrung von mehr, denn siebenjähriger Dauer, wurde der Erzbischof jetzt unter Bedeckung nach Rom geschickt.

Er wurde freundlich vom Papste aufgenommen und ehrenhaft im Schlosse St. Angelo in den früher von den Päpsten selber bewohnten Zimmern untergebracht. Aber noch war er ein Gefangener.

Nun ging Pius ernstlich an die Prüfung von Carranza's Prozeß. Es war eine langweilige Arbeit, wobei Seine Heiligkeit durch ein Meer von Papieren zu waten hatte, während der Fortgang des Prozesses beständig durch Hindernisse gehemmt wurde, welche ihm die Bosheit der Inquisitoren emsig in den Weg warf. Nach einem weitern Verlauf von sechs Jahren machte sich Pius fertig, sein Urtheil abzugeben, das, wie man vermuthete, Carranza günstig sein würde. Da starb unglücklicherweise für den Primas der Papst.

Das durch die Aussicht des Fehlschlagens gestachelte Heilige Amt spannte jetzt jede Sehne an, um den neuen Papst Gregor den Dreizehnten zu einer gegentheiligen Entscheidung zu veranlassen. Neues Zeugniß wurde gesammelt, neue Glossen unter den Text des Primaten gesetzt, und zur Bekräftigung derselben die Gutheißung der gelehrtesten spanischen Theologen beigebracht. Nach einem weitern Verlauf von drei Jahren kündigte endlich der Heilige Vater seine Absicht an, daß er seine letzte Entscheidung geben wolle. Das geschah mit großer Umständlichkeit. Der Papst saß auf seinem päpstlichen Throne, umgeben von allen Kardinälen, Prälaten und Würdenträgern der apostolischen Kammer. Vor dieser hehren Versammlung erschien der Erzbischof, ohne Stütze und allein, während Niemand ihn zu grüßen wagte. Sein Haupt war bloß. Seine sonst kräftige Gestalt war mehr durch Schwäche, als durch Jahre gebeugt, und sein vom Kummer abgezehrtes Antlitz erzählte von jener Krankheit, welche aus verschobener Hoffnung entspringt. Er kniete in einiger Entfernung vom Papste, und empfing in dieser demüthigen Stellung seinen Richtspruch.

Ihm wurde erklärt, daß er die verderblichen Lehren Luther's eingesogen habe. Das den Gebrauch seines Katechismus verbietende Dekret der Inquisition wurde bestätigt. Er mußte sechszehn in seinen Schriften aufgefundene Säze abschwören; war auf fünf Jahre der Ausübung seiner erzbischöflichen Funktionen enthoben, eine Zeit, während welcher er in einem Kloster seines Ordens zu Orvieto eingeschlossen

sein sollte, und endlich hatte er sieben Hauptkirchen in Rom zu besuchen, um dort als Büßender Messe zu lesen.

Das war das Ende von achtzehn Jahren voller Unruhe, Angst und Gefängniß. Als der unglückliche Mann seinen Richtspruch hörte, strömten ihm die Thränen das Antlitz hinab; aber er beugte sich in stummer Unterwürfigkeit dem Willen seines Vorgesetzten. Schon den nächsten Tag begann er das Werk der Buße. Allein die Natur hielt es nicht mehr aus, und den zweiten Mai, — bloß sechszehn Tage nach der Verkündigung seines Urtels, — starb Carranza gebrochenen Herzens. Der Triumph der Inquisition war vollständig.

Der Papst errichtete dem Gedächtniß des Primas ein Denkmal mit einer hochtrabenden Inschrift, welche seinem Talente und seiner Gelehrsamkeit ein gerechtes Lob zollte und ihn mit einem vollen Maße christlicher Würdigkeit ausstattete, besonders aber die musterhafte Weise rühmte, wie er sich der hohen ihm von seinem Souverän anvertrauten Aemter erledigt hatte.

So beschaffen ist die Geschichte der Verfolgung Carranza's: der merkwürdigsten in den Annalen der Inquisition in Anbetracht des Ranges des betroffenen Theiles, der unerhörten Länge des Prozesses und des von ihm durch ganz Europa verursachten Aufsehens*). Unser

*) Die Verfolgung des Carranza hat die Federn mehrerer castilischer Schriftsteller beschäftigt. Die ausführlichste biographische Notiz über ihn rührt von dem Doktor Salazar de Miranda her, welcher seine sorgfältige und glaubwürdige Erzählung aus den besten Originalquellen geschöpft hat. Llorente hatte den Vortheil, daß ihm die voluminösen Urkunden des Heiligen Amtes, dessen Sekretär er war, offen standen, und in seinem dritten Bande hat er dem Prozesse des Carranza — der mit der ganzen Masse der gesetzlichen (aus der verlängerten Verfolgung erwachsenden) Akten sich nach seiner Versicherung auf nicht weniger als auf sechs und zwanzig tausend Bogen Manuskript belief, — einen großen Raum gewidmet. Diese enorme Masse Zeugniß kann den Verdacht rege machen, daß die Absicht der Inquisitoren nicht sowohl war, die Wahrheit zu entdecken, als dieselbe zu verhüllen. Die gelehrten Herausgeber der Documentos Inéditos haben sowohl diese Werke, wie auch einige damalige unveröffentlichte Manuskripte bezüglich des Gegenstandes benutzt, um den letzteren dem castilianischen Leser vollständig und unparteiisch darzustellen. Selbiger kann aus dieser kurzen Geschichte den Werth der Institutionen, unter denen seine Väter lebten, kennen lernen.

Mitgefühl mit den Leiden des Erzbischofs darf vernünftigermaßen durch die Betrachtung vermindert werden, daß er bloß das Maß empfing, womit er Anderen gemessen hatte.

Während die Verfolgung Carranza's vor sich ging, fuhren die für die Protestanten angezündeten Feuer wüthend in allen Theilen des Landes zu brennen fort, bis sie zuletzt allmälig aus bloßem Mangel an Brennmaterial um sie zu nähren schwächer wurden und ausgingen. Das Jahr 1570 kann man als die Zeit des letzten auto de fé, worin die Lutheraner eine hervorragende Rolle spielten, ansehen. Die folgenden Feierlichkeiten waren hauptsächlich den in den alten Glauben zurückgefallenen Juden und Mahomedanern gewidmet, und wenn bisweilen ein protestantischer Ketzer diese Liste vermehrte, so war es „nur wie das Traubenstoppeln, nachdem die Weinlese vorüber ist."

Niemals verrichtete eine Verfolgung ihr Werk durchgreifender. Gewöhnlich heißt das Märtyrerblut der Samen der Kirche. Aber das Verfolgungsungewitter kam so schwer über die spanischen Protestanten, wie im dreizehnten Jahrhundert über die Albigenser: indem es jedes lebendige Ding zerstörte, so daß kein Keim für zukünftige Aernte übrig blieb. Nun könnte Spanien wohl damit prahlen, daß kein Flecken der Ketzerei mehr den Saum seines Kleides entweihte. Allein, um was für einen Preis wurde dieß erkauft! Nicht einzig durch das Leben und Vermögen einiger Tausende von der vorhandenen Generation, sondern mit den jämmerlichen für immer auf das Land vererbten Folgen. Geborgen unter den dunklen Fittich der Inquisition, war Spanien von dem Lichte ausgeschlossen, das im sechszehnten Jahrhundert für das übrige Europa anbrach und die Nationen in jedem Zweige der Erkenntniß zu größerer Unternehmung anspornte. Der Genius des Volkes war verwiesen, sein Geist erloschen unter dem böswilligen Einflusse eines Auges, welches nimmer schlummerte: eines ungesehenen Armes, immer zum Schlagen erhoben. Wie konnte dort Freiheit des Gedankens sein, wo es keine Freiheit ihn zu äußern gab? Oder Redefreiheit da, wo es gefährlich war, zu wenig, oder zu viel zu sagen? Die Freiheit verträgt sich nicht mit der Furcht. In jeder Hinsicht lag der Geist der Spanier in Fesseln.

Ihr sittliches Gefühl war elend verkehrt. Nicht aus ihrem Thun, sondern nach ihrem Bekenntniß wurden die Leute gerichtet. Der Glaube ward an die Stelle des Handelns gesetzt. Die Verschiedenheit der Religion schuf einen weitern Abstand, als die Verschiedenheit der Abstammung, der Sprache oder selbst des Interesses. Spanien bildete nicht weiter eine der großen Bruderschaften der christlichen Nationen. Ein unermeßlicher Schlagbaum war zwischen diesem Königreiche und den protestantischen Staaten Europa's errichtet. Der frühere Zustand fortwährender Kriegführung mit den Arabern, welche das Land eroberten, hatte die Spanier dazu verleitet, auf befremdende Weise die Religion mit der Politik zu vermengen. Die Wirkung dauerte fort, als die Ursache aufgehört hatte. Ihre Kriege mit den europäischen Nationen wurden Religionskriege. Indem sie gegen England oder gegen die Niederlande kämpften, fochten sie gegen die Feinde Gottes. Ueberall war es dasselbe. In ihrem Streite mit den harmlosen Eingeborenen der Neuen Welt kriegten sie wiederum mit den Feinden Gottes. Ihre Kriege nahmen den Charakter eines unausgesetzten Kreuzzugs an und wurden mit der ganzen Wildheit, welche der Fanatismus eingeben konnte, geführt.

Der nämliche finstere Geist scheint über der Nationalliteratur zu brüten; und das sogar über jener Literatur, welche bei andern Nationen aus fröhlichen Witzausfällen, oder im zarten Ausdruck des Gefühls besteht. Die größten Geister der Nation, die Meister des Schauspiels und der Ode zeigen, während sie uns durch die Wunder ihrer Erfindung erstaunen, daß sie ihre Begeisterung zu oft an den Altären der Inquisition angefacht haben.

So wie der Spanier vom Geiste der Forschung abgesperrt war, war auch das Gebiet der Wissenschaft ihm verschlossen. Die Wissenschaft trachtet nach fortwährendem Wechsel. Sie wendet sich zur Vergangenheit, um sowohl eine Warnung, wie eine Belehrung für die Zukunft zu finden. Ihre Aufgabe ist, alte Mißbräuche zu entfernen, alte Irrthümer auszumerzen und neue Wahrheiten zu enthüllen. Kurz, ihre Bedingung ist die des Fortschritts. Aber in Spanien blickte nicht nur Alles auf's Alte, sondern blieb auch Alles beim Alten. Alte Mißbräuche erlangten Ehrfurcht wegen ihrer Verjährung. Die Reform

war eine Neuerung, und die Neuerung ein Verbrechen. Weit entfernt vom Fortschritt war Alles Stillstand. Die Hand der Inquisition zog die Linie, wo es hieß: „Bis hierher und nicht weiter!“ Das war die Gränze des menschlichen Verstandes in Spanien.

Die Wirkung davon war ersichtlich in jedem Zweige der Wissenschaft: — nicht in der spekulativen allein, sondern auch in der physikalischen und praktischen, in dem deklamatorischen Schwulste seiner Theologie und Sittenlehre, in den kindischen und träumerischen Entwürfen seiner Nationalökonomen. Bei jedem Schritte konnte man die Anzeichen einer verfrühten Abgelebtheit gewahren, da die Nation an den veralteten Systemen klebte, welche der Fortschritt der Gesittung in andern Ländern schon lange verwischt hatte. Daher die so oft wiederholten tollen Experimente in der Finanzverwaltung des Reiches, welche Spanien unter den Nationen sprichwörtlich machten, und welche mit dem Ruine des Handels, mit der Darniederlage des Kredits und schließlich mit dem Staatsbankrotte endeten. — Aber gern wenden wir uns von diesem traurigen Gemälde der Geschicke des Landes einer heiterern Szene in der Geschichte Philipp's zu.

Viertes Kapitel.

Philipp's dritte Ehe.

Isabellens Empfang. — Hochzeitsfestlichkeiten. — Die Lebensweise der Königin. — Der Hof wird nach Madrid verlegt.

1560.

Sobald als Philipp sich in Spanien niedergelassen haben würde, sollte der Uebereinkunft gemäß seine junge Braut Elisabeth von Frankreich die Pyrenäen überschreiten. Anfangs Januar 1560 erreichte Elisabeth — oder um den entsprechenden Namen, unter dem sie den Spaniern bekannt war, zu gebrauchen: Isabella — unter dem Schutze des Kardinals von Bourbon und einiger französischen Adeligen die Grän-

zen von Navarra, wo zu ihr der Herzog von Infantado stieß, der um die Prinzessin Sorge tragen und sie nach Castilien geleiten sollte.

Iñigo Lopez de Mendoza, vierter Herzog von Infantado, war das Oberhaupt des erlauchtesten Hauses in Castilien. Er war jetzt nahe an siebenzig alt, und hatte sein Leben meistens im Hofdienste zugebracht, wo er immer die Stellung einnahm, die seiner hohen Geburt und seinem ausgedehnten Eigenthum, das, wie der Titel anzeigt, hauptsächlich im Norden lag, zukam. Er war ein Prachtexemplar von einem alten castilianischen Hidalgo und entfaltete in seiner Weise zu leben einen Prunk, der sich für seine Stellung geziemte. Für seine Zeit war er gebildet, doch seine Liebe zu Büchern verhinderte ihn nicht, daß er sich in allen ritterlichen Uebungen auszeichnete. Man sagte, daß er die beste Bibliothek und die beste Stuterei von allen vornehmen Leuten in Castilien habe*).

Gegenwärtig erschien er in großem Staate, begleitet von seinem Haushalte und seinen Verwandten, den Häuptern der edelsten Familien in Spanien. Dem Herzoge warteten funfzig Pagen auf, die in ihren reichen Kleidern von Atlas und Brocat die fröhlichen Farben des Hauses Mendoza zur Schau trugen. Den Adeligen seines Gefolges, die alle schicklich beritten waren, folgten fünf und zwanzig hundert Edelleute, alle, wie jene selbst, schön angethan. Die damaligen Castilianer waren in den Schabracken ihrer Pferde so verschwenderisch, daß einige der letzteren — die Juwelen, womit sie besetzt waren, nicht mit eingerechnet, — auf nicht weniger als zweitausend Dukaten neu abgeschätzt wurden! Derselbe Geschmack ist heutzutage ersichtlich bei ihren Nachkommen, besonders in Südamerika und Mexico, wo die Liebe barbarischen Schmuckes an den Hausungen und Schabracken ihrer Rosse unter allen Klassen des Volkes hervortritt.

Mehrere Tage wurden, ehe der Herzog und seine Begleiter sich der Prinzessin vorstellten, mit der Festsetzung der zu beobachtenden

*) In seinen interessanten Büchern über die castilianische Aristokratie, die bis zum Jahre 1556 hinunterreichen, sagt Oviedo von den Herzögen von Infantado, daß sie eine Leibgarde von zweihundert Mann hatten und im Stande waren, ein dreißigtausend Mann starkes Heer auf die Beine zu stellen.

Etikette zugebracht, weil dieß bei dem spanischen Hidalgo ein bedenklicher Punkt ist. Als am Ende die Vorstellung Statt fand, eröffnete sie der Kardinal von Burgos, der Bruder des Herzogs, mit einer förmlichen und ziemlich langen Anrede an Isabella, die in einem Tone leichten Frohsinns erwiderte, was, obschon es nicht unwürdig war, doch eher nach den Sitten ihres Landes, als nach denen Spaniens schmeckte. Der Platz des Zusammentreffens war Roncesvall: — ein Name, welcher dem Romanleser Szenen ins Gedächtniß zurückrufen mag, die von den durch die beiden nun mit freundlicher Höflichkeit zusammentreffenden Nationen aufgeführten sehr verschieden waren.

Von Roncesvall begab sich die Prinzessin unter der starken Bedeckung des Herzogs nach seiner Stadt Guadalajara in Neucastilien. Von den treugesinnten Unterthanen wurden große Vorbereitungen getroffen, um das Ereigniß auf eine ihres Herrn und ihrer zukünftigen Königin würdige Weise zu feiern. Ein riesiger Damm, man könnte sagen: ein Berg, war am Eingange der Stadt errichtet, worauf ein Wald von natürlichen Eichen, zwischen denen man Wild im Ueberflusse sehen konnte, gepflanzt worden war. Isabella wurde von den Obrigkeiten des Platzes empfangen und von einer glänzenden Cavalcade, die aus dem großen Adel des Hofes zusammengesetzt war, durch die Hauptstraßen geleitet. Sie war in Hermelin gekleidet, und ritt einen milchweißen Zelter, den sie zum Ergötzen der Menge mit einer leichten Grazie lenkte. Auf der einen Seite ritt der Herzog von Infantado und auf der andern der Kardinal von Burgos. Nachdem sie in der Kirche, wo das Te Deum gesungen wurde, ihre Andacht verrichtet hatte, begab sie sich nach dem zur Verrichtung der Ehezeremonie bestimmten herzoglichen Palaste. Wie sie in den Hof hineinritt, kam die Prinzessin Joanna herab, um ihre Schwägerin zu empfangen, und um sie, nach einer zärtlichen Begrüßung, in den Salon zu führen, wo Philipp in der Begleitung seines Sohnes seine Braut erwartete*).

*) Lucio Marineo spricht in seinem zierlichen Gemisch bemerkenswerther Sachen von der kostbaren Residenz der Herzogin von Infantado in Guadalajara. „Los muy magnificos y sumpticosos palacios que alli estan de los muy illustres duques de la casa muy antigua de los Mendoças.“

Isabella sah ihren zukünftigen Gebieter zum ersten Male. Sie staunte ihn so aufmerksam an, daß der gutgelaunte Philipp sie fragte, „ob sie vielleicht sehen wollte, ob er graue Haare auf dem Kopfe hätte?“ Die Plumpheit der Frage brachte sie etwas außer Fassung. Philipp stand nicht viel unter dem Alter, in welchem sich graue Haare an den Schläfen seines Vaters gezeigt hatten. Doch war die Mißhelligkeit des Alters der heirathenden Theile im gegenwärtigen Falle nicht größer, als es oft bei einer königlichen Verbindung der Fall ist. Isabella stand in ihrem funfzehnten*), Philipp in seinem vier und dreißigsten Jahre.

Nach allen Nachrichten war die Jugend dieser Dame immer noch ihre geringste Empfehlung. „Elisabeth von Valois,“ sagt der sie recht gut kennende Brantôme, „war eine ächte Tochter Frankreichs: — so bescheiden, witzig, schön und gut, wie nur je eine Frau gewesen war.“ Sie hatte einen guten Wuchs und besaß eine große Gestalt, weßwegen sie in Spanien um so mehr bewundert wurde, weil dort die Frauen selten über mittler Höhe sind. Ihre Augen waren dunkel, und ihre üppigen Haarflechten von derselben dunkeln Farbe beschatteten ihr zartes feines Antlitz**). In ihrem Benehmen mischte sich Sanftmuth mit Würde: worin die castilische Gesetztheit glücklich durch die Lebhaftigkeit ihrer eignen Nation gemildert zu sein schien. „So sehr anziehend war sie,“ fährt der galante alte Höfling fort, „daß kein Kavalier sie lange anzublicken wagte, aus Furcht um sein Herz zu kom-

*) Bei dieser Angabe halte ich mich an die Nachricht Sismondi's. Indessen herrscht im gegenwärtigen Falle mehr Ungewißheit, als sonst gewöhnlich in Bezug auf das Alter einer Dame obwaltet. Nach Cabrera war Elisabeth zur Zeit ihrer Vermählung achtzehn Jahre alt, während sie De Thou, als die Allianzbestimmungen von den Abgeordneten zu Cateau-Cambresis ins Reine gebracht wurden, bloß elf Jahre alt sein läßt. Dieß sind die äußersten Angaben, aber zwischen ihnen gibt es keine Uebereinstimmung bei den von mir nachgeschlagenen Autoritäten.

**) „Son visage estoit beau et ses cheveux et yeux noirs, qui adombroient son teint ...... Sa taille estoit tres belle, et plus grande que toutes ses soeurs, qui la rendoit fort admirable en Espagne, d'autant que les tailles hautes y sont rares, et pour ce fort estimables.“

men, was an jenem eifersüchtigen Hofe den Verlust des Lebens zur Folge gehabt haben könnte."

Einige Chronikschreiber erwähnen auf Isabellens Mienen einen sichtbaren Zug von Melancholie, welche sie dem Vergleiche zuschreiben, den die junge Braut begreiflicherweise zwischen ihrem Gemahle und dessen Sohn, dem Prinzen von Asturien, für welchen ursprünglich ihre Hand bestimmt war, anstellen mußte. Aber, fügen sie sorgfältig hinzu, die Tochter der Katharina von Medicis war von ihrer Wiege an zu wohl erzogen worden, um nicht ihre Gefühle verbergen zu können. Don Carlos besaß vor seinem Vater den einen Vortheil seiner Jugend; obwohl ihm in dieser Hinsicht, weil er erst ein vierzehnjähriger Knabe war, eben so viel von dem passenden Alter abzugehen schien, wie sein Vater zu viel hatte. Von einigen schwatzhaften Schriftstellern wird auch angedeutet, daß der Prinz von dieser Stunde ihres Zusammentreffens an, gefesselt durch die Reize seiner Stiefmutter, ein geheimes Gefühl des Widerwillens gegen seinen Vater, der sich also zwischen ihn und seine schöne Verlobte gestellt hatte, unterhielt*). Gerade dieses leichtfertige Geschwätz der Chronikschreiber hat den Romanschreibern späterer Zeiten das lose Material zu jenem Phantasiegewebe geliefert, welches das Liebesverhältniß von Carlos und Isabella in so glühenden Farben darstellt. Ich werde Gelegenheit haben, auf diesen Gegenstand zurückzukommen, wenn ich von dem Geschick dieses unglücklichen Prinzen handeln werde.

Nachdem die Trauung geschlossen war, bezeugten die guten Leute von Guadalajara ihre Unterthanengesinnung durch alle Arten Festlichkeiten zu Ehren des Ereignisses: — durch Feuerwerk, Musik und Tanz. Die Springbrunnen sprudelten edlen Trank. Auf den öffent-

*) Brantôme, der sicher zu denen zählte, welche an die Eifersucht Philipp's, wo nicht an die Leidenschaft Isabellens glaubten, berichtet den Umstand, daß der König seinen Sohn ausgestochen hatte, auf eine hinlänglich naive Weise. „Mais le roy d'Espagne son père, venant à estre veuf par le trespas de la reyne d'Angleterre sa femme et sa cousine germaine, ayant veu le pourtraict de madame Elizabeth, et la trouvant fort belle et fort à son gré, en coupa l'herbe soubs le pied à son fils, et la prit pour luy, commençant cette charité à soy mesme."

lichen großen Plätzen standen Tafeln beladen mit köstlicher Speise zur freien Benutzung für Alle. Am Abend stellten sich die regidores der Stadt, funfzig an der Zahl oder drüber, dem Könige und der Königin vor. Sie hatten ihre fröhlichen carmoisinrothen und gelbsammtnen Livreen an, und ein jeder dieser Beamten trug eine Serviette am Arme, während er einen Teller mit Zuckerwerk brachte, um dasselbe dem königlichen Paare und den Hofdamen anzubieten. Den folgenden Morgen verließ Philipp zusammt seiner Gefährtin die gastfreundlichen Mauern von Guadalajara, um mit dem ganzen Gefolge nach Toledo aufzubrechen. Beim Scheiden machte der Herzog von Infantado der Königin und ihren Damen Geschenke mit Juwelen, Spitzen und andern reichen Kleidungsstücken, und die Hoheiten, wohl zufrieden mit der erhaltenen fürstlichen Bewirthung, nahmen von ihrem edlen Gastfreunde Abschied.

Zu Toledo wurden in einer des Rufes dieser alten westgothischen Hauptstadt würdigen Art Vorbereitungen zum Empfange Philipp's und Isabellens getroffen. Auf der breiten vega vor der Stadt kämpften in einem Scheingefecht dreitausend von der alten spanischen Infanterie mit einer Abtheilung maurischer Kavallerie, deren Uniformen und Schabracken phantasiereich nach arabischer Art besetzt und geschmückt waren. Dann führten schöne Mädchen aus Toledo unterschiedliche Nationaltänze, Tänze der Zigeuner und den alten spanischen „Schwerterkriegstanz" auf.

Beim Einzug in die Thore wurde das königliche Paar von den Behörden der Stadt begrüßt. Sie hielten dem Könige und der Königin einen mit den Schriftzügen beider geschmückten Baldachin aus Goldtuch über die Häupter. Die veranstaltete Prozession bestand aus den vornehmsten Obrigkeiten, den Mitgliedern der militärischen Stände, den Beamten der Inquisition — denn Toledo war einer ihrer Hauptplätze — und endlich aus den bedeutendsten Adeligen des Hofes. In der Cavalcade konnte man die eiserne Gestalt des Herzogs von Alva und seinen höflichern Rival Ruy Gomez de Silva, Grafen von Melito — die beiden im königlichen Vertrauen am höchsten stehenden Adeligen — herausfinden. Ueber die von beifallrufenden Haufen erfüllten Straßen waren

mit zierlichen Wappenbildern und bildlichen Figuren aus der alten Mythologie geschmückte Triumphbogen gespannt. Fröhliche Blumengewinde und prunkende Wimpel zierten die um die Häuser laufenden Säulengänge und die Erker, die von festlich geschmückten Zuschauern aus beiden Geschlechtern vollgestopft waren und ein solches buntes Farbengepränge zeigten, daß sie einen alten Chronikschreiber (Cabrera) an die reichgefärbten Tapezereien und Teppiche Flanderns mahnten. In diesem königlichen Staate bewegte sich das neuvermählte Paar die Straßen entlang nach dem großen Dome, und nachdem sie daselbst an dessen ehrwürdigem Schreine ihre Andacht verrichtet hatten, begaben sie sich nach dem alcazar (dem Festungspalaste) von Toledo.

Einige Wochen, während deren die Hoheiten in der Hauptstadt blieben, war ein allgemeines Jubelfest*). Alle spanischen Nationalspiele wurden der Königin vorgeführt: das Stiergefecht, das maurische Canasspiel oder Riedstechen, und Tourniere zu Roß und zu Fuß, wobei Philipp sich oft vom Scheitel bis zur Zehe bewaffnet in den Schranken zeigte und in der Gegenwart seiner schönen Braut, wie sich

*) Die königliche Hochzeit wurde in einem lateinischen Gedicht in zwei Büchern: De Pace et Nuptiis Philippi et Isabellae, gefeiert. Es war die Arbeit von Fernando Ruiz de Villegas, einem damaligen hervorragenden Gelehrten, dessen Schriften beinahe erst zwei Jahrhunderte später und zwar nicht in seinem Vaterlande, sondern in Italien im Druck erschienen. In diesem epithalamium (wenn man es so nennen darf) läßt der Dichter die Juno den Jupiter anrufen, daß er sich für die französische Monarchie, damit dieselbe nicht durch die Waffen Spaniens zertrümmert werde, verwenden möge. Venus, in der Gestalt des Herzogs von Alva — einer so starken Verkleidung, als man nur immer ersinnen könnte — nimmt ihren Sitz im königlichen Rathe, und fleht Philipp an, daß er Frankreich zu einem Vergleiche zulassen und die Hand Isabellens zu einem Friedensunterpfand für die beiden Nationen annehmen möge. Philipp läßt sich gnädig erweichen; der Friede wird verkündet; die Heirath zwischen den beiden Theilen mit den gehörigen Christengebräuchen gefeiert, und Venus erscheint nun in ihrer rechten Gestalt, um die Ehe zu segnen! Man hätte befürchten dürfen, daß dieser Mischmasch von christlichen Gebräuchen und heidnischer Götterlehre das Heilige Amt aufbringen und seinen geistreichen Verfasser den Ehren eines san benito aussetzen würde. Allein der Poet trug seine Lorbeeren unbeschädigt und starb, denn ich habe nichts dem Widersprechendes erfahren, ruhig in seinem Bett.

das einem treuergebenen Ritter geziemte, seine Pflicht that. Noch eine andere Darstellung, die man besser für eine minder fröhliche Gelegenheit aufbewahrt hätte, wurde der Isabella dargeboten. Da der Hof und die Cortes nach Toledo zusammengebracht waren, erfaßte das Heilige Amt die Gelegenheit, um ein auto de fé zu feiern, welches durch die Zahl der Opfer und den Rang der Zuschauer das jemals in dieser Hauptstadt erlebte großartigste Schauspiel der Art war.

Kein Land in Europa hat eine so unterschiedene Individualität, wie Spanien. Sie zeigt sich nicht allein in dem Charakter seiner Einwohner, sondern auch in den kleinsten Einzelheiten des Lebens: in ihren Nationalspielen, ihrer Kleidung, ihren gesellschaftlichen Gebräuchen. Die Zähigkeit, womit das Volk durch allen Dynastien- und Gesetzeswechsel hindurch daran gehangen hat, ist wirklich bewunderswerth. Durch ihre Gebirgsgränze von den mittlern und östlichen Gebieten Europa's getrennt und während des größeren Theils ihrer Existenz mit orientalischen Formen der Zivilisation in Berührung gebracht, waren die Spanier nur wenig jenen Einflüssen ausgesetzt, welche den andern Nationen der Christenheit ein gleichartiges Aussehen gegeben haben. Das System, unter welchem die Spanier herangebildet worden sind, war zu eigenthümlich in seiner Art, als daß es durch diese Einwirkungen sehr beeinflußt worden wäre, und die von ihren Vorfahren überlieferten Ideen haben in ihrer Seele sich zu tief eingenistet, als daß sie leicht beunruhigt werden könnten. Das gegenwärtige Spanien ist der Spiegel des frühern. In andern Ländern werden die Moden abgeschafft, alte Irrthümer ausgemerzt, vormaliger Geschmack verbessert. Nicht so auf der Halbinsel. Der Reisende braucht bloß die Pyrenäen zu übersteigen, wenn er sich zu einem Zeitgenossen des sechszehnten Jahrhunderts machen will.

Den Festlichkeiten des Hofes wurde plötzlich durch die Krankheit Isabellens, welche von den Pocken befallen wurde, ein Einhalt gethan. Zwar war nicht ihr Leben in Gefahr, allein man hegte große Befürchtungen, daß die neidische Krankheit ihrer Schönheit schaden möge. Ihre Mutter Katharina von Medicis hatte in dieser Beziehung große Furcht: daher häufig Kouriere die Pyrenäen während der Krankheit der Königin überschritten, um von den französischen Aerzten zur

Verhütung der Zerstörungen des Uebels Rezepte zu überbringen, darunter einige etwas außergewöhnlich waren*). Doch war die Königin, sei es nun aus Grund dieser Arcana, oder wegen ihrer trefflichen Konstitution, so glücklich, dem Krankenzimmer ohne eine Narbe zu entwischen.

Philipp scheint viel Grund gehabt zu haben, nicht allein mit dem Aeußern, sondern auch mit dem Gemüthe seiner Frau zufrieden zu sein. Weil ihre Ehe einen Artikel in dem Vertrage mit Frankreich gebildet hatte, hieß sie bei den Spaniern Isabel de la Paz: „Isabella des Friedens." Nicht minder zärtlich nannten sie ihre eignen Landsleute „den Oelzweig des Friedens," indem sie dadurch die Sanftmuth ihres Gemüthes andeuteten. In dieser Beziehung kann man annehmen, daß sie einen Gegensatz zu Philipp's früherer Gemahlin Maria von England bildete, wenigstens, nachdem Krankheit und Unglück auf das Temperament dieser Königin in ihrer letzten Lebenszeit ihre Wirkung gethan hatten.

Wenn Isabella nicht, wie Maria, eine Gelehrte war, so war sie wenigstens für ihre Zeit gut gebildet und eine Liebhaberin vom Bücherlesen, besonders von Poesie. Sie hatte eine schnelle Auffassungskraft und lernte binnen Kurzem das Castilische mit ziemlicher Geläufigkeit sprechen, wobei in ihrer fremden Betonung, welche ihre Aussprache um so interessanter machte, etwas Angenehmes lag. Sie bequemte sich den Gebräuchen ihrer Adoptivnation so gut an, daß sie bald alle Herzen gewann. „Keine Königin von Castilien," sagt der gutgesinnte Brantôme, „ohne die schuldige Rücksicht auf Isabella die Katholische außer Acht zu lassen, war jemals im Lande so beliebt." Wenn sie einen Ausflug machte, zeigte sie nach der Sitte ihrer Landsmänninnen gewöhnlich ihr Gesicht unverschleiert. Wenn sie öffentlich erschien, war das Gedränge um sie herum immer groß, denn glücklich war der Mann, der von ihrem schönen Antlitz einen Blick erhaschen konnte.

---

*) Das Hauptmittel waren zufolge dem wißbegierigen Brantôme frischgelegte Eier. Es wäre Schade, wenn das Rezept verloren gehen sollte. „On luy secourust son visage si bien par des sueurs d'oeufs frais, chose fort propre pour cela, qu'il n'y parut rien; dont j'en vis la Reyne sa mere fort curiense à luy envoyer par force couriers beaucoup de remedes, mais celui de la sueur d'oeuf en estoit le souverain."

Doch vergaß Isabella nie ihr Heimathsland: daher diejenigen ihrer Landsleute, welche den castilischen Hof besuchten, von ihr mit ausgezeichneter Höflichkeit aufgenommen wurden. Sie brachte als ihre Ehrenfräulein mehrere vornehme französische Damen nach Castilien mit. Aber bald entstand zwischen ihnen und den spanischen Damen des Palastes ein Rangstreit, welcher die Königin, nachdem sie vergebens die betreffenden Theile wieder auszusöhnen gesucht hatte, dazu zwang, die meisten ihrer Landsmänninnen wieder zurückzusenden. Dabei ließ sie es ihre Sorge sein, dieselben mit generösen Heirathsausstattungen zu versehen*).

In ihrem Haushalte unterhielt die Königin einen großen Staat. Es war dieß nach dem Wunsche Philipp's, der an seine liebliche Gefährtin jene Aufmerksamkeit verschwendet zu haben scheint, nach welcher die unglückliche Maria Tudor umsonst geschmachtet hatte. Außer einem seltenen Juwelenschmucke war die Kleiderkammer Isabellens äußerst reich. Nur wenige ihrer Kleider kosteten unter drei bis vierhundert Kronen das Stück: was für jene Zeit eine große Summe war. Wie ihre Namensschwester und Zeitgenössin Elisabeth von England, trug sie selten ein und dasselbe Kleid zweimal. Allein sie gab den abgelegten Anzug an ihr Gefolge weg, und hierin war sie der englischen Königin unähnlich: denn diese speicherte ihre Garderobe so sorgfältig auf, daß letztere bei ihrem Tode eine jede Mode ihrer Regierung zur Schau gelegt haben muß. Brantôme, welcher sowohl in seiner Eigenschaft als Franzose wie als Einer, der die Königin oft

*) Die Schwierigkeit fing an, sobald Isabella die Gränze überschritten hatte. Die Gräfin von Ureña, die im Gefolge des Herzogs von Infantado befindliche Schwester des Herzogs von Albuquerque, verlangte den Vortritt vor der Gräfin von Rieux und vor dem Fräulein von Montpensier, den Muhmen der Königin. Die letztere hätte gern eine Erörterung beseitigt, indem sie der castilischen Dame einen Sitz im eignen Wagen gab; allein die hochmüthige Gräfin beliebte, die Angelegenheit selber in die Hand zu nehmen, und ihre Bedienten geriethen in Händel mit denjenigen der französischen Damen, als sie versuchten, bei der Königin für die Sänfte ihrer Herrin Platz zu machen. Trotz des Wunsches die Sache gütlich beizulegen, besaß Isabella doch den Muth, zu Gunsten ihrer eignen Begleiterinnen zu entscheiden, und die aufstrebende Dame ward mit einer üblen Grazie gezwungen, dem

am castilischen Hofe sah, für einen guten Beurtheiler hierin gelten kann, verweilt mit Entzücken bei der Eleganz ihrer Tracht, bei dem unerreichten Geschmack in der Anordnung derselben und bei der Vollendung ihrer coiffure.

Eine Handschrift aus jener Zeit von einem Augenzeugen gibt einige Einzelheiten über ihre Lebensweise, welche den Leser interessiren kann. Unter den in der Umgebung der Königin befindlichen Personen erwähnt der Schriftsteller ihren Beichtvater, ihren Almosenpfleger und vier Aerzte. Bei Tische wurde der Königin gewöhnlich von einigen dreißig Damen aufgewartet. Davon verrichteten zwei — so eigen dieß uns auch vorkommen mag — das Geschäft des Vorlegens. Eine dritte diente als Kredenzerin und stand am Stuhle ihrer Majestät. Die übrigen ihres Gefolges standen rings im Zimmer herum und unterhielten sich mit ihren Liebhabern, welche während des Mahles, auf eine ihr am französischen Hofe ungewohnt gebliebene Weise, das Haupt bedeckt hielten. „Sie wären," sagten sie, „nicht da, um der Königin, sondern um ihren Damen aufzuwarten." Nachdem das einsame Mahl vorüber war, zog sich Isabella mit ihrem Aufwartegefolge in ihr Zimmer zurück, wo sie vermittelst Musik und solcher Lust, wie die Possenreißer und Narren des Palastes gewähren konnten, den Abend zu vertreiben suchte.

So beschaffen ist das uns von ihren Zeitgenossen hinterlassene Bild der Elisabeth von Frankreich; so die Berichte von ihrer Beliebtheit bei dem Volke und der in ihrer Lebensweise unterhaltene Staat. Wohl durfte Brantôme ausrufen: „Ach, was konnte das Alles helfen?!" Bloß einige wenige Jahre sollten verfließen, da denn dieses Schooskind des Glücks, die Augenweide des Monarchen, die Zierde und der Stolz des Hofes den Prunk und die Glorien ihres königlichen Staates mit den finstern Kammern des Escorial vertauschen mußte.

königlichen Geblüte Frankreichs zu weichen. Wie Isabella oder vielmehr ihr Gemahl später herausfand, war es leichter, Uneinigkeit zwischen rangstreitigen Staaten als zwischen den rangstreitigen Schönheiten eines Hofes zu entscheiden. Die Geschichte wird erzählt von Laubespine, Négociations relatives au Règne de François II., S. 171.

Von Toledo begab sich der Hof nach Valladolid, das schon seit lange der Lieblingssitz der castilischen Fürsten, aber nicht die anerkannte Hauptstadt des Landes war. Wirklich hatte es seit der Zeit der Westgothen keine Stadt gegeben, die diesen Vorrang bestimmt beanspruchen durfte. Diese Ehre war für Madrid vorbehalten, das dann unter Philipp, welcher hierin bloß die Ideen seines Vaters Karl des Fünften ausführte, zur Residenz des Hofes eingerichtet wurde.

In diesem Platze, wo — so befremdend es auch klingt — das Klima die Hauptempfehlung für ihn gewesen zu sein scheint, hatte der Kaiser viel Zeit zugebracht. Da Madrid auf einer weiten Strecke Tafelland in einer Erhebung von vier und zwanzig hundert Fuß über dem Meeresspiegel liegt: bewies sich seine frische, verdünnte Luft wohlthätig für Karl's Gesundheit. Namentlich behütete es ihn vor Anfällen des hitzigen und kalten Fiebers, welches fast ebenso sehr, wie die Gicht, seinen Körper marterte. An dem alten alcazar der Mauren, den er durch verschiedene Veränderungen bequem einrichtete, fand er eine stattliche Residenz. Philipp dehnte diese Restaurationen aus. Er fügte neue Zimmer hinzu und verwandte auf die Erweiterung und Verschönerung der alten vieles Geld. Die Decken wurden vergoldet und mit reichem Schnitzwerk versehen. Die Wände wurden mit Tapeten bekleidet, und die Salons und Säulenhallen mit Bildhauerarbeiten und mit Gemälden verziert: darunter viele die Erzeugnisse einheimischer Künstler, der ersten Schüler einer Schule, die eines Tages mit den großen Meistern Italiens um den Rang streiten sollte. Auch wurden um den Palast herum ausgedehnte Gründe angelegt, und ein Park ward hergestellt, der mit der Zeit sich mit einem Anwuchs edler Bäume bedeckte und mit Wild wohl besetzt war. Der also verbesserte alcazar wurde für das Oberhaupt Spaniens eine passende Residenz. In der That, wenn wir der Prahlerei eines Zeitgenossen glauben dürfen, so wurde „von den Fremden zugegeben, daß er das seltenste Ding in seiner Art, das irgend ein Monarch besaß, in der Christenheit war.“ Es blieb der Aufenthaltsort der spanischen Fürsten, bis das Gebäude durch eine beinahe eine volle Woche dauernde Feuersbrunst 1734 zerstört ward. Aber wie ein Phönix erhob es sich aus seiner Asche, und auf dem Stande des alten wurde ein neuer Palast

von viel weiterer Ausdehnung errichtet, der sowohl in der Schönheit seiner Baustoffe wie durch seine Ausführung eines der herrlichsten Denkmäler der Baukunst des achtzehnten Jahrhunderts darbietet.

Nachdem Philipp seine Einrichtungen vollendet hatte, schlug er 1563 zu Madrid seine Residenz auf. Die Stadt zählte damals zwölf tausend Einwohner. Unter der treibenden Luft des Hofes erhob sich die Stadt am Schlusse von Philipp's langer Regierung auf drei hundert tausend*): eine Anzahl, welche sie seitdem wahrscheinlich nicht überschritten hat. Die Bequemlichkeiten hielten in der Stadt gleichen Schritt mit der Zunahme der Einwohner. Alles wurde dauerhaft gebaut. Anstatt prunkender, zu einem zeitweiligen Wohnsitze dienender Häuser reihten sich zu beiden Seiten der Straßen starke und gediegene Gebäude zusammen. Unter dem königlichen Schutze errichtete man öffentliche Werke auf einem großartigen Fuße. Madrid ward geschmückt mit Brücken, Wasserleitungen, Hospitälern, dem Museum, dem Arsenale: lauter stattlichen Gebäuden, die noch jetzt nicht allein durch die Vortrefflichkeit ihrer Anlage, sondern auch durch den Reichthum ihrer Sammlungen und den aufgeklärten Geschmack, welchen sie aus dieser frühen Zeit bekunden, unsere Bewunderung erregen.

In der Meinung seiner Einwohner, ja, wir können sagen, in der Meinung der Nation übertraf Madrid nicht allein jede andere Stadt des Landes, sondern der Christenheit. „Es gibt nur Ein Madrid", heißt das spanische Sprichwort. „Wenn von Madrid die Rede ist, horcht die Welt stillschweigend auf." In einem ähnlichen Tone feiern die alten castilischen Schriftsteller den Ruhm ihrer Hauptstadt: als die Pflanzschule des Witzes, des Genies und der Galanterie, und verweilen lange bei der Temperatur eines auf gleiche Weise für die Schönheit der Frauen, wie für die Tapferkeit der Männer günstigen Klima's.

---

*) Ich gebrauche die Worte eines jetzt sehr selten gewordenen Werks. De dos mil y quinientas y veinte casas que tenia Madrid quando su Magestad traxo desde Toledo á ella la Corte, en las quales quando mucho avria de doce mil a catorce mil personas, ... avia el año de mil y quinientos y noventa y ocho, repartidas en trece Parroquias doce mil casas, y en ellas trescientas mil personas y mas." Quintana, Antiguedad de Madrid, p. 331.

Doch, trotz allen diesen stolzen Rühmens, vermag der Fremde die Sachen mit einer sehr verschiedenen Brille zu sehen, als die ist, womit sie vom patriotischen Auge des Eingebornen erblickt werden. Der Reisende findet wenig zu loben an einer Lage, wo von den Bergen die schneidenden Winde mit Krankheit beladen kommen, und wo die dünne Atmosphäre, die, um eines der nationalen Sprichwörter zu gebrauchen, kaum ein Licht auswehen kann, das Leben des Menschen auslöschen wird*); wo die Hauptstadt, wie ein Eiland in der Mitte einer traurigen wüsten Strecke, von aller Sympathie, wo nicht von allem Verkehr mit den Provinzen abgeschlossen zu sein scheint;**) und wo, statt eines großen Flusses, der es dem Handel mit entfernten Gegenden des Erdkreises öffnen könnte, es bloß von einem Gewässer bespült wird: — „dem weitberühmten Manzanares," — dessen Bette im Sommer eine trockene Rinne ist. Der Reisende mag wohl zweifeln, ob der eingebildete, so hochgerühmte Vortheil hinlänglich die mannichfachen Uebel einer solchen Lage ersetzt, ja ob diejenigen fern von der Wahrheit sind, welche in dieser Lage eine der vielen Ursachen von dem Verfall der nationalen Blüthe erblicken.

Eine volle Erfahrung der unpassenden Lage der Hauptstadt bewog Karl den Dritten dazu, die Verlegung der Residenz nach Sevilla in Betracht zu ziehen. Aber es war zu spät. In der castilischen Prahlerei war Madrid schon zu lange „der einzige Hof in der Welt," der Brennpunkt, worin das Talent, die Mode und der Reichthum aus allen Gegenden des Landes zusammenfielen. Zu viele patriotische Vereine hatten sich um dasselbe angesammelt, um seine Verlassung zu

*) „El aire de Madrid es tan sotil
Que mata a un hombre, y no apaga a un candil."

**) Lucio Marineo gibt eine sehr verschiedene Ansicht von Madrid zur Zeit Ferdinand's und Isabellens. Das von der Hand eines Zeitgenossen stammende Gemälde bildet einen so überraschenden Gegensatz zu der Gegenwart, daß es eine Erwähnung verdient. „Corren por ella los ayres muy delgados: por los quales siempre bive la gente muy sana. Tiene mas este lugar grandes terminos y campos muy fertiles: los quales llaman lomos de Madrid. Por que cojen en ellos mucho pan y vino, y otras cosas necessarias y mantenimientos muy sanos."

verhüten, und, trotz aller lokalen Nachtheile fuhr die von Philipp dem Zweiten gegründete Hauptstadt fort zu bleiben, was sie wahrscheinlich immer sein wird: die Hauptstadt der spanischen Monarchie.

Fünftes Kapitel.

Die Unzufriedenheit in den Niederlanden.

Die Reformation. — Ihr Fortschritt in den Niederlanden. — Allgemeine Unzufriedenheit. — Wilhelm von Oranien.

Die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bot eine von jenen Krisen dar, welche in der Geschichte Europa's in langen Zwischenräumen vorfielen, wenn der Gang der Ereignisse einen dauernden Einfluß auf das Geschick der Nationen ausübte. Kaum waren vierzig Jahre verflossen, seitdem Luther durch die öffentliche Verbrennung der päpstlichen Bulle zu Wittenberg dem Vatican den Fehdehandschuh hingeworfen hatte. Seitdem hatten seine Lehren in Dänemark und Schweden Aufnahme gefunden. In England war der Protestantismus nach einem Zustande des Schwankens während dreier Regierungen in der noch jetzt vorhandenen eigenthümlichen Form als Staatsreligion aufgestellt worden. Das feurige Kreuz hatte durch die Berge und Thäler Schottlands die Runde gemacht und Tausende und Zehntausende hatten sich herbeigeschaart, um von den Lippen Knox' das Wort des Lebens zu vernehmen. Die Lehren Luther's waren über die nördlichen Theile Deutschlands verbreitet, und durch den passauer Vertrag war endlich daselbst die Freiheit des Gottesdienstes gewährleistet. Die Niederlande waren das „streitige Land," wo die verschiedenen Sekten der Reformatoren, die Lutheraner, die Calvinisten und englischen Protestanten, mit der Staatskirche um die Herrschaft kämpften. Der Calvinismus wurde von einigen Kantonen der Schweiz angenommen, und zu Genf hatte sein großer Apostel den Hauptsitz aufgeschlagen. Seine Lehren setzten sich in Frankreich weit in Umlauf, bis sich die

getheilte Nation dazu rüstete, sich in den schlimmsten von allen Kriegen, worin die Hand des Bruders gegen den Bruder erhoben ist, zu stürzen. Der Ruf nach Reform hatte sogar die Alpen überschritten: man hörte ihn unter den Mauern des Vaticans. Er hatte die Pyrenäen überschritten. Der König von Navarra erklärte sich für einen Protestanten, und der Geist der Reformation hatte sich insgeheim in Spanien eingeschlichen, um, wie wir sahen, sich der mittlern und südlichen Provinzen des Königreichs zu bemächtigen.

Ein Zeitgenosse dieser Periode würde, wenn er den Sieg der neuen Religion über jedes Hinderniß auf ihrem Pfade betrachtete und unter ihrem Banner Staaten und Nationen sah, die sonst die ergebensten und mächtigsten Vasallen Roms gewesen waren, wenig Grund zum Zweifel gehabt haben, daß vor dem Schlusse des Jahrhundetts die Reformation ihre Herrschaft über die ganze Christenheit ausgedehnt haben würde. Zum großen Glück für den Katholizismus war das mächtigste Reich Europa's in den Händen eines den Interessen der Kirche mit ganzer Seele ergebenen Fürsten. Philipp der Zweite begriff die Wichtigkeit seiner Stellung. Sein ganzes Leben beweist, daß er es für seine besondere Mission ansah, seine großen Hülfsquellen auf die Wiederherstellung der wankenden Glücksumstände des Katholizismus zu verwenden und den Fortschritt des Stromes zu hemmen, welcher jeden Gränzstein des ursprünglichen Glaubens mit sich fortriß.

Wir haben die Art gesehen, wie er die Anstrengungen der Protestanten in Spanien zu Schanden machte. Das war der erste schwere, der Reformation versetzte Streich. Seine Folgen können nicht leicht übertrieben werden. Zwar meine ich nicht die unmittelbaren Resultate, welche ohne die folgenden Reformen und die zunehmende Thätigkeit der römischen Kirche selber gering gewesen sein würden. Aber der moralische Einfluß eines solchen Schlages, nachdem die Gemüther der Menschen durch eine lange Reihe von Unfällen niedergeschlagen worden waren, kann nicht ermessen werden. In Bezug hierauf trägt einer der hervorragendsten römisch-katholischen Schriftsteller kein Bedenken, zu bemerken, daß „die Macht und Fähigkeiten Philipp's für die protestantische Sache ein Gegengewicht abgaben, welches sie daran verhinderte, sich zum Herrn von Europa zu machen." Der Streich war geführt, und

von dieser Periode an war für die Sache der Reformation über ihre gegenwärtigen Eroberungen hinaus nur wenig zu gewinnen.

Es stand nicht zu erwarten, daß Philipp, nachdem er die Ketzerei in einem Theile seiner Besitzungen ausgerottet hatte, ihr Vorhandensein in einem andern Theile dulden würde; am wenigsten aber, in einem so wichtigen Lande, wie den Niederlanden. Doch würde ein wenig Ueberlegung ihn hinlänglich überzeugt haben, daß dasselbe Maßregelungssystem schwerlich mit einer Aussicht auf Erfolg auf zwei in so verschiedener Lage befindliche Länder, wie Spanien und die Niederlande, angewendet werden konnte. Man kann sagen, daß der römische Glaube in das Wesen des Spaniers übergegangen war. Man hegte ihn nicht allein als religiöse Form, sondern als einen Ehrenpunkt. Er war ein Theil der nationalen Geschichte. Fast acht Jahrhunderte hindurch hatten die Spanier zu Hause die Schlachten der Kirche geschlagen. Beinahe jeder Zoll Boden war im spanischen Lande mit den Waffen den Ungläubigen abgewonnen worden. Wie ich mehr, denn einmal, zu bemerken Gelegenheit hatte, waren alle ihre Kriege Religionskriege. Denselben Geist brachten sie über das Wasser mit. Auch dort fochten sie noch gegen die Ungläubigen. Ihr Leben war ein langer Kreuzzug. Wie hätten diese Verfechter der Kirche diese in ihrer größten Noth verlassen sollen?

Bei dieser Voreingenommenheit war es für Philipp leicht, Gehorsam bei einem von Natur gegen seine Fürsten sehr treu gesinntem Volke zu erzwingen, zumal da es denselben außerdem, seit dem verhängnißvollen Kriege der Communidades, eine fast orientalische Unterwürfigkeit zu beweisen gewohnt war. Hinter dem Walle der Pyrenäen verschanzt, empfand Spanien, was wir uns einprägen müssen, nur wenig von dem großen Stoße, der Frankreich und die übrigen Staaten Europa's erschütterte, und mit Hülfe eines so fürchterlichen Werkzeuges, wie der Inquisition, war es leicht, denjenigen Samen der Ketzerei, welchen der Sturm über das Gebirge geführt hatte, noch auszurotten, ehe er Wurzel schlagen konnte.

Dagegen lagen die Niederlande da, wie ein Thal zwischen den Bergen, welches alle die Gewässer des umgebenden Landes einsaugt.

Sie waren ein gemeinsamer Wasserbehälter für die verschiedenen, ihre Gränznationen bewegenden Meinungen. Im Süden waren die Lutheraner Deutschlands. Die französischen Hugenotten drängten sie im Westen, und durch den Ozean unterhielten sie die Verbindung mit England und den Nationen der Ostsee. Der auf ihrem Gebiete einquartierte Soldat, der ihre Küsten besuchende Seemann, der in ihren Städten Handel treibende Gewerbsmann: Alle brachten verschiedene Formen der neuen Religion mit sich. Die Bücher von Frankreich und von Deutschland waren in häufigem Umlaufe unter einem Volke, wovon fast Alle, wie wir sahen, lesen konnten.

Die neuen Lehren wurden erörtert von Menschen, welche für sich selbst zu denken und zu handeln gewohnt waren. Die Freiheit des Prüfens religiöser Gegenstände dehnte sich bald auf politische aus. Das war die natürliche Tendenz der Reformation. Der nämliche Geist freier Untersuchung, der die Grundfesten der Einheit des Glaubens angriff, stand bereit, zunächst diejenigen der Einheit der Regierung anzugreifen, und kühn fingen die Leute an, die Rechte der Könige, wie die Pflichten der Unterthanen zu kritisiren.

Der Geist der Unabhängigkeit wurde begünstigt von den Institutionen des Landes. Die Provinzen der Niederlande waren, wenn auch nicht der Form nach republikanisch, so doch des republikanischen Geistes voll. In vieler Hinsicht erinnert ihr Aussehen an die freien Staaten Italiens während des Mittelalters. Unter den winzigen, sie in früher Zeit regierenden Fürsten hatten sie, wie wir sahen, Gnadenbriefe erlangt, welche ihnen einen gewissen Grad konstitutioneller Freiheit zusicherten. Vor allen rühmte die Provinz Brabant ihre „Joyeuse entrée," welche Privilegien und Schadlosigkeiten einer freisinnigeren Art gewährleistete, als sie die übrigen Staaten der Niederlande besaßen. Nachdem die Provinzen endlich unter das Szepter eines einzigen Souveräns gekommen waren, lebte dieser von ihnen fern, und die Regierung war einem Vicekönige übertragen. Seitdem sie mit Spanien verbunden waren, lag die größte Zeit über die Verwaltung in der Hand einer Frau, und die übertragene Autorität einer Frau drückte auf das unabhängige Wesen der Fläminger bloß leicht.

Doch konnte Karl der Fünfte, wie wir sahen, obschon er für seine Landsleute in den Niederlanden parteiisch war, ihren kühnen Geist übel ertragen und machte kräftige Anstrengungen, ihn zu unterdrücken. Allein sein Eifer für die geistliche Wohlfahrt seines Volkes verleitete ihn nie dazu, ihre materiellen Interessen zu übersehen. Bei seinen Strafen hegte er nicht die Absicht, ihre Stärke zu verkrüppeln, noch weniger aber, sie zum Aeußersten zu treiben. Als die Regentin, seine Schwester Maria von Ungarn, ihm die Warnung gab, daß seine Gesetze das Volk über das Maß des Aushaltens drückten, milderte er sorgsam die Strenge derselben. Zwar waren seine im Namen der Religion erlassenen Edikte mit Blut geschrieben. Allein die Häufigkeit ihrer Wiederholungen zeigt, wie schon bemerkt, die unvollkommene Weise, in welcher sie ausgeführt wurden. Dieß wurde ferner gezeigt durch den gedeihlichen Zustand des Volkes, das blühende Aussehen der verschiedenen Industriezweige und die großen Unternehmungen zur Erleichterung des Handelsverkehrs und zur Begünstigung der Thätigkeit des Landes. Am Schlusse der Regierung Karl's oder vielmehr am Anfange derjenigen seines Nachfolgers, 1560, wurde der große von Antwerpen bis nach Brüssel reichende Kanal vollendet, dessen Herstellung dreißig Jahre und eine Million acht hundert tausend Gulden wegnahm*). Ein solches Werk in einer solchen Zeit – nicht die Frucht königlicher Begünstigung, sondern des öffentlichen Geistes der Bürger — ist sowohl eine Evidenz großer Hülfsquellen, als auch der Weisheit bei der Verwendung derselben. Bei diesem Stande der Dinge ist es nicht überraschend, daß die Flamänder im Gefühle ihrer eignen Stärke einen freien, unabhängigen, dem Ohre eines Souveräns wenig erfreulichen Ton anschlugen. Dieser Geist der Freiheit oder sogenannten Zügellosigkeit war während der letzten Zeit der Regierung des Kaisers so sehr gewachsen, daß die Regentin Maria, als ihr Bruder abdankte, ebenfalls abzudanken beschloß, indem sie ihm in einem Briefe erklärte,

---

*) Il y avoit bien 30 ans que ceux de Brusselles avoyent commencé, et avoyent percé des collines, des champs et chemins, desquels ils avoient achapté les fonds des proprietaires, on y avoit faict 40. grandes escluses . . . . . et cousta dix huits cent mille florins. Meteren, Hist. des Pays-Bas.

daß „sie nicht länger unter einem Volke leben, noch weniger aber über dasselbe regieren wolle, dessen Sitten einen solchen Wechsel erlitten hätten, daß bei ihm nicht mehr Respekt vor Gott und Menschen zu bestehen schien.“

Wenn ein Philosoph die damalige Lage des Landes und die Gesittung, zu welcher es gelangt war, betrachtet hätte, so würde er zu dem Schlusse gelangt sein, daß ein System der Duldung in religiösen Angelegenheiten dem Genie des Volkes und dem Charakter seiner Institutionen am besten angemessen wäre. Aber Philipp war kein Philosoph, und die Duldung war damals bei den Calvinisten so wenig, wie bei den Lutheranern eine vorauszusetzende Tugend. Deßhalb ist die Frage nicht, ob das von Philipp sich gesetzte Ziel das beste war, — denn hierin würden nur Wenige gegenwärtig verschiedener Meinung sein, — sondern, ob er die besten Mittel anwandte, um dieß Ziel zu erreichen. Unter diesem Gesichtspunkte sollte sein Betragen in den Niederlanden kritisirt werden.

Hier scheint er gleich von vorn herein in einen Hauptirrthum verfallen zu sein, indem er einen so großen Antheil an der Regierung den Händen eines Fremden — dem Granvelle — anvertraute. Das Land war voll von Edlen, darunter Männer von der höchsten Geburt, deren Vorfahren mit den anregendsten nationalen Erinnerungen verwebt, und die ferner selber ihren Landsleuten durch ihre eignen Dienste theuer geworden waren. Gegen einige von ihnen hatte Philipp selber keine geringen Verpflichtungen wegen der Hülfe, die sie ihm im letzten Kriege geleistet hatten — auf den Feldern von Gravelines und St. Quentin und bei der Negotiation über den Vertrag, welcher seine Feindseligkeiten mit Frankreich schloß. Man konnte schwerlich erwarten, daß diese stolzen Edlen, im Bewußtsein ihrer höheren Ansprüche und da sie in ihrer Heimath an so viel Ansehen und Ergebenheit gewöhnt waren, sich unter die Kontrolle eines Fremden, eines Mannes von dunkler Herkunft, der seine Erhebung gleich seinem Vater der königlichen Gunst verdankte, kirre ducken würden.

Außer diesen großen Herren gab es eine zahlreiche Aristokratie, niedere Adelige und Kavaliere, von denen viele in Karl's langen Kriegen unter dessen Fahnen gedient hatten. Sie bildeten dort jene furcht-

baren Ordonnanzkompagnien, deren Ruhm vielleicht alle Abtheilungen der kaiserlichen Kavallerie überstrahlte. Die Lage dieser jetzt entlassenen Leute, die mit ihrer soldatischen Gewohnheit herumzuschweifen nur lose am Lande hingen, ist von einem neuern Schriftsteller mit der Lage der von Napoleon so oft zum Siege geführten Soldaten bei der Thronbesteigung der Bourbonen verglichen worden. Um die Ruhelosigkeit derselben noch zu erhöhen, fanden sich viele von ihnen, so wie vom höhern Adel, aus dem letzten Kriege durch Schulden gedrückt, die auch manchmal durch ehrgeizige Verausgabung zu Hause, besonders aber durch den Rangstreit mit den prunkliebenden Spaniern gemacht worden waren. „Die flamändischen Edlen," sagt ein damaliger Schriftsteller, „waren zu zahlreich von schweren Schulden und übermäßiger Interessenzahlung gedrückt. Sie verwandten zweimal so viel, als sie besaßen, auf ihre Paläste, Zimmergeräthschaften, Schaaren von Klienten, kostbare Livreen, auf ihre Bankette und prächtige Unterhaltungen jeder Art, — kurz mehr, als gerathen war, auf jede Form des Luxus und des Ueberflusses. Auf diese Weise wurde die Unzufriedenheit herrschend durchs ganze Land, und sehnsüchtig sahen die Menschen einer Aenderung der Dinge entgegen.

Ein noch anderes Element der Unzufriedenheit, und zwar eins, das sich auf alle Klassen erstreckte, war die Antipathie gegen die Spanier. Dieses zu unterdrücken war sogar unter der Regierung Karl's des Fünften, der doch seinen flamändischen Unterthanen einen so offenbaren Vorzug bewiesen hatte, nicht leicht gewesen. Aber jetzt wurde es entschiedener hervorgerufen unter einem Monarchen, dessen Sympathie ganz und gar auf Seiten ihrer Rivalen war. Ohne Zweifel kann man dieses im Volke herrschende Gefühl aus dem, durch den Charakter der beiden Nationen gebildeten Gegensatz erklären, der ja so groß war, daß er kaum einen Punkt der Gemeinsamkeit zwischen ihnen darbot. Aber billigerweise darf man es in einem hohen Grade den Spaniern selbst zur Last legen, weil sie, während sie in der Heimath manche edle und großherzige Züge zeigten, dem Auge des Fremden bloß die zurückstoßende Seite ihres Charakters darbieten zu wollen schienen. Indem sie kalt und undurchdringlich waren und einen arroganten Ton der Ueberlegenheit über jede andere Nation, in welches Land sie auch von

ihrem Schicksale geworfen wurden, in England, Italien oder den Niederlanden, als Verbündete oder als Feinde, annahmen: finden wir die damaligen Spanier überall gleichmäßig verabscheut. Weil die Niederländer mit ihnen unter ein gemeinsames Szepter gebracht worden waren, erwuchs ein Geist des Vergleichens und der Rangstreitigkeit, der tausend Ursachen zu Aerger gab.

Die Schwierigkeit wurde noch mehr erhöht durch die Lage der benachbarten Länder, wo die Gemüther der Einwohner gegenwärtig im höchsten Zustande der Gährung wegen religiöser Angelegenheiten sich befanden. Kurz, die Atmosphäre schien überall so stark mit Elektricität geladen zu sein, daß dadurch ein heranziehendes Ungewitter angekündigt wurde. In dieser kritischen Lage der Dinge war es klar, daß die Harmonie in den Niederlanden bloß durch eine sehr sorgfältige und durchdachte Politik, eine Politik, die auf gleiche Weise zarte Rücksicht auf die Gefühle der Nation und Ehrfurcht vor ihren Institutionen zeigte, erhalten werden konnte.

Nachdem ich also das allgemeine Aussehen der Dinge, als die Herzogin von Parma ihre Regentschaft gegen das Ende von 1559 antrat, gezeigt habe, ist es Zeit, mit der Erzählung der hervorragenden, zum Revolutionskriege leitenden Ereignisse vorzuschreiten.

Wir haben schon gesehen, daß Philipp beim Verlassen des Landes die Verwaltung nominell in drei Räthe verlegte, wiewohl in Wirklichkeit das Gewicht der Regierung eigentlich auf dem Staatsrathe beruhte. Sogar hier zählten die ihn bildenden Adeligen in Sachen von wirklicher Wichtigkeit wenig, denn letztere waren einer consulta, bestehend, außer der Regentin, aus Granvelle, Graf Barlaimont und dem gelehrten Juristen Viglius, aufbewahrt. Da die beiden letzten ganz und gar dem Granvelle ergeben waren, und die Regentin die Weisung hatte, große Achtung vor seinem Urtheile zu hegen, so kann man sagen, daß die Regierung der Niederlande recht eigentlich in die Hände des Bischofs von Arras gelegt war.

An der Spitze der flamändischen Edlen im Staatsrath, und in der That im ganzen Lande standen in Anbetracht ihres Ranges, Vermögens und ihrer öffentlichen Dienste der Graf Egmont und der Prinz von Oranien. Von dem erstern habe ich schon Bericht gegeben, und

der Leser hat die wichtige Rolle gesehen, welche Egmont bei den großen Siegen von Gravelines und St. Quentin spielte. Auch dem Prinzen von Oranien war Philipp für empfangenen Rath mit Bezug auf die Führung des Krieges, noch mehr aber wegen der bei den Friedensunterhandlungen geleisteten Dienste verbunden. Bevor ich weiter gehe, wird es passend sein, dem Leser einige Einzelheiten über diesen berühmten Mann, den großen Leiter im Kriege der Niederlande, zu geben.

Wilhelm, Prinz von Oranien, war zu Dillenburg im deutschen Herzogthum Nassau am fünf und zwanzigsten April 1533 geboren. Er stammte aus einem Hause, dessen einer Zweig Deutschland einen Kaiser gegeben hatte, und Wilhelm's eigne Ahnen waren durch die von ihnen besetzten Aemter, und die sowohl in Deutschland wie in den Niederlanden geleisteten Dienste berühmt. Er pflegte stolz zu prahlen, daß Philipp größere Verbindlichkeiten gegen ihn, als er gegen Philipp habe, und daß der König, wäre das Haus Nassau nicht gewesen, so viele Titel, wie er jetzt hinter seinen Namen setzte, nicht würde schreiben können.

Durch den Tod seines Vetters René kam er in einem Alter von elf Jahren in den Besitz der großen Domäne in Holland und eines noch größern Eigenthums in Brabant, wo er den Titel Herr von Breda hatte. Hierzu kam die glänzende Erbschaft von Chalons und von dem Fürstenthum Oranien, welches jedoch, da es entfernt im Herzen Frankreichs lag, ein einigermaßen unsicherer Lehensbesitz zu sein scheinen konnte.

Wilhelm's Aeltern waren beide Lutheraner, und in ihrem Glauben wurde er aufgezogen. Aber mit Mißvergnügen bemerkte Karl die falsche Richtung, die Einem gegeben wurde, der eines Tages unter seinen flämischen Vasallen eine so ausgezeichnete Stellung einnehmen sollte. Mit der Beistimmung seiner Aeltern wurde das Kind im zwölften Jahre nach Brüssel übergesiedelt, um dort in der Familie von des Kaisers Schwester, der Regentin Maria von Ungarn, erzogen zu werden. Wie man auch ihre Zustimmung zu diesem Schritte erklären mag, so scheint es sicher, daß ihr Eifer für das Seelenheil ihres Sohnes nicht stark genug war, um seinem irdischen Wohlergehen im Wege zu stehen. In der Familie der Regentin wurde der Jüngling als Katholik erzogen,

während er in jeder Hinsicht eine seinem Range angemessene Erziehung empfing*). Es ist eine interessante Thatsache, daß sein Lehrer ein jüngerer Bruder Granvelle's war: — des Mannes, gegen den Philipp später eine Stellung so bitterer Feindschaft einnehmen sollte.

In einem Alter von funfzehn Jahren ward der Prinz in den kaiserlichen Haushalt aufgenommen und wurde der Page Karl's des Fünften. Der Kaiser entdeckte schon bald die außerordentlichen Anlagen des Jünglings, und er zeigte dieß dadurch, daß er ihn, als letzterer älter wurde, mit verschiedenen wichtigen Sendungen betraute. Er war auf seinen militärischen Expeditionen vom Prinzen begleitet, und lieferte einen merkwürdigen Beweis seines Zutrauens in die Fähigkeit desselben, indem er ihn im Alter von zwei und zwanzig Jahren über die Häupter ergrauter Offiziere setzte und ihm den Befehl über die kaiserliche, mit der Belagerung von Marienburg beschäftigte Armee übertrug. Während der sechs Monate, welche hindurch Wilhelm den Oberbefehl führte, beschäftigte man sich noch mit dieser Belagerung und mit der Errichtung einer Festung zur Deckung Flanderns. Zu glänzenden Kriegsthaten gab es wenig Gelegenheit. Aber die Truppen litten Mangel an Nahrung und an Geld, und in dieser Verlegenheit war das Benehmen des jungen Befehlshabers von der Art, daß es die Weisheit seiner Ernennung rechtfertigte. Später verwandte ihn Karl zu verschiedenen diplomatischen Sendungen: einem gedeihlicheren Felde für die Uebung seiner Talente, die sich besser zu friedlichen, als zu kriegerischen Angelegenheiten geeignet zu haben scheinen.

Des Kaisers Hochachtung gegen den Prinzen scheint sich mit den Jahren gesteigert zu haben, und er gab davon einen öffentlichen Be-

*) Herr Groen Van Prinsterer hat sich Mühe gegeben, das Benehmen von Philipp's Aeltern hauptsächlich dahin zu erklären, daß sie Grund hatten, zu glauben, ihr Sohn würde doch am Ende Gott nach der Weise, in welcher er unterrichtet worden war, verehren dürfen. Allein, was für Zugeständnisse an die Protestanten Karln auch immer aus Gründen der öffentlichen Politik entwunden worden waren, so vermuthen wir doch, daß nur Wenige, die seinen Charakter studirt haben, glauben werden, daß er jemals darein gewilligt haben würde, zu erlauben, daß Jemand aus seinem eignen Haushalte, zu dem er im Verhältnisse eines Vormundes stand, in dem Glauben der Ketzer großgezogen würde.

weis in der letzten Stunde seiner Regierung, als er sich bei seiner Abdankung, während er an die Staaten der Niederlande seine Abschiedsrede hielt, auf Wilhelm's Schulter lehnte. Sodann bewies er dieß auch dadurch, daß er ihn zur ehrenhaften Sendung auserkor, die kaiserliche Krone Ferdinand zu überbringen.

Bei seiner Abdankung empfahl Karl Wilhelmen ernstlich seinem Nachfolger. Philipp zog aus den Diensten desselben im Anfange seiner Regierung Nutzen, als der Prinz von Oranien, der ihm in den französischen Krieg gefolgt war, zu einem der vier Bevollmächtigten zur Unterhandlung des Vertrages von Cateau-Cambresis, für dessen Vollziehung er als einer der Geiseln in Frankreich zurückblieb, gemacht wurde.

Während der Prinz am Hofe Heinrich's des Zweiten war, wurde er, wie man sich erinnern wird, mit den geheimen Entwürfen des französischen und des spanischen Monarchen gegen die in ihren Besitzungen befindlichen Protestanten bekannt; und von Stund' an beschloß er, seine ganze Kraft auf die Vertreibung des „spanischen Ungeziefers" aus den Niederlanden zu verwenden. Doch darf man daraus noch nicht schließen, daß Wilhelm schon so frühzeitig mit dem Entwurfe umging, die spanische Herrschaft gänzlich abzuschütteln. Die Absicht, welche er im Schilde führte, ging nicht weiter, als daß er das Land von der verhaßten Anwesenheit der spanischen Truppen zu befreien und die Verwaltung in diejenigen Hände, welchen sie rechtmäßig zukam, zu legen gedachte. Indessen haben diejenigen, welche eine Revolution in Bewegung setzen, nicht immer die Kraft, selbige aufzuhalten. Wenn es ihnen gelingt, derselben eine Richtung zu geben, so werden sie wahrscheinlich von ihr über die beabsichtigte Gränze vorwärts getrieben, bis sie, indem sie aus dem Erfolge Zutrauen gewinnen, bei einem viel höhern Ziele, als ursprünglich vorgesetzt war, anlangen. Das aber war ohne Zweifel der Fall mit Wilhelm von Oranien.

Ungeachtet der Empfehlung des Kaisers war der Prinz von Oranien nicht der Mann, den Philipp zu seinem Vertrauten ausersah. Auch konnte Wilhelm den König unmöglich mit den für den Kaiser empfundenen Gefühlen betrachten. Karln war der Prinz offenbar für die in früher Jugend erhaltene Erziehung verpflichtet. Ebenso fühlte sich sein Nationalstolz nicht dadurch verwundet, daß er einen Spanier

zum Oberherrn hatte, da ja Karl nicht von Geburt, noch weniger aber von Herzen ein Spanier war. Das Alles war bei Philipp, in welchem Wilhelm bloß den Stellvertreter einer verabscheuten Race erblickte, umgekehrt. Die kluge Zurückhaltung, welche den Charakter eines jeden bezeichnete, verhinderte ohne Zweifel die äußere Kundgebung ihrer Gefühle; aber aus ihren Handlungen können wir leicht die instinktmäßige Abneigung, welche die beiden Theile gegen einander unterhielten, abnehmen.

Schon im frühen Alter von achtzehn Jahren heirathete Wilhelm die Anna von Egmont, Tochter des Grafen von Buren. Wenn wir dem liebevollen Tone ihres Briefwechsels trauen dürfen, war die Verbindung eine glückliche. Leider wurde die Vereinigung binnen einigen Jahren durch den Tod der Gattin aufgelöst. Nicht lange blieb der Prinz ein Wittwer, sondern machte bald der Tochter der Herzogin von Lothringen Anträge. Die Aussicht einer solchen Heirath verursachte dem Philipp große Unzufriedenheit, da er nicht wünschte, seine flamändischen Vasallen mit der Familie eines großen Lehnsmanns in Frankreich verbunden zu sehen. Nachdem Wilhelm sich in diesem Quartier getäuscht fand, machte er Annen von Sachsen, einer Erbin, deren große Besitzungen sie zu einer der glänzendsten Partieen in Deutschland machten, den Hof. Wilhelm's Liebesleidenschaft und sein Interesse, bemerkte man, stimmten gut mit einander überein.

Doch sollte im gegenwärtigen Falle der Lauf der Liebe nicht sanft dahin fließen. Anna war die Tochter Moritzens, des großen lutheranischen Streiters, des unversöhnlichen Feindes Karl's des Fünften. Frühzeitig als Waise hinterlassen, war sie in der Familie ihres Oheims, des Kurfürsten von Sachsen, in den strengsten Grundsätzen des lutherischen Glaubens aufgebracht worden. Begreiflicherweise war eine solche Verbindung Philipp in jeder Hinsicht zuwider. Nun wollte ihm wohl Wilhelm gern in so fern nachgeben, daß er um seine Genehmigung nachsuchte, allein er war nicht gewillt, sich dadurch im Zaume halten zu lassen. Die auf den Gegenstand bezügliche Korrespondenz, woran sowohl Granvelle, wie die Regentin thätigen Antheil nahm, nimmt in den Sammlungen jener Periode einen so großen Raum, wie

wichtigere Unterhandlungen ein. Der Prinz versuchte die Bedenken des Königs zu beseitigen, indem er erklärte, daß er von Herzen ein zu guter Katholik wäre, als daß er eine Frau heirathen sollte, die nicht dem nämlichen Glauben, wie er selbst, angehörte, und daß er vom Kurfürsten Versicherungen erhalten hätte, wonach seine Gattin in dieser Hinsicht ganz seinen Wünschen entsprechen solle. Eben so sehr, wie Philipp, obschon aus geradewegs entgegengesetzten Gründen, hegte der Kurfürst seine Bedenken wegen dieser Verbindung, und es setzt wirklich in Erstaunen, wenn man, nach der Versicherung des Prinzen dem König gegenüber, findet, daß ein Uebereinkommen mit dem Kurfürsten vorhanden gewesen sein muß, daß Annen der ungehinderte Genuß ihrer Religion freistehen solle. Diese Doppelzüngigkeit läßt einen unangenehmen Eindruck hinsichtlich des Charakters Wilhelm's zurück. Doch scheint sie, um nach seinem spätern Leben zu urtheilen, nicht ganz damit unvereinbar gewesen zu sein. Machiavelli ist der Schriftsteller, den er am häufigsten zur Hand genommen haben soll, und in der Politik, in welche er seinen Weg einkleidete, können wir bisweilen den Einfluß des italienischen Staatsmanns zu gewahren glauben.

Die Heirath wurde den fünf und zwanzigsten August 1561 mit großem Gepränge zu Leipzig gefeiert. Der König von Dänemark, mehrere Kurfürsten, und viele Prinzen und Edle sowohl von Deutschland wie aus den Niederlanden waren zu Gaste geladen, so daß die ganze bei der Feier gegenwärtige Versammlung auf nahe an sechs tausend Personen abgeschätzt wurde. Der König von Spanien beglückwünschte die Braut, indem er ihr ein Juwel zum Werthe von drei tausend Dukaten überschickte. Indessen erwies sich die Vereinigung, wie Granvelle vorausgesagt hatte, als eine übelgewählte. Nachdem beide beinahe dreizehn Jahre zusammen gelebt hatten, trennte sich der Prinz, der der Ausschweifungen seines Weibes müde war, von ihr und schickte sie zu ihren Freunden nach Deutschland zurück.

Während seines Aufenthalts in Brüssel verfiel Wilhelm leicht auf die von dem flamändischen Adel eingehaltene Lebensweise. Er war ein großer Liebhaber von der gesunden Jagdübung, besonders von der Falkenbeize. Nach Art seiner Landsleute war er gesellschaftlich, ja

lustig in seinen Gewohnheiten*), und war Buhlschaften zugethan, die lange genug gewährt und für das ausschweifende Leben seiner Gemahlin eine Entschuldigung abgegeben haben sollen. Er bewohnte zu Brüssel seinen alten Familienpalast, wo er von Herren und Kavalieren und von einem zahlreichen Bedientengefolge umringt war**). Er machte großen Staat, indem er bei seinen Unterhaltungen eine verschwenderische Pracht entfaltete, und nur wenige Einheimische oder Fremde gab es, die einen Anspruch auf seine Gastfreundschaft hatten und diese nicht bewiesen erhielten. Durch diese theure Lebensweise belastete er seine Besitzungen mit einer schweren Schuld, die sich, wenn wir uns auf Granvelle's Versicherung verlassen dürfen, auf neunmal hundert tausend Gulden belief. Doch, wenn Wilhelm's Nachricht bloß ein Jahr später richtig ist, so war damals die Schuld auf einen sehr mäßigen Betrag herunter gebracht***).

Trotz seiner lustigen Sitten und seiner Liebe zum Vergnügen und trotz des sehr anziehenden Benehmens besaß er doch nicht das freie, offene Wesen, welches oft mit diesen Eigenschaften Hand in Hand geht. Er hieß bei seinen Zeitgenossen „Wilhelm der Stille." Vielleicht sollte dieser Beiname weniger seine Schweigsamkeit, als vielmehr jene undurchdringliche Zurückhaltung, welche seine Geheimnisse fest in seiner Brust verschloß, andeuten. Aber, während er seine eignen Entwürfe verbarg, war Niemand scharfsinniger in der Durchdringung der Pläne Anderer. Er unterhielt einen ausgedehnten Briefwechsel mit fremden

---

*) Es kann einigen Begriff von dem großartigen Fuße der häuslichen Einrichtung Wilhelm's gaben, wenn man erfährt, daß, als sie auf ein ökonomischeres Maß zurückgeführt ward, acht und zwanzig Oberköche entlassen wurden. (Van der Haer, De Initiis Tumult.) Derselbe Zeitgenosse erzählt uns, daß es in Deutschland wenig Fürsten gab, die nicht wenigstens einen Koch besaßen, der seine Lehrzeit in Wilhelm's Küche — der besten damaligen Schule für die edle gastronomische Wissenschaft — zugebracht hatte.

**) „Audivi rem domesticam sic splendide habuisse ut ad ordinarium domus ministerium haberet 24 Nobiles, pueros vero Nobiles (Pagios nominamus) 18." Ebendas.

***) Wir finden, daß er im Januar 1564 an seinen Bruder schreibt: „Puis qu'il ne reste que à XV. cens florins par an, que serons bien tost délivré des debtes."

Ländern und gebrauchte jedes Mittel sich Nachrichten zu verschaffen. Während er es also in seiner Macht hatte, Andere zu überlisten, war es sehr selten, daß er von ihnen angeführt wurde. Obschon er bei gewöhnlichen Gelegenheiten sparsam mit Worten war, so geschah es, wenn er sprach, mit Effekt. Seine Beredtsamkeit war von der überzeugendsten Art, und da er gegen die unter ihm Stehenden sich leutselig benahm und äußerst behutsam war, ihre Gefühle nicht zu verletzen, gewann er eine unbegränzte Gewalt über seine Landsleute. Man muß zugestehen, daß der Prinz von Oranien viele seltene Befähigungen, der Führer einer großen Revolution zu sein, besaß.

Das Benehmen, welches Wilhelm in Bezug auf die Religion seiner Gattin einhielt, kann Zweifel erwecken, ob er von Herzen Katholik oder Protestant, oder ob er nicht vielmehr auf gleiche Weise gegen beide religiöse Richtungen gleichgültig war. Die letztere Ansicht kann noch durch eine ihm zugeschriebene Bemerkung bestärkt werden, nämlich: „er wünsche nicht, daß sich sein Weib mit so traurigen Büchern, wie den Schriften der Bibel, Sorge machen möge, anstatt sich an Amadis de Gaul und andern angenehmen Werken dieser Art zu ergötzen.“ „Der Prinz von Oranien,“ sagt ein Schriftsteller jener Zeit, „galt unter Katholiken für einen Katholiken, unter Lutheranern aber für einen Lutheraner. Hätte er gekonnt, so würde er eine aus beiden zusammengesetzte Religion gehegt haben. In Wahrheit betrachtete er die christliche Religion wie die von Numa eingeführten Zeremonien, als eine Art politischer Erfindung.“ Granvelle spricht in einem Briefe an Philipp in einem gleichen Sinne*). Diese Porträts rühren von unfreundlichen Händen her. Diejenigen, welche eine verschiedene Ansicht über seinen Charakter hegen, geben zu, daß seine Ansichten über religiöse Gegenstände in früherer Zeit unbestimmt waren, behaupten aber, daß er mit der Zeit den Lehren, welche er mit seinem Schwerte vertheidigte, aufrichtig ergeben wurde. Dieß scheint nicht mehr, als natürlich. Aber der Leser wird selbstständig zu urtheilen Gelegenheit haben,

*) „Tantôt Catholique, tantôt Calviniste ou Luthérien selon les différentes occasions, et selon ses divers desseins.“ Mémoires de Granvelle.

wenn er dem großen Führer durch die Wechsel seiner stürmischen Laufbahn gefolgt sein wird.

In der That würde es befremdend sein, wenn der Leiter in einer religiösen Revolution selber ohne alle religiöse Ueberzeugung gewesen wäre. Eins ist gewiß, daß er einen Geist der Duldung besaß, der um so ehrenhafter ist, als er damals so selten war. Er verurtheilte die Calvinisten als unruhig und aufrührerisch, die Katholiken aber wegen ihres bigotten Festhaltens an einem Dogma. Die Verfolgung in Glaubenssachen verdammte er völlig, denn er betrachtete die Freiheit des Urtheils in solchen Angelegenheiten als das unveräußerliche Recht des Menschen*). Man muß gestehen, daß diese Schlüsse, zu welchen die Welt nach unsäglichen menschlichen Leiden erst nach drei Jahrhunderten gelangte (ist sie wohl schon völlig dabei angelangt?), auf den Charakter Wilhelm's große Ehre strahlen.

Sechstes Kapitel.

Die Opposition gegen die Regierung.

Die Anlässe zur Beschwerde. — Die spanischen Truppen. — Die neuen Bisthümer. — Der Einfluß Granvelle's. — Der Widerstand gegen denselben von Seiten der Adeligen. — Seine Unbeliebtheit.

1559—1562.

Die erste Ursache der Unruhe entsprang nach Philipp's Abreise von den Niederlanden aus der Zurückhaltung der spanischen Truppen daselbst. Wie man sich erinnern wird, hatte der König sein Wort ver-

---

*) „Estimant, ainsy que faisoient lors beaucoup de catholiques, que c'estoit chose cruelle de faire mourir ung homme, pour seulement avoir soustenu une opinion, jasoit qu'elle fût erronée.“ Man., angezogen von Gachard, Cor. de Guillaume.

pfändet, daß selbige das Land allerlängstens binnen vier Monaten verlassen sollten. Doch war seitdem diese Frist lange verstrichen, ohne daß Anstalt zu ihrem Abmarsche getroffen wurde. Die Entrüstung des Volkes stieg höher und höher über die durch die Anwesenheit der verabscheuten Fremden also angethane Beleidigung. Es war Friedenszeit. Von Außen drohte kein Einfall; kein Aufstand existirte im Innern. Nichts erheischte die Aufrechterhaltung einer außerordentlichen Macht, noch weniger aber einer solchen, die aus fremden Truppen bestand. Es konnte bloß sein, daß der König, aus Mißtrauen gegen seine flamändischen Unterthanen, dieselben durch seine Söldlinge im Schach halten wollte, um mit genügender Stärke seine willkürlichen Handlungen in Kraft zu setzen. Ueber diese Voraussetzungen empörte sich der freie Geist der Niederländer, und kühn verlangten sie die Entfernung der Spanier.

Selbst Granvelle, der doch gern seinem Herrn mit der Beibehaltung einer Armee im Lande, worauf er sich verlassen konnte, gefällig gewesen wäre, erkannte an, daß der Plan unausführbar sei. „Die Truppen," schrieb er, „müssen zurückgezogen werden, und zwar eilends, oder aber die Folge davon wird ein Aufstand sein." Die Staaten, sagte er, wollten, so lange als jene dablieben, sich nicht herbeilassen, die nöthigen Steuern zu bewilligen. Der Prinz von Oranien und Graf Egmont gaben die ihnen vom König anvertrauten Befehlshaberstellen auf. Sie wagten, fügte der Minister hinzu, letztere nicht länger zu behalten, da es so unpopulär wäre.

Die Truppen hatten die Schwierigkeit sehr durch ihr übles Betragen erhöht. Sie waren aus der großen Masse, ja oft aus der Hefe des Volkes bezogen, und ihre Sittlichkeit, so wie sie war, hatte sich nicht durch das Lagerleben verbessert. So streng auch ihre Mannszucht in Zeiten aktiven Dienstes war, hatte sie doch sehr durch ihren gegenwärtigen unthätigen Zustand nachgelassen, und sie hatten volle Konzession, wie volle Muße, ihre schädlichen Begierden auf Kosten der unglücklichen Kreise, wo sie einquartiert lagen, zu befriedigen.

Doch war Philipp langsam mit der Beantwortung der ungelegenen Briefe der Regentin und des Ministers, und wenn er erwiederte, geschah es, um ihrer Forderung auszuweichen, indem er seinen

Mangel an Geldern beklagte und seine Absicht erklärte, die Truppen, sobald als er ihre Rückstände bezahlen könnte, zurückzuziehen. Unzweifelhaft war im Staatsschatze tiefe Ebbe: tiefere in Spanien, als in den Niederlanden*). Allein, Niemand konnte den Kredit des Königs für so sehr gesunken halten, daß derselbe nicht die Rückstände von drei bis vier tausend Soldaten hätte berichtigen können. Indeß sah die Regentin ein, daß es nothwendig war, zu handeln. Mehrere Rathsmitglieder leisteten Bürgschaft für die Bezahlung der Rückstände, und die Truppen wurden nach Seeland beordert, um nach Spanien einzuschiffen. Aber die Winde waren ungünstig. An der Küste oder am Bord der Transportschiffe wurden sie noch zwei Monate zurückgehalten. Schon bald geriethen sie mit den an den Dämmen angestellten Arbeitsleuten in Händel, und, da die Einwohner immer noch von dem König eine Contreordre in Bezug auf die Abreise der Spanier besorgten, so beschlossen sie, in diesem Falle die Dämme sich selbst zu überlassen und das Land unter Wasser zu legen! Glücklicherweise wurden sie nicht zu diesem Aeußersten getrieben. Im Januar 1561, mehr, als ein Jahr nach der von Philipp angesetzten Frist, wurde die Nation von der Anwesenheit der Eindringlinge befreit.

Philipp's Verhalten in dieser Angelegenheit ist nicht leicht zu erklären. Wie sehr er auch ursprünglich gewünscht haben mochte, die Truppen in den Niederlanden zurück zu behalten, da er auf sie, wie auf eine bewaffnete Polizei, zur Inkraftsetzung seiner Befehle rechnen konnte: so war es doch klar geworden, daß das Gute, welches sie zur Stopfung eines Aufruhrs zu thun vermochten, durch die Wahrschein-

*) Aus einem von des Kaisers eigner Hand (September 1560) herrührenden Verzeichniß kann man sich einen Begriff von diesen Verlegenheiten machen. Daraus geht hervor, daß die gewöhnlichen Quellen des Einkommens schon verpfändet waren und, wenn man alle zu Gebote stehenden Mittel in Betracht zog, noch immer Grund zur Befürchtung vorhanden war, daß am Schlusse des folgenden Jahres das Defizit sich auf nicht weniger als neun Millionen Dukaten belaufen würde. „Wo die Mittel, dem zu begegnen, herkommen sollen," bemerkt Philipp bitter, „weiß ich nicht, sie müßten denn aus den Wolken fallen, denn alle gewöhnlichen Hülfsquellen sind erschöpft." Dieß war ein trauriges Vermächtniß, das auf den jungen Monarchen durch seines Vaters Ehrgeiz gekommen war.

lichkeit, daß sie einen solchen hervorrufen möchten, überwogen wurde. Indessen war es für den König charakteristisch, daß er sich von einer einmal eingenommenen Stellung nur langsam zurückzog, und es gab, wie wir zu sehen oft Gelegenheit haben werden, eine gewisse Apathie oder Trägheit in seinem Wesen, die ihn manchmal dazu verleitete, die Dinge lieber ihren eignen Gang gehen zu lassen, als denselben einen Weg anzubahnen.

Kaum war diese Schwierigkeit beseitigt, als auf dieselbe auch schon eine neue, kaum weniger ernste folgte. In einem vorhergehenden Kapitel haben wir gesehen, daß Anstalten getroffen worden waren, den vier bereits in den Niederlanden vorhandenen Bisthümern noch dreizehn neue hinzuzufügen. Diese an sich selbst gute Maßregel, die von der Lage des Landes erfordert wurde, konnte bei der damaligen Lage der Dinge leicht auf Opposition stoßen, wo nicht große Aufregung hervorrufen. Aus diesem Grunde war die ganze Angelegenheit von der Regierung völlig geheim gehalten worden. Erst 1561 erschloß Philipp seine Absichten einigen vornehmen Adeligen im Staatsrathe in einem Briefe. Allein schon lange vorher war der Plan ruchbar geworden und hatte durch das ganze Land allgemeine Aufregung hervorgerufen. Das Volk betrachtete ihn als einen Versuch, es demselben geistlichen Systeme, welches in Spanien herrschte, zu unterwerfen. Die Bischöfe waren kraft ihres Amtes mit gewisser inquisitorischer Gewalt ausgerüstet, welch' letztere durch die Bestimmungen der königlichen Edikte noch mehr erweitert wurde. Philipp's Vorliebe zur Inquisition ward wohl verstanden, und wahrscheinlich gab es im Lande nicht ein Kind, das nicht von dem mit der königlichen Gegenwart nach seiner Rückkehr in seine Besitzungen beehrten auto de fé gehört hatte. Die gegenwärtigen Veränderungen wurden als ein Theil eines großen Entwurfes zur Einführung der spanischen Inquisition in die Niederlande angesehen. So irrthümlich auch diese Schlußfolgerungen waren, so hatte man doch wenig Grund zu zweifeln, daß sie von denen, welche ihre Unrichtigkeit kannten, nur noch ermuthigt wurden.

Die Adeligen hatten andere Gründe, sich der Maßregel zu widersetzen. Die Bischöfe sollten den früher von den Aebten im gesetzgebenden Körper besetzt gehaltenen Platz einnehmen. Nun hatten die Aebte

ihre Erwählung den religiösen Häusern, welchen sie vorstanden, verdankt. Dagegen sollten die neuen Prälaten ihre Ernennung von der Krone empfangen. Daher sahen die Adeligen mit Schrecken ihre eigne Unabhängigkeit durch das Hinzukommen eines neuen Standes Menschen bedroht, die begreiflicherweise den Interessen des Monarchen dienstwillig sein mußten. Daß die Krone diese Vortheile nicht übersah, ist ersichtlich aus einem Briefe des Ministers, worin er die Aebte verspottet, als „Menschen, bloß fähig, über Klöster zu herrschen; stets willig, dem Könige hinderlich zu sein, und ebenso verkehrt, wie die Niedrigsten des Volkes“ *).

Aber die größte Opposition erwuchs aus der Weise, wie die neuen Würdenträger unterhalten werden sollten. Dieß sollte dadurch geschehen, daß man die Aemter der Aebte unterdrückte und die Einkünfte ihrer Häuser zur Unterhaltung der Bischöfe verwandte. Für diese ökonomische Einrichtung scheint besonders Granvelle verantwortlich gewesen zu sein. So sollte das sich auf funfzig tausend Dukaten belaufende Einkommen der Abtei Affligen, einer der reichsten Brabants, dem Erzbischofssitze von Mecheln zugewandt und von dem Minister selbst genossen werden. Kraft dieser Würde sollte Granvelle der Primas der Niederlande werden.

Unter den Gliedern der religiösen Bruderschaften und Allen, die ein direktes oder indirektes Interesse dabei hatten, wurde durch diese Anordnungen ein lautes Geschrei hervorgerufen. Es war eine offenbare Verkehrung der Einkünfte von den Zwecken, zu welchen sie den unter dem Schutze der Grundrechte stehenden Stiftungen verliehen worden waren. Das Volk von Brabant berief sich auf die „Joyeuse Entrée.“ Die hervorragendsten Juristen in verschiedenen Theilen Europa's wurden wegen der Gesetzlichkeit dieser Vorgänge befragt. Von Brabant allein wurden sowohl in dieser Angelegenheit dreißig tausend

*) Aus dem freilich einige zwanzig Jahre später (1582) von Granvelle der Herzogin von Parma abgelegten, ziemlich offenherzigen Geständnisse geht das Bestreben der Krone deutlicher hervor: daß der große Zweck Philipp's darin bestand, der Autorität Wilhelm's und seiner Genossen ein Gegengewicht in den Staaten entgegen zu stellen.

Gulden verausgabt, wie auch, um bei dem römischen Hofe einen Agenten zu unterhalten, der Seiner Heiligkeit den wirklichen Stand der Dinge auseinandersetzte und den Bemühungen der spanischen Regierung entgegenwirkte.

Der Leser erinnere sich, daß so eben vor Philipp's Abreise von den Niederlanden von Rom eine Bulle anlangte, die zu der Errichtung der neuen Bisthümer ermächtigte. Doch war dieß erst der einleitende Schritt. Vor der Vollendung der Angelegenheit waren viele andere Vorgänge nöthig. Wegen der von den Provinzen in den Weg geworfenen Hindernisse und wegen der gewöhnlichen Langsamkeit des römischen Hofes verstrichen beinahe drei Jahre, ehe die schließlichen Breven von Pius dem Vierten ausgefertigt wurden. Von der eifersüchtigen Stimmung der Flamänder, welche die ganze Angelegenheit als eine Verschwörung des Papstes mit dem Könige gegen die Freiheiten der Nation ansahen, wurden neue Hindernisse erhoben. Utrecht, Geldern und drei andere Orte weigerten sich, ihre Bischöfe aufzunehmen, und letztere konnten dort niemals festen Fuß fassen. Antwerpen, das ein Bischofssitz hätte werden sollen, sandte eine Kommission an den König, um demselben den Ruin vorzustellen, den dieß über den Handel der Stadt bringen werde, da man das Bestehen einer Verbindung zwischen der Errichtung eines Bisthums und der spanischen Inquisition voraussetze. Ein ganzes Jahr lang wollte der König nicht geruhen, die Vorstellung zu beachten. Endlich aber stimmte er bei, die Entscheidung der Frage bis zu seiner Ankunft im Lande zu verschieben. So blieb Antwerpen mit seinem Bischof verschont*).

In einem andern Orte finden wir, daß der Bischof durch die Veranstaltung Granvelle's, der die zeitweilige Abwesenheit der Adeligen benutzte, Zulaß erhält. Nirgends wurden die Prälaten mit Enthusiasmus empfangen, sondern im Gegentheil geschah es, wo sie zugelassen wurden,

---

*) Durch eine andere Anordnung wurden die Verpflichtungen Affligen's und anderer Abteien Brabants in die jährliche Zahlung von acht tausend Dukaten zur Unterhaltung der Bischöfe verwandelt. Sowohl dieses Uebereinkommen, wie das mit Antwerpen wurde später von dem unbedenklichen Alva, der die ursprünglichen Bestrebungen der Krone ausführte, bei Seite gesetzt.

mit einer die Abneigung der Einwohner nur allzu deutlich anzeigenden Kälte und Stille. Das war der Fall mit dem Erzbischof von Mecheln selbst, der in die Hauptstadt seinen Einzug abhielt, ohne daß ihn eine Stimme begrüßte oder bewillkommnete. In der That erschien der neuerwählte Prälat überall mehr wie der sich in die Schafhürde verstohlenerweise einschleichende Dieb, denn wie der gute Hirte, der sie zu hüten kam.

Mittlerweile fiel die Gehässigkeit dieser Maßregeln auf das Haupt des Ministers. Kein Anderer war sie einzuschärfen so thätig gewesen, und ihm wurde allgemein vom Volke Schuld gegeben, daß er den ganzen Plan ursprünglich erfunden und denselben dem Souverän mitgetheilt hätte. Allein hiervon entlastet ihn Philipp ausdrücklich in einem Briefe an die Regentin, worin er sagt, daß der ganze Plan lange fertig gewesen war, ehe er dem Granvelle mitgetheilt wurde. In der That fragte der letztere mit anscheinendem Grunde, ob er, der bereits einer der vier Bischöfe des Landes wäre, wohl wahrscheinlicherweise einen Plan empfohlen haben könnte, welcher ihn bloß zu einem unter siebenzehn machte. Diese Berufung auf das Selbstinteresse stellte nicht völlig diejenigen zufrieden, welche meinten, es sei besser, der erste unter siebenzehn, als bloß einer unter vier Gleichen zu sein.

Was für eine Denkweise Granvelle auch ursprünglich in dieser Angelegenheit gehegt haben mag, so steht doch fest, daß er sich bald mit Herz und Hand der Ausführung der königlichen Absichten widmete, mochte dieß nun von seinem fügsamen Wesen herrühren, oder durch die Gewahrung seiner Vortheile beschleunigt werden. „Ich bin überzeugt," schreibt er im Frühjahr 1560 an Philipp's Sekretär Perez, „daß keine Maßregel vortheilhafter für das Land oder nothwendiger für die Unterstützung der Religion sein könnte, und wäre es zum Gelingen des Planes nöthig, so wollte ich gern Gut und Blut daran setzen."

Demgemäß finden wir, wie er seine ganze Kraft auf die Durchführung des Entwurfes verwendet, indem er Auswege zur Erhebung der bischöflichen Einkünfte anräth und auf diese Art eine Stellung einnimmt, die ihn dem allgemeinen Tadel aussetzte. Er empfand dieß bitter, und manchmal vermochte er es trotz aller seiner Standhaftigkeit kaum auszuhalten. „Wiewohl ich nichts sage," schreibt er im Monat

September **1561** an den spanischen Gesandten in Rom, „so fühle ich doch die Gefahr der Lage, in welche mich der König gebracht hat. Der ganze Haß dieser Maßregeln fällt auf mein Haupt, und ich bete bloß, daß ein Mittel gegen das Uebel gefunden werden möge, wenn ich auch selber zum Opfer fallen sollte. Wollte Gott, daß nie an die Errichtung dieser Bisthümer gedacht worden wäre."

Februar **1561** erhielt Granvelle vom Papst Pius dem Vierten einen Kardinalshut. Bei dem Empfang dieser ausgezeichneten Ehre bewies er nicht die gewöhnlich offenbarte Fröhlichkeit. Er hatte ihn durch die Privatvermittelung der Herzogin von Parma erhalten, und er befürchtete die Eifersucht Philipp's rege zu machen, wenn sein Minister Jemandem anders, als ihm selber, diese Auszeichnung verdankte. Aber der König verlieh dem Vorgange seine herzliche Bestätigung, indem er dem Granvelle erklärte, daß die Belohnung nicht über sein Verdienst wäre.

Also mit dem römischen Purpur angethan, Primas der Niederlande und erster Staatsminister, konnte Granvelle auf den stolzesten Edlen des Landes herabsehen. Er stand an der Spitze beides, der bürgerlichen, wie der geistlichen Verwaltung des Landes. Alle Autorität war in seiner Person vereint. In der That war die Organisation des Staatsraths so gemacht worden, daß der Minister weniger das Haupt der Regierung, als die Regierung selber genannt werden konnte.

Die Angelegenheiten des Rathes wurden in der von Philipp vorgeschriebenen Weise geleitet. Gewöhnliche Geschäftssachen gingen dem ganzen Körper durch die Hände; allein wichtige Angelegenheiten waren dem Kardinal und seinen beiden Gehülfen zur Beschließung mit der Regentin vorbehalten. In solchen Fällen wurden die übrigen Minister nicht berufen, oder, wenn das doch geschah, wurden ihnen bloß diejenigen Depeschen von Spanien verlesen, welche mitzutheilen dem Minister beliebte. Die übrigen waren für die consulta vorbehalten. Wenn, was bisweilen vorkam, die Adeligen im Gegensatz zu Granvelle eine Maßregel durchsetzten, so verwies er lieber die ganze Frage an den Hof in Madrid. Durch diesen Ausweg gewann er für den Augenblick Zeit und erlangte zuletzt wahrscheinlich eine Entscheidung zu seinen Gunsten. Die Regentin fügte sich den Ansichten des Kardinals völlig. Von dem

Tone ihres Briefwechsels mit Philipp, worin sich die beiden Theile das unbedingteste Lob einander ertheilten, zu urtheilen, scheint zwischen ihnen das bestmögliche Verständniß geherrscht zu haben. Doch waltete in ihrem offiziellen Verkehr eine befremdende Zurückhaltung. Selbst wenn sie den nämlichen Palast bewohnten, sollen sie einander bloß schriftliche Mittheilungen gemacht haben. Der für dieses sonderbare Verfahren angeführte Grund ist, daß es, wenn sie viel beisammen wären, nicht scheinen sollte, als ob die Regentin so gänzlich unter der Leitung des Ministers handelte. Es steht fest, daß sowohl Margarethe, wie auch Granvelle eine ungewöhnliche Vorliebe für's Briefschreiben hegte, wie aus der Länge und Anzahl ihrer Episteln, namentlich aus denen an den König, hervorgeht. Besonders ging der Minister mit einer so schwatzhaften Genauigkeit auf die Einzelheiten ein, daß bloß wenige Männer seines Standes sich hierauf eingelassen haben würden. Allein sein Herr, an welchen seine damaligen Briefe hauptsächlich gerichtet waren, besaß die Tugend der Geduld in einem außergewöhnlichen Grade, wie sich aus der gewissenhaften Weise ergibt, in welcher er diese Depeschen durchlas und eigenhändige Noten dazu schrieb.

Der Minister bewohnte einen Ort in Brüssel, und hatte eine zweite Wohnung in einer kurzen Entfernung von der Hauptstadt. Er hatte sich sehr glänzend eingerichtet, war von einer großen Zahl Klienten begleitet, und seine Equipage und Livreen thaten sich durch ihre Pracht hervor. Er gab zahlreiche Bankette, hielt große levers ab, kurz, nahm eine Lebensweise an, die seinem Stande entsprach und seinem natürlichen Geschmacke nicht zu nahe trat. Wir dürfen wohl glauben, daß die großen Herren des Landes, deren Vorfahren Jahrhunderte lang daselbst die höchsten Posten ausgefüllt hatten, aufgebracht worden sein müssen, wenn sie sich in Schatten gestellt sahen durch Einen, dessen Glücksumstände also plötzlich durch den Sonnenschein königlicher Gunst zu dieser unnatürlichen Höhe emporgetrieben worden waren. Ihre Entrüstung wurde noch gesteigert durch die tückische Einrichtung, welche sie, während sie in der Verwaltung bloße Nullen bildeten, doch vor dem Volke für die Maßregeln jener als verantwortlich hinstellte. Und wenn die Beschuldigung der Arroganz gegen Granvelle in seinem auf den Gipfel getriebenen Glück ausgemachte Sache war, so mögen sich

wohl Gefühle einer persönlichen Art unter diejenigen allgemeiner Unzufriedenheit gemischt haben.

Was aber auch die flamändischen Herren empfunden haben, so muß man doch zugeben, daß sie mit der Kundgebung ihrer Gefühle nicht voreilig waren. Erst 1562 sehen wir den Kardinal in seiner Korrespondenz mit Spanien die Unfreundlichkeit der Adeligen erwähnen und das Obwalten eines Mißverständnisses mit ihnen bemerken. Wir finden, wie im vorhergehenden Jahre der Prinz von Oranien „sich herzlich und innig dem Wohlwollen des Kardinals empfiehlt" und sich unterzeichnet „Euer sehr guter zu Befehl stehender Freund." Vier Monate darauf, den drei und zwanzigsten Juli, haben wir einen von diesem „sehr guten Freund" und von Graf Egmont an Philipp gerichteten Brief. In dieser Epistel beklagen sich die Schreiber bitter über ihr Ausschließen von allen wichtigen Geschäften im Staatsrathe. Sie würden bloß eingeladen, an Berathungen von keiner Bedeutung Theil zu nehmen. Dieß wäre der von Seiner Majestät gegebenen Versicherung entgegen, als sie zögernd ihr Amt angenommen hätten, und wenn sie ihm jetzt schrieben, geschähe es aus Gehorsam gegen seine Befehle, wonach sie ihn, wofern dieß vorfiele, benachrichtigen sollten *). Trotzdem würden sie noch fortgefahren haben, die Entrüstung stillschweigend zu ertragen, hätten sie nicht gefunden, daß sie das Volk für Maßregeln, an denen sie keinen Antheil hätten, für verantwortlich hielte. — Wenn man die von Philipp für die consulta getroffene Einrichtung bedenkt, so hat man wenig Grund, bei diesem Vorgange seine Unschuld zu rühmen und seine Politik allzu sehr zu preisen. Da er das Uebel nicht abstellte, so hatte es für den beleidigten Theil nicht viel zu bedeuten, wenn der König zwischen den Zeilen in Abrede stellte, daß er um die Sache wüßte. Philipp dankte in seiner Antwort den Adeligen für ihren

*) Es geht hervor, daß die Adeligen sich bei Philipp beklagt hatten, weil sie in dem Kabinet des Herzogs von Savoyen, als dieser der Regent der Niederlande war, diese unwürdige Rolle hatten spielen müssen. Sonderbar genug bemerkt dieß Granvelle in einem Briefe 1555 an die Regentin Maria, indem er es als leeren Verdacht von ihrer Seite hinstellt. Der Gang der Dinge unter der gegenwärtigen Regentschaft kann wohl zeigen, daß zu diesem Verdachte guter Grund vorhanden war.

Eifer in seinem Dienste, und versprach ihnen ausführlicher zu antworten, wenn der Graf Hoorne nach Flandern zurückkehrte.

Man hat keine Ursache zur Voraussetzung, daß Granvelle mit der Thatsache, daß von den beiden Herren ein solcher Brief geschrieben worden war, jemals bekannt wurde. Das vom Romanschreiber beanspruchte Privilegium, seinen Helden und Heldinnen, wenn sie ihre Episteln aufsetzen, über die Schultern zu sehen, wird auch vom Geschichtsschreiber genossen. Vermittelst der aus dem modrigen Archiv der Parteien geretteten Materialien kann der Leser mit einer vollkommneren Einsicht der Beweggründe und Meinungen der großen handelnden Personen in das Drama vor drei hundert Jahren blicken, als sie in Bezug auf einander selber besaßen. Dieß gilt besonders von der vorliegenden Zeit, wo die Korrespondenz der betheiligten Parteien an sich selbst großartig war und durch die darum getragene Sorgfalt in öffentlichen und Privatsammlungen gut erhalten worden ist. Eine solche Sorgfalt wurde historischen Dokumenten dieser Art vor dem sechszehnten Jahrhunderte selten geschenkt.

Erst lange — fast ein Jahr — nach dem Datum des gegenwärtigen Briefes kommt Etwas, das das Vorhandensein einer Kälte, aber noch nicht eines offenen Bruches, zwischen Granvelle und den unzufriedenen Adeligen anzeigt. Mittlerweile waren die religiösen Wirren in Frankreich schnell reif geworden, und die gegenüberstehenden Parteien schaarten sich unter die Banner ihrer betreffenden Führer, entschlossen, die Sache mit den Waffen zu entscheiden.

Der nicht nur in seinen Besitzungen, sondern in der ganzen Christenheit als der Vertheidiger des Katholizismus dastehende Philipp bewachte mit Spannung den im Nachbarlande vor sich gehenden Kampf. Der letztere hatte für ihn um so mehr Interesse, weil er von Einfluß für die Niederlande war. Seine italienischen Besitzungen waren von Frankreich durch die Alpen, seine spanischen durch die Pyrenäen getrennt. Aber keine solche Gebirgsscheide lag zwischen Frankreich und Flandern. Beide waren in den Gränzprovinzen nicht einmal durch die Verschiedenheit der Sprache getrennt. Jeder Frankreich versetzte Stoß mußte nothwendig in dem entferntesten Winkel der Niederlande empfunden werden. Granvelle sah dieß so gut ein, daß er den König bat,

ein Auge auf seine französischen Nachbarn zu richten und sie in der Aufrechthaltung der römisch-katholischen Religion zu unterstützen. „Daß sie darin erhalten werden, ist für uns so wichtig, wie für sie. Viele hier," setzt er hinzu, „würden recht froh sein, wenn sie in jenem Königreiche die Sachen für den Katholizismus schlimm gehen sähen. Bis jetzt hat noch kein Adeliger unter uns sich offen erklärt. Sollte dieß aber geschehen, könnte Gott allein das Land vor dem Schicksale Frankreichs retten."

Indem Philipp diesen Winken folgte und in Uebereinstimmung mit seinen eignen Ansichten handelte, sandte er der Regentin den Befehl, zwei tausend Mann auszurüsten und dieselben über die Gränze zur Unterstützung der französischen Katholiken zu schicken. Im Staatsrathe trafen diese Maßregeln auf entschiedenen Widerstand. Die großen flamändischen Herren von damals müssen gegen die Staatsreligion Ergebenheit wo nicht gefühlt, so doch affektirt haben. Allein sie wußten recht gut, daß im Lande ein zu großer Sauerteig der Ketzerei vorhanden sei, als daß diese Befehle munden könnten. Ferner hegten sie keine Neigung, sich also unnöthig in die Fehden Frankreichs zu mischen. Sie wendeten ein, daß man bei dem gegenwärtigen Stande der Stimmung daheim nicht sicher die Truppen entbehren könne, und daß, wenn sie gegen die Protestanten Frankreichs marschirten, man die deutschen Protestanten gegen sich selbst erwarten dürfte.

Dagegen wollte Granvelle die Befehle Philipp's als wesentlich zur Sicherheit der Niederlande selber durchgesetzt wissen. Die von zwei entgegengesetzten Parteien gedrängte Margarethe fühlte die Verlegenheit beider Wege. Die sich darbietende Alternative war entweder Ungehorsam gegen den König, oder das Zuziehen des Grolls und vielleicht des Widerstandes der Nation. Oranien und Egmont baten sie, die Generalstaaten als die einzig sichern Rathgeber in solch' einem Vorkommnisse zu berufen. Von der frühern Regentin Maria von Ungarn waren die Staaten oft wegen Sachen von geringerer Bedeutung versammelt worden. Aber der Kardinal hegte keine Lust, jenes „böse Thier Volk" zur Dazwischenkunft aufzurufen*).

*) „Ce méchant animal nommé le peuple": — die eignen Worte des Kardinals in einem Briefe an den König.

Vor der Einschiffung Philipp's war er von der Berufung der Staaten Zeuge gewesen und hatte den von diesem Körper geführten Ton noch nicht vergessen. In der That war es das letzte Wort des Königs an seine Schwester gewesen, unter keiner Bedingung eine Versammlung der nationalen Gesetzgebung bis zu seiner Wiederkehr ins Land zu berufen.

Während sich aber Margarethe aus diesem Grunde, die Generalstaaten aufzufordern weigerte, berief sie eine Versammlung des Ordens des Goldenen Vließes, an welchen sie sich um Rath bei außerordentlichen Fällen zu wenden hatte. Die Ritter des Ordens bestanden aus Männern vom höchsten Ansehen im Lande, mit Inbegriff der Gouverneure der Provinzen. Im Mai 1562 versammelten sie sich in Brüssel. Ehe sie jedoch zusammenkamen, lud sie der Prinz von Oranien zu einer Konferenz in seinem eignen Palaste ein. Daselbst setzte er ihnen die Lage des Landes auseinander und versuchte mit den Mitgliedern ein regelmäßiges Widerstandssystem gegen die ausschließliche und willkürliche Verfahrungsweise des Ministers zu vereinbaren. Obwohl hier keine definitive Entscheidung Statt fand, schienen doch wohl die meisten Anwesenden den Ansichten des Prinzen beizufallen. Indessen stellten sich einige in das gegenüberstehende Lager, erklärten sich mit Granvelle zufrieden und nicht gewillt, ihrem Souverän die Wahl seiner Minister vorzuschreiben. Am vordersten unter diesen stand der Herzog von Arschot, ein eifriger Katholik, und Graf Barlaimont, der Präsident des Finanzrathes, der, wie wir bereits sahen, dem Minister völlig ergeben war. Dieser Edelmann theilte der Margarethe die einzelnen Vorgänge auf der Versammlung in dem Palaste des Prinzen mit, und die Regentin trug Sorge, die Ordensritter während der Dauer ihres Aufenthaltes in der Hauptstadt so unaufhörlich zu beschäftigen, daß sich dem Prinzen von Oranien keine Gelegenheit zur Verfolgung seines Agitationsplanes bot.

Ehe die Versammlung des Goldenen Vließes verabschiedet worden war, hatte man beschlossen, an den König einen Gesandten abzuschicken, der ihm den Zustand des Landes sowohl in Bezug auf die religiöse Aufregung, die in gewissen Gegenden durch die Lage Frankreichs sehr gereizt wurde, wie auch hinsichtlich der jetzt das Land schwer drük-

kenden Finanzverlegenheiten vorlegen sollte. Die zu diesem Zwecke ausersehene Person war Florence de Montmorency, Herr von Montigny, ein Kavalier, welcher die Kühnheit besaß, seinen Abscheu vor einer Einmischung in die Rechte des Gewissens zu bekennen, und dessen Sympathien, wie man wohl glauben wird, nicht auf der Seite des Ministers waren.

Kurz nach seiner Abreise ordnete man die verwirrte Frage über die Hülfsleistung an Frankreich dadurch, daß man die persönliche in eine Unterstützung mit Geld verwandelte. Man beschloß, eine Steuer von funfzig tausend Kronen zu erheben und diese sogleich der französischen Regierung zu übermachen.

Montigny erreichte Spanien im Juni 1562. Er wurde von Philipp gnädig aufgenommen, indem der letztere in einer verlängerten Audienz sich einen ausführlichen Bericht über die Lage der Niederlande von ihm geben ließ. Bei der Beantwortung der Erkundigungen des Königs setzte der Gesandte auch das zwischen dem Minister und den Adeligen bestehende Mißverhältniß auseinander.

Allein die Herzogin von Parma gab diese kitzliche Angelegenheit nicht der Auseinandersetzung Montigny's anheim. Sie schrieb selber an ihren Bruder auf Italienisch, dessen sie sich, wenn sie ihre eignen Ansichten über Sachen von Bedeutung wiedergeben wollte, anstatt des gewöhnlich von den Sekretären gebrauchten Französischen bediente. Im Italienischen drückte sie sich mit der größten Geläufigkeit aus, und ihre Briefe in dieser Sprache waren um der Geheimhaltung willen von ihrer eignen Hand geschrieben.

Die Herzogin unterrichtete den König von den mit dem Adel entstandenen Wirren, indem sie besonders Oranien und Egmont als die Urheber anklagte. Sie beschuldigte dieselben böswilliger Verbreitung von Gerüchten, daß der Kardinal dem Philipp angerathen habe, das Land mit bewaffneter Macht zu überziehen, um fünfen oder sechsen der vornehmsten Unzufriedenen die Köpfe abschlagen zu lassen. Der Ergebenheit des Ministers und dessen Geschäftstalente spendete sie großes Lob, und sie flehte den König an, den Montigny in Bezug auf die gewöhnliche Voraussetzung jenes Planes aufzuklären, wonach die spani-

sche Inquisition im Lande eingeführt und den Institutionen des letzteren Gewalt angethan werden sollte.

Jetzt war der Krieg zwischen dem Kardinal und dem Adel offen erklärt. Welchen Anstand man auch noch im gegenseitigen Verkehr beobachtete, so herrschte nicht länger einiger Zweifel in Bezug auf die feindliche Haltung, in welcher sie hierauf zu einander zu stehen hatten. In einem Briefe, der kurz vor demjenigen der Regentin geschrieben war, gibt der Kardinal eine kurze Uebersicht über seine Stellung zum Könige. Der Brief ist in dem muthigen Tone eines vor drohenden Gefahren nicht zurückbebenden Mannes geschrieben. Nach einer Bemerkung, worin der Rechtgläubigkeit des Prinzen von Oranien kein großes Zutrauen geschenkt wird, sagt er: „Wenngleich mir der Prinz ein freundliches Gesicht zeigt, ist er doch, wenn von mir fern, voller Unzufriedenheit. Man hat," fährt er fort, „gegen mich eine Ligue gebildet und bedroht mein Leben. Aber, was diesen Punkt anlangt, hege ich keine Furcht, denn ich erachte sie viel zu weise, als daß sie so Etwas versuchen würden. Sie beklagen sich darüber, daß ich sie vom Amte ausschließe und für Eure Majestät eine unbedingte Autorität sicher zu stellen suche. Das Alles wiederholen sie offen bei ihren Banketten, ohne dadurch auf das Volk eine gute Wirkung zu thun. Allein niemals gab es in den Provinzen Gouverneure mit so viel Macht, wie sie besitzen, oder die alle Anstellungen vollkommener in eigner Hand gehabt hätten. In Wahrheit besteht ihre große Absicht darin, Eure Majestät und die Regentin bei der Regierung in leere Nullen zu verwandeln."

„Sie weigern sich," setzt er hinzu, „zu mir zu Tische zu kommen, wozu ich lächle. An dem Landadel, den Obrigkeiten und selbst an den würdigen Bürgern der Hauptstadt, deren Wohlwollen für Tage der Noth zu gewinnen wohlgethan ist, finde ich Gäste genug. Diese Uebelstände ertrage ich, wie ich kann, mit Geduld. Denn vom Allmächtigen wird Trübsal gesandt, damit er die belohne, welche um der Religion und um der Gerechtigkeit willen leiden müssen." Der Kardinal betrachtete sich gern in dem Lichte eines Märtyrers.

Er schließt diese interessante Epistel mit der Bitte, der König möge bald in die Niederlande kommen, „kommen wohlbegleitet und mit vielem

Gelde; da er ja, also ausgestattet, keinen Mangel an Truppen, um nöthigenfalls nach Außen zu handeln, haben wird, während seine Gegenwart dazu dient, die beunruhigten Gemüther im Innern zu besänftigen." Der pfiffige Minister sagt Nichts von dem Gebrauche, welchen man von diesen Truppen daheim machen könnte. Eine solche Andeutung würde die gegen ihn bereits vorgebrachten Anklagen rechtfertigen. Er durfte ruhig seinem Herrn überlassen, diese Anwendung selbst zu machen.

Im Dezember 1562 kehrte Montigny von seiner Sendung zurück und machte sofort dem Staatsrathe seinen Bericht. Er erging sich über die Bekümmertheit, welche Philipp für die Interessen des Landes bewiesen hatte. Nichts habe seinem Sinne ferner gestanden, als darin die spanische Inquisition einzuführen. Er sei bloß darauf bedacht, die im Lande wachsende Ketzerei auszurotten, und rief die mit Autorität Ausgestatteten auf, bei dem guten Werke aus allen Kräften zu helfen. Schließlich, obwohl durch Geldmangel gedrückt, verspräche er, so bald als er könnte, seine Angelegenheiten in Spanien zu ordnen und nach Flandern zurückzukehren. — Es war bei Philipp nichts Ungewöhnliches, daß er den Gedanken einer schleunigen Rückkehr ins Land durchschimmern ließ. Die gnädige Aufnahme beim König scheint auf Montigny einige Wirkung geäußert zu haben. Wenigstens traute er den königlichen Versprechungen bis zu einem Grade, welchen das skeptische Wesen Wilhelm's nicht im Entferntesten erlaubte. Dieser muthete seinem Freunde das Gleiche zu, und der letztere, dem die Rolle eines Uebertölpelten, welche die Sprache des Prinzen ihm zuzuertheilen schien, nicht behagte, entgegnete ärgerlich, und es fand in der Gegenwart der Herzogin Etwas zwischen den beiden Herren Statt, das nach einem Zwist aussah. So lautet mindestens der Bericht der besten Autoritäten. Allein in einer Zeit der Parteiung sind die Geschichtsschreiber nicht die besten Gewährsmänner. In den uns vorliegenden Zerwürfnissen haben wir einen bessern Führer an der Korrespondenz der handelnden Personen.

Durch Montigny wurden auch Depeschen für die Herzogin von Parma überbracht. Sie enthielten Winke für die bezüglich der Adelsfaktionen von ihr einzuhaltenden Politik. Der König empfahl ihr, die

Adeligen wo möglich dadurch zu trennen, daß sie unter ihnen den Samen der Eifersucht säete*). Egmont war ein Erzkatholik, von Gesinnung loyal, ehrgeizig und eitel. Es würde nicht schwer sein, ihn durch das Erweisen eines Vorzugs, der seiner Eitelkeit schmeichelte und zugleich zwischen ihnen Eifersucht und Mißtrauen erregte, von seinen Genossen loszureißen.

In frühern Zeiten hatte etwas diesen Gefühlen Aehnliches zwischen Egmont und dem Prinzen von Oranien obgewaltet. Wenigstens waren sie einander entfremdet gewesen. Bis zu einem gewissen Grade kann man dieß aus ihren Charakteren herleiten. Sicherlich konnten zwei Charaktere einander nicht stärker entgegengesetzt sein. Egmont, in seinem Wesen offen, feurig, stürmisch, hatte mit dem kalten, vorsichtigen und berechnenden Wilhelm wenig gemein. Die prunkenden Eigenschaften des erstern fesselten, weil sie an der Oberfläche lagen, leichter das Auge des gemeinen Mannes. In Wilhelm's Charakter war eine nicht leicht zu bemessende Tiefe, — eine gewohnte Zurückhaltung, welche es sogar für die ihn am besten Kennenden schwer machte, ihn richtig zu lesen. Doch mag die Kälte zwischen den beiden Edlen weniger aus der Verschiedenheit des Charakters, als aus der Gleichheit der Stellung entsprungen sein. Beide nahmen in der öffentlichen Achtung wegen ihres Standes und ihrer Dienste den vordersten Rang ein, so daß ein Aneinandergerathen auf der Bahn des Ehrgeizes fast nothwendig war. Allein, so fern sie sich früher auch gestanden hatten, waren sie jetzt doch durch den Druck der äußern Umstände zu eng verbunden, als daß sie durch die schlaue Politik Philipp's hätten getrennt werden können. Unter dem Einflusse eines gemeinsamen Widerwillens gegen die Verwaltung und ihre willkürlichen Maßregeln fuhren sie fort, einträchtig zusammen zu handeln, und zogen bei ihrer Vereinigung Vortheil gerade aus dem Gegensatze ihrer Charaktere. Denn, welche Aussicht auf Erfolg konnte besser sein, als die durch die Vereinigung der

*) „Es ist nicht wahr," bemerkt Philipp in einem Briefe an die Herzogin vom 17. Juli 1562, „daß Granvelle mir jemals anrieth, ein halbes Dutzend Köpfe abschlagen zu lassen. Obschon," fügt der Monarch hinzu, „es vielleicht gut sein würde, zu dieser Maßregel zu greifen."

Weisheit im Rathe mit der Kühnheit in der Ausführung dargebotene?

Wie man vorhergesehen hatte, waren die Folgen der Wirren in Frankreich bald in den Niederlanden ersichtlich. Die damaligen Protestanten bildeten eine Art Föderativrepublik oder vielmehr eine große geheime Verbindung, die sich zwar durch die verschiedenen Theile Europa's erstreckte, aber so eng zusammengekettet war, daß der in einer Gegend geschlagene Streich in jede andere fortvibrirte. Besonders empfanden die Calvinisten in den Gränzprovinzen eine große Theilnahme an den Bewegungen ihrer französischen Brüder. Viele Hugenotten suchten bei ihnen Zuflucht. Andere kamen, um ihre Lehren zu verbreiten. Begierig vertheilte und las man Abhandlungen in französischer Sprache. Prediger sprachen in den Konventikeln, und das Volk, zu Hunderten und Tausenden im Freien versammelt, schritt in Prozession einher und sang die Psalmen David's in der Uebersetzung Marot's.

Diese offene Herausforderung der Edikte erheischte das unmittelbare Einschreiten der Regierung. Zu Tournay wurden zwei calvinistische Prediger festgenommen, nach regelmäßigem Gerichtsverfahren verurtheilt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt. In Valenciennes wurden auf gleiche Weise zwei andere gefaßt, verhört und zu derselben schrecklichen Strafe verurtheilt. Da aber der Marquis von Bergen, der Gouverneur der Provinz, den Platz verlassen hatte, um an einem entfernten Orte einen Besuch abzustatten, so wurde die Hinrichtung bis zu seiner Rückkunft verschoben. So verflossen sieben Monate, da denn die Regentin dem Marquis schrieb, indem sie ihm wegen seiner jetzt unschicklichen Abwesenheit von seinem Posten Vorstellungen machte. Er besaß den Muth zu antworten, daß „es sich weder mit seinem Stande, noch mit seinem Charakter vertrüge, die Rolle eines Scharfrichters zu spielen." Der Marquis von Bergen hatte sich frühzeitig auf die Seite Philipp's von Oranien gestellt, und er wird wiederholt von Granvelle in dessen Briefen als der thätigste unter den Unzufriedenen angemerkt. Man kann wohl glauben, daß er mit dem von der Regierung befolgten Verfolgungssystem nicht befreundet war. Von Granvelle angetrieben übernahmen die obrigkeitlichen Personen zuletzt selber das Amt des Vollziehens der Hinrichtung. Die Märtyrer wur-

den am festgesetzten Tage unter Bedeckung nach dem Pfahle geführt. Der Scheiterhaufen war fertig und man wollte ihn so eben mit der Fackel anzünden, als, auf das von einem Gefangenen gegebene Zeichen, die Menge rings auf den Richtplatz hereinbrach, die Wachen und die Diener der Gerechtigkeit niedertrat, die für das Opfer zusammengelegten Reißbündel auseinander riß und die Schlachtopfer befreite. Alsdann schaarte man sich in eine Prozession, zog durch die Straßen der Stadt und sang dabei die gewöhnlichen Psalmen und calvinistischen Hymnen.

Mittlerweile gelang es den Dienern der Gerechtigkeit, die unglücklichen Männer wieder zu verhaften und sie in das Gefängniß zurückzubringen. Aber binnen Kurzem versammelten sich ihre Freunde in größerer Anzahl, als zuvor, stürmten die Feste, sprengten die Thore, befreiten die Gefangenen und führten sie im Triumph fort.

Diese weitgehenden Vorfälle verursachten, wie sich denken läßt, am Hofe der Regentin große Entrüstung. Sie befahl auf der Stelle eine Aushebung von drei tausend Mann Truppen, stellte dieselben unter den Marquis von Bergen und sandte sie gegen die Aufständischen. Die Macht war stark genug, um allen Widerstand zu überwinden. Es wurden zahlreiche Verhaftungen vorgenommen, und die Majestät des Gesetzes wurde durch das Verhör und die Bestrafung der Rädelsführer gerächt.

„Harte und strenge Maßregeln," schrieb Philipp, „sind die einzigen, die man in Religionsangelegenheiten anwenden muß. Bloß durch Furcht kann der Janhagel" — womit die Reformatoren gemeint waren — „zu seiner Pflicht angehalten werden, und selbst das reicht nicht immer aus." Diese freisinnige Ansicht fand in den Niederlanden weniger Gunst, als in Spanien. „Man muß wohl überlegen," schrieb der Kardinal an den königlichen Sekretär Perez, „ehe man diese absoluten Verordnungen, welche hier keineswegs so stillschweigend, wie in Italien, angenommen werden, veröffentlicht." Der Flamänder berief sich auf seine Gesetze, und trotz allem Eifer des Ministers fand man es unmöglich, auf der Feuerspur der spanischen Inquisition vorzuschreiten.

„Ein Tumult würde auf der Stelle entstehen," schreibt er, „würden wir einen Menschen ohne die klarste Evidenz zu verhaften wagen.

Man kann gegen keinen Menschen ohne gesetzlichen Beweis verfahren." Aber, die grausamen Edikte einzuschärfen, lag ein unübersteigliches Hinderniß in den Gefühlen der Nation im Weg. Kein diesen Gefühlen widerstrebendes Gesetz konnte auf die Länge ausgeführt werden. „Ich beschuldige zwar keinen der Edlen der Ketzerei," schreibt die Regentin an ihren Bruder, „aber sie zeigen für die Sache der Religion wenig Eifer, während die Obrigkeiten aus Furcht vor dem Volke ihre Pflicht versäumen." „Wie absurd ist es doch," ruft Granvelle aus, „wenn vor der spanischen Inquisition Zeugenaussagen vorgenommen werden sollen, um Ketzer in Antwerpen herauszufinden, während Tausende, um die sich Niemand bekümmert, täglich frei herumgehen!" „Es ist," sagt er, „länger, denn ein Jahr her, daß nicht eine einzige Verhaftung wegen Ketzerei in dieser Stadt vorgefallen ist." Wie es aber auch um die Verfolgung gegenwärtig gestanden haben mag, so muß sich doch die unbestimmte Drohung der Zukunft stark der Einbildungskraft der Leute bemächtigt haben, wenn es, wie ein Zeitgenosse schreibt, damals nicht weniger als achtzehn bis zwanzig tausend Flüchtlinge in England gab, die um der Religion willen von Flandern geflohen waren.

Die ganze Gehässigkeit dieser Verfolgung fiel auf das Haupt Granvelle's. Er war das Werkzeug Spaniens. Spanien lag unter dem Joche der Inquisition. Deßhalb war es offenbar der Plan des Ministers, die spanische Inquisition über die Niederlande zu bringen. So beschaffen war die bündige Logik, vermittelst deren das Volk den Namen Granvelle's mit demjenigen des gefürchtetsten unter allen Tribunalen verband.

Man machte ihn für die Erfindung der unbeliebtesten Regierungsmaßregeln, so wie für die Ausführung derselben verantwortlich. Nicht nur über sein Privat-, sondern auch über sein politisches Leben waren tausend Anekdoten im Umlauf, und wahrscheinlich thut man dem Adel kein Unrecht, wenn man voraussetzt, daß er sich nicht viel Mühe gab, dieselben zu berichtigen. Der Günstling des Fürsten ist selten der Günstling des Volks. Aber nie war ein Minister so unbeliebt in den Niederlanden gewesen, wie es Granvelle war. Von dem Adel wurde er wegen seiner jähen Erhebung zu Macht, und wegen

der vorausgesetzten servilen Mittel, wodurch er sie erlangt hatte, gehaßt. Das Volk haßte ihn, weil er diese Macht zur Vernichtung seiner Freiheiten gebrauchte. Keine Verwaltung — mit Ausnahme derjenigen des eisernen Alva gewißlich keine — war der Nation gehässiger.

Ungeachtet der Standhaftigkeit Granvelle's und der bei der Regentin und einigen leitenden Räthen gefundenen Unterstützung, war es schwer, unter dieser Last des Tadels Stand zu halten. Gern hätte er den König ins Land zurückkehren und sich durch die Gegenwart desselben stützen sehen. Das ist damals der Refrain seiner Korrespondenz. „Es ist hier," schreibt er an den Sekretär Perez, „eine gewöhnliche Vorstellung, daß man in Spanien ganz gewillt ist, die Niederlande zu opfern. Die Herren sprechen so frei, daß ich für jeden Augenblick einen Aufstand besorge .... Ueberreden Sie um Gottes willen den König zu kommen, oder es wird schwer auf sein Gewissen fallen." Der Minister beklagt sich beim Sekretär, daß er von der Regierung daheim ganz im Stiche gelassen zu sein scheint. „Es ist," schreibt er, „drei Monate, seit ich einen Brief vom Hofe erhalten habe. Wir kennen hier von Spanien so wenig, wie von Indien. Solche Aufschiebungen sind gefährlich und können den König theuer zu stehen kommen." — Es ist klar, daß Seine Majestät vom königlichen Vorrechte, die Korrespondenz bloß einseitig zu führen, Gebrauch machte. Wenigstens war zu dieser Zeit sein Antheil daran gering, und seine Briefe waren gebunden im Vergleich mit den voluminösen Episteln seines Ministers. Vielleicht hatte die Politik mit diesem Stillschweigen des Monarchen zu thun. Seine Meinungen, ja, seine Wünsche, würden, bis zu einem gewissen Grade, das Gewicht von Gesetzen gehabt haben. Deßhalb wollte er sich nicht gern auslassen. Er zog vor, der Tendenz seines Charakters gemäß zu handeln, indem er dem Gange der Ereignisse vertraute, anstatt daß er dieselben durch voreiliges Handeln gestört hätte. Der Beiname, womit Philipp auf der Liste der castilischen Herrscher bezeichnet wird, heißt: „der Kluge."

Siebentes Kapitel.

Granvelle wird zum Rücktritt gezwungen.

Die Ligue gegen Granvelle. — Margaretha wünscht seine Entfernung. — Philipp bedenkt sich. — Granvelle wird entlassen. — Er verläßt die Niederlande.

1562—1564.

Während es sich um die gegen Granvelle in der Nation allgemein herrschende Stimmung so verhielt, wie im vorhergehenden Kapitel beschrieben wurde, erbosten sich die im Staatsrathe befindlichen Herren immer mehr über ihre Ausschließung von den Geschäften. Da jetzt die Maske abgeworfen war, so fuhren sie nicht länger damit fort, die bisher dem Minister gezollte Ehrerbietung zu bezeigen. Von der Opposition gegen seine Maßregeln gingen sie zur Ironie, zur Verhöhnung, zum Sarkasmus über, bis sie fanden, daß ihre Angriffe geringe Wirkung hatten, Granvelle außer Fassung zu bringen, noch geringere aber, seine Politik zu verändern, und deßhalb erschienen sie am Ende immer weniger oft im Rathe, wo sie eine so unbedeutende Rolle spielten. Dieß brachte die Regentin in traurige Verlegenheit, weil sie bei den unpopulären Maßregeln, worein sie verstrickt war, das Ansehen des großen Adels brauchte, um sich vor der Nation sicher zu stellen.

Selbst Granvelle betrachtete, ungeachtet seines großen Gleichmuths, die Krisis als so wichtig, daß er einige Nachgiebigkeit, oder wenigstens den Schein derselben, um das Wohlwollen seiner Feinde wieder zu gewinnen, für gut hielt. Er ermächtigte die Herzogin zu sagen, daß er völlig Willens sei, dieselben zur consulta zu ziehen und selber von der Versammlung derselben wegzubleiben, ja, die Verwaltung ganz und gar niederzulegen, vorausgesetzt, daß der König dieß billigte. Ob Margarethe dieß den Edlen mittheilte, steht nicht fest; aber, da nichts aus diesen großherzigen Zugeständnissen des Ministers

wurde, besaßen dieselben nicht die Kraft, den Groll seiner Feinde zu schlichten*).

Im Gegentheil richteten die mißvergnügten Herren ihre Anstrengungen darauf, ihre Ligue, deren Vorhandensein, wie man sich erinnern mag, Granvelle in einem Briefe des vorhergehenden Jahres erwähnte, dauerhaft zu machen. Wir sehen jetzt die Mitglieder durch einen Eid der Verschwiegenheit sich gegenseitig binden. Die diesen Bund bildenden Personen waren die Gouverneure der Provinzen, die Ritter des Goldenen Vließes, kurz, die meisten angesehenen Aristokraten des Landes. Es schien unmöglich, daß irgend ein Minister gegen eine solche Vereinigung, die sich ferner auf die Sympathien des Volkes stützte, Stand halten konnte. Als diese fürchterliche Verbindung sah, daß alle Versuche, auf den Kardinal einzuwirken, unwirksam waren, beschloß sie endlich, direkt an den König das Gesuch ihn zu entfernen zu stellen. Sie gaben an, daß sie, da sie die schweren, Seine Majestät drückenden Sorgen kennten, lange sich Nichts hätten merken lassen, und lieber geschwiegen, als die Sorgen noch durch ihre Klagen erschwert hätten. Wenn sie jetzt dieses Stillschweigen brächen, so geschähe es aus Pflichtgefühl für den König und um das Land vom Ruin zu retten. Sie verweilten bei dem jämmerlichen Zustande der Angelegenheiten, den sie, ohne besondere Beschuldigungen namhaft zu machen, ganz und gar dem Kardinale, oder vielmehr seiner Stellung zur Nation, Schuld gaben. Es wäre, sagten sie, unmöglich, daß die Angelegenheiten des Landes gedeihen könnten, wo der es verwaltende Minister so allgemein vom Volke verabscheut werde. Sie flehten den König ernstlich an, unverzüglich Maßregeln zur Entfernung

*) Philipp's Antwort auf den Brief der Herzogin, worin sie ihm den Vorschlag Granvelle's mitgetheilt hatte, war im höchsten Grade charakteristisch. Wenn Margarethe nichts Besseres thun könnte, möchte sie sich mit den Unzufriedenen über den Gegenstand in Unterhandlungen einlassen; aber sie möge dafür sorgen, daß die Nachricht davon nach Spanien so viel als möglich hinausgeschoben würde; auf der andern Seite wollte der König so lange als möglich mit dem Zurücksenden seiner Antworten warten. Denn die Maßregel, schließt Philipp, widerstrebt auf gleiche Weise der Gerechtigkeit wie den Interessen der Krone. Dieß war die königliche Politik des Hinausschiebens.

eines Uebels, das den schnellen Ruin des Landes drohte, zu ergreifen. Und sie schlossen mit der Bitte, daß sie ihre Sitze im Staatsrathe, wo bei dem vorhandenen Stande der Sachen ihre Gegenwart doch von keinem Nutzen sein könnte, möchten aufgeben dürfen. — Dieser vom elften März 1563 datirte Brief war, Namens der Coalition von drei Herren, die Sitze im Staatsrathe hatten: — von dem Prinzen von Oranien, dem Grafen Egmont und dem Grafen Hoorne — unterzeichnet.

Der letztgenannte Edelmann war aus einem alten und sehr ehrenwerthen Geschlechte. Er bekleidete das hohe Amt eines Admirals der Niederlande und war Gouverneur sowohl von Zütphen, wie von Geldern gewesen. Er begleitete Philipp nach Spanien, und während seiner Abwesenheit wurde die Provinz Zütphen an einen Andern, den Grafen Megen, übertragen. Das hatte er, meinte Hoorne, den guten Diensten des Kardinals zu verdanken. Nach seiner Rückkehr in das Heimathsland ließ er sich alsbald in die Reihen der Opposition aufnehmen. Er war ein Mann von untadeliger Tapferkeit, von einem raschen, ungeduldigen Wesen; einer, der im Ganzen seine Berühmtheit weniger seinem Charakter, als den besondern ihn umgebenden Umständen verdankt zu haben scheint.

Den Tag vor der Depesche des Adels finden wir an den König einen Brief von Granvelle, der nicht mit dem, was bei den Herren vorging, unbekannt gewesen zu sein scheint. Er hatte, erzählt er Philipp, ihnen das Ungesetzliche ihres Betragens, indem sie sich also gegen die Regierung zusammenrotteten, auseinandergesetzt: ein Vorgang, der sie zu anderer Zeit einer gerichtlichen Verfolgung ausgesetzt haben würde. Er nennt Niemanden mit Namen, außer Egmont, welchen er als mehr behandlungsfähig und für Gründe zugänglicher, als seine Verbündeten, rühmt. Er wäre von üblen Berathern verführt worden, und Granvelle drückt die Hoffnung aus, daß demselben eines Tages die Augen über seine Irrthümer aufgehen werden, und daß er zu seiner Pflicht zurückkehren wird.

Es ist schwer, fährt er fort, sich einen Begriff zu machen von dem Abscheu, womit die Spanier von der Nation betrachtet werden. Die Spanier allein, hieß es überall, würden beim Madrider Hofe als

rechtmäßige Kinder angesehen, die Flamänder hingegen als unrechtmäßige. Es sei nöthig, diese Ausdrucksweise zu beseitigen, die Fläminger mit den Spaniern auf gleichen Fuß zu stellen, denselben einträgliche Anstellungen (denn sie brauchten solche) in Spanien oder Italien zu geben, und es möchte nicht nutzlos sein, den Prinzen von Oranien zum Vicekönig von Sizilien zu bestellen. — Auf diese Art wollte der schlaue Minister durch den nämlichen Akt seine Rivalen sowohl belohnen, als auch aus dem Lande fortschaffen. Allein er verkannte den Charakter Wilhelm's sehr, wenn er glaubte, er könnte ihn durch dieses Mittel von der Opposition loskaufen.

Ehe die Verbündeten eine Antwort erhielten, vergingen vier Monate, eine Zeit, während welcher die Angelegenheiten fortfuhren, dasselbe düstere Aussehen, wie zuvor, zu zeigen. Endlich kam vom Monarchen die lange erwartete Epistel, datirt vom sechsten Juni. Sie war kurz. Philipp dankte den Herren für ihren Eifer und ihre Hingebung in seinem Dienste. Indessen habe er nach langer Erwägung des Gegenstandes keinen namhaften Grund zur vorgebrachten Beschwerde gefunden, um den ihm gegebenen Rath, seinen Minister zu entlassen, zu stützen. Der König hoffte in Kurzem die Niederlande persönlich besuchen zu können. Zugleich würde er sich freuen, könnte er einen der Edlen in Spanien sehen, um von ihm den ganzen Sachverhalt zu erfahren; weil er nicht gewohnt sei, seine Minister zu verdammen, ohne die Gründe ihrer Anklage zu kennen.

Die Thatsache, daß die Herren keinen besondern Beschwerdegrund gegen den Kardinal namhaft gemacht hatten, gab dem Könige in der Korrespondenz einen offenbaren Vortheil. Es schien zu viel verlangt, wollte man von ihm das unverzügliche Entlassen des Ministers erwarten, auf das unbestimmte Vorgeben von der Unbeliebtheit desselben hin, und ohne daß ein einziger Beleg eines üblen Betragens gegen ihn angeführt wurde. Doch war dieß die Lage, in welcher sich nothwendig die Feinde Granvelle's befanden. Der Minister hatte nach den Befehlen des Königs gehandelt. Ein Angriff auf die Handlungen des Ministers wäre daher ein Angriff auf den König selber gewesen. Egmont soll sogar etwas später mit mehr Freimüthigkeit, als gewöhnlich, bei Tafel einem Freunde des Kardinals erklärt haben, daß „der

Streich nicht sowohl nach dem Minister, als nach dem Monarchen gezielt hätte."

Man kann sich die Unzufriedenheit der Herren beim Empfang dieser lakonischen Epistel vorstellen. Sie waren darüber empört, daß man sich aus ihren Vorstellungen so wenig machte, und daß sowohl sie, wie das Land der Parteilichkeit des Königs für seinen Minister geopfert werden sollten. Die drei Herren machten der Regentin die Aufwartung und erpreßten ihr eine zaudernde Zustimmung, die Ordensritter zu versammeln, und mit denselben zusammt dem übrigen Adel über das zu befolgende Verfahren zu berathen.

Daselbst ward entschieden, daß die Herren im Namen des ganzen Körpers einen zweiten Brief an Philipp richten und von nun an im Staatsrathe zu erscheinen aufhören sollten.

In diesem Briefe, welcher das Datum des neun und zwanzigsten Juli's trägt, drücken sie ihre Ueberraschung aus, daß Seine Majestät nicht zu einem bestimmteren Entschlusse, wenn schleunige und entscheidende Maßregeln allein das Land vom Untergange retten könnten, gelangt sei. Sie entschuldigten sich, daß sie Spanien nicht, bei einer so kritischen Lage der Dinge daheim, besuchen könnten. Zu einer andern Zeit und zu jedem andern Zwecke würden sie, wofern es des Königs Wunsch wäre, das gern thun. Aber es sei nicht ihre Absicht, als Ankläger zu erscheinen und gegen den Minister einen Prozeß anhängig zu machen. Sie hätten gehofft, in einer solchen Angelegenheit würde ihr Wort bei Seiner Majestät genügt haben. Die Frage bestände nicht darin, ob der Minister zu verurtheilen sei, sondern, ob er von einem Amte, zu welchem er in keiner Hinsicht tauge, entfernt werden müsse. Sie hätten gehofft, ihre Anhänglichkeit und erprobte Treue gegen die Krone würde es für sie überflüssig gemacht haben, auf eine Namhaftmachung der Beschwerden einzugehen. Diese könnten in der That leicht namhaft gemacht werden, aber die Unzufriedenheit und die durchs ganze Land herrschende Unordnung wären eine genügende Evidenz von des Ministers Unfähigkeit.

Sie berichteten, daß sie die Regentin mit ihrer Absicht bekannt gemacht, in Zukunft von dem Rathe, wo ihre Anwesenheit doch nicht weiter nützlich sein könne, fern zu bleiben, und sie hegten die Zuversicht,

daß dieß die Genehmigung Seiner Majestät erhalten würde. Sie drückten loyal und aufrichtig ihren Entschluß aus, daß sie von Allem, womit sie von der Regierung betraut worden wären, entbunden werden möchten, und sie schlossen, indem sie den hausbackenen Ton ihres Schreibens entschuldigten: denn sie seien keine Wortführer und Redner, sondern Männer, gewohnt eher zu handeln, als zu schwätzen, wie sich das für Personen ihres Ranges geziemte — der letzte Pfeil ging wahrscheinlich auf den Kardinal. — Der Brief wurde von dem nämlichen Triumvirate, wie der frühere, unterzeichnet. Der hier gegebene Auszug bleibt hinter dem Dokumente zurück, denn dieses ist beträchtlich lang und gut geschrieben. Der Ton ist derjenige von Männern, die mit der gewöhnlichen Ausübung von Autorität ein Gefühl der Selbstachtung verbanden, was ihren Gegnern Respekt abnöthigte. Das waren nicht die Männer danach, um sich streicheln und leicht einschüchtern zu lassen. Zum ersten Male wurde jetzt Philipp von seinen großen Vasallen in diesem stolzen Tone angeredet. Das sollte ihm über die Lage und den Charakter seiner Unterthanen in den Niederlanden die Augen geöffnet haben.

Zugleich setzte die Coalition eine fleißig ausgearbeitete „Remonstranz“ an Margaretha auf. Darin zählten sie die verschiedenen Unregelmäßigkeiten des Landes, besonders aber die aus dem religiösen Zustande und aus der Finanzverlegenheit hervorgehenden, auf. Das einzige Heilmittel dieses Uebels ist in einer Versammlung der Generalstaaten zu finden. Die königliche Verhinderung dieser Maßregel muß ohne Zweifel von den übeln Rathschlägen, den wahren Interessen der Nation feindlicher Personen ausgegangen sein. Da ihre Dienste, während sie also vom Ergreifen des in ihren Verlegenheiten richtigen und einzigen Heilmittels abgehalten werden, von wenig Nutzen sein können, so vertrauen sie, die Regentin werde es nicht übel aufnehmen, daß sie, so lange als die gegenwärtige Politik befolgt wird, ablehnen, ihre Sitze im Staatsrathe einzunehmen, um dort, wie es vier Jahre lang geschehen, bloße Schatten zu sein.

Von dieser Periode an erschienen die mißvergnügten Herren nicht weiter im Rathe. Die Bestürzung Margarethens war groß. Also von dem Adel, zu welchem das Land das größte Zutrauen hegte, ver-

lassen, stand sie gleichsam allein mit dem Mann da, den das Land auf das Tiefste verabscheute. Schon lange hatte sie sich das Ungewitter rings um das geweihte Haupt des Ministers ansammeln sehen. Der alleinige Versuch, seine zusammenbrechenden Glücksumstände aufrecht zu erhalten, mußte sie wahrscheinlich mit ihm unter ihren Trümmern begraben. In ihrer äußersten Noth rief sie die Verbündeten an und suchte sie, weil sie dieselben nicht trennen konnte, von ihrer Opposition abzubringen. Diese dagegen ersuchten die Regentin, sich nicht länger der verzweifelten Sache eines im Lande so verhaßten Ministers anzuschließen. Möglicherweise flößten sie ihrer Seele die Ahnung der untergeordneten Rolle ein, die sie wegen des über alle Vorstellung gehenden Ehrgeizes des Kardinals zu spielen hatte. Jedenfalls trat in ihrem Betragen eine offenbare Veränderung ein, und während sie sich auf Granvelle immer weniger verließ, trat sie in freundlichere Beziehungen mit seinen Feinden. Das war besonders der Fall in Absicht auf Egmont, dessen freimüthiges, höfliches Benehmen und loyales Wesen ihm in hohem Grade die Hochachtung der Herzogin erworben zu haben scheinen.

Endlich überzeugt, daß es unausführbar sein würde, die Regierung noch viel länger auf der gegenwärtigen Grundlage weiter zu führen, beschloß Margaretha, darüber ihrem Bruder zu schreiben, und zugleich ihren vertrauten Sekretär Armenteros nach Spanien zu schicken, damit derselbe den König mit dem genauen Stande der Dinge in den Niederlanden bekannt mache.

Nachdem die Herzogin die Unordnung und die Schwierigkeiten im Lande weitläufig geschildert hatte, kam sie auf den Zwist zwischen dem Kardinal und dem Adel zu sprechen. Sie hätte jedes Mittel ergriffen, die Parteien zu versöhnen; allein das wäre unmöglich. Die Verdienste Granvelle's wären ihrem Gedächtnisse vollkommen gegenwärtig: seine große Fähigkeit, seine Erfahrung in öffentlichen Geschäften und seine Ergebenheit gegen die Interessen sowohl des Königs, wie der Religion. Aber auf der andern Seite, ihn in den Niederlanden in Opposition mit dem Willen des Adels zu halten, hieße das Land nicht bloß großen Verlegenheiten, sondern der Gefahr des Aufstandes aussetzen. Die Obliegenheiten der von ihr eingenommenen hohen

Stellung nöthigten sie, den wahren Sachverhalt dem Könige vorzulegen, und er möchte entscheiden, welcher Weg eingeschlagen werden solle. — Mit diesem Briefe, der das Datum des zwölften Augusts trägt, und mit ausführlichen Instruktionen von der Regentin ausgerüstet, wurde Armenteros alsbald auf seine Mission nach Spanien abgesandt.

Binnen Kurzem war der Zustand der Stimmung des Brüsseler Kabinets im ganzen Lande bekannt, oder wurde wenigstens vermuthet. Es lag im Interesse der Betheiligten, ihn nicht geheim zu halten. Der auf diese Weise von seinen Freunden verlassene Kardinal wurde nun eine deutlichere Zielscheibe für die Lanzen seiner Feinde. Pasquille, Satiren, Schmähschriften flogen nach ihm von allen Seiten. Solche Flugschriften gehen gewöhnlich unter mit der nämlichen Gelegenheit, die sie ins Leben rief: gleich dem Insekt, das, nachdem es seinen Stachel verloren hat, stirbt. Allein, einige haben bis zum gegenwärtigen Tage gelebt, oder waren wenigstens noch am Ende des vorigen Jahrhunderts vorhanden und wurden um ihrer literarischen Ausführung willen von einem Kritiker (Reiffenberg) sehr gepriesen.

In der von uns dargestellten Zeit war es Sitte, daß junge Leute in Dörfern und Städten zusammenkamen, um die sogenannten „akademischen Spiele" zu feiern. Diese bestanden in rhetorischen Erörterungen der Tagesfragen, bisweilen auch von Sachen mit einem theologischen oder politischen Charakter. In der gegenwärtigen Krisis boten die öffentlichen Angelegenheiten ein fruchtbares Thema dar, und namentlich der Kardinal wurde oft arg mitgenommen. Vergebens suchte die Regierung dieser Zügellosigkeit zu steuern. Das diente bloß dazu, die Disputirenden zu neuen Entfaltungen ihres Witzes und Spottes anzuspornen.

Man wird wohl gern glauben, daß Granvelle nicht lange Zeit brauchte, um seinen Verlust an Kredit bei der Regentin und die von der letzteren mit seinen Feinden eingegangenen innigeren Beziehungen zu gewahren. Was er auch immer empfunden haben mag, so war er doch zu stolz oder zu klug dazu, um seinen Grimm der Herzogin zu verrathen. Auf diese Weise bei Allen, bis auf eine unbedeutende Partei, die als „Kardinalisten" gebrandmarkt wurde, um seinen Kredit gebracht, täglich seinen Einfluß auf die Regentin mehr verlierend, in offenem

Kriege mit dem Adel begriffen und vom Volke gehaßt: war niemals ein Minister in einer so verlorenen Lage, oder einer, der unter solchen Umständen seinen Posten hätte einen Tag lang behaupten können. Doch dem Granvelle entfiel der Muth nicht; so wie ihn Andere verließen, verließ er sich mehr auf sich selbst, und die Unerschrockenheit, welche er in dieser Vereinzelung bewies, wo er gleichsam dem Grolle der Nation die Stirn bieten mußte, mag ihm wohl die Hochachtung seiner Feinde gewonnen haben. Er machte, um sich die Unterstützung des Adels zu sichern, oder die Gunst der Regentin wieder zu erlangen, kein niedriges Zugeständniß. Er bebte nicht vor den Gefahren und vor der Verantwortlichkeit seiner Lage zurück, obschon die letztere wenigstens schwer auf ihm lastete. Indem er von dem unaufhörlichen Sorgendrucke spricht, schreibt er an seinen Korrespondenten Perez: „Mein Haar ist so grau geworden, daß Sie mich nicht erkennen würden." Er zählte damals erst sechs und vierzig. Zwar sehen wir ihn einmal dem Könige sagen, daß „wenn Seine Majestät nicht bald in die Niederlande käme, er dieselben verlassen müßte." Dieß scheint ein so plötzlicher Gefühlsausbruch gewesen zu sein, wie es ein vereinzelter war, ihm abgenöthigt durch das Aeußerste seiner Lage. Aber es war mehr seinem Charakter entsprechend, wenn er später an den Sekretär Perez schrieb: „Ich bin dermaßen auf allen Seiten von Gefahren umlagert, daß mich sehr viele Leute für verloren geben. Allein ich gedenke mit Gottes Beistand so lange zu leben, wie ich kann, und wenn man mir das Leben nimmt, vertraue ich, daß man damit noch nicht Alles erlangt hat." Nirgends gibt er den Wunsch zu seiner Abberufung kund. Auch erlaubte es ihm sein Ehrgeiz nicht, das Steuer aufzugeben; sondern je wilder der Sturm tobte, um so fester klammerte er sich an die Trümmer seines Glücks an.

Die Ankunft des Armenteros mit den Depeschen und die von demselben überbrachten Nachrichten verursachten am Madrider Hofe ein großes Aufsehn. „Wir stehen am Vorabende einer schrecklichen Feuersbrunst," schreibt einer der Sekretäre Philipp's, „und diejenigen, welche meinen, sie würde wie früher vorübergehen, befinden sich in großem Irrthume." Er drückt den Wunsch aus, Granvelle möge sich von dem Lande, wo, wie er voraussagt, man bald seine Rückkehr wünschen

werde, zurückziehen. „Aber der Ehrgeiz," fügt er hinzu, „und das Ehrgefühl sind dem auf gleiche Weise entgegen. Auch wünscht es der König nicht."

Doch war es nicht leicht zu sagen, was der König wünschte: sicherlich aber nicht, welchen Weg er einschlagen würde. Er fühlte ein natürliches Unbehagen bei der Entlassung des Ministers, dessen größter Irrthum in zu unbedingtem Gehorsam gegen die Befehle seines Herrn zu bestehen schien. Er erklärte, er wolle eher die Einbuße der Niederlande riskiren, als ihn aufgeben. Doch wie war dieser Minister im Widerspruche mit dem Willen der Nation auf seinem Posten zu erhalten? In dieser Klemme suchte Philipp bei dem Manne Rath, dem er am meisten vertraute: beim Herzog Alva, dem allerschlimmsten Berather im gegenwärtigen Falle.

Die Antwort des Herzogs war äußerst charakteristisch für den Menschen in ihm. „Wenn ich," sagt er, „die Briefe dieser Herren lese, bin ich so voller Wuth, daß, strengte ich mich nicht an dieselbe zu unterdrücken, Ihnen meine Sprache wie die eines Tollen vorkommen würde." Nach dieser gemäßigten Einleitung empfiehlt er dem Könige, den Granvelle unter keiner Bedingung von der Verwaltung der Niederlande zu entfernen. „Es ist eine ausgemachte Sache," sagt er, „daß der Kardinal das erste Opfer sein soll. Eine Empörung gegen den Fürsten beginnt begreiflicherweise mit einem Angriff auf seine Minister. Es würde besser sein," fährt er fort, „wenn mit Allen zugleich summarisch verfahren werden könnte. Weil das aber nicht sein kann, so möchte es das Beste sein, die Adeligen zu trennen, den Egmont und seine ihm zugethanen Anhänger zu gewinnen, und Mißfallen denen zu bezeigen, welche die geringsten Verbrecher sind. Was die größeren anlangt, welche die Köpfe zu verlieren verdienen, so wird Eure Majestät wohlthun, aufzuschieben, bis Sie ihnen den verdienten Lohn geben können."

Theilweise nahm der König diesen Rath an, denn das Aufschieben kam seinem Wesen nicht sauer an. Allein, je mehr er über die Sache nachdachte, um so mehr fühlte er sich überzeugt, daß es unmöglich sein würde, den verrufenen Minister auf seinem Posten zu halten. Doch schauderte er, als er zu dieser Entscheidung gekommen war, davor zurück, sie auszusprechen. So verstrichen Monate und noch wurde Armenteros,

der die königlichen Depeschen zurückbringen sollte, in Madrid aufgehalten. Es schien, als ob Philipp hier, wie bei andern, minder wichtigen Angelegenheiten, darauf gefaßt wäre, die Sachen lieber ihren eignen Gang gehen zu lassen, als sie selber zu leiten.

In den ersten Tagen des Januars 1564 mahnte die Herzogin von Parma ihren Bruder, daß die Herren wegen seines langen Stillschweigens sehr erbittert würden. Es wäre, sagte sie, eine ganz gewöhnliche Meinung, daß er sich aus Flandern wenig machte, und daß er unter dem Einflusse schlimmer Rathgeber stände, die ihn zu überreden suchten, mit dem Lande wie mit einer eroberten Provinz umzugehen. Sie bat ihn, den Brief des Adels zu beantworten, besonders aber, dem Grafen Egmont in huldvollen Ausdrücken zu schreiben, da derselbe dieß wegen des für die Interessen seines Souveräns immer bewiesenen Eifers wohl verdiente.

Man wird betroffen über den Ton, in welchem die Regentin hier von einem dieser Leiter der Opposition in so großem Widerspruch mit ihrer früheren Sprache redet. Es beweist, wie vollkommen sie jetzt unter ihrem Einflusse stand. Indessen finden wir wirklich fortwährend sowohl in ihren Briefen, wie in denen des Kardinals einen freundlicheren Ton gegen Egmont, als gegen seine beiden Genossen angestimmt. Von wegen der Rechtgläubigkeit in Religionssachen war er untadelig. Seine herzlichen Sitten, sein freies, frohes Wesen versicherten ihm die Sympathie Aller, mit denen er in Berührung kam. Gewöhnlich glaubte man, es würde nicht schwer sein, ihn von der Partei der Unzufriedenen, mit denen er zusammengewürfelt war, loszutrennen. Die Vorstellungen, welche man vom Prinzen von Oranien hegte, waren nicht dergleichen.

In einem ohne Datum, aber vielleicht um diese Zeit geschriebenen Briefe Granvelle's an Philipp finden wir Porträts oder vielmehr Abrisse der beiden großen Führer der Opposition mit einer Meisterhand gezeichnet. Den Egmont bezeichnete er als fest in seinem Glauben, gut gesinnt, aber unter dem übeln Einflusse Wilhelm's. Es würde nicht schwer sein, ihn durch Schmeichelei und Gunstbezeigungen überzuziehen. Dagegen ist der Prinz ein listiger und gefährlicher Feind, mit tiefer

Einsicht, von gränzenlosem Ehrgeize, schwer zu ändern und unmöglich zu überwachen. In diesem letztern Charakter erblicken wir den wahren Führer der Revolution.

Da die Adeligen über die durch das lange hinausgezogene Stillschweigen bewiesene Gleichgültigkeit des Königs empört waren, sandten sie, ungeachtet der Gegenvorstellungen der Regentin, ihrem Kourier, der in Madrid auf die königlichen Depeschen gewartet hatte, den Befehl, nicht länger zu warten, sondern ohne dieselben in die Niederlande zurückzukehren. Glücklicherweise rührte sich Philipp jetzt und schickte Ende Januar 1564 den Armenteros mit seinen Instruktionen nach Brüssel zurück. Die wichtigste davon war ein Entlassungsschreiben an den Kardinal selber. Es war sehr kurz. „In Erwägung dessen, was Sie schreiben,“ sagte der König, „halte ich es für das Beste, wenn Sie die Niederlande auf einige Tage verlassen und mit der Zustimmung der Herzogin von Parma zu Ihrer Mutter auf Besuch nach Burgund gehen. Auf diese Weise wird sowohl meine Autorität, als auch Ihre Ehre gewahrt werden.“

Es ist Streit darüber gewesen, in wie weit der Rücktritt des Kardinals freiwillig war. Die neuerdings gemachte Entdeckung dieses Briefes Philipp's entscheidet diese Frage. Er trat auf Befehl des Souveräns ab. Doch war dieser Brief durch die Nothwendigkeit erpreßt und so gegeben, daß er weder das Gefühl, noch den Ruf des Ministers verletzte. Beide Theile setzten voraus, daß die Abwesenheit Granvelle's nicht lange dauern würde, noch weniger aber glaubten sie, daß seine Entlassung auf alle Zeiten wäre. Selbst Philipp, als er den Brief an den Kardinal aufsetzte, lebte der Hoffnung, daß die Nothwendigkeit seiner Abreise völlig vermieden werden könnte. Dieß geht aus den zu gleicher Zeit an die Regentin geschickten Depeschen hervor.

Kurz nach seinem Briefe an Granvelle schrieb Philipp den neunzehnten Februar eine Antwort an die Herren im ganzen Tone der beleidigten Majestät. Er drückte sein Erstaunen aus, daß sie aus irgend einem Motiv zur Leerlassung ihrer Sitze im Rathe, wohin sie gewiesen worden wären, hätten bewogen werden können. Sie würden nicht verfehlen, zumal dahin zurückzukehren und zu beweisen, daß sie die öffent-

liche Wohlfahrt allen Privatbedenken vorzögen. Was die Entfernung des Ministers anlange, so würde der König vor der Entscheidung der Angelegenheit weiter überlegen, weil es ihnen nicht gefallen habe, irgend welche Anklagen gegen ihn namhaft zu machen. So schrieb Philipp, nachdem er drei Wochen zuvor dem Kardinal seine Entlassung gegeben, an seine Feinde, als ob die Angelegenheit noch in der Schwebe hinge, dem Scheine nach hoffend, durch den stolzen Ton der Autorität den Muth der widerspenstigen Edlen zurückzuschrecken und sie zur Fügsamkeit gegen seine Befehle einzuschüchtern. Sollte diese Politik gelingen, so durfte der Kardinal das Ruder der Regierung noch fortführen*).

Aber Philipp war noch nicht inne geworden, daß er mit Männern zu thun hatte, die wenig von dem an seinen castilischen Vasallen gewohnten Geist der Unterwürfigkeit besaßen. Der absprechende Ton seines Briefes erhitzte das Blut der flamändischen Herren, so daß sie auf der Stelle der Regentin die Aufwartung machten und ihre Absicht, nicht in den Rath wieder einzutreten, ankündigten. Wahrscheinlicherweise konnte die Sache hierbei nicht stehen bleiben, und Margaretha erblickte mit Schrecken die Aufregung, welche der Brief des Königs, wenn derselbe dem ganzen Adelskörper vorgelegt wäre, verursachen würde. Indem sie sich vor einem übereilten, schwer wieder gut zu machenden Schritte fürchtete, beschloß sie, daß entweder der Kardinal seine beabsichtigte Abreise ankündigen sollte, oder daß sie es an seiner Statt thun wolle. Der Versuch Philipp's war gescheitert. Deßhalb blieb dem Minister Nichts übrig, als zu erklären, daß er, da sein Bruder, der letzte Gesandte am französischen Hofe, nach Brüssel zurückgekehrt wäre, von der Regentin die Erlaubniß erhalten hätte, denselben auf

---

*) Reichliche Evidenz von Philipp's Absichten wird geliefert durch seine Depeschen an Margaretha, mit zwei Briefen an Egmont, die darin eingeschlossen waren. Diese Briefe waren ganz entgegengesetzten Inhalts, indem der eine die in Rede gekommene Anwesenheit Egmont's in Madrid erließ, der andere aber ihn dahin einlud. Margaretha sollte denjenigen abgeben, welchen sie nach Umständen für fördersam hielt. Die Herzogin war über ihres Bruders Manoeuvriren sehr beunruhigt. Sie sah, daß der Weg, den sie einschlagen mußte, nicht der Weg sei, den er vorziehen würde. Philipp kannte nicht so gut, wie sie, ihre Landsleute.

einem Besuche zu ihrer alten Mutter, die Granvelle vierzehn Jahre nicht gesehen, zu begleiten *).

Die Nachricht von dem Rücktritt des Ministers und dessen schleuniger Abreise lief wie ein Lauffeuer durchs ganze Land. Die Freude war allgemein, und die damaligen Witzlinge verdoppelten ihre Thätigkeit, indem sie ohne Ende den Minister in Schmähschriften, Spottgedichten und Karrikaturen angriffen. Die eine dieser Karrikaturen wurde ihm selbst in die Hände gespielt unter dem Vorgeben, daß es eine Petition sei. Sie stellte ihn dar als über einer Brut junger Bischöfe, die aus der Schale krochen, sitzend. Oben drüber sah man den Teufel schweben, während demselben profan die Worte in den Mund gelegt waren: „Das ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören **).“

Es war um diese Zeit, daß auf einem Bankette, worauf viele flamändische Edle anwesend waren, das Gespräch auf die geldraubenden Gewohnheiten der Aristokratie kam, wie dieß namentlich aus der Anzahl und Kleidung ihrer Bedienten ersichtlich sei. Letztere trugen der Sitte gemäß prunkende und sehr kostbare Livreen, die durch die Farbe die Familie, wozu sie gehörten, anzeigten. Granvelle hatte von dieser Art des Brüstens ein Beispiel gegeben. Man schlug vor, den Anzug

*) Thöricht scheint Granvelle darauf vertraut zu haben, daß Niemand als Margaretha um die Existenz des königlichen Briefes wüßte: „des geheimen und vom König eigenhändig geschriebenen.“ So spricht er von seinem Abgange in seinen verschiedenen Briefen wie von einer freiwilligen Reise, um seine ehrwürdige Mutter zu besuchen. Der Sekretär Perez muß gelächelt haben, als er einen an sich gerichteten Brief las, weil ein Theil der königlichen Depeschen in seiner eignen Handschrift erscheint. Auch die flamändischen Edlen scheinen — wahrscheinlich durch Armenteros, den Sekretär der Regentin — mit dem wahren Stande der Dinge bekannt gewesen zu sein. Die Sache war zu gut, als daß sie geheim bleiben konnte.

**) Unter andern Fratzen gab es eine Maskerade, worauf man den Teufel den Kardinal mit einer Geißel aus Fuchsschwänzen verfolgen sah. ,,Deinde sequebatur diabolus, equum dicti cardinalis caudis vulpinis fustigans, magna cum totius populi admiratione et scandalo. (Papiers d' Etat de Granvelle.) Der Fuchsschwanz war eine wortwitzelnde Anspielung auf Renard, der bei dem die Revolution eröffnenden Federkriege eine sehr thätige und giftige Rolle spielte. Wie man sich erinnern mag, war Renard in der Zeit der Königin Maria der kaiserliche Gesandte am englischen Hofe gewesen.

auf bescheidenerem und übereinstimmenderem Fuße einzurichten. Das Loos fiel auf Egmont, eine passende Livree nach der bei den Deutschen gebräuchlichen Art zu ersinnen. Er schlug ein dunkelgraues Kleid vor, welches anstatt der gewöhnlich von der Schulter herabhängenden aiguillettes schlichte Stücken Tuch, bestickt mit der Figur eines Kopfes und einer Narrenkappe, enthalten sollte. Der Kopf war demjenigen des Kardinals erstaunlich ähnlich und die Mütze schien, indem sie roth war, viel Aehnlichkeit mit einem Kardinalshute zu haben. Das war genug. Mit Freudengeschrei ward die Kleidung angenommen. Augenblicklich kleideten die Edlen ihr Gefolge in die neue Livree, die den Vortheil größerer Billigkeit hatte. Sie wurde das Abzeichen der Partei. Die Brüsseler Schneider konnten nicht genug Zeit finden, ihre Kunden zu befriedigen. Anstatt auf Granvelle beschränkt zu sein, trugen die Köpfe hin und wieder die Gesichter Arschot's, Arembergs oder Viglius', des Kardinals Freunden. Zuerst lachte die Herzogin über den Scherz und sandte sogar einige Stickmuster dem Philipp. Allein Granvelle sah die Sache ernster an, indem er erklärte, daß es eine Beleidigung der Regierung sei, und der König schritt ein, daß die Devise abgeschafft würde. Das war nicht leicht wegen der Ausdehnung, bis zu welcher sie angenommen worden war. Aber endlich gelang es der Margaretha, die Edlen zu überreden, daß sie eine andere, von nicht persönlicher Art nehmen sollten. Die zum Ersatz gewählte war ein Bündel Pfeile. Sogar hierin fand man eine feindliche Bedeutung, da es die Verbindung des Adels andeutete. Das soll der Ursprung des später von den sieben Vereinigten Provinzen angenommenen Wappens gewesen sein.

Den dreizehnten März 1564 verließ Granvelle Brüssel, um nie dahin zurückzukehren*). „Die Freude des Adels über seine Abreise," schreibt Einer vom Privatrathe, „war über die Maßen. Sie glichen

*) Das Datum ist in einem, vierzehn Tage nach des Kardinals Abreise von dem Prinzen von Oranien an den Landgrafen von Hessen geschriebenen Briefe angegeben. Dieses Ereigniß, so öffentlich und so offenkundig es auch war, wird dessenungeachtet mit der größten Abweichung in den Daten angegeben. Hopper, ein Freund Granvelle's, setzt das Datum von des letzteren Abreise auf Ende Mai an. Solche Widersprüche werden den Geschichtsschreiber nicht befremden.

aus der Schule herausgelassenen Knaben*)." Die drei Herren, als Mitglieder des Staatsraths, erklärten der Herzogin schriftlich, daß sie bereit wären, ihre Sitze wieder im Bureau einzunehmen, jedoch mit dem Bemerken, daß sie sich, wenn der Minister zurückkehrte, alsbald zurückziehen würden. Granvelle hatte verlauten lassen, daß seine Abwesenheit nicht von langer Dauer sein würde. Die Regentin schrieb an ihren Bruder, indem sie die Herren warm empfahl. Es würde nicht gut sein, wenn Granvelle je zurückkehrte. Sie würde von den Adeligen versichert, daß, wenn er zurückkehrte, er den Verlust seines Lebens und der König den Verlust der Niederlande riskiren würde.

Alle drei Herren schrieben an Philipp und zeigten ihm an, daß sie in den Rath zurückgekehrt wären; zugleich machten sie die ernstlichsten Betheuerungen ihrer gesetzlichen Gesinnung. Seinerseits erwiederte Philipp einem jeden gnädig; insbesondere aber dem Prinzen von Oranien, der angedeutet hatte, daß in Bezug auf ihn verläumderische Berichte einen Weg zu den königlichen Ohren gefunden hätten. Der König erklärte, daß „er nie einen Augenblick zweifeln könne, daß Wilhelm fortfahren würde, in seinem Dienste den immer bezeigten Eifer zu beweisen, und daß Niemand einen Vorwurf auf eine Person von seinem Range und auf Jemanden, den Philipp so durch und durch kannte, solle schleudern dürfen." Fast will es scheinen, als ob unter dieser glatten Sprache eine Doppelmeinung versteckt liege. Was er aber auch empfunden haben mag, so wurde doch von beiden Seiten kein Mißtrauen kundgegeben. Für die bloß auf die Oberfläche Blickenden — und diese verhielten sich zu den Uebrigen wie hundert zu eins — schien es, daß die Entfernung des Kardinals alle Schwierigkeiten beseitigt hätte, und sie hofften nun vertrauensvoll auf einen Zustand fortwährender Ruhe. Allein es gab Andere, deren Augen durch den auf der Oberfläche lie-

*) Als Hoogstraten und Brederode den Kardinal Brüssel verlassen sahen, überließen sie sich ihrem wilden Humor, indem sie ein Pferd zusammen bestiegen, so daß der eine im Sattel und der andere dem Schwanze zugekehrt saß. Auf diese Weise, und in ihre Mäntel eingemummt begleiteten sie den Reisenden die Höhen entlang eine halbe Stunde weit oder drüber. In einem Briefe an Margarethen erzählt Granvelle die Geschichte selber, doch behandelt er es als eine tollköpfische Posse junger Leute.

genden ruhigen Sonnenschein hindurch blickten. Diese sahen jetzt deutlicher, als zu der Zeit, wo die Gewässer durch den Sturm gekräuselt wurden, die darunter liegenden Felsen, an welchen das Staatsschiff später zertrümmern sollte.

Nachdem der Kardinal die Niederlande verlassen hatte, begab er sich nach Besançon auf sein Erbgut, das mit Allem ausgeschmückt war, was der Reichthum und ein gebildeter Geschmack leisten konnte. In dieser angenehmen Zurückgezogenheit fand er einen Trost an jenen Beschäftigungen, welche in früheren, vielleicht glücklicheren Tagen seine Aufmerksamkeit beschäftigt hatten *). Besonders hatte er eine Vorliebe zu der Naturkunde. Aber er war ein Freund der gelehrten Wissenschaften und zeigte in allen seinen Neigungen die Früchte einer freien Bildung. Er umgab sich mit Gelehrten und Künstlern, und nahm an den Beschäftigungen derselben ein reges Interesse. Der späterhin so berühmt gewordene Justus Lipsius war sein Sekretär. Er ermuthigte Plantin, welcher in Flandern den Ruhm der Aldi's in Venedig streitig machte. Sein edelmüthiger Schutz wurde bereitwillig dem Genie zu Theil, in welcher Form es sich auch zeigte. Ein Beweis davon, wie weit sich das erstreckte, ist, daß er in seinem ganzen Leben mehr als hundert Widmungen erhalten haben soll. Obschon gierig nach Reichthum, wollte er denselben doch nicht aufhäufen, und seine großen Einkünfte wurden freigebig auf die Stiftung von Museen, Kollegien und öffentlichen Bibliotheken verwandt. Besançon, sein Aufenthaltsort, ging bei seiner Freigebigkeit nicht am leersten aus.

So beschaffen ist das uns durch die Geschichtsschreiber entworfene Bild des Ministers in seiner Zurückgezogenheit. Seine eignen Briefe beweisen, daß er neben diesen Quellen des Vergnügens ganz und gar nicht andere von einer weniger geistigen Art verachtete. Ein kurz nach des Kardinals Ankunft in Besançon geschriebener Brief an einen Sekretär der Regentin schließt folgendermaßen: „Ich weiß, Gott wird den

*) „Quiero de aqui adelante hazerme ciego y sordo, y tractar con mis libros y negocios particulares, y dexar el público á los que tanto saben y pueden, y componerme quanto al reposo y sossiego." Papiers d' Etat de Granvelle. Eine angenehme Täuschung, so alt, wie die Zeit des Horaz: Beatus ille &.

Menschen vergelten, wie sie es verdienen. Ich habe die Zuversicht, daß er mir helfen wird, und daß ich im Stande sein werde, aus dem, was meine Feinde um mich zu Grunde zu richten beabsichtigen, Gewinn zu ziehen. Dieß ist meine Philosophie, vermittelst deren ich versuche, so vergnüglich zu leben, wie ich kann, indem ich über die Welt, ihre Verläumdungen und Leidenschaften lache."

Trotz dieser glücklichen Vereinigung des Epikuräers und Stoikers unterwarf sich der philosophische Staatsmann doch nicht so völlig zufrieden seinem Geschick, daß er die Hoffnung, sich bald wieder in Flandern mit Autorität ausgestattet zu sehen, aufgegeben hätte. „Binnen zwei Monaten," schreibt er, „können Sie erwarten, mich dort zu sehen." Mit den in Brüssel zurückgelassenen Freunden unterhielt er eine fleißige Korrespondenz und beförderte die also empfangenen Nachrichten nebst seinen Bemerkungen darüber an den Madrider Hof. Philipp suchte seinen Rath und achtete denselben sehr, so daß man glaubte, der verbannte Minister übe von dem Dunkel seiner Zurückgezogenheit noch einen bedeutenden Einfluß auf das Geschick Flanderns aus.

Eine besondere Geschichte ist mit den Papieren Granvelle's verbunden. Dieser Minister glich an Fruchtbarkeit der brieflichen Ader seinem Herrn Philipp dem Zweiten. Daß der König leidenschaftlich gern schrieb — ungeachtet er, wenn es ihm gefiel, die Last der Korrespondenz auf den andern Theil laden konnte — wird durch die Zahl der von ihm hinterlassenen Briefe bewiesen. Das Beispiel des Monarchen scheint seinen Einfluß auf seine Höflinge ausgeübt zu haben, und keine damalige Regierung wird durch einen größern Betrag geschriebener Materialien von den Händen der darin handelnden Hauptpersonen aufgehellt. Weit entfernt über Mangel an Material, darf der Geschichtsschreiber daher mit mehr Grund über einen embarras de richesse klagen.

Granvelle füllte in verschiedenen Theilen des spanischen Reiches die höchsten Posten aus, und auf einem jeden derselben: — in den Niederlanden, wo er Minister; in Neapel, wo er Vicekönig war; in Spanien, wo er die Leitung des Kabinets übernahm; und in Besançon, wohin er sich vom öffentlichen Leben zurückzog; — hinterließ er reichliche eigenhändige Denkmäler seines dasigen Aufenthalts. Dieß

war besonders der Fall mit Besançon, seiner Geburtsstadt und dem Lieblingsaufenthalte, nach welchem er zurückkehrte, um, wie er uns sagt, nach dem Bureaugetümmel die Süßigkeiten der Einsamkeit zu genießen. Doch waren letztere, um von der Zähigkeit, womit er am Geschäftsleben hing, zu schließen, für ihn nicht so süß, wie die stürmische Laufbahn des Staatsmanns.

Der Kardinal machte seine Bibliothek zu Besançon zum Aufbewahrungsplatze nicht allein seiner eignen, sondern auch der an ihn gerichteten Briefe. So niedrig auch die Personen, von denen sie kamen, sein mochten, bewahrte er sie doch alle auf, und hatte, wie Philipp, die Gewohnheit, am Rande seine eignen Betrachtungen anzumerken. Da Granvelle's persönliche und politische Beziehungen ihn mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit zusammenbrachten, so dürfen wir wohl glauben, daß die von ihm gesammelte Masse Korrespondenz ungeheuer war. Anstatt bei seinem Tode seine Manuskripte irgend einem öffentlichen Körper, der für das sorgfältige Aufheben derselben verantwortlich gewesen wäre, zu vermachen, hinterließ er sie unglücklicherweise Erben, welche den Werth derselben durchaus nicht kannten. Im Laufe der Zeit wanderten die Manuskripte in die Bodenkammer, wo sie bald für wenig besser als Makulatur geachtet werden sollten. Sie wurden von Kindern und Dienstboten entwendet und eine bedeutende Quantität wurde einem benachbarten Krämer geschickt, der bald die Korrespondenz des großen Staatsmanns in Dieten für seine Gewürze verwandelte.

Von diesem schimpflichen Schicksale wurde der Ueberrest der Korrespondenz glücklicherweise durch die edlen Bemühungen des Abtes Boissot gerettet. Dieser ausgezeichnete, gelehrte Mann war das Haupt der Benediktiner des heiligen Vincenz zu Besançon, von welcher Stadt er selbst gebürtig war. Im Verlaufe von achtzig Jahren, die seit dem Tode des Kardinals verflossen waren, waren seine Manuskripte dazu gekommen, daß sie unter verschiedene Erben vertheilt waren: von diesen willigten einige ein, ihr Eigenthum dem Abt Boissot umsonst abzutreten, während er das anderer kaufte. Auf diese Weise gelang es ihm endlich, Alles, was von der großen Sammlung noch übrig war, zusammenzubringen, und er machte es zur großen Aufgabe seiner

folgenden Lebenszeit, den Inhalt zu studiren und die verwirrte Masse Papiere nach ihrem Inhalte zu ordnen. Um seine Arbeiten zu vollenden, ließ er die so geordneten Manuskripte in zwei und achtzig Foliobände binden, indem er sie also in jene bleibende Form, die sie am besten gegen zukünftiges Unglück schützen konnte, brachte.

Der Abt lebte nicht lange genug, um der Welt Nachricht von seiner Sammlung zu geben, die bei seinem Tode nach testamentlicher Verfügung auf seine Bruderschaft von der Abtei des heiligen Vincenz überging, mit der Bedingung, daß sie auf immer der Stadt Besançon zum Gebrauche offen stehen sollte. Es mag befremden, daß, ungeachtet das Vorhandensein dieser schätzenswerthen Sammlung origineller Dokumente Gelehrten bekannt war, dieselben so selten zu ihr griffen, um sich zu belehren. Ihre abgeschlossene Lage im Herzen einer Provinz wurde vom geschichtlichen Forscher ohne Zweifel als ein ernstes Hinderniß betrachtet zu einer Zeit, wo das Publikum die Sachen allzu bereit auf Treue und Glauben hinnahm, als daß es sich viel um authentische Quellen der Belehrung gekümmert hätte. Mehr zu verwundern ist es, daß Boissot's Benediktinische Bruderschaft sich so gleichgültig über die unter ihrem Dache befindlichen Schätze bewies. Einer aus ihrer Mitte, Dom Prosper l'Evesque, machte sich in der That Boissot's Sammlung zu nutze, um der Welt seine Denkwürdigkeiten Granvelle's zu geben: ein Werk in zwei Duodezbändchen, welches, ungeachtet der dem Schreiber zu Gebote stehenden Materialien, doch nur von geringem Werthe ist, wenn man nicht hin und wieder einen Auszug aus Granvelle's eigner Korrespondenz in Anschlag bringt.

Endlich zog 1834 der Gegenstand die Aufmerksamkeit Guizot's, des damaligen französischen Ministers des öffentlichen Unterrichts, auf sich. Auf seine Veranstaltung wurde eine Kommission von fünf Gelehrten, mit dem gelehrten Weiß an der Spitze, gebildet, zum Zwecke, die Granvelle'schen Schriften zu prüfen und ihre unverzügliche Veröffentlichung zu bewirken. Sie verrichtete ihre Arbeit auf eine schnelle, sorgfältige Weise, die den aufgeklärten Veranstalter befriedigt haben muß. 1839 war die ganze Reihe Papiere einer sorgfältigen Analyse unterworfen und der für die Veröffentlichung geeignet erachtete Theil ausgewählt. Der erste Band erschien 1841, und der Präsident der

Kommission, Herr Weiß, drückte in der von ihm geschriebenen Vorrede die zuversichtliche Hoffnung aus, daß im Laufe des Jahres **1843** alle übrigen Schriften der Presse würden übergeben sein. Allein diese Erwartungen sind nicht in Erfüllung gegangen. **1854** waren erst neun Bände erschienen. Wie weit die Veröffentlichung seitdem vorgerückt ist, weiß ich nicht.

Die Papiers d'Etat enthalten außer Granvelle's eignen Briefen einen großen Vorrath geschichtlichen Materials, wie: offizieller Dokumente, Staatsakten und diplomatischer Korrespondenz fremder Minister, zum Beispiel derjenigen Renard's, der in unserer Darstellung so oft angezogen ist. Daneben gibt es zahlreiche Briefe sowohl Philipp's wie auch Karl's des Fünften, denn die ersten Bände umfassen die Zeiten des Kaisers. Des Ministers eigne Korrespondenz bildet nicht den werthlosesten Theil der Sammlung. Granvelle stand so hoch im Vertrauen seines Souveräns, daß er, wenn auch nicht selber mit der Leitung der Angelegenheiten betraut, doch vom König beständig über die beste Art, sie zu leiten, befragt wurde. Sein Geschick war von dem sehr vieler Minister verschieden, da er seinen Einfluß noch forterhielt, als er seinen Platz schon verloren hatte. Auf diese Weise gab es nur wenige irgendwie wichtige Verrichtungen, an denen direkt oder indirekt Theil zu nehmen er nicht aufgefordert worden wäre. Und seine Briefe dienen dem Geschichtsforscher als Leitfaden durch mehr denn eine verwickelte Negotiation hindurch, indem sie die wirklichen Beweggründe der darein verflochtenen Betheiligten enthüllen.

Granvelle stand zu den hervorragendsten Personen seiner Zeit in so innigen Beziehungen, daß seine Korrespondenz gewissermaßen zum Spiegel des Zeitalters wird, der den Stand der Meinung über die leitenden Tagesfragen wiederstrahlt. Aus dem nämlichen Grunde ist sie voll von Stoff eines persönlichen, wie auch politischen Interesses, während die Tragweite ihres Bezugs, weit davon entfernt, sich auf Spanien zu beschränken, vielmehr die meisten Staaten Europa's, mit denen Spanien in Verkehr stand, begreift. Die französische Regierung hat einen guten Dienst geleistet, als sie ein Werk veröffentlichte, das so viel zur Aufhellung der Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts enthält. Der Herausgeber, Herr Weiß, hat seine Arbeit nach Grund-

sätzen verrichtet, wovon jeder Herausgeber geleitet sein sollte: weit entfernt, sein Amt zu verherrlichen, indem er sich unvernünftig der Aufmerksamkeit des Lesers aufgedrängt hätte, hat er vielmehr gesucht, bloß die dunklen Stellen des Textes zu erklären und hin und wieder Anmerkungen in Betreff der schreibenden Personen zu geben, so daß der Leser in den Stand gesetzt wird, ihre Korrespondenz zu verstehen.

Achtes Kapitel.

Die von den Herren geforderten Veränderungen.

Politik Philipp's. — Das Uebergewicht der Edlen. — Die Verlegenheit der Regentin. — Egmont wird nach Spanien geschickt.

1564—1565.

Wir sind jetzt in der Geschichte der Revolution bei der Epoche angelangt, wo die Gemüther der Nation völlig erregt und der König gezwungen worden war, seinen unbeliebten Minister zurückzuziehen, um die Zügel der Regierung in die Hand des Adels zu legen. Ehe wir weiter gehen, wird es gut sein, das Feld kurz zu überblicken, auf daß wir die Verhältnisse, in welchen die Parteien im Anfange des Streites zu einander standen, besser begreifen mögen.

In einem zwei Jahre nach dieser Zeit geschriebenen Briefe Philipp's an seine Schwester, die Regentin, sagt dieser: „Ich habe nie etwas Anderes, als das Wohl meiner Unterthanen, im Auge gehabt. In Allem, was ich gethan, trat ich bloß in die Fußtapfen meines Vaters, unter dem zufrieden und glücklich gelebt zu haben, das Volk der Niederlande zugeben muß. Was hinsichtlich der Inquisition die Leute auch sagen mögen, so habe ich doch nie etwas Neues angestrebt. In Anbetracht der Edikte bin ich immer im katholischen Glauben zu leben und zu sterben entschlossen gewesen. Ich konnte nicht zufrieden sein, daß meine Unterthanen anders thäten. Doch sehe ich nicht ein, wie dieß

erreicht werden kann, ohne daß die Uebertreter bestraft werden. Gott weiß, wie gern ich vermieden hätte, einen Tropfen Christenblut, vor Allem das meines Volks in den Niederlanden, zu vergießen, und ich würde es als einen der glücklichsten Umstände meiner Regierung ansehen, wenn mir diese Nothwendigkeit erspart würde."

Was wir auch von der Empfindsamkeit Philipp's, oder von seiner Zärtlichkeit gegen seine flamändischen Unterthanen insbesondere, halten mögen, können wir doch nicht läugnen, daß die von ihm bisher befolgte Politik wesentlich die seines Vaters war. Indeß lebte sein Vater geliebt und starb von den Flamändern beklagt, während Philipp's Verfahren vom ersten Anfange an bloß auf Haß und Widerstand stieß. Eine kurze Betrachtung wird uns die Gründe dieser verschiedenen Ergebnisse zeigen.

Sowohl Karl als Philipp traten auf als die großen Verfechter des Katholizismus. Allein der Eifer des Kaisers war insofern durch die Vernunft gemäßigt, als er sich den Umständen anpassen konnte. Er bewies dieß sowohl in Deutschland, wie in Flandern bei mehr als einer Gelegenheit. Dagegen ließ sich Philipp auf kein Abfinden ein. Er war der unerbittliche Feind der Ketzerei. Die Verfolgung war sein einziges Heilmittel, und die Inquisition die Waffe, auf welche er vertraute. Als er seinen Fuß an die Küste seiner Heimath setzte, bestand seine erste Handlung darin, einem auto de fé beizuwohnen. Das verkündete der Welt seine Absicht und verschwisterte seinen Namen unauslöschlich mit dem des schrecklichen Tribunals.

Das freie Volk der Niederlande empfand vor der Inquisition den nämlichen Schrecken, welchen ein freies, aufgeklärtes Volk wohl heutzutage davor empfinden würde. Mit einer düstern Ahnung blickte man auf das unaussprechliche Elend, das die Inquisition den eignen Herden, und auf den Ruin und die Verödung, die sie dem Lande bringen würde. Alles irgendwie damit Verbundene erschien im traurigen Lichte ihrer Befürchtungen. Die mit Blut geschriebenen Edikte Karl's des Fünften wurden um so schrecklicher, als sie die durch dieses Tribunal auszutheilenden Strafen aussprachen. Sogar die so nothwendige Maßregel der Errichtung neuer Bisthümer ward mit Mißtrauen betrachtet, indem sie wegen der den Bischöfen von Alters her zuständigen

inquisitorischen Gewalt dem Arme der Verfolgung größere Kraft zu verleihen schien. Das im Volke herrschende Gefühl wurde von jedem Neubekehrten des protestantischen Glaubens, so wie von denen, die aus Eigeninteresse die Flamme der Empörung anzufachen gedachten, genährt.

Ein anderer Grund, daß Philipp's Politik auf größeren Widerstand, als diejenige seines Nachfolgers stieß, war die in der Lage der Leute selber vorgegangene Veränderung. Unter der allgemeinen Erschlaffung des Gesetzes, oder besser der Handhabung desselben, hatte sich in den letzten Tagen Karl's des Fünften die Zahl der Reformirten in den Niederlanden sehr gemehrt. Der Calvinismus herrschte in Luxemburg, Artois, Flandern und den Frankreich zunächst gelegenen Staaten vor. Holland, Seeland und der Norden waren der auserlesene Aufenthalt der Anabaptisten. In den an Deutschland gränzenden Kreisen schwärmte es von Lutheranern; während Antwerpen, die Handelshauptstadt von Brabant und der große Sammelplatz aller Nationen, mit Sektirern jeder Art voll war. Sogar die Juden, die Zielscheibe der Verfolgung des Mittelalters, sollen daselbst unbehelligt gelebt haben. Für einen solchen Stand der Sachen war offenbar eine verschiedene Gesetzgebung, als die unter Karl dem Fünften herrschende, erforderlich. Bloß einiges schädliche Unkraut auszureißen war ganz verschieden von der Vertilgung des starken Gewächses der Ketzerei, welches jetzt in jeder Gegend das Land bedeckte.

Ein fernerer Grund der Abneigung gegen Philipp, der nicht oft genug wiederholt werden kann, war, daß er ein Fremder war. Karl war ein geborner Flamänder, und einem Landsmanne vermag man viel zu vergeben. Aber Philipp war ein Spanier, einer aus der von den Leuten der Niederlande am tiefsten verabscheuten Nation. Offenbar hätte es seine Politik sein müssen, diesen Mangel in den Augen der Einwohner zu verdecken, indem er ihre nationalen Vorurtheile in Erwägung zog und zum Schein wenigstens Zutrauen in ihre Führer setzte. Weit davon entfernt, fing Philipp damit an, daß er in Friedenszeiten eine spanische Armee auf ihre Küsten legte. Die Verwaltung übergab er den Händen eines Fremden. Und während er auf diese Weise im Innern das Nationalgefühl verwundete, bemerkte man, daß

in den königlichen Rath zu Madrid, wo die Angelegenheiten der Niederlande, wie die der übrigen Provinzen in letzter Instanz geregelt wurden, nicht ein Flamänder zugezogen wurde*). Das Publikum murrte. Die Edlen erhoben Einwendungen und Widerstand. Philipp war zum Rückzuge genöthigt. Erst machte er ein Zugeständniß, hernach ein zweites. Er zog die Truppen, rief den Minister zurück. Die Edlen triumphirten, und die Verwaltung der Niederlande ging in ihre Hände über. Man glaubte, die Wirren wären zu Ende. Sie hatten erst begonnen. Nichts war geschehen zur Lösung der großen Frage über die Rechte des Gewissens. Hierüber wich der König so weit, wie nur jemals, vom Lande ab. Das Ganze, was geschehen war, hatte bloß der freien Erörterung dieser Frage und dem blutigen, folgenden Kampfe den Weg gebahnt.

Nach der Abreise Granvelle's nahmen, wie wir sahen, die mißvergnügten Herren im Staatsrathe wieder ihre Sitze ein. Sie gaben dem Könige die ernstlichsten Versicherungen ihrer Ergebenheit, und es schien, als ob sie das Vergangene wieder dadurch gut machen wollten, daß sie sich auf außergewöhnliche Weise den öffentlichen Geschäften widmeten. Margaretha nahm dieses Entgegenkommen mit der Gesinnung auf, in welcher es geschah, und sie trug nun das früher dem Granvelle bewiesene Vertrauen im vollen Maße auf die glücklichen Rivalen desselben über**).

Es ist ergötzlich, ihre Briefe aus dieser Zeit zu lesen und dieselben mit den das vorige Jahr an Philipp geschriebenen Briefen zu vergleichen. Kaum erkennt man eine einzige Person in dem Lichte, worin sie nun dargestellt wurde. Von den Diensten der Herren, vor Allem

*) Hopper trägt kein Bedenken, dieß als die Hauptursache der Unzufriedenheit in den Niederlanden anzusehen. „Se voyans desestimez ou pour mieux dire opprimez par les Seigneurs Espaignols, qui chassant les autres hors du Conseil du Roy, participent seulz avecq iceluy, et présument de commander aux Seigneurs et Chevaliers des Pays d'embas: ny plus ni moins qu'ilz font à aultres de Milan, Naples, et Sicille; ce que eulx ne veuillans souffrir en manière que ce soit, à esté et est la vraye ou du moins la principale cause de ces maulx et altérations.“

**) Ueber diesen Punkt beklagt sich Viglius in seinen Briefen an Granvelle mit Nachdruck.

von denen des Prinzen von Oranien und Egmont's, von ihrer Hingabe an die öffentliche Wohlfahrt und an die Interessen des Souveräns kann sie nicht lobend genug sprechen. Sie bittet ihren Bruder immer wieder, er möge seine eigne Genugthuung durch die gnädigsten Briefe, die er nur schreiben kann, diesen Adeligen bezeigen. Die Zumuthung scheint bei Philipp nicht so sehr günstig aufgenommen worden zu sein. Indeß ist keine Sprache stark genug, um Margarethens Abscheu vor dem Charakter und dem Betragen ihres früheren Ministers Granvelle auszudrücken. Er war es, der so lange zwischen dem Monarchen und der Liebe seines Volkes stand. Sie kann sich nicht wohl fühlen, wenn er den Niederlanden noch so nahe bleibt. Er sollte nach Rom gesandt werden. Sie mißtraut sogar noch jetzt seinem Einflusse auf das Madrider Kabinet. Wie sie hört, spricht er unaufhörlich von der Wahrscheinlichkeit seiner schleunigen Rückkehr nach Brüssel. Das Gerücht dieser Sachen erzeugt im Lande ein großes Unbehagen. Sollte er zurückkehren dürfen, so würde das unzweifelhaft das Signal zu einem Aufstande sein. Offenbar hatte die Herzogin unter der Tyrannei Granvelle's schwer gelitten*).

Allein, trotz der zwischen Margarethen und den vornehmsten Herren bestehenden vollkommenen Harmonie, konnte man bald sehen, daß die Räder der Regierung nicht allzu sanft laufen sollten. Obschon der Kardinal fort war, gab es doch noch eine Faktion von Kardinalisten, die seine Meinungen vertrat und, wenn auch klein an Zahl, sich durch die Strenge ihrer Opposition furchtbar machte. An der Spitze derselben standen der Schaltgraf von Bairlaimont und der Präsident Viglius.

Der erstere, das Haupt des Finanzraths, war ein flamändischer Adeliger aus dem ersten Range: noch merkwürdiger durch seinen Charakter, als durch seinen Rang. Er war ein Mann von untadeliger

*) In einem vom 9. Juli 1564 datirten Briefe an Granvelle sagt letzterem Morillon von dem herzlichen Hasse, in dem er bei der Herzogin stände. Mag man ihr nun gesagt haben, daß der Minister sie zum Besten gehalten habe, oder mag es aus irgend einem andern Grunde sein: so kann sie seinen Namen nicht hören, ohne ihre Farbe zu wechseln.

Digitized by Google

Rechtschaffenheit, fest in seiner Hingebung sowohl an die Kirche wie an die Krone, mit einem entschlossenen Muthe, der, weil er auf Prinzipien fußte, unerschütterlich war.

Sein Beihelfer Viglius war ein hervorragender Jurist, ein fähiger Schriftsteller, ein umsichtiger Staatsmann. Vom Kaiser war er oft in öffentlichen Angelegenheiten gebraucht worden, und hätte dieselben mit einem beinahe am Furchtsamkeit streifenden Grade von Vorsicht geführt. Er war der persönliche Freund Granvelle's, hatte die Ansichten desselben angenommen und führte mit demselben einen beständigen Briefwechsel, der zu unsern besten Unterrichtsquellen gehört. In seinen Gewohnheiten war er nüchtern und mäßig, und gab zu keiner Bekritelung Anlaß, wie es jener Minister durch sein Brüsten und sein ausschweifendes Leben that. Aber, wegen der Amtsmacht, womit er bekleidet war, und wegen der verbissenen Hartnäckigkeit, womit er an seinen Zwecken hing, war er fast eben so fürchterlich. Er versah das hohe Amt eines Präsidenten sowohl im Privatrathe, wie im Staatsrathe, und war auch Aufbewahrer des großen Siegels. Augenscheinlich stand es also in seiner Macht, dem Vornehmen der gegenüberstehenden Partei eine große Hemmung entgegen zu setzen. Daß er sie aber auf diese Weise oft hemmte, wird durch wiederholte Klagen der Herzogin bestätigt. „Der Präsident," erzählt sie ihrem Bruder, „läßt mich durch die Art, wie er meine Maßregeln durchkreuzt, die Qualen der Hölle ausstehen." Seine eigentliche Absicht, wie diejenige Granvelle's und ihrer Anhänger, sagt sie bei einer andern Gelegenheit, ist, das Land in Unordnung zu versetzen. Sie würden ihre Rechnung dabei finden, wenn sie im Trüben fischen könnten. Sie fürchteten einen ruhigen Zustand, weil derselbe Gelegenheit böte, ihre verdorbenen Praktiken in der Regierung aufzudecken.

Diesen allgemein gehaltenen Beschuldigungen des Uebelthuns fügte die Herzogin andere eines ziemlich gemeinen Unterschleifs hinzu. Viglius, der zu dem Zwecke in den Priesterstand eingetreten wäre, sei Prevost der Kirche St. Bavon. Margaretha beschuldigte ihn, daß er die kostbaren Tapezereien, das Silbergeschirr, die Tuche, die Juwelen und sogar bedeutende, der Kirche zugehörige Summen Geldes ent-

wendet habe. Sie hob die Unschicklichkeit hervor, wenn ein solcher Mensch einen Posten in der Regierung bekleiden dürfte.

Auch der Präsident blieb seinerseits nicht still, sondern gab in vollem Maße in seiner Korrespondenz mit Granvelle seinen Feinden ähnliche Beschuldigungen zurück. Er bezichtigt die großen Adeligen geradezu der Simonie und der Erpressung. Sowohl geistliche, wie weltliche Stellen würden auf eine schamlose Weise zum Verkauf ausgeboten und dem höchsten Bieter überlassen. Indem die bankrotten Adeligen auf diese Art die leergewordenen Stellen an ihre Gläubiger vergäben, bezahlten sie ihre Schulden. Auch seien, gibt er zu verstehen, die Hände der Regentin nicht rein von dem Flecken dieser Vorgänge. Ferner klagt er die Herren an, daß sie ihre Autorität dazu gebrauchten, um beständig sich in den Lauf der Gerechtigkeit zu mischen. Sie hätten über Margaretha ein schrankenloses Uebergewicht erlangt und behandelten sie mit einer Zuvorkommenheit, welche, fügt er hinzu, „stets sicher ist, das weibliche Geschlecht zu fesseln." Sie stehe ganz besonders unter dem Einflusse ihres Sekretärs Armenteros, eines Geschöpfs der Adeligen, der seine Stellung dazu benutzte, um seine eignen Koffer auf Kosten des Staatsschatzes zu füllen*). Was ihn selbst anlange, so stehe er wegen seines Widerstandes gegen diese ungesetzlichen Verfahrungsweisen in solcher Ungunst, daß ihn die Herzogin so viel als möglich von der Leitung der Geschäfte ausschließe und ihn mit unbemäntelter Kälte behandle. Nichts, als sein Wunsch, seine Schuldigkeit zu thun, würde ihn bewegen, einen Tag länger auf einem solchen Posten zu bleiben, von welchem er gern durch seinen Souverän abberufen werden möchte.

Der Präsident scheint nie direkt an Philipp geschrieben zu haben. Das würde, sagte er, ihn bloß dem Verdachte und den Kabalen seiner

*) Die Erpressungen von Margarethens Sekretär, der in ihrem Dienste ein Vermögen von siebenzig tausend Dukaten aufgehäuft haben sollte, bewogen das Volk, ihn, anstatt Armenteros, mit einem Wortspiel Argenterios zu nennen. Dieses skandalöse Stück wird für das königliche Ohr in einem Briefe an einen der königlichen Sekretäre von Fray Lorenzo de Villacancio, von welchem ich anderwärts einen vollständigen Bericht geben werde, mitgetheilt.

Feinde aussetzen. Der behutsame Staatsmann ließ sich durch das Schicksal Granvelle's gewarnt sein. Aber, da alle seine Briefe an den verbannten Minister an Philipp befördert wurden, so hatte der Monarch mit den ihm von seiner Schwester vorliegenden Depeschen hinreichende Mittel, beide Seiten des Gemäldes zu betrachten, und zu sehen, daß, welcher Partei er auch die Regierung anvertraute, doch damit den Interessen des Landes wahrscheinlich nur wenig gedient sei. Hätte sein Vater, der Kaiser, auf dem Throne gesessen, so würde eine solche Kenntniß nicht vier und zwanzig Stunden in seinem Besitz geblieben sein, ohne daß er auf dem Wege nach den Niederlanden gewesen wäre. Aber Philipp besaß ein trägeres Wesen. Zwar war er einer großen passiven Anstrengung, einer unglaublichen Abmühung im Kabinet fähig und wollte, wie es hieß, der Christenheit von seinem Palaste aus Gesetze vorschreiben. Aber, ehe er sich den Fährlichkeiten einer Reise aussetzte, riskirte er, so schien es, lieber den Verlust der schönsten seiner Provinzen*).

Doch ermuthigte er schriftlich seine Schwester mit der Aussicht eines Besuchs des Landes, sobald als er von einem Kriege, in dem er mit den Türken begriffen war, abkommen könnte. Zugleich bat er sie, ihm fernere Einzelheiten über die üble Führung des Viglius zu senden,

---

*) Granvelle betrachtete einen solchen Schritt als das einzige wirksame Mittel gegen die Unordnung in den Niederlanden. In einem merkwürdigen Briefe an Philipp, vom 20. Juli 1565, gibt er eine Ansicht von der Weise, wie die Regierung geführt wurde, so daß sein Herr sich wohl beunruhigt fühlen konnte. Die Gerechtigkeit und die Religion stehen in der tiefsten Ebbe. Ueber die öffentlichen Aemter wird durch Privatverkauf verfügt. Die Rathsglieder erlauben sich bei ihren Erörterungen von Religionspunkten die größte Freiheit. Es ist deutlich, daß einigen von ihnen das Augsburger Glaubensbekenntniß annehmbar scheinen würde. Die Wahrheit darf nie die Ohren des Königs erreichen, da die nach Madrid geschickten Briefe geschrieben werden, wie sie für die Mehrzahl des Rathes passen und ohne daß sie das Land in ein ungünstiges Licht stellen. Viglius scheut sich zu schreiben. Am Hofe, sagt er, gibt es Spione, die seine Korrespondenz verrathen würden, und das möchte ihm das Leben kosten. Schließlich dringt Granvelle in den König, in eigner Person und mit genug Gelde, um zu seiner Unterstützung ein Heer zu besolden, zu kommen.

und drückte die Hoffnung aus, daß ein Mittel, seine Opposition zum Schweigen zu bringen, gefunden werden möchte.

Es ist heutzutage nicht leicht, die beiden feindlichen Parteien mit unparteiischer Waage zu wiegen, um über die Gerechtigkeit dieser gegenseitigen Anklagen zu entscheiden und jeder derselben den billigen Antheil Verantwortlichkeit an der Mißleitung der Regierung zukommen zu lassen. Daß letztere übel geführt wurde, ist sicher. Daß die Stellen zum Kauf ausgeboten wurden, ist unläugbar, denn die Herzogin erörtert in einem Briefe an ihren Bruder freimüthig den Nutzen davon. Dieß reinigt den Vorgang wenigstens vom Vorwurfe der Verheimlichung. Der Konflikt des Staatsrathes mit den beiden übrigen Räthen führte zu Unordnungen, da im Privatrathe, dem die Entscheidung von Rechtssachen zustand, durchgegangene Dekrete häufig durch die vom Staatsrathe bewilligten Amnestien und Begnadigungen vereitelt wurden. Die Adeligen machten geltend, es sei, um dieß abzustellen, nöthig, daß die Verordnungen der andern Räthe der Durchsicht des Staatsrathes unterbreitet würden, mit einem Wort, daß man in diesem letzten Körper die ganze Autorität der Regierung konzentriren müßte. Der hauptsächlich aus der großen Aristokratie zusammengesetzte Staatsrath blickte verächtlich auf jene untergeordneten Räthe herab, die meistentheils aus Männern niederen Standes, welche für ihre Erhebung zu Amt und Würden die Interessen der Krone zu vertreten verpflichtet waren, bestanden. Sie hätten gern die Verwaltung des Landes in die Hände einer aus dem großen flandrischen Adel gebildeten Oligarchie gelegt. Dieß wäre der Bruch mit jenem von Karl dem Fünften eingerichteten Systeme gewesen, das um der größeren Schnelligkeit der Arbeiten willen die Verwaltung in verschiedene Zweige getheilt hatte. Kurz es wäre in der Konstitution des Landes eine solche Veränderung gewesen, daß dieselbe an sich selbst einer Revolution gleichgekommen sein würde.

Bei dem oben beschriebenen Stande der Dinge machte die Reformation im Lande reißende Fortschritte. Wie schon angedeutet, blieb der Adel im Ganzen der römisch-katholischen Kirche treu. Indeß kehrten viele aus dem jüngeren Adel, die zu Genf erzogen worden waren, zurück mit einer ketzerischen Färbung der Lehren aus der Schule Cal-

vin's*). Aber, ob katholisch oder protestantisch, sah doch die flämische Aristokratie mit Mißtrauen auf das Verfolgungssystem, und hegte vor der Inquisition den nämlichen Abscheu, wie die große Masse des Volkes. Es war für die Reformation in den Niederlanden günstig, daß sie von vornherein sogar die Unterstützung der Katholiken, welche der Inquisition als einem Angriffe auf ihre Freiheiten widerstanden, erhielt.

Unter der schlaffen Handhabung der Edikte waren die vor der Inquisition ins Ausland Geflohenen jetzt nach Flandern zurückgekommen. Calvinistische Prediger und Flüchtlinge von Frankreich kamen über die Gränze und betrieben emsig das Werk der Bekehrung. Aufrührerische Flugschriften wurden in Umlauf gesetzt, die die Regentin aufforderten, die geistlichen Einkünfte einzuziehen und sie nach dem Beispiele Englands zum Nutzen des Staats zu verwenden. Die Inquisition wurde fast eben so sehr zum Gegenstande der Verachtung wie des Hasses. Zwei von den Hauptbeamten schrieben an Philipp, daß sie, ohne weitere Unterstützung, von keinem Nutzen sein könnten in einer Lage, welche sie bloß der Verspottung und Gefahr aussetze. Zu Bruges und zu Brüssel drang der Pöbel in die Gefängnisse und befreite die Gefangenen. Eine schreiendere Verletzung der Gerechtigkeit fiel zu Antwerpen vor. Ein bekehrter Mönch, Namens Fabricius, der eifrig gepredigt und die neuen Lehren verbreitet hatte, wurde verhört und zum Pfahle des Scheiterhaufens verurtheilt. Auf dem Wege nach dem Hinrichtungsplatze rief ihm das Volk von den Altanen und Thorwegen zu, „Muth zu fassen und männlich bis zuletzt auszuhalten." Als das Opfer an den Pfahl gebunden war und der Scheiterhaufen angezündet wurde, ließ der Pöbel einen solchen Steinhagel auf die Angestellten fallen, daß dieselben eiligst entfliehen mußten. Aber der unglückliche, obwohl vom Feuer unversehrte Mann wurde vom Nachrichter, der im

*) Guzman de Silva, der spanische Gesandte in England, schreibt in einem aus den Niederlanden datirten Briefe diese Neigung der jüngeren Adeligen ihrer nachsichtigen Erziehung daheim und ihren Reisen ins Ausland zu. „La noblesse du pays est généralement catholique; il n'y a que les jeunes gens dont, à cause de l'éducation rélachée qu' ils ont reçue, et de leur frequentation dans les pays voisins, les principes soient un peu équivoques."

Getümmel davonkam, mit einem Dolche ins Herz gestochen. Den nächsten Morgen fand man an den öffentlichen Gebäuden mit Blut geschriebene Plakate angeschlagen, worin allen denen, die an der Hinrichtung des Fabricius Antheil genommen, Rache gedroht wurde, und ein Zeuge gegen ihn, eine Frau, entkam den Händen des Pöbels kaum mit dem Leben.

Die Nachricht dieser Vorgänge verursachte in Madrid großes Aufsehen, und Philipp forderte seine Schwester ernstlich auf, auf die Uebelthäter zu fahnden und sie zu verfolgen. Dieß war an einem Orte nicht leicht, wo selbst diejenigen, die an der Handlung keinen Theil hatten, das dazu leitende Gefühl theilten. Doch Philipp fuhr fort die Nothwendigkeit des Einschärfens der Gesetze zur Erhaltung des Glaubens als die seinem Herzen theuerste Sache hervorzuheben. Manchmal gab er auch in seinen Briefen den Namen eines verdächtigen Individuums, die gewöhnliche Kleidung desselben, dessen Gewohnheiten und Aussehen an, indem er so ins Einzelne einging, daß wir darüber erstaunt sein mögen, wenn wir die Menge Geschäfte einer wichtigeren Art, die ihn in Anspruch nahmen, bedenken. Man kann nicht zweifeln, daß Philipp in seinem Herzen ein Inquisitor war.

Doch durften die Feuer der Verfolgung nicht gänzlich schlummern. Der Geschichtsschreiber der Reformation zählt siebzehn auf, die im Laufe des Jahres 1564 mit dem Leben für ihre religiösen Meinungen büßten. Diese Zahl, obwohl bejammernswerth, ist — wenn es überhaupt die Gesammtzahl ist — klein im Vergleich mit den Tausenden, die während der vorhergehenden Regierung in dem nämlichen Zeitraum gelitten haben sollen. Sie war zu klein, um als Verfolgung von Wirkung zu sein, während der Anblick des inmitten der Flammen Hymnen singenden Märtyrers in den Zuschauern bloß einen lebendigeren Eifer und einen tieferen Haß gegen ihre Unterdrücker anfachte.

Begreiflicherweise empfanden die Finanzen die Wirkungen der allgemeinen Unordnung im Lande. Die (wie wir sahen) schon hohe öffentliche Schuld war jetzt so sehr gewachsen, daß der jährliche Ausfall in der Einnahme sich, nach der eignen Angabe der Regentin, auf sechs hunderttausend Gulden belief, und sie sah keinen andern Ausweg, das Land aus seinen Verlegenheiten herauszuwinden, als daß der König

zu Hülfe käme. Um diese Unregelmäßigkeiten zu beseitigen, bestand man auf der Zusammenberufung der Generalstaaten als des einzigen Heilmittels. Dieser Körper allein, stellte man auf, wäre ermächtigt, die erforderlichen Steuern zu bewilligen und die manchfaltigen Beschwerden der Nation abzuthun. Dennoch hatte bisher seine Gewalt in Wirklichkeit in nicht viel mehr, als im Vorschlagen der Beisteuern zur Billigung der verschiedenen Provinzen und in Remonstranzen hinsichtlich der Beschwerden der Nation bestanden. Wollte man die Generalstaaten mit der Macht diese Beschwerden abzustellen bekleiden, so hätte man ihnen gesetzgeberische Funktionen, die sie, wenn jemals, doch nur selten besessen hatten, verliehen. Dieß hieß durch das neue Gewicht, welches es dem volksthümlichen Elemente gab, die Konstitution des Landes ändern: ein Wechsel, welchen die großen Herren, die den geringeren Adel schon gänzlich zu ihrer Verfügung hatten, wahrscheinlich bald sich zu nutze gemacht haben würden*). Doch hatte sich Margaretha jetzt so gänzlich ihrem Einflusse hingegeben, daß sie, ungeachtet der offenbaren Folgen dieser Maßregeln, Philipp empfahl, sowohl die Generalstaaten zu versammeln, wie auch den Staatsrath umzuformen: und zwar einem Monarchen dieß empfahl, der mehr, als ein anderer Fürst in Europa, auf seine Autorität eifersüchtig war.

Um die vorhandenen Wirren zu vermehren, empfing man noch vom Madrider Hofe den Befehl, die Verordnungen des Tridenter Konzils in den ganzen Niederlanden zu verkünden. Dieses berühmte Konzil hatte seine lange Sitzung 1563 beendet. Die Resultate waren, wie man erwartet hatte, so, daß sie den Bruch zwischen den Protestanten und Katholiken erweiterten und die Autorität des Papstes vergrößerten oder wenigstens mehr befestigten. Ein einziges gutes Ergebniß kann man

*) Daß Granvelle die aus der Zusammenberufung der Generalstaaten hervorgehenden Konsequenzen wohl begriff, geht aus der Weise hervor, wie er von diesem Ereigniß in seiner Korrespondenz mit dem Könige wiederholt spricht. Vergleiche besonders einen Brief an Philipp, datirt bereits vom 20. August 1563, wo er seine Bemerkungen über den Gegenstand zusammenfaßt, indem er sagt: „Kurz, sie würden völlig die Regierungsform ändern, so daß für die Regentin als die Vertreterin Eurer Majestät oder für Eure Majestät selbst wenig zu thun übrig bleiben würde, weil man Sie vollständig unter Vormundschaft gestellt haben würde.“

erwähnen, nämlich: daß man für eine strengere Aufsicht über die Moral und Zucht der Geistlichkeit sorgte, — ein Umstand, der machte, daß die Verordnungen bei diesem Stande in sehr schlechtem Geruche standen.

Man hatte gehofft, daß Philipp das Beispiel Frankreichs nachahmen und die, die Macht des Papstes also erhöhenden Beschlüsse verwerfen würde. Man hatte dieß um so mehr erwartet, da der König neulich an einer Entscheidung des Papstes über die Frage des Vorrangs der castilischen und französischen Gesandten an seinem Hofe großes Aergerniß genommen hatte. Dieser lange schon schwebende, delikate Gegenstand war endlich von Pius dem Fünften, — der es wohl für politischer hielt, einen unbeständigen Verbündeten zu sichern, als einen festen zu belohnen — zu Gunsten Frankreichs entschieden worden. Die Entscheidung verletzte Philipp im Innersten. Er zog auf der Stelle seinen Gesandten von Rom zurück, und weigerte sich, einen Gesandten von Seiner Heiligkeit zu empfangen. Es nahm den Anschein, als ob zwischen den beiden Theilen ein ernster Bruch eintreten wollte. Aber es lag nicht im Wesen Philipp's, lange mit dem römischen Hofe zu hadern. In einem Briefe an die Herzogin von Parma vom 6. August 1564 gab er deutlich zu erkennen, daß er in Sachen des Glaubens zu aller Zeit seine Privatmeinungen der öffentlichen Wohlfahrt zu opfern bereit sei. In der Folge verordnete er, daß die Beschlüsse des Tridenter Konzils in seinen ganzen Landen als Gesetz angenommen würden, und sagte, daß er mit den Niederlanden keine Ausnahme machen könnte, wenn er mit Spanien keine solche machte.

Die Verkündigung der Dekrete wurde, wie man erwartet hatte, mit allgemeiner Unzufriedenheit aufgenommen. Die Geistlichkeit beschwerte sich über die Einmischung in ihre Immunitäten. Die Männer von Brabant stellten sich mannhaft auf den Boden der verbrieften, ihnen von der „Joyeuse Entrée“ verbürgten Rechte. Und das Volk widerstand den Dekreten allgemein, indem es dieselben in eine dunkle Verbindung mit der Inquisition brachte; während man, wie es gewöhnlich geschah, wenn es sich um Unheil handelte, laut über Granvelle als den Anstifter davon schrie.

Bei der ungünstigen Lage der Dinge beschloß man im Staatsrathe, Jemanden nach Madrid zu senden, damit er dort dem Könige

die Beschwerden der Nation vorlege und ihm unterbreite, was nach der Meinung des Raths das wirksamste Heilmittel sein würde. Hierzu fühlten sie sich noch mehr durch die unbefriedigende Art der königlichen Korrespondenz bewogen. Zum großen Mißvergnügen der Herren hatte Philipp kaum geruht, ihre Briefe zu beachten*). Sogar auf die ausführlichen Mittheilungen Margarethens antwortete er selten, und wenn er es that, geschah es in weitschweifigen und allgemeinen Ausdrücken, die wenig mehr enthielten, als die Nothwendigkeit, die Gerechtigkeit zu handhaben und über die Reinheit des Glaubens zu wachen.

Die für die nicht beneidenswerthe Sendung nach Madrid ausersehene Person war Egmont, dessen gesetzliche Gesinnungen und Ergebenheit gegen den katholischen Glauben ihn, so dachte man, dem Könige empfehlen konnten; während sein glänzender Ruhm, sein Rang und seine leutseligen Sitten ihn bei Hofe und bei dem Volke in Gunst bringen würden. Egmont selber war der Sendung um so weniger abhold, als er einige Privatgesuche dem Könige dringend ans Herz legen wollte.

Diese Ernennung wurde von Wilhelm warm unterstützt, da, trotz der Anstrengungen der Kardinalisten, die alten Gefühle der Eifersucht neu zu beleben, zwischen ihm und dem Grafen ein vollkommen gutes Einverständniß obgewaltet zu haben scheint. Doch glühten diese Gefühle noch im Busen der Gattinnen der beiden Edlen, wie aus dem Eifer ersichtlich war, womit sie die Frage des Vorrangs einander streitig machten. Beide waren vom höchsten Range, und da es zur Entschei-

---

*) Doch, welche Geringschätzung Philipp den Herren in dieser Beziehung auch bewiesen haben mag, so gab er namentlich Wilhelmen einen besonderen Beweis des Zutrauens. Wie ich schon anderwärts mittheilte, war des Prinzen Cuisine (Küche) auf dem ganzen Kontinente berühmt, und Philipp ersuchte ihn um seinen Chef, damit derselbe den Platz seines eignen, unlängst verstorbenen, einnähme. Aber der König scheint weniger Gewicht auf die Gewandtheit dieses Beamten, als auf seine Zuverlässigkeit zu legen: ein Punkt, der bei einem Monarchen von größerer Bedeutung ist. Das war in jenem verdächtigen Zeitalter für Wilhelm ein Kompliment, welches er, wie uns scheint, nicht hastig erwidert haben würde, indem er sein Leben in die Hände eines Koches aus den königlichen Küchen von Madrid gelegt hätte. Vergleiche Philipp's Brief in der Correspondance de Guillaume de Taciturne.

dung dieser delikaten Frage keinen Oberschiedsrichter gab, kam man schließlich überein, daß die beiden Damen, wenn sie öffentlich erschienen, Arm in Arm gehen sollten: – eine Gleichheit, welche die stolzen Frauen sorgfältig wahrten, trotz der lächerlichen Unannehmlichkeiten, denen sie hin und wieder durch enge Wege und Thürgänge ausgesetzt waren*). Hätte die Vorrangsfrage sich auf den Charakter bezogen, so würde sie leicht geordnet worden sein. Der Kummer wegen der üblen Aufführung der Anna von Sachsen drückte den Prinzen, ihren Gemahl, gerade jetzt eben so schwer, wie die Staatssorgen**).

Vor Egmont's Abreise wurde der Staatsrath zusammengerufen, um ersteren mit geeigneten Instruktionen zu versehen. Der Präsident Viglius sprach seine Meinung dahin aus, daß die Sendung überflüssig sei, und daß die großen Adeligen bloß ihre eigne Lebensweise zu bessern brauchten, wenn sie im Lande die nothwendigen Reformen hervorbringen wollten. Von der Regentin wurde Egmont beauftragt, dem Könige die bejammernswerthe Lage des Landes, die Darniederlage des öffentlichen Kredits, den Verfall der Religion und die Kundgebungen von Mißvergnügen und Ungesetzlichkeit im Volke vorzustellen. Als

*) Mit Freuden würde Margaretha den Streit geschlichtet haben, indem sie der Gräfin Egmont bei Tafel den Vorrang vor ihrer schönen Rivalin gegeben hätte. Aber sowohl Anna von Sachsen, wie ihr Haushalt widersetzten sich stark dieser Entscheidung und vielleicht auch dem Rechte der Herzogin, selbige zu treffen. „Les femmes ne se cédent en rien et se tiegnent par le bras, ingredientes pari passu et si l'on rencontre une porte trop estroicte, l'on se serre l'ung sur l'aultre pour passer égalemerit par ensamble, affin que il n'y ayt du devant ou derrière.“ Archives de la Maison d'Orange-Nassau, Supplément.

**) In Groen's Sammlung gibt es einen interessanten Brief von Wilhelm an den Onkel seines Weibes, den Kurfürsten von Sachsen, mit sonderlichen Anklagen gegen die Nichte desselben. Die zänkische Dame, scheint es, hatte die Gewohnheit, ihren Gemahl in Gesellschaft rundweg auszuschelten. Mit einiger Naivetät erklärt Wilhelm, er könne wohl privatim bis zu einem vernünftigen Grade ihre üble Laune ertragen, allein öffentlich sei sie unerträglich. Leider gab Anna ihrem Gebieter ernstere Ursache zu Ungelegenheit als die von ihrer üblen Laune herrührende, was später zu ihrer Scheidung führte. Es mag hinzugefügt werden, daß im gegenwärtigen Falle der Brief nicht abgesandt wurde: weil die Dame, die den Inhalt desselben erfahren hatte, Besserung versprach.

das wirksamste Heilmittel für diese Uebel sollte er den König angehen, selbst und zwar eilends nach Flandern zu kommen. „Wenn dieß Seine Majestät nicht für gut befindet," sagte Margaretha, „so prägen Sie ihm die Nothwendigkeit ein, daß er mir weitere Geldsummen sendet und genaue Instruktionen über den einzuschlagenden Weg gibt*)."

Der Prinz von Oranien nahm mit einem selten bewiesenen Feuer an der Debatte Theil. Es sei, sagte er, Zeit, daß der König über die Irrthümer, von denen er in Bezug auf die Niederlande beherrscht wäre, aufgeklärt würde. Die Edikte müßten gemildert werden. Bei der gegenwärtigen Stimmung sei es weder möglich, die Edikte auszuführen, noch die Inquisition aufrecht zu erhalten. Das Konzil von Trident wäre fast eben so verhaßt, auch könne man die Beschlüsse desselben nicht in den Niederlanden erzwingen, während sie an den Gränzen verworfen würden. Das Volk wolle nicht länger die Verkehrung der Gerechtigkeit und das elende Hadern der Räthe ertragen. (Der letzte Streich zielt auf den Präsidenten ab.) — Das einzige Hülfsmittel bestände in der Erweiterung des Staatsrathes und in der Verstärkung der Autorität desselben. Was ihn selbst anlangte, so schloß er, so könnte er nicht begreifen, wie irgend ein Fürst das Recht des Einmischens in Sachen der Religion in die Gewissensüberzeugung seiner Unterthanen beanspruchen könnte. — Der leidenschaftliche Ton seiner Beredtsamkeit, der der gewöhnlich ruhigen Weise Wilhelm's des Stillen so entgegen war, und die Kühnheit, womit er seine Meinungen bekannte, verursachten in der Versammlung eine große Aufregung**). Diese Nacht brachte Viglius, der eigens Nachricht davon gibt, damit zu, daß er sich im Bett hin und her warf und schmerzlich über seine verlorene Stellung im

*) Die ursprünglich von Viglius ausgearbeiteten Instruktionen wurden, auf den Rath des Prinzen von Oranien, in der Folge von seinem Freunde Hopper umgeändert.

**) Burgundius legt Wilhelmen bei dieser Gelegenheit ein schönes Deklamationsstück in den Mund, worin er von der Zeit Konstantins des Großen herab die Geschichte der Ketzerei beleuchtet. Man kann diese Entfaltung einer Schulknabenbildung, die der männlichen Einfachheit des Prinzen von Oranien so unähnlich sieht, unter jene schönen Dinge zählen, welche billigermaßen eher dem Geschichtsschreiber, als dem Helden zur Ehre gereichen.

Rath brütete, ohne kaum einen Einzigen zur Unterstützung in dem Kampfe, den er nicht nur mit den Edlen, sondern mit der Regentin selbst führen mußte, zu haben. Während er sich am folgenden Morgen ankleidete, ward er vom Schlage gerührt und theilweise des Gebrauchs sowohl seiner Sprache, wie seiner Gliedmaßen beraubt. Einige Zeit verfloß, ehe er im Bureau seinen Platz wieder einnehmen konnte. Hierin wurde er warm von Margarethen unterstützt, die, indem sie des Präsidenten Unfähigkeit geltend machte und von seiner Lage in keiner Hinsicht gerührt war, eifrig in ihren Bruder drang, denselben für seine Missethaten zur Verantwortung zu ziehen, besonders aber wegen seines Unterschlags von Kirchenvermögen *).

Philipp, der jeden unmittelbaren Verkehr mit seinen flamändischen Unterthanen gescheut zu haben scheint, war dem entgegen gewesen, daß Egmont oder irgend ein anderer Abgeordneter nach Madrid gesandt werden sollte. Als er erfuhr, daß die Sendung endlich festgesetzt sei, schrieb er Margarethen, daß er beschlossen habe, den Grafen gnädig zu empfangen und ihm kein Mißfallen über das Betragen der Herren zu bezeigen. Daß jedoch die Reise nicht ohne Gefahr war, kann man von einem uns erhalten gebliebenen Dokumente abnehmen. Es ist von einer Anzahl persönlicher Freunde Egmont's unterzeichnet, wovon ein jeder seine Unterschrift mit seinem eignen Blut schrieb. In diesem Schriftstücke verpfänden die Betheiligten ihr Wort als wahre Ritter und Edelmänner, daß sie, wenn dem Grafen Egmont während seiner Abwesenheit irgend ein Leides angethan werden sollte, am Kardinal Granvelle, oder wer immer der Urheber davon sein möge, reichlich Rache nehmen wollen. Bei den Flamändern jedes Standes scheint der Kardinal die Personifikation des Bösen gewesen zu sein. Dieß Aktenstück, welches bei der Gräfin Egmont niedergelegt wurde, war mit den Namen von sieben Edlen unterzeichnet, wovon die meisten in den nachherigen Unruhen der Niederlande hervorragten. Man sollte

*) „Elle conseille au Roi d'ordonner à Viglius de rendre ses comptes, et de restituer les meubles de neuf maisons de sa prévôté de Saint-Bavon, qu' il a dépouillées." Correspondance de Philippe II.

glauben, daß ein solches Schriftstück der Gemahlin, an die es gerichtet war, eher Schrecken als Beruhigung einflößen konnte.

Anfangs Januar trat Egmont seine Reise an. Eine Strecke Weges wurde er von einer Anzahl Freunde begleitet, die ihm zu Cambray ein glänzendes Mahl gaben. Unter denselben war der Erzbischof von Cambray, ein Prälat, der sich durch seinen bei der Verfolgung der Reformatoren bewiesenen Eifer unbeliebt gemacht hatte. Wie der Weinpokal fleißig die Runde machte, hatten einige der jüngeren Gäste ihren Spaß daran, dem Prälaten häufig zuzutrinken, und suchten ihn zu einem größeren Grade von Fröhlichkeit zu verleiten, als sich für seinen Stand irgendwie paßte. Als er am Ende sich weigerte, Bescheid zu thun, begann man auf ihn zu sticheln und einer der Schmausenden, aufgebracht durch des Erzbischofs Antwort, würde diesem eine silberne Schüssel an den Kopf geworfen haben, hätte Egmont ihm nicht den Arm gehalten. Einem Andern aus der Gesellschaft gelang es, dem Prälaten die Kopfbedeckung herunterzuschlagen; und es entspann sich eine tumultuöse Scene, aus welcher der Prälat nur mit Mühe von dem nüchternern und besonnenern Theile der Gesellschaft herausgezogen wurde. Die ganze, für Egmont höchst ärgerliche Sache ist bezeichnend für das Land zu dieser Zeit: da denn, wie wir in der früheren Geschichte der Revolution oft finden, Sachen von der höchsten Wichtigkeit beim Gelage abgemacht wurden.

Egmont's Empfang in Madrid war von der schmeichelhaftesten Art. Philipp's Betragen gegen seinen großen Vasallen war durch ungewöhnliche Huld gekennzeichnet; und die Höflinge, die leicht die Stimmung ihres Souveräns annahmen, eiferten mit einander in Aufmerksamkeiten gegen den Mann, von dessen Tapferkeit man sagen konnte, daß sie Spanien die großen Siege von Gravelines und St. Quentin gewonnen habe. Kurz, Egmont, dessen stattliches Aeußere und dessen edle Haltung seinem Ruhme noch einen erhöhten Glanz gaben, war während seines mehrwöchentlichen Aufenthalts zu Madrid der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Wegen der schmeichelhaften Aufmerksamkeiten, welche der castilische Hof dem Repräsentanten der Niederlande auf diese Weise schenkte, schien es, als ob er bereit sei, seine Politik zu ändern.

Während seines Bleibens ward Egmont zu mehreren Audienzen zugelassen, worin er dem Monarchen die das Land bedrängenden Uebel und die zu ihrer Abhülfe vorgeschlagenen Maßregeln auseinandersetzte. Als die beiden wirksamsten empfahl er ihm dringend an, die Edikte zu mildern und den Staatsrath neu zu gestalten*). Mit vieler Huld hörte Philipp den Rathschlägen des flamändischen Edlen zu, und, wenn er auch nicht beifällig zustimmte, ließ er sich doch nichts Gegentheiliges merken, ausgenommen, daß er den Grafen seines Willens versicherte, die Unverletzlichkeit des katholischen Glaubens aufrecht zu erhalten. Dem Egmont persönlich bezeigte er die größte Nachsicht und des Grafen Privatgesuche schlugen so günstig aus, wie er es nur erwartet haben konnte. Aber eine merkwürdige Anekdote aus dieser Zeit beweist, daß Philipp bei all' seiner Huld doch nicht um einen Schritt von dem immer eingenommenen Boden zurückgewichen war.

Nicht lange nach Egmont's Ankunft berief Philipp privatim eine Zusammenkunft der hervorragendsten Theologen der Hauptstadt. Diesem Conclave theilte er in Kürze den Zustand der Niederlande und deren Verlangen nach dem Genusse der Gewissensfreiheit in Religionssachen mit. Schließlich befragte er seine Zuhörerschaft über ihre Meinung über den Punkt. Die ehrwürdige Versammlung, die ohne Zweifel voraussetzte, daß der König bloß ihre Gutheißung, um sich aus den Schwierigkeiten seiner Lage herauszuwinden, brauche, gab die Antwort, „daß, in Anbetracht der kritischen Lage von Flandern und, wenn verhindert, der drohenden Gefahr seiner Ungesetzlichkeit gegen die Krone und des gänzlichen Abfalls von der Kirche, er gerechtfertigt sein würde, wenn er den Leuten die Freiheit gäbe, Gott nach ihrer Weise zu verehren.“ Darauf versetzte Philipp finster, „er habe sie berufen, um zu erfahren, nicht, ob er dieß den Flamändern erlauben dürfe, sondern

*) Wenn wir Morillon's Bericht an Granvelle trauen dürfen, stellte Egmont vor Einigen, die ihn dessen anklagten, in Abrede, daß er Philipp die Milderung der Edikte anempfohlen habe. Aber Morillon war zu sehr ein Schwätzer, als daß er für die beste Autorität gelten konnte, und da dieß verstandenermaßen einer der Zwecke von des Grafen Sendung sein sollte, so wird man dem letzteren nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man der allgemeinen Meinung beitritt, daß er sich seines Auftrags entledigte.

ob er es m ü ß t e." Als das schmiegsame Conclave herausfand, daß es seinen Wink mißverstanden hatte, gab es eine schnelle Verneinung; worauf sich Philipp vor dem Kruzifix auf den Boden warf und ausrief: „Du Herrscher aller Dinge, ich flehe Deine göttliche Majestät an, daß Du mich immer bei dem Willen, den ich jetzt habe, erhalten mögest, damit ich niemals mir erlaube, der Herr derer zu sein oder zu heißen, welche Dich als ihren Herrn verwerfen." — Die Geschichte ward Strada, dem sie erzählenden Geschichtsschreiber, von einem Mitgliede der (über den frommen Eifer des Monarchen mit Bewunderung erfüllten) Versammlung mitgetheilt! Von diesem Augenblicke an war das Urtel der Niederlande besiegelt.

Doch kannte Egmont so wenig von dem wahren Stande der Dinge, daß er sich den frohsten Vorhersagungen für die Zukunft überließ. Sein freies, herzliches Wesen entsprach gern diesen freundlichen, ihm zu Theil werdenden Kundgebungen, und seine Eitelkeit fühlte sich durch die ihm allgemein dargebrachte Huldigung geschmeichelt. Beim Verlassen des Landes machte er den königlichen Residenzen Segovia und Escorial einen Besuch; dieß prächtige, von Philipp schon begonnene Gebäude fuhr fort, von seiner übrigen Regierung mehr oder minder Zeit wegzunehmen. In einem an den König gerichteten Briefe erklärt sich Egmont über das, was er an beiden Plätzen gesehen hat, aufs Höchste entzückt, und versichert seinen Souverän, daß er nach Flandern als der zufriedenste Mann von der Welt zurückkehrt.

Als er daselbst Anfangs April 1565 anlangte, rühmte der Graf laut die freundliche Stimmung des castilischen Hofes gegen die Niederlande. Egmont's Landsleute — bloß Wilhelm von Oranien und einige Leute von kälterem Urtheil ausgenommen — gaben sich leicht dem nämlichen Traume sanguinischer Hoffnung hin und wiegten sich in dem Glauben, daß zu Madrid eine neue Politik die Oberhand gewinnen, und daß von nun an ihr Land unter den Segnungen religiöser Duldung gedeihen werde. — Es war eine angenehme Täuschung, die nicht lange dauern sollte.

Neuntes Kapitel.

Philipp's Unbeugsamkeit.

Philipp's Falschheit. — Sein Hinausschieben. — Die Depeschen von Segovia. — Ihre Wirkung auf das Land. — Der Kompromiß. — Oranien und Egmont.

1565, 1566.

Kurz nach Egmont's Rückkehr nach Brüssel berief Margaretha eine Versammlung des Staatsraths, worin die vom Gesandten aus Madrid überbrachten versiegelten Depeschen geöffnet und gelesen wurden. Sie begannen mit der Schilderung von des Grafen Benehmen in so schmeichelhaften Ausdrücken, daß die Mission dem Könige angenehm gewesen zu sein schien. Dann folgte eine stark ausgedrückte und hinlänglich in Erstaunen setzende Erklärung. „Ich wollte eher hundert tausend Leben verlieren," sagte der König, „als eine einzige Veränderung in Religionssachen erlauben." Indessen empfahl er eine Kommission, bestehend aus drei Bischöfen nebst einer Anzahl Juristen, zu ernennen, die mit den Gliedern des Rathes über die beste Art, das Volk (namentlich in religiösen Dingen) zu unterrichten, berathen sollte. Ferner würde es gut sein, einige geheime Weisen an die Stelle der öffentlichen Hinrichtungen zu setzen, die jetzt den Ketzer in den Stand setzten, sich den Ruhm des Märtyrerthums zuzulegen und dabei auf das Volk einen nachtheiligen Eindruck auszuüben. Keine weitere Erwähnung wurde in Bezug auf die dringenden Uebelstände der Nation gethan, obschon Philipp in einem zu gleicher Zeit an die Herzogin gerichteten Briefe sagte, hinsichtlich des Staatsrathes, wo die vorgeschlagene Veränderung wahrscheinlich von Nachtheilen begleitet sein würde, habe er keine Entscheidung getroffen.

Das war denn das Ergebniß von Egmont's Sendung nach Madrid! Das der so gepriesene Wechsel in der Politik Philipp's! „Der Graf ist von der spanischen List zum Narren gehalten worden," rief der Prinz von Oranien aus. Es war nur zu wahr, und Egmont empfand

es bitter, als er sah, wie lächerlich er sich gemacht hatte durch den zuversichtlichen Ton, womit er von den freundlichen Gesinnungen des Hofes sprach, und durch das Verdienst, das er sich selbst beilegte, weil er diese Gesinnungen befördert habe.

Größere Aufregung wurde unter dem Volke hervorgebracht, denn die Erwartungen desselben waren viel sanguinischer gewesen, als die Wilhelm's und der Wenigen, die, gleich ihm, den Charakter Philipp's zu gut kannten, als daß sie in die Versprechungen Egmont's großes Zutrauen gesetzt hätten. Man schrie laut über des Königs Falschheit, und klagte den Gesandten an, daß er mehr Rücksicht auf seine Privatinteressen als auf diejenigen des Publikums genommen habe. Dieser Vorwurf berührte die Ehre jenes Edelmanns, der sich bitter beklagte, daß es ein Kunstgriff Philipp's sei, um sein Ansehen bei seinen Landsleuten zu vernichten; und um so besser seine gute Gesinnung zu beweisen, sprach er seine Absicht aus, sogleich alle von der Regierung empfangenen Aemter aufzugeben.

Nach einer zeitweiligen Pause wurde jetzt wieder der Verfolgungsgeist wach. Aber überall waren die Inquisitoren Beleidigungen ausgesetzt und trafen, wie früher, auf Widerstand. Um die Ansteckung des Beispiels zu vermeiden, gingen jetzt die Hinrichtungen geheim in den Gefängnissen vor sich*). Allein das also mit dem Schleier des Geheimnisses umgebene Geschick des Dulders erzeugte nur noch einen größeren Abscheu. Täglich liefen bei der Regierung Klagen ein von den Staaten, Obrigkeiten und vom Volke, worin die Verfolgungen, denen man ausgesetzt war, angezeigt wurden. Spione, hieß es darin, wären in jedem Hause, um die Blicke, Worte und Geberden zu überwachen. Kein Mensch sei sicher in seiner Person oder in seinem Eigenthum.

---

*) „Und überall wurden große Anstrengungen zur Befreiung der Gefangenen gemacht, sobald als es bekannt wurde, wie sie insgeheim in den Gefängnissen abgethan würden: denn, indem die Inquisitoren nicht länger sie zur öffentlichen Hinrichtung zu führen wagten, wurde jetzt diese neue Methode des Abthuns, welche der König selbst angeordnet hatte, in Ausübung gesetzt, und sie geschah gewöhnlich folgendermaßen: Man band der verurtheilten Person den Nacken mit den Hacken zusammen, warf sie dann in eine Wasserkufe und ließ sie daselbst liegen, bis sie erstickt war.“ Brandt, die Reformation in den Niederlanden.

Das Publikum ächzte unter einer unerträglichen Sklaverei. Mittlerweile waren die Hugenottischen Emissäre so thätig, wie nur je, um ihre Lehren auszubreiten, und in das Werk der Reform mischte sich das Werk der Revolution.

Die Regentin fühlte diese Gefahr dieses Standes der Dinge und ihre Ohnmacht, ihn zu ändern. Sie that, was sie konnte, ihn Philipp freimüthig auseinanderzusetzen, indem sie ihn zugleich von Egmont's Aerger und von der allgemeinen Unzufriedenheit der Nation über die Instruktionen aus Spanien unterrichtete. Wie gewöhnlich schloß sie, indem sie ihren Bruder bat, selbst zu kommen, wenn er seine Autorität in den Niederlanden aufrecht erhalten wolle. Auf diese Mittheilungen kamen die königlichen Antworten nur selten, und wenn sie kamen, waren sie meistens weitschweifig und unbefriedigend.

„Alles geht bei Philipp," schreibt Chantonnay, der frühere Gesandte am französischen Hofe, an seinen Bruder Granvelle, — „Alles geht bei Philipp von dem einen morgigen Tage zum andern; sein einziger Entschluß ist, unentschlossen zu bleiben. Der König wird sich in den Niederlanden die Sachen so verwickeln lassen, daß, wenn er sie je besuchen sollte, er es leichter finden wird, sich dem Stande der Sachen anzubequemen, als ihn zu verbessern. Die dortigen Herren sind mehr Könige, als der König selber. Sie führen die sämmtlichen kleineren Adeligen am Gängelbande. Philipp kann sich nicht wie ein Mann benehmen. Seine einzige Absicht ist, die flamändischen Adeligen zu streicheln, so daß er der Nothwendigkeit enthoben wird, nach Flandern zu gehen."

„Es ist zu bedauern," schreibt der Sekretär Perez, „daß der König die Angelegenheiten leiten will, wie er thut, indem er bald den Rath dieses, bald jenes Mannes annimmt, manche Dinge vor denen, die er um Rath befragt, verbirgt und andere ihnen mittheilt, ohne in irgend Jemanden ein völliges Zutrauen zu setzen. Bei dieser Verfahrungsart ist es kein Wunder, wenn die Depeschen sich in ihrem Inhalte widersprechen."

Es ist ohne Zweifel wahr, daß die Verschiebung und das Mißtrauen die schwache Seite Philipp's und daß dieselben von ihren natürlichen Folgen begleitet waren. Er besaß ferner, wie wir gesehen

haben, eine angeborene Trägheit, die ihn in Madrid zurückhielt, wenn er in Brüssel sein sollte, wo sein Vater unter ähnlichen Umständen schon lange gewesen sein würde, um mit eignen Augen zu sehen, was Philipp bloß durch die Augen Anderer sah. Aber doch kann seine Politik im gegenwärtigen Falle ganz eben so sehr seiner bedächtigen Berechnung, als seinem angeborenen Wesen zugeschrieben werden. Er hatte es sich schon frühzeitig zum festen Grundsatze gemacht, seinen Unterthanen nie religiöse Duldung zuzugestehen. Dieß hatte er ziemlich klar in seinen verschiedenen Mittheilungen an die Regierung von Flandern zu verstehen gegeben. Wenn er es nicht in einer unumschränkteren und weniger zweideutigen Form ankündigte, so mochte dieß wohl von der Befürchtung herrühren, daß das bei dem gegenwärtigen reizbaren Zustande des Volks die Leidenschaften desselben entflammen würde. Wenigstens konnte das als letztes Zufluchtsmittel aufbewahrt werden. Zu gleicher Zeit hoffte er, die Niederländer durch die Stellung kalter Zurückhaltung zu ermüden, bis sie, überzeugt von der Hoffnungslosigkeit des Widerstandes, ganz und gar aufhören würden zu widerstehen. Kurz er schien mit den Niederländern umzugehen wie ein geduldiger Angler, der sich die Forelle durch ihre eignen Anstrengungen erschöpfen läßt, anstatt durch eine heftige Bewegung ihren Verlust völlig zu riskiren. Es ist klar, daß Philipp den Charakter der Niederländer, welcher so eigensinnig und entschieden wie sein eigner war, nicht kannte.

In Erwägung des natürlichen Hanges des königlichen Charakters, scheint kein Grund zu sein, den Granvelle, wie das gewöhnlich in den Niederlanden geschah, anzuklagen, daß er der Politik desselben eine Richtung gegeben habe. Indessen ist gewiß, daß bei allen großen Fragen das Urtheil des Ministers mit dem seines Herrn völlig zusammenzutreffen schien. „Wenn Eure Majestät," schreibt der Minister, „die Edikte mildert, so werden in Flandern die Sachen schlimmer, als in Frankreich, gehen." Keine Veränderung im Staatsrathe sollte erlaubt werden. Eine Zusammenkunft der Generalstaaten würde ein Unheil anrichten, welches der König noch dreißig Jahre fühlen würde! Granvelle unterhielt mit seinen Parteigängern in den Niederlanden eine fleißige Korrespondenz und schickte die daraus gezogenen Aufschlüsse

— häufig auch die ursprünglichen Briefe selbst — nach Madrid. Auf diese Weise war Philipp, vermittelst der Berichte des großen Adels auf der einen, und der Kardinalisten auf der andern Seite, in den Stand gesetzt, die Bewegungen in Flandern von den entgegengesetztesten Gesichtspunkten aus zu betrachten.

Um nach den Klagen, welche Granvelle wegen Vernachlässigung erhob, zu urtheilen, waren die Antworten des Königs auf die Briefe des Ministers etwas dürftig. Bei alledem bekennt der Kardinal, daß er froh ist, ein so lästiges Amt, wie die Regierung der Niederlande, los zu sein. „Hier," schreibt er an seinen Freund Viglius, „halte ich gute Mahlzeit, bekümmere mich um meine eignen Sachen, mache meine Depeschen in Ruhe fertig, und verlasse selten das Haus, ausgenommen um spazieren zu gehen, der Kirche beizuwohnen oder um meine Mutter zu besuchen." In dieser einfachen Lebensweise scheint der philosophische Staatsmann seine Zeit zu seiner Selbstzufriedenheit verbracht zu haben, obwohl es trotz seiner Versicherungen offenbar ist, daß er manchen sehnsüchtigen Blick auf die Niederlande, den Ort seiner kurzen Autorität, zurückwarf. „Der Haß, den die Leute von Flandern auf mich werfen," schreibt er an Philipp, „geht mir äußerst nahe; aber ich tröste mich, daß es für den Dienst Gottes und meines Königs ist." Inmitten seiner Klagen über des Königs Vernachlässigung affektirte der Kardinal die völligste Unterwerfung unter seinen Willen. „Ich würde, wenn Sie es wünschten, überall hingehen," schreibt er, „nach Indien, überall hin in der Welt, — würde mich sogar in's Feuer stürzen." Nicht lange darauf stellte Philipp diese Betheuerungen auf die Probe. Im Oktober 1565 gab er dem Anliegen der Regentin nach und befahl Granvelle, seinen Wohnsitz nach Rom zu übertragen. Der Kardinal wollte nicht weichen. „Ueberallhin," schrieb er seinem Herrn, „nur nicht nach Rom. Das ist ein Platz voll Zeremonien und eitlem Gepränge, wofür ich auf keine Weise tauge. Uebrigens würde es zu sehr wie eine Nachgiebigkeit von Ihrer Seite aussehen. Meine Diözese Mecheln braucht mich; würde ich jetzt nach Spanien gehen, so würde es aussehen, als ob ich käme, die so sehr erforderte Hülfe zu leisten." Allein das Madrider Kabinet war weit davon entfernt, die Anwesenheit eines so schlauen Staatsmanns zur Leitung der König-

lichen Räthe zu wünschen. Der Befehl nach Rom zu gehen wiederholte sich. Nach Rom folglich ging der zögernde Minister, und wir haben an den König einen Brief von ihm aus dieser Hauptstadt, datirt vom ersten Februar 1566, worin er seinem Herrn anräth, bei Leibe nicht daran zu denken, die spanische Inquisition in den Niederlanden einzuführen. Es könnte scheinen, als ob der Wechsel des Klima's, im Widerspruche mit dem Sprichworte, einen Wechsel in der Stimmung des Kardinals erzeugt hätte. — Von dieser Zeit an verschwindet Granvelle von der Leitung der Angelegenheiten der Niederlande, deren Schrecken er so lange gewesen war. Indessen verschwindet er nicht von der politischen Bühne. Wir werden den fähigen, ehrgeizigen Prälaten wiederfinden, zuerst als Vicekönig von Neapel und hernach zu Madrid, wo er in den Räthen seines Souveräns die höchste Stellung einnimmt.

Anfangs Juli 1565 stattete die von Philipp ernannte Reformkommission ihren Bericht nach Spanien ab. Sie empfahl in den jetzigen Gesetzen keine andere Veränderung, als daß die Richter ermächtigt werden sollten, das Alter und Geschlecht der Angeklagten in Erwägung zu ziehen und im Falle der Reue die Todesstrafe des überwiesenen Ketzers in Verbannung zu verwandeln. Philipp billigte alle Einzelbestimmungen des Berichts, ausgenommen den einzigen Punkt, welcher eine Veränderung: die Begnadigung des reuigen Ketzers, enthielt.

Endlich beschloß der König eine solche absolute Willenserklärung, daß alle Zweifel über die Sache ruhen und er von weiterer Beunruhigung befreit werden mußte. Am siebzehnten Oktober 1565 richtete er aus dem Holze von Segovia an seine Schwester jenen merkwürdigen Brief, von welchem man sagen kann, daß er das Schicksal der Niederlande entschieden habe. Darin gibt Philipp seine Ueberraschung zu erkennen, daß seine Briefe dem Egmont nicht mit dem, was derselbe von seinen eignen Lippen in Madrid gehört hatte, übereinzustimmen schienen. Er wünschte in keiner Sache eine Neuerung. Er wollte die Inquisition von den Inquisitoren geführt wissen, wie es bisher geschehen, wie es denselben nach göttlichem und menschlichem Gesetz zustände. Bei dem gegenwärtigen Stande der Religion wäre es nicht

an der Zeit, mit den Edikten eine Veränderung vorzunehmen; sowohl seine eignen, wie diejenigen seines Vaters müßten ausgeführt werden. Mit den Wiedertäufern — einer Sekte, für die man, da sie ein besonderer Gegenstand der Verfolgung war, sich sehr verwandt hatte, — müsse nach der Strenge des Gesetzes verfahren werden. Schließlich beschwor Philipp die Regentin und die Herren im Rathe, treu seinen Befehlen zu gehorchen, da sie auf diese Art der Sache der Religion und ihres Landes — welches letztere, fügte er hinzu, ohne die Vollziehung der Ordonnanzen nur von geringem Werthe wäre — die größten Dienste erweisen würden.

In einem Privatbriefe an die Regentin von fast dem nämlichen Datum, wie diese Depeschen, spricht Philipp von den vorgeschlagenen Veränderungen im Staatsrathe als von einem Gegenstande, für den er sich entschieden habe*). Er erwähnt auch die in Vorschlag gebrachte Berufung der Generalstaaten als eine Sache, die bei der jetzigen Unordnung im Lande ganz und gar nicht anginge. — Also nahmen die königlichen Depeschen fast das ganze streitige Gebiet ein, um welches der Kampf zwischen der Krone und dem Lande so lange geführt worden war. Jetzt konnte man nicht länger sich über Zweideutigkeit oder Zurückhaltung im Ausdruck des königlichen Willens beklagen. „Gott weiß," schreibt Viglius, „was für schiefe Gesichter im Rathe gemacht wurden, als man den unbedingten Willen Seiner Majestät erfuhr!" Nicht ein Mitglied desselben gab es, sogar nicht den Präsidenten oder Barlaimont, die nicht die Nothwendigkeit gefühlt hätten, daß man sich vor dem Sturme in so weit beugen mußte, daß man die Strenge des Gesetzes suspendiren, wo nicht mildern müsse. Mit düsterer Befürchtung blickte man in die Zukunft. Viglius hob mit Nachdruck hervor, daß die Depeschen nicht veröffentlicht werden sollten, bis man Philipp fernere Mittheilung gemacht und ihn vor den Folgen gewarnt hätte. Hierin war ihm der Prinz von Oranien entgegen. „Es wäre,"

*) Dieser Brief war datirt vom 20. Oktober. Alles Zaudern scheint verschwunden zu sein in einem zwei Tage nachher an Granvelle geschriebenen Briefe, worin Philipp sagt: „Was die vorgeschlagenen Veränderungen in der Regierung anbelangt, so ist von ihnen nicht die Rede."

sagt er, „zu spät, von dem zu sprechen, was nützlich zu thun sei. Weil der Wille Seiner Majestät so unzweideutig ausgedrückt wäre, so bliebe der Regierung Nichts übrig, als ihn auszuführen.“ Vergebens erbot sich Viglius, die ganze Verantwortung des Verzugs auf sich zu nehmen. Wilhelm's Meinung, unterstützt von Egmont und Hoorne, behielt bei der Regentin die Oberhand, weil sie zu furchtsam war, durch eine so ungehorsame Handlung das Mißfallen ihres Bruders zu riskiren. Als spät in der Nacht der Rath aufbrach, hörte man Wilhelmen ausrufen: „Jetzt werden wir bald den Anfang eines schönen Trauerspiels sehen!“*)

Im Monat Dezember ließ die Regentin Abschriften der Depeschen, nebst Auszügen aus an sich selber gerichteten Briefen, den Gouverneuren und den Räthen der verschiedenen Provinzen zusammt dem Befehle, daß sie auf ihre genaue Ausführung sehen sollten, übersenden. Ferner wurden Beamte ernannt, denen es oblag, die Weise, wie diese Befehle ausgeführt wurden, zu untersuchen und darüber an die Regierung zu berichten.

Das Resultat war so, wie man geahnt hatte. Die Veröffentlichung der Depeschen schuf — um die Worte eines flamändischen Schriftstellers zu gebrauchen, — im ganzen Lande eine solche Aufregung, wie sie nicht viel größer durch eine Kriegserklärung würde hervorgerufen worden sein. Trotz aller Entmuthigung hatte man sich bis jetzt mit der Erwartung eines Besserwerdens geschmeichelt. Die stets wachsende Zahl der Reformatoren, der beharrliche Widerstand gegen die Inquisition, die wiederholten Eingaben an die Regierung, die allgemeine Ueberzeugung, daß der große Adel und sogar die Regentin auf der Seite des Volkes stehe: Alles hatte dazu beigetragen, daß man die Hoffnung hegte, es würde am Ende von Philipp Duldung bis zu einem gewissen Grade zugestanden werden**). Diese

*) „Quâ conclusione acceptâ, Princeps Auriacensis cuidam in aurem dixit (qui pòst id retulit) quasi laetus gloriabundusque: visuros nos brevi egregiae tragoediae initium.“ — Vita Viglii.

**) „Einige verlangen eine Milderung der Edikte; Andere,“ klagt Viglius mürrisch dem Granvelle, „sagen, daß sie wenigstens so viel Duldung verlangen, wie

Hoffnung lag jetzt zertrümmert. Alle etwa noch unterhaltenen Zweifel wurden durch die letzten Depeschen zerstreut, welche kamen gleich einer Windsbraut, um die Nebel, welche so lange die Augen der Menschen geblendet hatten, zu zerstreuen und die Politik der Krone dem beschränktesten Verstand klar wie der Tag bloßzulegen. Das Volk gerieth in die äußerste Verzweiflung. Die spanische Inquisition mit dem ganzen schrecklichen Gefolge schien schon in seiner Mitte zu sein. Man erinnerte sich aller davon gehörten Erzählungen des Jammers. Umständlich zählte man sich die von den Spaniern in der Neuen Welt begangenen Grausamkeiten her, die sie, wie irrthümlich das auch sein mochte, dem Heiligen Amte zur Last legten. „Erwartet man," so riefen sie aus, „daß wir, wie die elenden Indianer, hier kirre zuwarten sollen, um uns zu Millionen schlachten zu lassen?" Man sah sich die Leute auf den Straßen und öffentlichen Plätzen zusammenrotten, indem sie das Benehmen der Regierung erörterten und finster von geheimen Verbindungen und fremden Allianzen sprachen. Verstohlene Zusammenkünfte wurden in den Wäldern und in der Umgegend großer Städte abgehalten, wo die Zuhörerschaft fanatischen Predigern lauschte, die, während sie die Lehren der religiösen Reform erörterten, finster auf Widerstand hindeuteten. Abhandlungen wurden gedruckt und weit verbreitet, worin die gegenseitigen Pflichten des Herrn und des Vasallen untersucht und das Recht des Widerstandes aufgestellt wurde, und manchmal waren diese schwierigen Fragen mit entschiedener Fähigkeit behandelt. Eine gewöhnlichere Form war die der Satire und der höhnischen Schmähschrift: einer bei den frühern Reformatoren beliebten Waffe. Ihre satirischen Angriffe waren ohne Unterschied gegen den Thron und gegen die Kirche gerichtet. Eine deutliche Zielscheibe waren die Bischöfe. Nichts blieb verschont. Um die Geistlichkeit lächerlich zu machen, schrieb man Komödien. Niemals war seit der

den Christen von den Türken zugestanden wird, welche letztere die Feinde ihres Glaubens nicht so sehr verfolgen, wie wir es bloß wegen einer Verschiedenheit in der Auslegung der Schrift thun!" Viglius war ohne Zweifel der Meinung des Herrn Gerlache, daß für Philipp die Bewilligung der Duldung das Signal zu einem allgemeinen Gemetzel gewesen sein würde.

Erfindung der Buchdruckerkunst — seit mehr als einem Jahrhundert — die Presse in ein Werkzeug von solcher politischen Bedeutung verwandelt worden, wie in den ersten Phasen der Revolution in den Niederlanden. Tausende von so ausgestreuten aufrührerischen Pamphleten fanden unter dem Volke eine rasche Verbreitung, da der niedrigste Mann besaß, worin damals in andern Ländern mancher Adelige nicht bewandert war: die Kunst zu lesen. In manchen Städten wurden an die Thüren der obrigkeitlichen Gebäude Plakate angenagelt, die verkündeten, daß Rom seinen Brutus brauche. Andere waren an die Thore von Oranien und Egmont angeheftet, worin diese beiden aufgerufen wurden, hervorzukommen und ihr Land zu retten.

Bei diesen Zeichen des Mißvergnügens im ganzen Lande wurde Margaretha mit Schrecken erfüllt. Sie fühlte den Boden unter ihr erbeben. Sie schrieb immer von Neuem an Philipp, indem sie ihm genaue Einzelheiten von dem Zustande der öffentlichen Stimmung und von dem widerspänstigen Geiste, der am Rande des Aufstandes zu stehen schien, gab. Sie gab ihm ihren Wunsch kund, die Regierung niederzulegen. Sie flehte ihn an, er möge die Generalstaaten berufen lassen und wenigstens selbst kommen, um aus ihren Händen die Zügel der Regierung zu nehmen, welche zu halten sie zu schwach sei. — Philipp versetzte kaltblütig, daß „er bedaure, daß die Depeschen von Segovia einen solchen Anstoß gegeben hätten. Dieselben hätten bloß die Verehrung Gottes und das Wohl des Landes bezweckt."

In dieser allgemeinen Gährung tauchte eine neue Menschenklasse auf, die an Anzahl bedeutend war, obschon sie bisher an öffentlichen Angelegenheiten keinen Antheil genommen hatte. Das war der niedere Adel des Reiches: Männer von ehrenhafter Abkunft, und viele unter ihnen durch Blut oder Heirath mit dem höchsten Adel des Landes verwandt. Nur zu oft waren es Männer von zerrüttetem Vermögen, das durch ihre eigne Verschwendung oder diejenige ihrer Vorfahren in Verfall gerathen war. Viele hatten ihre Erziehung auswärts, manche in Genf, der Heimath Calvin's, erhalten, wo sie begreiflicherweise die Lehren des großen Reformators eingesogen hatten. In dürftigen Umständen, mit keinem bessern Besitz als der Erbschaft ehrenhafter Ueberlieferungen oder dem Andenken besserer Tage ausgerüstet, fühlten sie

sich von einem verlangenden, ungeduldigen Geiste getrieben, der sie natürlich jede Veränderung der bestehenden Ordnung der Dinge vorziehen ließ. Meistentheils waren sie für das Waffenhandwerk herangebildet, und hatten in den Tagen Karl's des Fünften für ihren Ehrgeiz unter den kaiserlichen Fahnen eine weite Laufbahn offen gefunden. Aber Philipp, weniger politisch denn sein Vater, hatte es unterlassen, sich um die Gunst dieser Klasse seiner Unterthanen zu bewerben, die ohne stehende Grundsätze oder festgestellte Beweggründe des Handelns auf der Oberfläche der Ereignisse zu schwimmen, und bereit schienen, in jedem Augenblick ihr Gewicht in die Wagschale der Revolution zu werfen.

Von diesen Kavalieren kamen einige zwanzig, meistens junge Leute, im Monat Dezember zu Brüssel im Hause des Grafen Culemborg, eines den protestantischen Meinungen ergebenen Adeligen, zusammen. Ihr zugestandener Zweck war, dem Vortrage eines flamändischen Geistlichen, Namens Junius, zuzuhören. Das war ein talentvoller, gelehrter Mann, der in der Schule Calvin's erzogen worden war und nun nach seiner Rückkehr in die Niederlande unter den Augen der Regentin selbst den gefährlichen Beruf eines Missionärs ausübte. In dieser Versammlung der mißvergnügten Adeligen kam das Gespräch natürlich auf die Uebel des Landes und auf die besten Mittel, sie zu heilen. Das Resultat der Zusammenkunft war die Bildung einer Ligue, deren Hauptzwecke in einer Urkunde, bekannt als der „Kompromiß," sorgfältig auseinandergesetzt waren*).

Diese berühmte Urkunde erklärt, daß der König von schlimmen Rathgebern — größtentheils Ausländern — verleitet worden ist, seinem Eide entgegen die Inquisition im Lande einzuführen: ein Tribunal, das, allem göttlichen und menschlichen Gesetz zuwider, an Bar-

*) Gewöhnlich haben die Geschichtsschreiber den Ursprung der „Union" auf eine Zusammenkunft von neun Adeligen in Breda zurückgeführt, wie von Strada berichtet wird. Aber wir haben zu dem im Texte angegebenen Faktum das Zeugniß des Junius selber, und dieß Zeugniß wird von Green zugelassen, der doch mit einer Vorsicht zu Werke geht, die ihm selbst an schlüpfrigen Plätzen der Geschichte einen guten Stand gibt. Auch Brandt folgt dem Berichte des Junius.

barei über Alles geht, was bis jetzt von Tyrannen verübt worden ist*), und welches darnach strebt, das Land in den äußersten Ruin und die Einwohner in einen Zustand elender Knechtschaft zu versetzen. Um daher nicht die Beute derer zu werden, welche unter dem Namen der Religion bloß sich auf Kosten fremden Lebens und Vermögens zu bereichern suchen, binden sich die Konföderirten durch einen feierlichen Eid, der Einführung der Inquisition, unter welcher Form selbige auch eingeführt werden möge, zu widerstehen, und sich einander gegen dieselbe mit ihrem Gut und Blut zu schützen. Indem sie so thun, betheuern sie, daß sie, weit entfernt davon, den König entehren zu wollen, bloß den Zweck haben, ihn in seinem Besitz aufrecht zu erhalten und die Ruhe des Landes zu wahren. Sie schließen, indem sie auf ihren gesetzlichen und heiligen Bund den Segen des Allmächtigen herabflehen.

So beschaffen sind einige der in dieser merkwürdigen Urkunde hervorgehobenen Hauptpunkte, worin die Edikte nur wenig erwähnt sind und jede andere Beschwerde von der verabscheuten Inquisition verschlungen ist. Wirklich führten die Uebersetzungen des „Kompromisses," die bald in verschiedenen Sprachen erschienen, den Titel: „Ligue des Adels von Flandern gegen die spanische Inquisition."

Man wird wohl nicht läugnen, daß die diese Urkunde Unterzeichnenden bereits im Spiele der Revolution einen entscheidenden Zug gethan hatten. Offen reihten sie sich zusammen gegen die Ausführung des Gesetzes und die Autorität der Krone. Sie bezichtigten den König des Eidbruchs und klagten ihn der Begünstigung einer Verfolgung an, welche unter dem Vorwande der Religion keinen andern Zweck als die Beute ihrer Opfer habe. Es hat wenig zu sagen, wenn dieß Alles unter den Versicherungen der Gesetzlichkeit geschah. Solche Versicherungen sind die anständige Hülle, unter welcher man immer die ersten Schritte in einer Revolution thut. — Die Exemplare dieser Urkunde weichen etwas von einander ab. Eins davon, das uns vorliegt, klassi-

*) Man sollte glauben, daß die Verbündeten in dem ersten Theile dieses Satzes die Worte Philipp's auf ihn selbst zurückschleudern wollten: — „Comme il leur appertient par droitz divins et humains." Dépêche du Bois de Ségovie, Octobre 17, 1565.

fizirt, gleichsam um ihrer Einsprache die Schärfe der persönlichen Beleidigung zu geben, „den Vagabunden, den Priester und den Spanier" in dieselbe Kategorie*).

In der kleinen, dieses Dokument zuerst unterschreibenden Anzahl finden wir Namen, die in den stürmischen Scenen der Revolution zu hervorragender Stellung emporstiegen. Darunter war auch Graf Louis von Nassau, ein jüngerer Bruder des Prinzen von Oranien, der „bon chevalier," wie ihn Wilhelm zu benennen pflegte. Und diese Benennung verdiente er wohl durch seinen Edelmuth und viele erhabene, menschenfreundliche Eigenschaften. Louis war als Lutheraner aufgezogen, und der Sache der Reformation eifrig ergeben, während sein Bruder ein bloß schwaches Interesse daran nahm. Sein hitziges, voreiliges Temperament wurde durch die klugen Rathschläge Wilhelm's oft in Schach gehalten und weiser gelenkt; während er seinem Bruder durch treuergebene Anhänglichkeit, und durch den Eifer und die Unerschrockenheit, womit er die Pläne desselben ausführte, vergalt. Man dürfte Louis in der That Wilhelm's rechte Hand nennen.

Ein anderer aus der Anzahl war Philipp de Marnix, Herr von St. Aldegonde. Er war der intime Freund Wilhelm's von Oranien. Nach den Worten eines belgischen Schriftstellers (Borguet's), war er einer der schönsten Charaktere seiner Zeit, gleichausgezeichnet als Soldat, als Staatsmann und als Gelehrter. Seiner Feder ist gewöhnlich die Abfassung des „Kompromisses" zugeschrieben worden. Einige Kritiker haben zwar den darin herrschenden Ton als mit der gesetzten und ruhigen Art seines Charakters unverträglich gefunden; allein St. Aldegonde's Devise: „Repos ailleurs" will scheinen, als ob sie eine feurige Einbildungskraft und einen ungeduldigen, thätigen Geist anzeigte.

Jedoch derjenige Mann, welcher in diese ersten Bewegungen der Revolution am freudigsten eingetreten zu sein scheint, war Heinrich, Vicecomte von der Brederode. Er stammte aus einer alten Linie, die

*) „De sorte que si un Prestre, un Espagnol, ou quelque mauvais garnement veut mal, ou nuyre à autruy, par le moyen de l'Inquisition, il pourra l'accuser, faire apprehender, voire faire mourir, soit à droit, soit à tort." Supplément à Strada, tome II.

sich der Herkunft von den Grafen von Holland rühmte. Den einzigen ihm übrig gebliebenen Besitz, die Herrschaft von Viana, behauptete er noch als unabhängig von dem König von Spanien oder jedem andern Potentaten zu halten. Sein väterliches Erbtheil war durch einen sorgenlosen, ungezügelten Lebenswandel aufgegangen, und wenig mehr, als leere Titel und Ansprüche, die zu rühmen er allerdings nicht schüchtern war, war noch übrig geblieben. Er liebte festliche Vergnügungen und besaß einen freien, unbekümmerten Humor, der das Volk für sich einnahm. Doch war er demselben noch theurer wegen seines starken Hasses der Unterdrückung. Kurz, Brederode war einer jener emsigen, verdampfenden Charaktere, die sich wohl im Anfange einer Revolution bemerkbar machen, allein bald im Verlaufe derselben verloren gehen: gleich jenen unheilverkündenden Vögeln, die mit ihrem Geschrei und Gekreisch den Sturm einleiten, welcher sie bald auf immer aus dem Gesichtskreise fortreißt.

Exemplare des „Kompromisses" mit den darunter stehenden Namen wurden bald in allen Gegenden des Landes vertheilt und eifrig von einer großen Menge Personen unterzeichnet: nicht allein von dem unbedeutenden, vornehmen und niederen Adel, sondern auch von wohlhabenden Bürgern und reichen Kaufleuten, die in der Gemeinschaft große Interessen auf dem Spiele hatten. Der Wappenkönig des Goldenen Vließes, Hames, der ein eifriger Verbündeter war, rühmte sich, daß auf seiner Liste zwei tausend Namen solcher Personen ständen. Unter ihnen waren viele römische Katholiken, und wir müssen hier wiederum bemerken, daß diese protestantische Revolution im Anfang selbst die Unterstützung der Katholiken erhielt, die bei dem gemeinschaftlichen Hasse willkürlicher Gewalt alle Religionsunterschiede vergaßen.

Wenn irgend welche, so doch nur wenige von dem großen Adel scheinen unter der Zahl der Unterzeichner des Kompromisses gewesen zu sein: — gewiß aber Niemand aus dem Staatsrathe. Es würde sich schwerlich geschickt haben, hätte man Jemanden aus den königlichen Räthen — mit andern Worten: Einen aus der Regierung — zum Beitritte zum Bunde eingeladen: da dieselben durch die Obliegenheiten ihres Amtes verpflichtet gewesen sein würden, das der Regentin zu

enthüllen. Wenn aber auch die großen Herren der Ligue nicht faktisch beitraten, so bewiesen sie wenigstens ihre Sympathie für den Zweck derselben, indem sie ablehnten, die Ausführung der Gesetze, gegen die der Bund gerichtet war, zu erzwingen. Den vier und zwanzigsten Januar 1566 richtete der Prinz Oranien von Breda aus einen Brief an die Regentin, weil sie ihm die Depeschen von Segovia als Richtschnur seiner Regierung in den Provinzen überschickt hatte. In diesem merkwürdigen Briefe setzt Wilhelm mit einer größeren Freimüthigkeit, als er sonst zu zeigen gewohnt war, seine Gründe auseinander, warum er sich weigerte, den königlichen Befehlen nachzukommen. „Ich drücke mich," sagt er, „frank und frei über einen Gegenstand aus, worüber ich nicht befragt worden bin; aber ich muß dieß thun, damit ich mich nicht durch mein Stillschweigen für das Unglück, das daraus entspringen muß, verantwortlich mache." Dann berührt er kurz und in entschiedener Sprache die Uebel der — wie er sagt, den wiederholten Versicherungen des Königs widersprechenden — Inquisition und die Edikte. In der Auslegung der letzteren sei neuerdings große Nachsicht gezeigt worden, und es würde sehr unheilvoll sein, wollte man sie plötzlich wieder neu beleben, indem man sie in ihrer alten Strenge ausführte. Eine schlechtere Zeit, als jetzt, könne es nicht geben, weil das Volk schwer von Nahrungsmangel gedrückt und wegen der religiösen Agitationen an den Gränzen in einem kritischen Zustande wäre. Das könnte den König seine Herrschaft in den Niederlanden kosten und die letzteren seinen Nachbarn in die Hände spielen.

„Was mich anbetrifft," schließt er, „so werde ich, wenn Seine Majestät auf der Vollstreckung dieser Maßregeln beharrt, — ehe ich durch einen solchen Versuch mir einen Flecken zuziehe, der auf mir und meinem Hause haften muß — lieber meine Stelle in die Hände Jemandes legen, der die Stimmung des Volkes besser kennt und zur Erhaltung der Ordnung im Lande fähiger ist."

Im nämlichen Tone antworteten Margarethen einige andere Provinzialgouverneure, indem sie erklärten, daß sie nie ruhig dabei stehen und zusehen könnten, wenn funfzig oder sechszig tausend ihrer Landsleute wegen religiöser Irrthümer lebendig verbrannt würden.

Die Regentin war, als sie die Männer verließen, auf welche sie am meisten vertraute, in schlimmer Verlegenheit. Sie machte denselben einen Haufen Vorstellungen und bat besonders den Prinzen, die jetzt herrschenden Unruhen nicht dadurch zu vermehren, daß er seinen Posten verließe, wo ihm die Anhänglichkeit des Volkes einen so unbegränzten Einfluß gäbe.

Zu gleicher Zeit fuhr die Bewegung des Landes zu wachsen fort. Es gab Brotmangel — so oft der Vorläufer der Revolution — und dieser Artikel war auf einen ungeheuren Preis gestiegen. Das Volk war mit Hungersnoth bedroht, was, wenn nicht Spanien eine zeitweilige Aushülfe beschafft hätte, zu ernsten Folgen geleitet haben würde.

Jetzt verbreiteten sich in großem Umfange Gerüchte, daß Philipp in Bälde mit einer Armee kommen und seine Vasallen züchtigen würde, und diese Gerüchte fanden leicht Glauben bei denen, welche fühlten, daß sie bereits sich innerhalb des Bereichs der Rebellion befanden. Der Herzog Erich von Braunschweig machte an der deutschen Gränze zahlreiche Truppenaushebungen, und man glaubte allgemein, daß ihre Bestimmung Flandern sei. Vergebens versuchte Margaretha, indem sie die Grundlosigkeit der Nachricht betheuerte, das Volk zu enttäuschen.

Kurze Zeit zuvor, im Monat Juni, hatte zu Bayonne zwischen der Königin Mutter Katharina von Medicis und ihrer Tochter, der Königin von Spanien, eine Zusammenkunft Statt gefunden. Anstatt von ihrem Gemahl war Isabella bei dieser Zusammenkunft von dem Rathe, in welchen der König das meiste Vertrauen setzte: vom Herzog von Alva, begleitet. Die beiden Königinnen hatten mit sich ein glänzendes adeliges Gefolge. Die Zusammenkunft wurde auf einige Tage verlängert. Dabei folgten auf einander Bälle, Tourniere und prächtige Bankette, auf denen die kostbare Kleidung und Equipage des französischen Adels eigen genug von der nicht minder prunkenden Einfachheit der Spanier abstach. Diese mit dem gewöhnlichen Pomp der Castilier so sehr im Widerspruche stehende Einfachheit beobachtete man aus Gehorsam gegen die Befehle Philipp's, der, indem er den nationalen Rangstreit voraussah, unvernünftige Kosten zu machen verbot,

die doch am Ende bei den zerrütteten Finanzen Frankreichs schwer empfunden wurden.

Inmitten der glänzenden, das Auge des Publikums beschäftigenden Schaufeste wurden zwischen Katharina und dem Herzog Alva täglich geheime Konferenzen abgehalten. Zwar wurden die Beschlüsse niemals veröffentlicht, allein genug davon fand seinen Weg ans Tageslicht, um zu zeigen, daß der Hauptzweck die Ausrottung der Ketzerei in Frankreich und den Niederlanden sei. Die Königin Mutter war für mildere Maßregeln, die zwar langsamer, aber nicht weniger sicher wären. Allein der hartherzige Herzog behauptete, daß die Gewährung der Gewissensfreiheit die Gewährung unbegränzter Zügellosigkeit wäre. Die einzige sichere Weise, das Uebel auszurotten, sei durch Feuer und Schwert! Bei dieser Gelegenheit war es auch, daß, als Katharina meinte, es sei leichter, mit widerspänstigen Gemeinen als mit dem Adel es zu thun zu haben, Alva versetzte: „Wohl wahr, aber zehn tausend Frösche sind nicht den Kopf eines Lachses werth:" — ein unheilverkündendes Gleichniß, dessen man sich später gegen seinen Erfinder, als derselbe über die Niederlande herrschte, erinnerte**).

Die Nachricht von diesen dunklen Konferenzen war in die Niederlande gelangt, wo man allgemein glaubte, daß ihr Zweck wäre, sich der Beihülfe Frankreichs bei der Vernichtung der flandrischen Freiheiten zu vergewissern***).

---

*) Indem Davila die nämliche Geschichte erzählt, berichtet er den Ausspruch Alva's in etwas verschiedenen Worten: — „Diceva che . . . . besognava pescare i pesci grossi, e non si curare di prendere le ranocchie."

**) Heinrich der Vierte, der noch ein Knabe von elf Jahren war, befand sich im Gefolge Katharinens und war bei einer ihrer Zusammenkünfte mit dem Herzog Alva anwesend. Er soll die im Texte erwähnten Worte des Herzogs gehört haben, und dieselben sollen sich dem Geiste des zukünftigen Verfechters des Protestantismus tief eingeprägt haben. Heinrich erzählte sie seiner Mutter, Jeanne d'Albret, wieder, durch welche sie in die Oeffentlichkeit gelangten.

***) Gewöhnlich meint man, daß auf der Zusammenkunft zu Bayonne zwischen der Königin Mutter und dem Herzog Alva übereingekommen wurde, die Tragödie der sizilianischen Vesper in dem schauderhaften Geschlächter der St. Bartholomäus-

Bei diesem panischen, durch das ganze Land gehenden Schrecken fingen die Furchtsameren oder Klügeren (besonders unter denen, welche in Seehäfen wohnten) an, Maßregeln zu ergreifen, um diese Uebel durch Auswanderung zu vermeiden. Sie suchten Zuflucht in protestantischen Staaten, besonders aber in England, wo, wie uns ein Zeitgenosse sagt, nicht weniger, als dreißig tausend, unter dem Szepter der Elisabeth einen Schirm fanden. Es wimmelte von ihnen in den Städten London und Sandwich, und die politische Königin wies ihnen auch den Seehafen Norwich zum Aufenthaltsorte an. Auf diese Weise wurde die flamändische Industrie auf englischen Boden übergetragen. Der Handelsverkehr zwischen den beiden Nationen erfuhr jetzt einen Wechsel. Die seidenen und wollenen Stoffe, die früher aus Flandern nach England geschickt worden waren, wurden jetzt zum Artikel eines großen Ausfuhrhandels von England nach Flandern. „Die Niederlande", schreibt der Korrespondent Granvelle's, „sind das Indien der Engländer, die jetzt gegen unsere Börsen Krieg führen, wie die Franzosen vor einigen Jahren Krieg gegen unsere Städte führten."

nacht zu wiederholen. Indeß finde ich weder in den Briefen des Herzogs, noch denen des Don Juan Manrique de Lara, des Majordoms der Königin Isabella, deren Originale in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt sind, eine Bestätigung für eine solche Meinung. In meiner Abschrift dieser Manuskripte nehmen die Briefe Alva's an Philipp den Zweiten den größeren Raum ein. In dem Berichte seiner Unterhaltung mit der Königin Mutter sind sie sehr genau. Sein großer Zweck scheint gewesen zu sein, sie zu überreden, ihre temporisirende Politik aufzugeben und in der unnachgiebigsten Weise die Herrschaft der Römisch-Katholischen geltend zu machen. Er suchte sie in diesem Verfahren durch das Beispiel seines eignen Herrn, des Königs von Spanien, zu bestätigen, indem er Philipp's so oft und in verschiedenen Formen erwähnte Erklärung wiederholte, daß „er eher sein Königreich, ja das Leben selbst daran geben, als über Ketzer herrschen wolle."

Während der Herzog ernstlich versuchte, die Argumente der Katharina von Medicis zu widerlegen, die für ein milderes, vernünftigeres und (man kann hinzufügen) politischeres Verfahren in Bezug auf die Hugenotten war: kann man, wenn man gerecht sein will, ihn zwar nicht beschuldigen, daß er jene grausamen Maßregeln, die seinen Namen mit Schande gebrandmarkt haben, direkt empfohlen habe; allein, auf der andern Seite läßt sich auch nicht läugnen, daß jene blutige Katastrophe die richtige Folge der von ihm angerathenen Politik war.

Anstatt in Muthlosigkeit zu verfallen, beriefen sich einige flamändische Provinzen standhaft auf ihre Gnadenbriefe, um von den willkürlichen Maßregeln der Krone befreit zu werden. Die vornehmsten Städte Brabants, mit Antwerpen an der Spitze, verschanzten sich hinter ihre Joyeuse Entrée. Die Frage kam vor den Rath; ein Dekret wurde zu Gunsten der Bittsteller ausgefertigt und von der Regentin genehmigt, und der freie Boden Brabants wurde nicht länger durch die Anwesenheit der Inquisition befleckt.

Das Dunkel um den Thron der Regentin verdüsterte sich jetzt. Unter allen Personen in den Niederlanden war diejenige, welche über sie herrschte, am wenigsten zu beneiden. Abgebracht von ihrer Anhänglichkeit an Granvelle durch den Einfluß der Herren, sah sich Margaretha jetzt gezwungen, die von ihr gem'ßbilligte, willkürliche Politik wieder aufzunehmen und die Unterstützung der nämlichen Partei, welcher sie neuerdings ihr ganzes Zutrauen geschenkt hatte, zu verscherzen. Die Herren im Rathe zogen sich von ihr zurück, die Obrigkeiten in den Provinzen hemmten sie, und große Massen der Bevölkerung waren faktisch im Widerstande gegen die Regierung begriffen. Es mag befremdend erscheinen, daß sie erst im Frühjahr 1566 von dem Vorhandensein der Ligue positive Kenntniß erhielt, als Egmont und einige Andere des Staatsraths ihr davon Nachricht gaben. Wie gewöhnlich ging das Gerücht über die Wirklichkeit. Zwanzig bis dreißig tausend Mann sollten unter Waffen stehen und halb so viel sich rüsten, um gegen Brüssel zu rücken, und sich, wofern die Regentin nicht in ihre Forderungen willigte, der Person derselben zu bemächtigen.

Auf einen Augenblick dachte Margaretha daran, in der Citadelle Zuflucht zu suchen. Aber bald sammelte sie sich wieder und bewies den Muth, der bei der Tochter Karl's des Fünften zu erwarten stand. Sie ließ durchs ganze Land die Besatzungen in den Festungen verstärken. Sie entbot die Ordonnanzkompagnien nach der Hauptstadt und ließ sie von Neuem den Eid der Treue gegen den König schwören. Sie schrieb den spanischen Gesandten an den benachbarten Höfen, unterrichtete sie von der Ligue und ermahnte sie, nicht zuzugeben, daß von den Ländern, wo sie residirten, der Ligue Hülfe geschickt würde. Endlich berief sie eine Versammlung der Ritter des Goldenen Vließes und des Staats-

raths auf den sieben und zwanzigsten März, um über die gefährliche Lage des Landes zu berathen. Nachdem die Herzogin mit diesen Anordnungen fertig war, schrieb sie an ihren Bruder, unterrichtete ihn genau von der Lage der Dinge und theilte ihm mit, was ihren Räthen das wirksamste Heilmittel zu sein schien. Sie schrieb um so freimüthiger, als ihre Liebe zur Herrschaft dem aufrichtigen Wunsche gewichen war, sich aus den Proben und Wirren, wovon ihre Macht begleitet war, herauszuwinden.

Es gäbe, sagte sie, bloß zwei Wege: Gewalt oder Zugeständniß. Um Nichts von dem Ruine zu sagen, welchen die erstere über das Land bringen werde, würde dieselbe auch schwierig gemacht durch den Mangel an Geld zur Bezahlung der Truppen und durch den Mangel an zuverläßlichen Offizieren zur Befehligung derselben. Die Konzessionen müßten bestehen: in der Aufhebung der Inquisition — eines nutzlosen Tribunals, wo es in den Städten öffentlich von Sektirern wimmelte —, in der Abänderung der Edikte und in der Bewilligung eines freien Pardons für alle Unterzeichner des Kompromisses, vorausgesetzt daß dieselben zu ihrer Pflicht zurückkehren wollten. Unter diesen Bedingungen wollten die Herren des Rathes den Gehorsam des Volkes verbürgen. Wenigstens versprächen sie Margarethen, sie zu unterstützen, um ihn zu erzwingen. Sie wollte nicht selbst sagen, welcher von den Philipp gestellten Alternativen sie den Vorzug gäbe, sondern würde treu seine Befehle, worin dieselben auch bestehen möchten, nach besten Kräften ausführen. — Sie wollte nicht ausdrücken, welcher Alternative sie den Vorzug gab, aber es war klar, auf welche Seite sie sich neigte. Margaretha schloß, indem sie ihren Bruder ernstlich anflehte, auf ihre Depeschen durch den Kourier, welcher dieselben brachte, eine unmittelbare Antwort zu übersenden.

Derjenige Mann, welchem Margarethens Zutrauen am meisten zu Theil zu werden schien, war Egmont. Dieser blieb noch zu Brüssel und behielt seinen Sitz im Rathe, nachdem sich Wilhelm auf seine Besitzungen in Breda zurückgezogen hatte. Aber, wenn der Prinz Brüssel auch unwillig verlassen hatte, hatte er sich doch mit den Verbündeten nicht befaßt, noch weniger aber stand er — wie fälschlich und zu seinem großen Verdrusse das Gerücht ging — an ihrer Spitze. Zwar war

sein Bruder und einige von seinen genauen Freunden der Ligue beigetreten. Allein Louis erklärt, daß er es ohne das Wissen Wilhelm's that. Als der letztere nach vierzehn Tagen von dem Vorhandensein des Bundes hörte, gab er darüber seine gänzliche Mißbilligung zu erkennen*). Er soll sogar sein Ansehen dazu gebraucht haben, um die Verbündeten daran zu verhindern, zu gewaltsamen Maßregeln zu greifen, unter Anderem, Antwerpen zu nehmen: indem er versprach, er wollte sie unterstützen, daß sie ihre Zwecke in einer ordentlicheren Weise erreichten**). Was er wünschte, wäre, daß der König die Generalstaaten beriefe. Aber er wollte nicht, wie die Verbündeten, eine feindliche Haltung annehmen, um ihn zu dieser unschmackhaften Maßregel zu zwingen***). Wäre die Legislatur bei einander, so würde er sie, ohne ihre konstitutionellen Gränzen zu überschreiten, remonstriren lassen und die Beschwerden der Nation dem Throne vorlegen.

Diese gemäßigte Art des Verfahrens stimmte nicht zu dem hitzigen Blute der jüngeren Verbündeten. „Ihr Bruder," schreibt Hames an Louis, „ist zu langsam und lau. Er möchte, daß wir gegen diese hungrigen Wölfe, gegen Feinde, die uns zum Dank dafür enthaupten und verbannen und verbrennen, bloß remonstrirten. Wir sollen schwatzen, während jene handeln. Wir sollen mit der Feder kämpfen, während jene mit dem Schwerte kämpfen."

---

*) „De laquelle estant advertis quelques quinze jours après, devant que les confédérés se trouvassent en court, nous déclarames ouvertement et rondement qu'elle ne nous plaisoit pas, et que ce ne nous sambloit estre le vray moyen pour maintenir le repos et transquilleté publique." Auszug aus der „Justification" Wilhelm's (1567), in dem Archive des Hauses von Oranien-Nassau.

**) Diese Thatsache beruht auf der Autorität einer dem Junius zugeschriebenen Handschrift. Indessen bezweifelt Groen die Authentizität dieses Manuskripts. Doch, was man auch von der Expedition gegen Antwerpen halten mag, so geht doch aus Wilhelm's eigner Angabe hervor, daß die Verbündeten eine gefährliche Unternehmung, wovon er ihnen abredete, bezweckten. Siehe seine „Apologie" in Dumont. Corps Diplomatique.

***) Les estaz-généraulx ayans pleine puissance, est le seul remède à nos maulx; nous avons le moyen en nostre povoir sans aucune doubte de les faire assembler, mais on veult estre guéri." Archives de la Maison d'Orange-Nassau.

Die Sache war, daß Wilhelm nicht den Feuereifer, welcher viele Kirchenverbesserer beseelte, besaß. Wie wir sahen, war er in seinen jungen Jahren einmal dem Einflusse der protestantischen Religion und ein anderes Mal dem der katholischen ausgesetzt worden. Wenn das Ergebniß davon gewesen war, daß in ihm so Etwas, wie philosophische Gleichgültigkeit gegen die großen Streitfragen entstand, so war das doch äußerst günstig, um in ihm einen Geist der Duldsamkeit zu erwecken, gewesen. Er erschrak vor jenem Verfolgungssystem, das Menschen um ihrer religiösen Meinung willen proskribirte. Bald nach der Ankunft der Depeschen von Segovia schrieb Wilhelm an einen Freund: „Der König befiehlt, daß nicht allein hartnäckige, sondern selbst bußfertige Ketzer getödtet werden sollen. Ich weiß nicht, wie ich das ertragen kann. Es scheint mir nicht, daß solche Maßregeln christlich oder thunlich sind.“ In einem andern Briefe sagt er: „Ich fürchte sehr, daß diese Depeschen die Leute zum Aufstande treiben. Ich wollte froh sein, könnte ich das Land vom Ruin, und so viele unschuldige Personen vom Hinschlachten retten. Aber, wenn ich Etwas im Rathe sage, so kann ich sicher sein, daß man meine Worte mißdeutet. Also bin ich sehr verlegen, weil Sprechen und Schweigen auf gleiche Weise schlimm sind.“

Indem er daher mit seiner gewöhnlichen Vorsicht handelte, sprach er wenig und drückte seine Meinungen selten schriftlich aus. „Je weniger man,“ sagte er zu seinem minder klugen Bruder, „Schriftliches von sich gibt, um so besser.“ Doch unterließ er nicht, wenn die Gelegenheit es forderte, sowohl mündlich als schriftlich ein offenes Bekenntniß seiner Meinungen abzulegen. Hierher gehört die Rede, welche er im Rathe vor Egmont's Abreise nach Spanien hielt, und von der gleichen Art war der Brief, welchen er an die Regentin richtete, nachdem er von ihr die Depeschen von Segovia erhalten hatte. Allein, welche Zurückhaltung er auch zeigen mochte, so wurden seine eigentlichen Ansichten doch nicht mißverstanden. Als Philipp's schließliche Instruktionen ihm von Margarethen bekannt gemacht wurden, hörte der Prinz, wie er schon unter Granvelle gethan, auf, den Zusammenkünften des Rathes beizuwohnen und zog sich von Brüssel zurück. Er kam in Breda und später in Hoogstraten im Frühjahr 1566 mit einer Anzahl vornehmer Adeliger unter der gewöhnlichen Hülle eines Ban-

ketts zusammen. Es entspannen sich Erörterungen über die Lage des Landes, und einige am ersteren Orte anwesende Verbündete waren für heftigere Maßregeln, als Wilhelm billigte. Da er sie nicht zu seiner eignen gemäßigten Politik überziehen konnte, willigte er in den Entwurf einer Petition, welche, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, der Regentin überreicht wurde. Im Ganzen muß man bis zu der Zeit, bei welcher wir angelangt sind, das Verhalten des Prinzen von Oranien als weise und konsequent anerkennen. Es bildet in gewisser Hinsicht einen Kontrast zu demjenigen seines glänzenderen Rivals, des Grafen Egmont.

Dieser Edle war aufrichtig dem römisch-katholischen Glauben zugethan. Er war fest in seiner treuen Gesinnung gegen den König. Zu gleicher Zeit hing er innig an seinem Vaterlande und fühlte eine edle Entrüstung über das Unrecht, welches dasselbe von seinen Herrschern erduldete. Auf diese Weise stand Egmont unter dem Einflusse widersprechender Gefühle, und, da er ein stürmischer Mann war, konnte man sein Betragen, je nachdem er manchmal dem einen oder andern dieser Einflüsse folgte, der Inkonsequenz zeihen. Niemand bezichtigte ihn der Falschheit.

Das war es in Egmont's Charakter, was frühzeitig den durchdringenden Granvelle bewog, ihn dem Philipp als einen Mann zu schildern, der durch kluge Behandlung für die königliche Sache gewonnen werden könnte. Sowohl Philipp, als auch seine Schwester richteten sich nach diesem Winke. Mit Wilhelmen würden sie schwerlich so viel angestellt haben. Egmont's persönliche Eitelkeit machte ihn für ihre annähernden Schritte zugänglicher. Diese Eitelkeit war vielleicht eben so sehr, wie die Unterthanentreue die Ursache, warum er ungeachtet der vom König nach seiner Ansicht empfangenen Beleidigung in Brüssel blieb und in dem Rathe der Regentin den Platz versah, welchen Wilhelm leer gelassen hatte. Doch finden wir, daß einer der Korrespondenten Granvelle's von Egmont als zu eng mit den Herren verbunden, um von denselben losgerissen zu werden, spricht. „Um die Wahrheit zu sagen," berichtet der Schreiber, „so wankt er selbst in der Religion, und was er auch heute über diesen Punkt sagen mag, wird er doch gewiß morgen das Gegentheil davon sagen." Ein solcher Mann, der

nicht wahr gegen sich selbst sein konnte, konnte schwerlich der Führer Anderer werden.

„Sie schieben," schreibt der Sekretär der Regentin, „Egmont als den kühnsten vor, damit er sage, was andere Leute nicht zu sagen wagen." Das war nach dem Erhalten der Depeschen. „Er beklagt sich bitter," fährt der Schreiber fort, „über des Königs Falschheit. Der Prinz besitzt mehr finesse. Auch steht er bei der Nation in größerem Ansehen. Wenn Sie den gewinnen können, wird Alles gut stehen." Doch Philipp versuchte nicht, ihn zu gewinnen. Bei all seinem Reichthume war er nicht reich genug, dieß zu thun. Er wußte dieß und haßte Wilhelmen mit dem Hasse, welchen ein despotischer Monarch gewöhnlich gegen einen Vasallen von einem solchen Wesen hegt. Er verstand den Charakter Wilhelm's vollkommen. Auch die Nation verstand denselben, und trotz aller Bewunderung für die edelmüthigen Eigenschaften Egmont's blickte sie doch auf den größeren Rival desselben, damit dieser sie in dem herankommenden Kampfe der Revolution führe.

Zehntes Kapitel.

Die Verbündeten.

Die Absicht der Verbündeten. — Sie kommen nach Brüssel. — Die Petition. — Die Geusen

1566.

Die Partei der Mißvergnügten in den Niederlanden enthielt Personen mit sehr verschiedenen Meinungen, die keineswegs einhellig mit den von dem Kompromisse aufgestellten mäßigen Zwecken zufrieden waren. Einige verlangten völlige Gewissensfreiheit. Andere wären nicht vor einer Revolution, die das Land in den Stand setzte, das spanische Joch abzuwerfen, zurückgeschaudert. Und eine andere Art Leute ohne irgend welche Prinzipien — wie sie oft bei starken politischen Gährungen auftauchen — blickten auf diese innern Unruhen mit der Hoff-

nung, daß sie ihnen die Mittel darbieten würden, ihre eignen Vermögensumstände durch den Schiffbruch ihres Landes zu verbessern. Doch gab es, mit Ausnahme der letztgenannten, nur Wenige, die nicht zufrieden gewesen wären, den Kompromiß als die Grundlage ihrer Forderungen anzunehmen.

Indessen war der Winter vergangen, und die Verbindung hatte in dem Verhalten der Regierung keine Veränderung hervorgebracht. In der That scheint das Vorhandensein des Bundes der Regentin erst in der zweiten Hälfte des Februars 1566 bekannt geworden zu sein. Erst am Schlusse des folgenden Monats wurde ihr derselbe von einigen großen Herren förmlich enthüllt. Wenn ihr derselbe vorher bekannt war, so muß es Margaretha für klug gehalten haben, zu thun als ob sie Nichts wüßte, bis eine offenkundige Handlung von Seiten der Ligue sie aufforderte, davon Notiz zu nehmen.

Alsdann fragte es sich bei den Mitgliedern des Bundes, was zu thun sei. Man beschloß endlich, Namens des ganzen Körpers der Regentin eine Petition zu überreichen, eine Maßregel, welche, wie schon angedeutet, die Beistimmung, wo nicht die Billigung des Prinzen von Oranien erhielt. Es nimmt den Anschein, als ob die Bittschrift in Wilhelm's eignem Hause zu Brüssel von seinem Bruder Louis fertig gemacht und, wie es heißt, der Durchsicht des Prinzen unterbreitet wurde. Auf diese Weise hatte er es in seiner Macht, in mehr als einem Falle das Heftige oder vielmehr Verletzende der Ausdrücke zu mildern*).

Um der Petition eine größere Wirkung zu geben, beschloß man, daß eine große Deputation aus der Ligue ihrer Einreichung bei der Regentin beiwohnen sollte. Vierhundert Verbündeten wurde angezeigt, sie sollten sich Anfangs April versammeln. Sie sollten wohlberitten und bewaffnet kommen, bereit, auf der Stelle nach Brüssel aufzubrechen. Unter der also verzeichneten Anzahl finden wir drei Herren aus

---

*) Alconzo del Canto, der königliche Contadore, hegt eine verschiedene, bei Weitem nicht so wahrscheinliche Ansicht über Wilhelm's Verbesserungen. „Quand les seigneurs tenaient leurs assemblées secrètes a Bruxelles, c'était en la maison du prince d'Orange, où ils entraient de nuit par la porte de derrière: ce fut là que la requête des confédérés fut modifiée et rendue pire." Correspondance de Philippe II.

Margarethens eignem Haushalte, so wie einige Mitglieder der vom Prinzen, von den Grafen Egmont, Hoorne und andern großen Herren befehligten Ordonnanzkompagnien.

Als die Herzogin von diesen Vorgängen benachrichtigt wurde, berief sie eine Versammlung des Staatsraths und der Ritter des Goldenen Vließes, um über den einzuhaltenden Weg zu entscheiden. Da große Meinungsverschiedenheit obwaltete, war die Verhandlung hitzig. Einige, die Barlaimont beistimmten, betrachteten die Maßregel in dem Lichte einer Drohung. Ein solcher militärischer Aufzug könne nichts Anderes als die Einschüchterung der Regierung zum Zweck haben, und er wäre eine Beschimpfung der Regentin. Bei dem jetzigen aufgeregten Zustande des Volkes würde es von der größten Gefahr begleitet sein, wenn man diesen Einzug in die Hauptstadt erlauben wollte.

Der Prinz von Oranien, der Margarethens dringenden Bitten, diese Versammlung zu besuchen, nachgegeben hatte, hegte eine verschiedene Ansicht von der Sache. Die Anzahl der Delegirten, sagte er, bewiese bloß für das an der Petition genommene Interesse. Es wären Leute vom Range, manche von ihnen Verwandte und persönliche Freunde der Anwesenden. Ihr Charakter und ihre Stellung im Lande leisteten genügende Bürgschaft, daß sie dem Staate keine Gewalt anzuthun gesonnen seien. Sie wären die Repräsentanten eines alten adeligen Standes, und es würde in der That eigen sein, wenn sie vom Petitionsrecht, das vom niedrigsten Individuum genossen würde, ausgeschlossen sein sollten. — Im Laufe der Debatte machte Wilhelm einige Bemerkungen über seine eigne Stellung, indem er sich mit vieler Wärme ausdrückte. Seinen Feinden, sagte er, lieh der König das Ohr, und sie würden denselben überreden, ihn zu tödten und sein Eigenthum zu konfiszieren. Man betrachtete ihn sogar als das Haupt des Bundes. Es sei für ihn unnütz, seine Meinung im Rathe abzugeben, da er sicher sein könne, falsch gedeutet zu werden. Alles, was ihm übrig bliebe, sei, um die Niederlegung seiner Aemter einzukommen und sich auf seine Güter zurückzuziehen. Der Graf Hoorne folgte ihm in einem ähnlichen Tone, indem er bitter gegen die Undankbarkeit Philipp's zu Felde zog. Die beiden Edlen gaben am Ende Margarethens Vorstellungen so weit nach, daß sie ihre Meinungen über das zu befolgende Verfahren ab-

gaben. Aber, als sie versuchte, dieselben zu ihrer Pflicht zurückzurufen, indem sie sie an die dem Könige geleisteten Eide erinnerte, versetzten sie kühn, sie würden gern ihr Leben für ihr Land lassen, aber niemals ihr Schwert für die Edikte und die Inquisition ziehen. — Die Ansichten Wilhelm's über die Zulassung der Verbündeten in Brüssel wurden von dem größeren Theile der Versammlung unterstützt und behielten zuletzt bei der Regentin die Oberhand.

Den dritten April 1566 zogen zwei hundert Verbündete in die Thore von Brüssel ein. Sie waren zu Pferde und Jedermann mit einem Paar Pistolen in seinen Halftern versehen, während sie in anderer Beziehung nur die gewöhnlichen Waffen eines Privatherrn trugen. Der Schaltgraf Brederode und Louis von Nassau ritten an ihrer Spitze. Sie hielten sich klugerweise an Wilhelm's Rath, indem sie keine Ausländer mit in ihrem Gefolge brachten und ruhig in die Stadt einzogen, ohne zu versuchen, die Bevölkerung durch irgend eine militärische Entfaltung oder durch Losschießen der Feuergewehre aufzuregen. Von den Einwohnern wurde ihre Ankunft mit allgemeiner Freude willkommen geheißen, denn man begrüßte sie als eine Gesellschaft Patrioten, die bereit seien, für die Freiheiten ihres Landes zu kämpfen. Mit leichter Mühe fanden sie Quartiere in den Häusern der angesehensten Bürger, und Louis und Brederode wurden in dem Palaste des Prinzen von Oranien untergebracht.

Am folgenden Tage hielten die Verbündeten eine Versammlung in der Wohnung des Grafen Culemborg ab, wo sie einen Brief vernahmen, den Brederode so eben aus Spanien erhalten hatte. Derselbe meldete ihm den Tod Morone's, eines ihnen allen wohlbekannten flamändischen Edelmanns, der seinen Untergang in den Flammen der Inquisition gefunden hatte. Mit über diesen traurigen Bericht erbitterten Gefühlen erneuerten sie in der feierlichsten Weise den Treueschwur ihres Bundes. Dann wurde ein Gesuch an Margarethen um die Erlaubniß, ihr die Petition vorlegen zu dürfen, gemacht. Hierzu wurde der folgende Tag angesetzt, und den fünften April Mittags ging die ganze Gesellschaft in feierlichem Aufzuge durch die Straßen von Brüssel nach dem Palaste der Regentin. Sie war von den Herren umgeben und empfing sie in der an das Rathszimmer anstoßenden großen Halle.

Sowie die Verbündeten an ihr vorübergegangen waren, stellten sie sich längs der Seiten des Zimmers auf. Margaretha scheint von der Anwesenheit einer so kriegerischen Reihe innerhalb der Mauern ihres Palastes etwas betroffen gewesen zu sein. Alsbald erholte sie sich und empfing sie gnädig.

Brederode war ausersehen, die Petition zu überreichen, und er leitete dieß durch eine kurze Anrede ein. Sie wären in so großer Anzahl gekommen, sagte er, um desto besser der Regentin ihre Ehrfurcht, und um das an der Sache genommene Interesse zu bezeigen. Sie seien angeklagt worden, mit fremden Fürsten eine Korrespondenz eröffnet zu haben, was, wie er bekräftigte, eine böswillige Verleumdung sei, und kühn verlangte er, mit den Urhebern derselben konfrontirt zu werden. — Trotz dieser starken Verneinung ist es möglich, daß die Zuhörerschaft in die Versicherungen des Sprechers nicht ein unbedingtes Zutrauen setzte. Alsdann überreichte er der Regentin die Petition und sprach die Hoffnung aus, daß Margaretha dieselbe als bloß von ihrem Wunsche für Beförderung des Ruhmes des Königs und das Heil des Landes eingegeben aufnehmen wolle. Wenn das, versetzte Margaretha, der Zweck der Petition sei, so zweifele sie nicht, daß sie mit derselben zufrieden sein werde. Der folgende Tag wurde ihnen bestimmt, ihr wieder aufzuwarten, um die Antwort zu empfangen.

Das Schriftstück fing mit einer allgemeinen Schilderung der Noth des Landes an, sehr ähnlich wie der Kompromiß, aber in ehrfurchtsvollere Sprache gekleidet. Die Bittsteller hätten gehofft, daß die Thätigkeit der großen Herren oder der Generalstaaten zu einer Besserung führen würde. Aber, da sie gefunden, daß diese die Sache beim Alten gelassen, während die Uebelstände von Tag zu Tage im Zunehmen begriffen wären, bis der Ruin vor der Thür stände, so wären sie gekommen, Ihre Hoheit zu ersuchen, selber den Gegenstand dem Könige vorzulegen, und Seine Majestät anzuflehen, daß er das Land durch augenblickliche Aufhebung der Inquisition wie der Edikte vom Untergange retten möge. Weit davon entfernt, ihrem Souverän Gesetze zu diktiren, flehten sie sie unterthänigst an, ihm dringend die Nothwendigkeit einer Zusammenberufung der Generalstaaten ans Herz zu legen, um mit den letzteren ein wirksames Mittel zur Abstellung der vorhan-

denen Uebel zu vereinbaren. Zugleich bäten sie dieselbe, die fernere Ausführung der Gesetze in Bezug auf die Religion einzustellen, bis man den Willen Seiner Majestät wissen könne. Wenn ihr Ansuchen nicht erhört werden sollte, würden sie wenigstens von aller Verantwortlichkeit für die Folgen jetzt, da sie ihre Pflicht als getreue und gutgesinnte Unterthanen gethan hätten, freigesprochen dastehen*). — Der geschäftsmäßige Ton dieses Aktenstücks bildet einen Gegensatz zu dem deklamatorischen Style des Kompromisses, und wir können uns einbilden, besonders in seinem gemäßigten Tone die Pinselstriche der klügeren Hand des Prinzen von Oranien zu erkennen.

Den sechsten versammelten sich die Verbündeten wieder im Palaste der Regentin, um die Antwort derselben zu empfangen. Sie waren in größerer Stärke, als zuvor, da zu ihnen noch hundert und funfzig ihrer Bundesbrüder, die die vorhergehende Nacht unter den Befehlen der Grafen Culemborg und Berg in die Stadt eingezogen, hinzugekommen waren. Sie wurden von Margarethen in der nämlichen höflichen Weise, wie Tags vorher, empfangen, und die Antwort der Regentin war schriftlich gemacht, indem sie auf die Rückseite der Petition selbst gesetzt war.

Margaretha kündigte darin ihre Absicht an, daß sie bei ihrem königlichen Bruder ihren ganzen Einfluß gebrauchen wollte, um ihn zu überreden, ihren Wünschen ein Genüge zu leisten. Sie dürften darauf bauen, daß er Alles thun werde, was mit seiner angebornen und gewohnten Huld sich vertrüge. Sie selber habe, auf das Gutachten ihres Rathes und der Ritter des Goldenen Vließes, einen Plan zur Milderung der Edikte entworfen, der Seiner Majestät vorgelegt werden solle und, wie sie vertraute, die Nation befriedigen würde. Indeß müßten sie bedenken, daß sie selber keine Macht besitze, um die Ausführung der Gesetze zu suspendiren. Aber, sie würde die Inquisitoren anweisen, in der Ausübung ihrer Funktionen, bis sie den königlichen Willen erfahren würden, mit aller Vorsicht zu Werke zu gehen. Sie vertraute, daß die Verbündeten sich so benehmen würden, daß es nicht

*) Die von Groen gelieferte Abschrift dieses Dokuments ist aus den Papieren des Grafen Louis von Nassau.

nothwendig wäre, andere Befehle zu geben. Dieß Alles habe sie mit um so größerer Bereitwilligkeit gethan, weil sie überzeugt sei, daß dieselben nicht die Absicht hätten, irgend eine Neuerung mit der Landesreligion vorzunehmen, sondern daß sie vielmehr dieselbe in ihrer ganzen Kraft aufrecht erhalten wünschten.

Auf diese Erwiederung, die in ihren Ausdrücken so gnädig und in ihrem Inhalte so günstig war, wie die Verbündeten möglicherweise nur erwartet haben konnten, setzten sie eine formelle schriftliche Antwort auf, welche sie der Herzogin den achten des Monats in Masse überreichten. Sie dankten ihr unterthänig für die prompte Aufmerksamkeit, die sie ihrer Petition geschenkt habe, würden aber noch mehr befriedigt gewesen sein, wenn ihre Antwort vollständiger und ausführlicher gewesen wäre. Sie kennten die sie umgebenden Verlegenheiten und dankten ihr für die ertheilte Versicherung — welche sie, wie man bemerke, nie ertheilte —, daß alles mit der Inquisition und den Edikten in Verbindung stehende Verfahren, bis man sich des Willens Seiner Majestät versichert halten könne, eingestellt werden sollte. Sie verlangten sehr eifrig sich an das zu halten, was der König mit dem Beirathe und der Zustimmung der gesetzlich versammelten Generalstaaten in Religionssachen immerhin beschließen möge, und sie würden ihren Gehorsam beweisen, indem sie in ihrem Betragen eine solche Ordnung zeigten, daß Ihre Hoheit gänzlich zufriedengestellt sein werde.

Hierauf versetzte die Herzogin kurz, daß, wenn jetzt noch eine Ursache zu Anstoß vorkommen sollte, dieß nicht ihr, sondern ihnen zur Last fallen werde. Sie bat die Verbündeten, von nun an von ihren geheimen Praktiken abzustehen und kein neues Mitglied zum Beitritt in ihre Gesellschaft einzuladen.

Diese kurze ermahnende Entgegnung scheint nicht nach dem Geschmacke der Bittsteller gewesen zu sein, denn sie hätten Margarethen gern einen Ausdruck entlockt, den sie in eine Gutheißung ihres Thuns zurecht legen konnten. Nach einer kurzen Berathung mit einander redeten sie sie nochmals durch den Mund eines ihrer Glieder, des Herrn von Kerdes, an. Nachdem der Sprecher der Regentin unterthänig für ihre geneigte Antwort gedankt hatte, sagte er, es würde seinen Genossen

zu noch größerer Befriedigung gereicht haben, wenn sie in der Gegenwart der versammelten großen Herren hätte erklären wollen, daß sie den Verein der Verbündeten in einem guten Lichte und für den Dienst des Königs errichtet ansähe, und er schloß, indem er versprach, daß sie von nun an thun würden, was in ihren Kräften stände, um Ihrer Hoheit Befriedigung zu geben.

Auf dieses Alles erwiederte sie einfach, sie zweifele daran nicht. Als darauf der beharrliche Deputirte wieder in sie drang, ihre Meinung über diese Versammlung auszudrücken, antwortete sie geradezu, sie könnte sich hierüber kein Urtheil bilden. — Indeß gab sie bald darauf eine ziemlich klare Evidenz von ihrer wirklichen Meinung, indem sie die drei Herren ihres Haushalts, welche, wie erwähnt, bei der Ligue waren, entließ *).

Weil Margaretha fand, daß die Verbündeten mit ihrer Antwort auf die Petition nicht ganz zufrieden waren, erlaubte sie dem Grafen Hoogstraten, einem ihrer Räthe, einigen von ihnen privatim mitzutheilen, daß sie schon in die Provinzen geschrieben habe, damit, bis die Entscheidung Philipp's bekannt wäre, alle Prozesse in Religionsangelegenheiten eingestellt werden sollten. Um keinen Raum zu Zweifel übrig zu lassen, durfte ihnen der Graf Abschriften der Briefe zeigen.

Die von der Ligue zu Brüssel verlebte Zeit war eine Zeit allgemeinen Jubels. Auf einem der im Culemborg'schen Hause gegebenen Bankette, wo drei hundert Verbündete anwesend waren, führte Brederode den Vorsitz. Während des Mahles erzählte er einigen von der Gesellschaft, die den Tag nach der Ueberreichung der Petition angekommen waren, die Weise, wie sie von der Herzogin empfangen worden wären. Sie schien, sagte er, anfangs wegen der Zahl der Verbündeten außer Fassung zu sein, wurde aber von Barlaimont, der ihr sagte, „sie

*) Graf Louis setzte an die Herzogin eine Petition oder vielmehr eine Remonstranz auf, worin sie ersucht wurde, ihre Beweggründe für diese Handlung anzugeben, damit die Leute es nicht als eine Verurtheilung für das Vornehmen derselben deuten möchten. Hierauf entgegnete Margaretha mit einigem Muthe, daß dieß ihre eigne Sache sei und sie nähme das jedem Individuum zustehende Recht in Anspruch, ihren eignen Haushalt nach ihrer eignen Weise zu leiten. Man wird gern glauben, daß Louis in dieser Angelegenheit nicht nach dem Rathe seines Bruders handelte.

wären Nichts als ein Haufen Bettler," wieder beruhigt. Dieß brachte einige von der Gesellschaft, für welche das als Scherz vermuthlich zu wahr war, sehr in Harnisch. Aber Brederode nahm es spaßhafter und sagte, daß er und seine Freunde gegen den Namen Nichts einzuwenden hätten, weil sie zu jeder Zeit bereit wären, im Dienste ihres Königs und ihres Landes zu Bettlern zu werden. Dieser Witz wurde von den Gästen mit großem Beifall aufgenommen, und sie tranken einander zu, indem sie jauchzten: ,,Vivent les Gueux!'' — „Es leben die Bettler!"

Da Brederode fand, daß sein Scherz solches Glück machte, — ein Ereigniß, worauf er in der That vorbereitet gewesen zu sein scheint —, verließ er das Zimmer und kam bald darauf zurück mit einem Bettlerquersacke und einem hölzernen Napfe, wie sie bei der bettelnden Bruderschaft der Niederlande üblich waren. Indem er hierauf der Gesellschaft aus einem Humpen zutrank, schwor er, sein Gut und Blut der Sache zu widmen. Der Bettelsack und Napf machten an der Tafel die Runde, und so wie einer der lustigen Gäste der Reihe nach seinen Verbündeten zutrank, erscholl es im Jubel: ,,Vivent les Gueux!'', daß der Saal von der Fröhlichkeit der Zecher wiederhallte.

Zufällig gingen da gerade der Prinz von Oranien und die Grafen Egmont und Hoorne vorüber, um sich in den Rath zu begeben. Von dem Lärm wurde ihre Aufmerksamkeit erregt, sie standen einen Augenblick still, und Wilhelm, der das Temperament der fröhlichen Gesellschaft wohl kannte, schlug vor, hineinzugehen, um zu versuchen, ob man ihr Gelag nicht abbrechen könne. „Wir können vielleicht," sagte er, „heute Abend mit diesen Menschen eine Geschäftssache aus dem Rathe zu verhandeln haben, und auf diese Art werden sie schwerlich in einem dazu geeigneten Zustande sein." Die Erscheinung der drei Edlen gab der stürmischen Lust der Gesellschaft einen neuen Impuls, und als die Neuangekommenen ihren Freunden aus dem Weinbecher zutranken, antwortete man mit demselben donnernden Zuruf: ,,Vivent les Gueux!''*) Dieser Zwischenfall, an sich selbst von so geringer Be-

*) So sagt Strada. Aber die Regentin erzählt dem Könige in einem mit Geheimschrift geschriebenen Briefe, daß die drei Herren der Gesellschaft mit dem nämlichen Trinkspruche: ,,Vivent les Gueux,'' der die Runde um die Tafel gemacht hatte,

deutung, erhielt später Wichtigkeit von der ihm gegebenen Wendung bei der Verfolgung der beiden unglücklichen Adeligen, welche jetzt mit dem Prinzen von Oranien gekommen waren.

Jedermann kennt für eine Faktion die Wichtigkeit eines populären Namens — eines nom de guerre — unter dem ihre Glieder sich sammeln und als eine unabhängige Partei die Spitze bieten können. Das wurde jetzt der Name Gueux für die Verbündeten. Schon bald begriff man die der Regierung und, in einem weitern Sinne, der römisch-katholischen Religion Entgegengesetzten darunter. In jeder Sprache, worin die Geschichte dieser Vorgänge erzählt worden ist, — im Latein, Deutschen, Spanischen oder Englischen, — ist der französische Ausdruck Geusen stets gebraucht, um diese Partei der Mißvergnügten in den Niederlanden zu bezeichnen*).

Nun wurde es gewöhnlich, die ursprüngliche Idee durch Nachahmen der verschiedenen von den Bettlern gebrauchten Artikel auszubeuten. Man schaffte sich Stäbe an nach Art der von den Pilgrimen geführten, nur daß sie gekünstelter ausgearbeitet waren. Hölzerne Näpfe, Löffel und Messer kamen in große Nachfrage, doch waren sie je nach der Phantasie oder dem Reichthume des Besitzers reich mit Silber ausgelegt. Denkmünzen, ähnlich den von den Bettlern an ihre Mützen gesteckten, wurden als Abzeichen getragen, und der sogenannte „Bettlerpfennig" — eine Gold- oder Silbermünze — hing um den Nacken. Sie trug auf der einen Seite das Bild Philipp's mit der Aufschrift: „Fidèles au roi" und auf der andern zwei einen Bettelsack ergreifende Hände mit der weiteren Umschrift „jusques à porter la besace:" — „Treue dem König bis zum Tragen des Bettelsacks."**)

---

zutranken. „Le prince d'Orange et les comtes d'Egmont et de Hornes vinrent à la maison de Culembourg après de diner; ils burent avec les confédérés, et crièrent aussi vivent les gueux!"

*) Vander Haer leitet das Wort gueux von Goth, in altdeutscher Form Geute, her. Eandem esse eam vocem gallicam quae esset Teutonum vox, Geuten, quam majore vel Gothis genti Barbarae tribuissent, vel odio Gothici nominis convicium fecissent."

**) Arend hat in seiner Algemeene Geschiedenis des Vaderlands einige Abbildungen von diesen Schaumünzen, worauf die Devisen und Aufschriften nicht immer

Von den Verbündeten wurden sogar die Kleider der Bettler nachgeahmt; sie setzten dieselben an die Stelle ihrer Familienlivreen, und man konnte in den Straßen von Brüssel und von den übrigen Städten der Niederlande Schaaren von Klienten in die aschgrauen Gewänder der Bettelbrüder gekleidet sehen.

Den zehnten April verließen die Verbündeten Brüssel in der geordneten Weise, wie sie gekommen waren: nur daß sie beim Hinausreiten aus dem Thore ihre Abreise ankündigten, indem sie salutirten und zur Ehre der Stadt, welche ihnen eine so gastfreundschaftliche Aufnahme geschenkt hatte, ihre Pistolen abfeuerten. Ihr Besuch in Brüssel hatte nicht bloß in der Hauptstadt selbst, sondern im ganzen Lande eine große Aufregung hervorgerufen. Bisher hatte die Ligue gleichsam im Dunkeln, wie eine Bande geheimer Verschwörer, gewirkt. Aber jetzt war sie ans Tageslicht hervorgetreten, indem sie sich kühn der Regentin vorgestellt und die Rückgängigmachung des Unrechts, welches die Nation drückte, verlangt hatte. Die Leute faßten Muth, als sie diese große Aegide über sich ausgehalten sahen, um die Angriffe willkürlicher Gewalt abzuwehren. Ihre Hoffnungen wurden größer, da sie versichert wurden, daß die Regentin und die großen Herren sich zu ihren Gunsten ins Mittel legen wollten, und sie konnten kaum zweifeln, daß die Stimme des also von der Regierung unterstützten Landes in Madrid durchdringen werde, und daß Philipp am Ende gezwungen sein werde, eine Politik aufzugeben, welche ihn mit dem Verluste der schönsten seiner Provinzen bedrohte. — Sie hatten erst den Charakter ihres Souveräns kennen zu lernen.

---

genau die nämlichen waren, gegeben. Einige dieser Bettlerparaphernalien sind noch in alten Kabinetten der Niederlande zu finden oder waren es wenigstens zur Zeit Vanderrynck's.

Elftes Kapitel.

Freiheit der Religionsausübung.

Die Edikte werden suspendirt. — Die Sektirer. — Das öffentliche Predigen. — Versuch, dasselbe zu unterdrücken. — Die Versammlung zu St. Trond. — Philipp's Zugeständnisse.

1566.

Als die Verbündeten von Brüssel abreisten, ließen sie daselbst vier Mitglieder als eine Art Ausschuß, der über die Interessen der Ligue wachen sollte, zurück. Der größere Theil von den übrigen, Brederode an der Spitze, schlug die Straße nach Antwerpen ein. Kaum hatten sie in dieser Stadt eine Wohnung bezogen, als das Gebäude von Tausenden von Einwohnern, die sich ihren Gästen eine stürmische Bewillkommnung zu geben beeiferten, umringt wurde. Brederode kam heraus auf den Altan, redete die Menge an und sagte ihr, daß er mit Gefahr seines Lebens hierher gekommen sei, um sie von den Trübsalen der Inquisition zu befreien. Er forderte seine Zuhörerschaft auf, ihn bei diesem ruhmreichen Werke zu ihrem Führer zu nehmen, und als der wackere Kämpe ihnen einen von der Tafel mitgebrachten Becher Wein zutrank, antwortete der Pöbel mit so allgemeinem Zuruf, daß man ihn bis in die entferntesten Winkel der Stadt hören konnte. So wurde offen zwischen den Verbündeten und dem Volke, die beide auf dem großen Wege der Revolution zusammen vorrücken sollten, ein Verhältniß hergestellt.

Bald nach der Abreise der Verbündeten von Brüssel sandte die Regentin einen Gesandten nach Madrid ab, um den König mit den neuerdings Statt gehabten Vorgängen bekannt zu machen, und um ihn dringend zu ersuchen, zu den von der Ligue geforderten Reformen seine Zustimmung zu geben.

Die erwählten Gesandten waren der Baron de Montigny, der, wie man sich erinnert, früher einen ähnlichen Auftrag besorgte, und der Marquis von Bergen, ein Adeliger mit freisinnigen Ansichten,

der aber von der Regentin sehr geachtet wurde. Keiner der beiden Betreffenden bezeigte große Lust, einen Auftrag zu übernehmen, der ihn mit dem gefürchteten Monarchen in der Hauptstadt in so nahe Berührung bringen sollte. Bergen konnte sich einige Zeit mit einer im Racketenballspiele erhaltenen Wunde, die ihm das eine Bein unbrauchbar machte, entschuldigen: ein unheilverkündender Unfall, der von den damaligen Chronikschreibern benutzt ward, ihn als einen Wink des Himmels dahin zu deuten, daß der Ausgang der Sendung unglücklich sein werde. Montigny erreichte etwas eher, als sein Kollege, am siebzehnten Juni Madrid. Er fand bei Philipp eine gnädige Aufnahme, denn dieser hörte mit einer huldreichen Miene den zur Erleichterung des Landes angerathenen Maßregeln zu, die, wie gewöhnlich, damit schlossen, daß man um die Zusammenberufung der Generalstaaten als des wirksamsten Mittels zur Heilung der Uebelstände einkam. Aber, obwohl der Gesandte zu mehr als einer Audienz zugelassen wurde, erhielt er doch keine tröstlichere Versicherung, als daß der Gegenstand von Seiner Majestät auf's Ernstlichste in Erwägung gezogen werden sollte.

Unterdessen entwarf die Regentin emsig den Plan des Kompromisses, auf welchen sie in der den Verbündeten gegebenen Antwort angespielt hatte. Als derselbe fertig war, wurde er an die Gouverneure der verschiedenen Provinzen geschickt, damit sie ihn ihren respektiven Gesetzgebungen vorlegten. Man hoffte, daß ihre Genehmigung desselben ihn dem Volke im weitern Sinne zur Annahme empfehlen würde. Man unterbreitete ihn zuerst einigen kleineren Staaten, Artois, Namür und Luxemburg, da man als sehr wahrscheinlich annahm, daß diese sich den Wünschen der Regierung gefügig zeigen würden. Sodann legte man ihn einigen größeren Staaten, wie Brabant und Flandern, vor, auf deren Entscheidung das Beispiel der andern Einfluß ausüben konnte. Holland, Seeland, Utrecht und eine oder zwei andere Provinzen, wo der Geist der Unabhängigkeit am stärksten war, wurden ganz und gar nicht befragt. Doch gelang dieses politische Verfahren nicht vollständig; denn, obschon einige wenige eine unbedingte Zustimmung gaben, verbanden die meisten Provinzen ihre Genehmigung doch mit Beschränkungen, die den Plan von wenig Werth sein ließen.

Das war nichts Außerordentliches. Der Plan war derartig, daß er, so große Zugeständnisse Seitens der Regierung er auch in sich schloß, doch weit hinter dem, was das Volk verlangte, zurückblieb. Er sprach über alle Geistlichen und Lehrer der reformirten Religion, sowie über Alle, die sie beherbergten, die Todesstrafe aus, und während er bedeutend die Strafe anderer Verbrecher milderte, bewogen seine wenigen blutdürstigen Bestimmungen das Volk, ihn höhnisch anstatt „Moderation" die Urkunde der „Morderation" zu nennen. In der That erging es diesem Kompromisse der Regentin wie den meisten andern halben Maßregeln. Er befriedigte beide dabei in Frage kommende Theile nicht. Der König hielt ihn eben so sehr für zu gelind, wie ihn das Volk für zu streng hielt. Nie erhielt er die königliche Genehmigung und bekam deßhalb begreiflicherweise niemals Gesetzeskraft. Er würde daher nicht die von mir darauf verwendete Zeit verdienen, wenn er nicht eine Evidenz von dem versöhnlichen Geiste der Verwaltung der Regentin lieferte.

Margaretha trug Sorge, im nämlichen Sinne die königlichen Beamten dringend zu ersuchen, daß sie den vorhandenen Edikten eine freisinnige Erklärung geben und in ihrer Ausführung die äußerste Vorsicht beweisen sollten. Gern gehorchten die Angestellten diesen Befehlen, da dieselben sie von der ihrem undankbaren Amte anhaftenden großen Gehässigkeit befreiten. Die freundliche Stimmung der Regierung erhielt eine Stütze an einer eignen, damals Statt findenden Fälschung. Ein Schriftstück wurde ausgearbeitet, das von den Rittern des Goldenen Vließes auszugehen vorgab, und worin dieser Körper den Verbündeten verbürgte, daß Niemand in den Niederlanden um seiner Religion willen behelligt werden sollte, bis von dem Könige und den Generalstaaten anderweitig verfügt werden würde. Dieses Dokument, welches seinen unächten Ursprung an der Stirne geschrieben trug, wurde dennoch eifrig aufgegriffen und unter dem Volke, das gern glaubte, was es so sehr wünschte, verbreitet. Vergebens versuchte die Regentin, sobald als sie davon hörte, die Fälschung bloßzulegen. Es war zu spät, denn der Einfluß dieser Betrügerei trug zusammt den toleranten Maßregeln der Regierung dazu bei, dem Publikum ein Zutrauen einzuflößen, dessen Resultate bald ersichtlich wurden. Einige,

welche in das Exil gegangen waren, kehrten in ihre Heimath zurück. Viele, welche die neuen Lehren insgeheim begünstigt hatten, bekannten sich jetzt offen zu denselben, während Andere, die bisher schwankend gewesen waren, jetzt, da sie von der Furcht vor den Konsequenzen befreit waren, in ihren Meinungen befestigt wurden. Kurz, die Reformation machte, in der einen oder anderen Gestalt, reißende Fortschritte im Lande.

Unter den drei großen Sekten, welche die Reformation umfaßte, waren die Lutheraner die am wenigsten zahlreichen, ragten aber am meisten durch ihren Rang hervor. Die Wiedertäufer, welche sie an Zahl weit übertrafen, waren fast gänzlich aus den niederen Volksklassen rekrutirt. Es ist eigen, daß gegen diese Sekte, die ruhigste und harmloseste von allen, stets mit ganz besonderer Strenge des Gesetzes verfahren wurde. Man kann dieß vielleicht dem üblen Rufe zuschreiben, der ihnen wegen der von ihren Glaubensbrüdern, den berüchtigten Wiedertäufern von Münster, begangenen Exzesse anhaftete. Die dritte Klasse, die Calvinisten, überflügelten an Zahl beide zusammen. Auch waren sie durch ihren Bekehrungseifer die thätigsten. Sie wurden von den in den Schulen von Genf herangebildeten Missionären angespornt, und sowie sich ihre Lehren in der Stille über das Land ausbreiteten, fanden sich nicht nur fromme und gelehrte Männer, sondern auch Personen von der höchsten gesellschaftlichen Stellung in die Hürden der Sekte gezogen.

Das Hauptquartier der Calvinisten war in Flandern, Hennegau, Artois und den an Frankreich stoßenden Provinzen. Das Gränzland wurde der Wohnsitz der französischen Hugenotten und der verbannten Flamänder, die auf diesem Außenposten fleißig für die Sache der Reformation arbeiteten. In der Presse wimmelte es von Veröffentlichungen: — von Vertheidigungen des Glaubens, Streitschriften, Abhandlungen und Satiren gegen die römische Kirche und deren Irrthümer, — kurz, von jenen geistlichen Geschossen, welche gewöhnlich den Parteikampf mit Waffen versorgen. Man vertheilte dieselben vermittelst Hausirer und reisender Kesselflicker, welche sie auf ihren fernen Wanderungen an die niedrigsten Herde durchs ganze Land brachten. Hier blieben sie, um ihre Wirkung zu thun, und auf diese Weise wurde den Arbeitern,

deren Ankunft in der Geschichte der Reformation einen Abschnitt bildet, der Boden zubereitet.

Diese Arbeiter waren die Geistlichen oder Missionäre, deren öffentliches Predigen bald im ganzen Lande eine große Aufregung hervorbrachte. Sie erschienen zuerst im westlichen Flandern, wo denn kleine Zuhörerschaften sich verstohlen im Dunkel der Wälder und in der Stille der Nacht zusammenfanden. Nach und nach traten sie auf die offenen Felder hervor, und gingen von hier in die Dörfer, bis sie, durch die Straflosigkeit kühner geworden, sich in den äußeren Theilen der großen Orte und der Hauptstädte zeigten. Bei diesen Gelegenheiten strömten, um den Prediger zu hören, Tausende der Einwohner: Männer, Frauen und Kinder, in zu großer Anzahl aus den Thoren heraus, als daß die Obrigkeit sie hätte hindern können. In der Mitte des Platzes war eine roh gearbeitete Bühne errichtet und darüber, um den Prediger vor dem Wetter zu schützen, ein Dach angebracht. In der unmittelbaren Nähe von dieser rohen Kanzel stand rings herum der schwächere Theil der Versammlung: die Weiber und Kinder. Hinter ihnen standen die Männer und zwar waren die im äußeren Kreise befindlichen gewöhnlich mit Waffen: Schwertern, Spießen, Flinten oder irgend jeder andern für den Fall aufgetriebenen Waffe versehen. Eine berittene Patrouille besetzte den Grund weiter draußen, damit die Versammlung geschützt sei und Unterbrechung verhindert werde. Eine Barrikade von Wagen und anderen Fuhrwerken war vor den auf den Platz leitenden Zugängen aufgeworfen, um denselben vor den Angriffen der Obrigkeiten und des Militärs zu schützen. Leute, die längs der Landstraßen aufgestellt waren, vertheilten religiöse Traktätchen und luden die Reisenden zur Theilnahme am Gottesdienste ein.

Häufig war der Prediger irgend ein an öffentliches Sprechen gewöhnter, bekehrter Priester oder Mönch, der, nachdem er den größeren Theil seines Lebens auf den Kampf für die Kirche verwandt hatte, jetzt einen gleichen Eifer, dieselbe über den Haufen zu werfen, bewies. Indessen kam es wohl auch vor, daß der Redner ein Laie war: indem irgend ein Bauer oder Handwerker, der mit mehr Verstand oder wohl auch mit mehr Dreistigkeit, als seine Nachbarn, begabt war, sich dazu bestimmt fühlte, den gefährlichen Beruf eines Predigers zu übernehmen.

Je nach der in der Gegend gesprochenen Sprache war der Vortrag französisch oder flämisch. Im Allgemeinen war er von dem hausbackenen, sowohl für den Sprecher wie für seine Zuhörerschaft passenden Schrot und Korn. Allein bisweilen ließ er sich über die Uebel des Landes mit einem Nachdruck aus, welcher jedem Auge Thränen entlockte, und manchmal überließ er sich einem Strome feuriger Beredtsamkeit, der in der Brust seiner Hörer den Muth der alten Märtyrer anfachte.

Dieser erhabene Aufschwung ward zu häufig durch grobe und schimpfende Ausfälle gegen den Papst, die Geistlichkeit und die Inquisition erniedrigt: — Themata, ganz besonders angenehm für die Zuhörer, die ihre Beifallsbezeugungen mit einem solchen Lärm kundgaben, als wären sie Zuschauer in einem Theater gewesen. Auf den Gottesdienst folgte das Absingen eines Theiles der Psalmen in der Marot'schen französischen Uebersetzung oder in einer niederländischen Uebertragung, die neuerdings in Holland herausgekommen war und, wenngleich sie holperig genug war, doch bei den einfältigen Leuten für eine wunderbare Uebersetzung galt. Hierauf reichten gemeiniglich die Beiwohnenden ihre Kinder zur Taufe dar, und viele Paare benutzten die Gelegenheit, um die Heirathszeremonie nach Calvinistischem Ritus verrichten zu lassen. Die Religionsübungen schlossen mit einer Sammlung für die Armen von demselben Glauben. Kurz, diese Zusammenkünfte scheinen, trotz der hin und wieder vorkommenden Zügellosigkeit des Predigers, mit solchem Ernste und solchem Anstande vor sich gegangen zu sein, daß sie den von manchen katholischen Schriftstellern auf sie gehäuften Tadel schwerlich verdienen.

Freilich war die Versammlung aus ziemlich bunten Elementen zusammengesetzt. Manche gingen lediglich hinaus, um zu erfahren, was für eine Art Religion man lehrte; Andere, um den Gesang zu hören, wenn Tausende von Stimmen unter dem Himmelszelte sich in eine rohe Harmonie zusammenmischten; noch Andere, aus keinem bessern Beweggrunde, als um der Ergötzung willen, um über die Eigenheiten und vielleicht über die Hanswursterei des Predigers zu lachen. Allein, bei Weitem der größere Theil der Zuhörerschaft kam zu dem Zwecke, um an den religiösen Uebungen Theil zu nehmen und Gott auf ihre eigne Weise zu verehren. Es läßt sich denken, was für ein

Einfluß durch diese Versammlungen ausgeübt worden sein muß, wo so Viele unter dem Gefühl der gemeinschaftlichen Gefahr bei einander waren, um die Worte des Lehrers anzuhören, der sie lehrte, alles menschliche Gesetz für gering zu achten im Vergleich mit dem höheren Gesetz des Gewissens, das seinen Sitz in ihrer eignen Brust habe. Selbst von denen, welche um zu spotten gekommen waren, gingen wahrscheinlich bloß wenige wieder hinweg, ohne einigen Stoff zum Nachdenken oder vielleicht auch den Samen zukünftiger Bekehrung in ihre Brust gepflanzt erhalten zu haben.

Das erste hier erwähnte öffentliche Predigen, das schon im Mai anfing, fand in der Umgegend von Gent Statt. Sechs bis sieben tausend Personen waren versammelt. Eine obrigkeitliche Person der Stadt bestieg mit mehr Tapferkeit als Vorsicht ihr Pferd, ritt bewaffnet mit Schwert und Pistol unter die Menge und unternahm die Arretirung des Geistlichen. Allein das Volk eilte, um diesen zu befreien, herbei und spielte dem unglücklichen Beamten so übel mit, daß derselbe kaum mit dem Leben entkam.

Von Gent dehnte sich das Predigen nach Ypern, Bruges und andern großen flandrischen Städten — immer in der Vorstadt —, auf Valenciennes und auf Tournay in der Provinz Hennegau, wo die Kirchenverbesserer stark genug waren, um innerhalb der Mauern einen Platz für den Gottesdienst zu verlangen, aus. Holland harrte des Worts. Sowohl nach dieser Gegend, wie nach Seeland wurden Geistliche der sogenannten neuen Religion entsandt. Zusammenkünfte großer Schaaren wurden abgehalten in der Umgebung von Amsterdam, vom Haag, von Haarlem und andern großen Städten, wobei die Obrigkeiten sich manchmal unter die übrigen Bürger gemischt befanden.

Allein derjenige Ort, wo diese Versammlungen im größten Maßstabe zu finden waren, war Antwerpen, eine große Stadt von mehr als ein hundert tausend Einwohnern und der wichtigste Marktplatz für den Handel der Niederlande. Für Fremde war es ein großer Sammelort. Viele von diesen waren Hugenotten, welche unter der Vorschützung des Handels bei Weitem sich mehr mit den Angelegenheiten ihrer Religion befaßten. Es war nichts Außergewöhnliches, wenn auf Versammlungen außerhalb der Stadtmauern dreizehn bis vierzehn tausend

Personen zusammenkamen. Der Widerstand von Seiten der Obrigkeit war erfolglos. Der Pöbel setzte sich in Besitz der Schlüssel der Stadt, und, weil die meisten Calvinisten bewaffnet waren, bildeten sie eine fürchterliche Macht. Im Bewußtsein ihrer Stärke geleiteten sie ihre Geistlichen öffentlich in die Stadt zurück und verlangten laut, daß ihnen irgend ein Platz zum Gottesdienst innerhalb der Mauern von Antwerpen angewiesen werden sollte. Die ruhigen Bürger geriethen in Schrecken. Da es bekanntlich in dem Lager der Reformirten sehr viele unbesonnene und lüderliche Individuen gab, fürchteten jene, daß die Stadt der Plünderung Preis gegeben werden würde. Aller Verkehr hörte auf. Viele Kaufleute verheimlichten ihre Besitzthümer, und einige schickten sich an, so schleunig als möglich das Land zu verlassen*).

Die Obrigkeiten wandten sich in ihrer großen Bestürzung an die Regentin mit der Bitte, daß sie ihren Wohnsitz nach Antwerpen übertragen möge, weil ihre Anwesenheit daselbst den Geist des Aufruhrs im Schach halten werde. Allein, die Räthe Margarethens erhoben Einwände dagegen, daß sie sich den Händen einer so unruhigen Bevölkerung anvertrauen sollte, und sie stellte als Antwort an die Obrigkeit die Frage, welche Bürgschaft man für ihre persönliche Sicherheit geben könne. Alsdann wurde gefordert, daß der Prinz von Oranien, der das Amt eines Burggrafen von Antwerpen versah und dessen Einfluß auf das Volk unbegränzt war, dahin gesandt werden möge. Margaretha zauderte hierin, denn sie hatte jetzt Wilhelmen, weil derselbe gegen ihren Bruder mehr und mehr eine unfreundliche Haltung einnahm, mit Mißtrauen betrachten lernen. Aber sie hatte keine andere Wahl und ersuchte ihn deßhalb, seinen Wohnsitz in der ordnungswidrigen Hauptstadt aufzuschlagen und die Herstellung der Ruhe zu versuchen. Der mit dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten unzu-

*) Ein 1563 erschienenes Glaubensbekenntniß wurde von einer Calvinistischen Synode durchgesehen und im Mai des gegenwärtigen Jahres 1566 nochmals zu Antwerpen gedruckt. Der einleitende, an den König Philipp gerichtete Brief, worin sich die Reformirenden auf ihren Glauben und auf ihr allgemeines Betragen als die beste Widerlegung der Verleumdungen ihrer Feinde beriefen, versicherte kühn, daß ihre damalige Anzahl in den Niederlanden sich wenigstens auf ein hundert tausend belief.

friedene Prinz hingegen hatte schon lange gewünscht, sich von der Betheiligung an der Leitung derselben zurückzuziehen. Nur mit Zaudern nahm er den Auftrag an.

Als er in die Nähe von Antwerpen kam, strömte das Volk zu Tausenden zu seiner Bewillkommnung heraus. Es schien ihn als seinen Befreier zu begrüßen, und jedes Fenster, jeder Säulengang um die Häuser und jedes Dach war, als er durch die Thore der Stadt einritt, mit Zuschauern vollgepfropft. Das Volk lief die Straßen auf und ab, indem es Psalmen sang oder „Es leben die Geusen!" rief, während man sich um das Pferd des Prinzen herum in einer so dichten Masse drängte, daß dasselbe sich kaum einen Weg bahnen konnte*). Doch waren diese Kundgebungen von seiner Beliebtheit ihm nicht völlig genugthuend, und er empfand kein Vergnügen darüber, daß er als das Haupt der Ligue bewillkommnet wurde, weil er, wie wir sahen, dieselbe bei Weitem nicht billigte. Indem er wiederholt mit der Hand den ihn Umringenden winkte, forderte er sie auf, sich zu zerstreuen, und rief dabei ungeduldig aus: „Bedenkt, was Ihr thut, oder Ihr werdet es beim Himmel zu bereuen haben."

Er ritt geradenwegs nach der Halle, wo die obrigkeitlichen Personen Sitzung hielten, und berathschlagte mit ihnen über das beste Mittel, die Aufregung des Volks zu beschwichtigen. Während der wenigen Wochen, welche der Prinz dort blieb, leitete er die Angelegenheiten so umsichtig, daß er zwischen den Autoritäten und den Bürgern ein besseres Verständniß hervorbrachte. Er vermochte die Calvinisten sogar, ihre Waffen bei Seite zu legen. Mehr Schwierigkeiten fand er, als er sie überreden wollte, den Plan, sich einen Platz zum Gottesdienste innerhalb der Mauern anzueignen, aufzugeben. Erst als Wilhelm zu seiner Unterstützung das Militär herbeirief, zwang er sie zum Nachgeben.

So schritt der Geist der Reformation rasch in jedem Landestheile vor und zwar in der Gegenwart des Hofes und unter den Augen der Regentin selbst. In Brüssel zog des Nachts das Volk durch die Straßen,

*) Nach Wilhelm's eigner Angabe ein Pöbel von nicht weniger als dreißig tausend Menschen. „A mon semblant, trouvis, tant hors que dedans la ville, plus de trente mil hommes."

indem es Psalmen sang und das Kriegsgeschrei „Es leben die Geusen!“ ausstieß. Man konnte die Kaufleute und wohlhabenden Bürger mit den Insignien der Verbündeten auf ihren Kleidern sehen. Man traf Vorbereitungen zum öffentlichen Predigen außerhalb der Mauern, allein die Herzogin erklärte ein für allemal, daß sie in diesem Falle an der Spitze ihrer Guarde an der Versammlung Theil nehmen, den Prediger fassen und ihn an dem Stadtthore aufhängen lassen werde. Diese Drohung that die gewünschte Wirkung.

So wenig Margaretha auch während dieser unruhigen Zeiten zu Stande gebracht haben mag, kann sie doch nicht angeklagt werden, daß sie auf ihrem Posten geschlafen habe. Sie ließ Fasten beobachten und in allen Kirchen, um den Zorn des Himmels vom Lande abzulenken, Gebete darbringen. Doch beschränkte sie sich nicht auf diese geistlichen Waffen, sondern forderte die Obrigkeiten der Städte, ihre Schuldigkeit zu thun, und alle guten Bürger, dieselben zu unterstützen, auf. Sie befahl den Ausländern, Antwerpen zu verlassen: solche, die um des Handels halber da waren, ausgenommen. Sie ließ überall Anschläge anheften, worin die fürchterlichen Strafen des Gesetzes gegen ketzerische Lehrer und die sie Ermuthigenden wieder aufgezählt wurden, und setzte für Jedermann, der einen solchen Uebertreter zur Bestrafung brächte, eine Belohnung von sechs hundert Gulden aus. Sie verstärkte die Besatzungen der Städte und gedachte ein Heer zur Einschüchterung der Widerspenstigen auszuheben, allein sie hatte, um dasselbe zu bezahlen, kein Geld. Sie suchte sich letzteres vermittelst Anleihen von der großen Geistlichkeit und von den vorzüglichsten Städten zu verschaffen, aber mit geringem Erfolg. Die meisten davon waren schon Gläubiger der Regierung und hatten die Sicherheit nicht lieb genug, um weitere Vorstreckungen zu machen. In ihrer Noth hatte Margaretha keine andere als die so oft versuchte Hülfsquelle: — sie rief die Hülfe ihres Bruders an. „Ich habe,“ schrieb sie, „keine Zuflucht als in Gott und Eurer Majestät. Mit Angst und Zagen muß ich zugeben, daß meine Anstrengungen zur Verhinderung des öffentlichen Predigens, welches sich über jede Gegend des Landes ausgedehnt hat, gänzlich fehlgeschlagen sind.“ In einem andern Briefe beklagt sie sich bitterlich, daß sie nach so vielem dringenden Ansuchen also ohne Hülfe und ohne

Instruktionen gelassen wird, daß sie ihren Weg aufs Gerathewohl ausfingern muß. Sie bittet Philipp nochmals, die verlangten Zugeständnisse zu machen, in welchem Falle die großen Herren sie der Unterstützung bei der Wiederherstellung der Ordnung versichern.

Es war die Politik des Madrider Kabinets, sich nicht bloßzugeben. Die königlichen Antworten waren kurz, unbestimmt, kündigten nie eine neue Maßregel an, gaben im Allgemeinen Zufriedenheit mit dem Verhalten der Regentin zu erkennen und legten so viel als möglich alle Verantwortlichkeit ihr auf die Schultern.

Aber außer diesen Briefen von seiner Schwester versah sich der König noch mit andern Nachrichtsquellen hinsichtlich des Zustandes der Niederlande. In manchen davon waren die Berichte, welche er über das Verhalten der großen Herren empfing, sogar noch ungünstiger, als die ihrigen. Ein Brief von dem Sekretär Armenteros spricht von der vom Schreiber gefundenen Schwierigkeit, die Entwürfe des Prinzen von Oranien zu ergründen: ein Umstand, welchen er seinem wahrscheinlichen Religionswechsel zuschreibt. „Er verläßt sich sehr," sagt der Schreiber, „auf die von Deutschland empfangene Unterstützung, auf seine zahlreichen Freunde daheim und auf den allgemein unterhaltenen Abscheu vor dem Könige. Der Prinz," schließt er, „trifft seine Vorkehrungen bei Zeiten, um sich gegen Eure Majestät zu vertheidigen*)."

Doch ließ sich Philipp nicht irgendwie merken, daß er um diese unfreundliche Stimmung der Edlen wußte. An den Prinzen von Oranien namentlich schrieb er: „Sie irren, wenn Sie Sich einbilden, daß ich gegen Sie nicht ein vollständiges Zutrauen hege. Sollte Ihnen Jemand bei mir einen üblen Dienst zu erweisen suchen, so würde ich

*) Es war natürlich, daß die Beziehungen Wilhelm's zur Reformpartei zu dem Glauben führten, daß er zu den Meinungen, worin er in früher Jugend erzogen worden war, zurückgekehrt wäre. Diese Meinungen waren lutherische. Doch ist kein Grund zur Annahme vorhanden, daß er gegenwärtig die Calvinistischen Lehren angenommen hatte. Die Andeutung des Armenteros mit Bezug auf den Religionswechsel des Prinzen scheint auf Philipp einen starken Eindruck gemacht zu haben. Auf den Rand des Briefes schrieb er der betreffenden Stelle gegenüber: „Niemand hat dieß vorher so unzweideutig gesagt"; — „No lo ha escrito nadie asi claro."

nicht so voreilig sein, ihm mein Ohr zu leihen, weil ich so vielfach Ihre gute Gesinnung und guten Dienste in Erfahrung gebracht habe. Das ist," fügt er hinzu, „für Männer, wie Sie sind, nicht die Zeit, sich von den öffentlichen Angelegenheiten zurückzuziehen." Allein Wilhelm war gewiß der letzte, sich von diesen schönen Worten hinters Licht führen zu lassen. Wenn Andere auf das Betragen der Regentin schalten, entschuldigte sie Wilhelm, indem er den Tadel auf Philipp warf. „Entschlossen, Alle zu täuschen," sagte er, „fängt er damit an, daß er seine Schwester täuscht."

Ungefähr um die Mitte Juli fiel ein Ereigniß vor, welches in den Angelegenheiten der Niederlande noch größere Verwirrung hervorbrachte. Das war eine Versammlung der Verbündeten zu St. Trond in der Nachbarschaft von Lüttich. Sie versammelten sich zwei tausend Mann stark mit dem Grafen Louis und Brederode an ihrer Spitze. Ihr großer Zweck hierbei war, Mittel für ihre persönliche Sicherheit ausfindig zu machen. Es war ihnen bekannt, daß sie, bis zu einem gewissen Grade, für die letzten religiösen Bewegungen unter dem Volke verantwortlich gemacht wurden*). Sie waren über das fortgesetzte Stillschweigen des Königs unzufrieden und wurden durch Gerüchte von militärischen Rüstungen, die, wie es hieß, gegen sie unternommen würden, beunruhigt. Die langen, heftigen Verhandlungen der Versammlung zeigten einige Meinungsverschiedenheit. Darin stimmten Alle überein, daß sie für ihre Sicherheit von der Regierung eine Bürgschaft verlangen müßten. Aber, indem der größere Theil des Vereins nicht mehr bei den ursprünglichen Gränzen seiner Petition stehen blieb, verlangte derselbe jetzt in Religionssachen eine unbedingte Duldung. Nur einige wenige von ihnen, die im Herzen feste Katholiken waren und denen jetzt erst die Augen darüber aufgingen, wohin man unvermeidlich gelangen müßte,

---

*) Diese Verantwortlichkeit wird geradezu auf sie von Renom de Francia gewälzt. „El dia de las predicaciones oraciones y cantos estando concertado, se acordó con las principales villas que fuese el San Juan siguiente y de continuar en adelante, primero en los Bosques y montañas, despues en los arrabales y Aldeas y pues en las villas, por medida que el numero, la andacia y sufrimiento creciese." Alborotos de Flandes, MS.

zogen sich nun sehr entrüstet von der Ligue zurück. Unter diesen befand sich auch der junge Graf Mansfeld: ein Mann, dessen Name in den Annalen der Revolution berühmt werden sollte.

Die über diese neuen Demonstrationen sehr beunruhigte Margaretha schickte Oranien und Egmont ab, um mit den Verbündeten zu unterhandeln und sie zu fragen, warum sie sich in einer so unfreundlichen Stellung gegen die Regierung versammelten, da sie selbige doch neulich in der Aufrechterhaltung der Ordnung zu unterstützen versprochen hätten. Als Antwort schickten die Verbündeten eine Deputation, bestehend aus Mitgliedern ihres Vereins, ab, um von Neuem der Regentin ihre Beschwerden vorzulegen.

Die Deputirten (zwölf an der Zahl und zu Brüssel mit dem profanen Spitznamen „die zwölf Apostel" belegt) stellten sich mit dem Grafen Louis an der Spitze am acht und zwanzigsten Juli in der Hauptstadt vor. Margaretha, die nur mit Schwierigkeit sie in Person zu empfangen einwilligte, gab unzweideutige Zeichen ihres Mißfallens zu erkennen. Nach der deutlichen Sprache Louis' „wäre die Regentin beinahe vor Aerger geplatzt." Die Denkschrift, oder besser: die Beschwerde, die ihr überreicht wurde, war nicht darauf berechnet, denselben zu besänftigen.

Ohne uns auf Einzelheiten einzulassen, ist es bloß nothwendig zu sagen, daß die Verbündeten, nachdem sie ihre Gründe, warum sie Befürchtung hegten, aufgeführt hatten, verlangten, es möge ihnen von der Regierung eine Versicherung gegeben werden, daß ihnen nichts Arges widerfahren solle. Was die Begnadigung für die Vergangenheit anbetraf, so stellten sie völlig in Abrede, daß sie solche wünschten. Das, was sie gethan hätten, verdiente Beifall, nicht aber Verdammung. Sie vertrauten bloß, daß Seine Majestät geruhen wolle, eine Berufung der Generalstaaten zu gestatten, damit dieselben die Angelegenheiten des Landes ordneten. Zugleich baten sie ihn, zu erlauben, daß die Sachen der Verbündeten in die Hände des Prinzen von Oranien und der Grafen Egmont und Hoorne gelegt würden, damit diese als Vermittler mit der Krone handelten, und man versprach, sich in allen Dingen von dem Rathe derselben leiten zu lassen. Auf diese Weise würde die Ruhe wieder hergestellt werden. Allein, ohne eine Bürg-

schaft für ihre Sicherheit würden sie sich mit der Hülfe des Auslandes decken müssen.

Der stolze Ton dieser Denkschrift bildet einen schlagenden Gegensatz mit der nicht ganz vor vier Monaten von dem nämlichen Vereine überreichten Petition und beweist, mit wie reißend schnellen Schritten die Revolution vorgeschritten war. Die religiösen Wühlereien hatten offenbart, was für ein Grad von Unzufriedenheit im Lande vorhanden war, und in wie weit die Verbündeten auf die Sympathie des Volkes rechnen konnten. Dieß zeigte sich sehr unzweideutig während der Versammlung zu St. Trond, wo von den Kaufleuten und von den Anhängern der reformirten Religion Eingaben einliefen, worin der Schutz der Ligue angefleht wurde, die Freiheit des Gottesdienstes, bis von den Generalstaaten anderweitig verfügt wäre, sicher zu stellen. Dieß außergewöhnliche Gesuch ward bewilligt. Auf diese Weise stützten sich die beiden großen Parteien auf einander, um sich einander zu helfen, und verliehen ihren bezüglichen Bewegungen eine gegenseitige Sicherheit. Indem die Verbündeten den Gedanken an die einst erbetene Verzeihung verschmähten, deuteten sie jetzt dunkel auf eine mögliche Entscheidung durch die Waffen hin. Dagegen sprachen die Reformirenden, anstatt der Milderung der Strafen, von nichts Geringerem, als von unbegränzter Duldung. So ging die politische Revolution mit der religiösen Reformation Hand in Hand. Die Adeligen und die Gemeinen, die beiden entgegengesetztesten Elemente des politischen Körpers, waren durch gemeinsames Interesse eng vereinigt, und eine furchtbare Opposition, die jeden Monarchen auf seinem Throne hätte zittern machen können, wurde gegen die Absichten des Monarchen organisirt.

Eine wichtige Thatsache beweist, daß die Verbündeten schon jetzt mit kaltem Blute einem Zusammenstoße mit Spanien entgegensahen. Louis von Nassau stand in einem starken Briefwechsel mit den Führern der Hugenotten in Frankreich und der Lutheraner in Deutschland. Von den ersteren war ihm wesentliche Hülfe mit Truppen angeboten worden. Allein, die gegen die Franzosen herrschende nationale Eifersucht hätte es unpolitisch gemacht, wenn man das Anerbieten angenommen hätte. Deßhalb wandte er sich nach Deutschland, womit er zahlreiche Verbindungen hatte, und wo er eine Macht von vier tausend Kavallerie und

vierzig Kompagnien Fußgänger, damit sie der Ligue zur Verfügung stehe, in Sold nahm. Diese Unterhandlung ging unter den Augen und, wie es scheint, theils durch die Vermittlung seines Bruders Wilhelm vor sich. Deßhalb darf der Prinz von Oranien von diesem Augenblicke an, wo nicht früher, mit der Partei, die ihre Rechte durch Waffenentscheidung zu behaupten bereit war, identifizirt werden.

Diese Bewegungen konnten nicht so geheim gehalten werden, daß sie nicht zur Kenntniß Margarethens gelangt wären. Sie hatte in der That zu St. Trond ihre geheimen Agenten, die ihr Alles, was von den Verbündeten gethan oder auch bloß beabsichtigt wurde, mittheilten*). Dieß wurde vollständig in ihrer Korrespondenz mit Philipp zur Schau gelegt, während sie nochmals seine Aufmerksamkeit auf die verlorene Lage der Regierung ohne Leute, ohne Geld und Mittel zur Beschaffung derselben lenkte**). „Die Sektirer," sagt sie, „gehen bewaffnet und organisiren ihre Kräfte. Die Ligue steht zu ihnen. Es fehlt nur noch, daß sie sich zusammenrotten und die Städte, Dörfer und Kirchen plündern, was ich im höchsten Grade befürchte." — Ihre Befürchtungen hatten sie mit der Gabe des Prophezeihens ausgestattet. Sie fleht ihren Bruder an, falls er nicht selber nach Flandern kommen will, die Generalstaaten zu berufen, und sie führt die Worte Egmont's an, daß dieselben, wofern sie nicht vom König sich zu versammeln aufgefordert werden, von selbst zusammenkommen werden, um über ein Heilmittel für die Uebel des Landes zu berathen und den sonst unausbleiblichen Ruin desselben zu verhindern. Endlich kam auf Margarethens wiederholte Aufforderungen die königliche Antwort an. Dieselbe hatte wenigstens das Verdienst, daß sie vollkommen unumwunden war.

Nachdem Montigny Madrid erreichte, hatte er, wie wir sahen, bei Philipp ohne Schwierigkeit Zutritt. Sowohl er, wie sein Begleiter,

*) Die Person, welche vornehmlich in diesem ehrbaren Geschäfte gedient zu haben scheint, war ein „Doktor der Rechte", einer der Hauptrathgeber der Verbündeten. Der Graf Wegen, ihr desfallsiger Agent, bestach den Doktor, indem er ihm einen Sitz im Rathe von Brabant versprach.

**) ,,Le tout est en telle désordre,'' sagt sie in einem ihrer Briefe, ,,que, en la pluspart du païs, l'on est sans loy, foy, ni roy.'' — Die Anarchie könnte nicht besser in so wenigen Worten beschrieben werden.

der Marquis von Bergen, durften, so schien es, den Berathungen des Staatsrathes beiwohnen, als der Gegenstand ihrer Sendung erörtert wurde. Unter den damaligen Mitgliedern dieses Körpers kann man hervorheben: den Herzog von Alva; Ruy Gomez de Silva, Fürsten von Eboli, welcher mit Alva die königliche Gunst theilte; Figueroa, Grafen von Feria, einen Mann von einem scharfen, durchdringenden Verstande und zu den Lebzeiten der Königin Maria einstiger Gesandter am englischen Hofe; und Luis de Quirada, den Majordomus Karl's des Fünften. Außer diesen gab es zwei oder drei Räthe aus den Niederlanden, unter deren Namen wir auf denjenigen Hopper's, des vertrauten Freundes und Genossen des Viglius, stoßen. In den Meinungen dieses gesetzlichen Körpers, wo, wie man gern glauben wird, Niemand seine Stimme zu Gunsten der Reform zu erheben geneigt war, herrschte eine große Einstimmigkeit. Sie stimmten darin überein, daß der Gang der Ereignisse in den Niederlanden deutlich einen vorbedachten und wohlabgekarteten Plan der großen Adeligen zeigte, sich der ganzen Gewalt im Lande zu versichern. Der erste Schritt wäre die Entfernung Granvelle's, eines furchtbaren, ihnen im Wege stehenden Hindernisses, gewesen. Alsdann käme der Versuch, die Leitung der Angelegenheiten in den Händen des Staatsraths zu konzentriren. Hierauf folgten Angriffe auf die Inquisition und die Edikte als auf dem Volke sehr schädliche Sachen; das Geschrei zu Gunsten der Generalstaaten; die Ligue; der Kompromiß; die Petitionen; die religiösen Versammlungen, und endlich die gegenwärtige Sendung nach Spanien. Alles ging von den großen Adeligen aus als Theile eines regelmäßigen, der Krone feindseligen Systems, dessen eigentlicher Zweck wäre, die bestehenden Institutionen umzustoßen und ihre eigne Autorität auf den Ruinen aufzubauen. Während der Staatsrath auf diese Vorgänge mit der tiefsten Entrüstung blickte, gab er die Nothwendigkeit, sich vor dem Sturme zu beugen, zu und hielt es unter den gegenwärtigen Umständen für klug von dem Monarchen, wenn er dem Volke der Niederlande gewisse namhafte Zugeständnisse machte. Vor Allem ersuchten sie Philipp ernstlich, wenn er noch Herr dieses Theiles seines Reiches bleiben wollte, nicht länger seinen Besuch in dieses Land zu verschieben.

Die Erörterungen nahmen viele, lange währende Sitzungen des Rathes ein, und Philipp erwog die Beschlüsse, nachdem die Sitzungen geschlossen waren, tief in seinem eignen Zimmer. Selbst diejenigen, die mit seinen Gewohnheiten am bekanntesten waren, wurden über die lange Verschiebung seiner Entscheidung bei den jetzigen kritischen Umständen erstaunt. Dem stolzen Sinne des Monarchen fiel es schwer, sich den verlangten Zugeständnissen zu fügen. Endlich kam seine Antwort.

Der sie enthaltende Brief war an seine Schwester gerichtet und vom ein und dreißigsten Juli 1566 aus dem Holze von Segovia, dem nämlichen Orte, von wo aus er das vorhergehende Jahr seine merkwürdigen Depeschen diktirt hatte, datirt. Wie gewöhnlich, begann Philipp damit, daß er sein Erstaunen über die fortdauernden Unruhen des Landes ausdrückte. Es war ihm nicht bekannt, daß den Tribunalen irgend ein strenges Verfahren zur Last gelegt werden konnte, oder daß seit den Tagen Karl's des Fünften mit den Gesetzen irgend eine Veränderung vorgenommen worden wäre. Da es jedoch seinem Herzen angenehm sei, lieber mit Milde und Huld, als mit Strenge zu verfahren, so wollte er so weit als möglich den Wünschen seiner Vasallen willfahren.

Er war es zufrieden, daß die Inquisition in den Niederlanden abgeschafft und dafür die inquisitorischen Gewalten in die Bischöfe verlegt werden sollten. Was die Edikte anbetraf, so war er mit dem Moderationsplane Margarethens nicht einverstanden; auch glaubte er nicht, daß irgend ein Plan, der nicht vollkommene Duldung enthielte, das Volk befriedigen würde. Doch möchte seine Schwester einen neuen Entwurf mit gebührender Rücksicht auf die Erhaltung des katholischen Glaubens und seiner eignen Autorität vorbereiten. Dieser müßte ihm vorgelegt werden, und er wollte sein Möglichstes in der Sache thun. Was endlich eine allgemeine Begnadigung anbeträfe, so verabscheute er, wenn man durch ein anderes Verfahren dasselbe Ziel erreichen konnte, die Strenge; weßhalb er es zufrieden war, daß Gnade einem Jeden zu Theil würde, welchen Margaretha derselben würdig erachtete: — mit fortwährender Ausnahme der bereits Verurtheilten und ferner unter der feierlichen Aufforderung der Adeligen, daß sie die

Ligue aufgeben und hinfort der Regierung ihre herzliche Unterstützung geben sollten.

Am zweiten August, vier Tage nach dem Datum dieser Depeschen, schrieb Philipp wieder an seine Schwester mit Bezug auf die von ihr so dringend verlangte Berufung der Generalstaaten. Er habe, sagte er, diesen Gegenstand auf das Sorgfältigste erwogen und wäre damit zufrieden, daß sie die Zusammenberufung derselben verweigert habe. Sie dürfte darein nicht willigen. Nie würde er darein willigen. Er wüßte nur zu gut, wohin das führen würde. Doch wünschte er nicht, daß sie seine Entscheidung in den von ihm ihr gegenüber gebrauchten unbedingten und entschiedenen Ausdrücken vorbrächte, sondern sie bloß als für den Augenblick berechnet gäbe: so daß die Leute glauben möchten, sie wartete noch auf Etwas von einem verschiedenen Inhalt, und daß sie sich der Hoffnung hingäben, sie würden in irgend einer zukünftigen Zeit ihren Zweck erreichen!

Auch schrieb der König an Margarethen, daß er ihr eine hinreichende Summe übersenden werde, um sie in den Stand zu setzen, eine Abtheilung von zehn tausend Mann deutsche Infanterie und drei tausend Mann Reiterei in Sold zu nehmen, damit sie sich auf dieselben im Falle der Noth verlassen könnte. Ferner schrieb er eigenhändige Briefe an die Gouverneure der Provinzen und die vornehmsten Städte, indem er sie aufforderte, die Regentin in ihren Bemühungen, die Gesetze einzuschärfen und Ordnung im Lande zu erhalten, zu unterstützen.

So beschaffen waren die von Philipp in der elften Stunde seinen Unterthanen der Niederlande gemachten Zugeständnisse!: — Zugeständnisse, von ihm durch die Nothwendigkeit erpreßt, gleichsam abgebettelt wie der winzige Almosen des Armen, und zu dürftig und zu spät, um zu dem erzielten Zwecke zu dienen. Aber, so geringfügig und so verkrüppelt durch die sie bedeutungslos machenden Bedingungen diese Zugeständnisse auch waren: so wird man doch schwerlich glauben, daß er, als er sie machte, selbst hierbei aufrichtig war! Dieß wird durch die Enthüllung eines neuerdings entdeckten Aktenstücks im Archiv von Simancas bewiesen.

Kaum war die Tinte auf den an Margaretha gerichteten Depeschen trocken, als auch Philipp schon einen Notar kommen ließ und

vor dem Herzoge von Alva, so wie vor zwei andern Personen, die Juristen waren, feierlich protestirte, daß die der Regentin in Bezug auf die allgemeine Amnestie ertheilte Vollmacht nicht freiwillig gegeben sei. „Deßhalb fühlte er sich nicht dadurch gebunden, sondern behielt sich das Recht vor, die Schuldigen, besonders aber die Urheber und Beförderer des Aufruhrs in den Niederlanden zu bestrafen.“ — Wir fühlen uns mit einem Male in das Dunkel des Mittelalters versetzt, und dieß Gefühl wird sich nicht ändern, wenn wir die übrige Geschichte dieses merkwürdigen Stückes der Regierungskunst erfahren.

Der Stuhl des heiligen Petrus war damals mit Pius dem Fünften besetzt: einem Papste, der den gleichen Namen, wie sein Vorgänger, angenommen hatte, und einen Geist wilder, ja toller Intoleranz, die selbst diejenige Paul's des Vierten noch übertraf, entfaltete. Bei der Thronbesteigung des neuen Papstes gab es drei italienische Gelehrte, Einwohner von Mailand, Venedig und Toscana, die durch Frömmigkeit hervorragten und der Sache der Wissenschaften in Italien gute Dienste erwiesen hatten, aber im Verdachte standen, daß sie in Glaubenssachen zu freisinnige Ansichten hegten. Pius der Fünfte verlangte, daß diese Gelehrten seinen Händen überliefert würden. Die drei Staaten erniedrigten sich dazu, ihm zu willfahren. Die unglücklichen Männer wurden dem Heiligen Amte ausgeliefert und am Pfahle des Scheiterhaufens verbrannt. Das war einer der ersten Akte der neuen päpstlichen Regierung. Derselbe verkündete der Christenheit, daß Pius der Fünfte der unnachgiebige Feind der Ketzerei, der Papst der Inquisition sei. Jeder folgende Regierungsakt diente dazu, seinen Anspruch auf diese Auszeichnung zu bestätigen.

Doch muß man zugestehen, daß, insofern die Interessen des Katholizismus in Anbetracht kamen, ein Charakter, wie derjenige Pius des Fünften, für seine Zeit paßte. Während der letzten Hälfte des funfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts war der Thron hinter einander mit Päpsten besetzt gewesen, die wegen ihrer religiösen Gleichgültigkeit und ihres leichtsinnigen, nur zu oft lasterhaften Lebenswandels notorisch waren. Wie bekannt, war dieß eine der hervorragenden Ursachen der Reformation. Es erfolgte ein Rückschlag. Man mußte die Kirche retten. Eine Art Männer folgte nach

von einem ascetischen Wesen, merkwürdig durch ihre rauhen Tugenden, aber ganz ohne Mitgefühl für die Freuden oder Leiden ihres Gleichen und völlig dem großen Werke der Wiedergeburt der gefallenen Kirche gewidmet. So wie der Einfluß der früheren Päpste der Reformation einen Weg gebahnt hatte, ging der Einfluß dieser späteren Päpste dahin, sie im Schach zu halten, und lange vor dem Schlusse des sechszehnten Jahrhunderts war die Gränzlinie, welche sie seitdem nie überschreiten durfte, bezeichnet.

Wie sich denken läßt, blickte Pius mit tiefer Bekümmerniß auf das Umsichgreifen der neuen Religion in den Niederlanden. Er schrieb an die Herzogin von Parma, um sie zum äußersten Widerstande zu ermahnen, und erklärte seine Bereitwilligkeit, sie nöthigenfalls sowohl mit Truppen wie mit Geld zu versorgen. An Philipp schrieb er ebenfalls, indem er ihn beschwor, in der guten Sache nicht zu schwanken und nicht zu erlauben, daß dem katholischen Glauben ein Leides geschähe, sondern an der Spitze seiner Armee gegen seine rebellischen Vasallen zu marschiren und den Flecken der Ketzerei mit dem Blute der Ketzer rein zu waschen*).

---

*) Unter denjenigen, welche den König zu gewaltsamen Maßregeln drängten, war keiner so unabläßig, wie Fray Lorenzo de Villacancio, ein Augustinermönch, der sich durch den Eifer und die Unerschrockenheit auszeichnete, womit er sich in die Festen der Reformatoren wagte und dort öffentlich ihre Lehren anklagte. Philipp war das unnachgiebige Wesen des Mannes und seine Ergebenheit gegen die katholische Kirche bekannt. Deßhalb gebrauchte er ihn sowohl als Agenten, wie als Rathgeber bezüglich der Angelegenheiten der Niederlande, wo Fray Lorenzo in der ersten Zeit der Unruhen verweilte. Viele Briefe des Mönchs an den König sind noch in Simancas aufbehalten und erstaunen uns durch die Kühnheit ihrer Kritiken über das Benehmen der Minister und des Monarchen selbst, den Lorenzo offen einer furchtsamen Politik gegen die Reformatoren beschuldigt.

In einer auf Philipp's Wunsch zu Anfang des Jahres 1566 über den Zustand des Landes verfertigten Denkschrift hebt Fray Lorenzo dringend die Nothwendigkeit der strengsten Maßregeln gegen die Protestanten der Niederlande hervor. „Sintemal Eure Majestät das von Gott empfangene Schwert hält mit der göttlichen Gewalt über unsere Leben, so lassen Sie es aus der Scheide fahren und es in das Blut der Ketzer tauchen, wenn Sie nicht wünschen, daß das von diesen Barbaren vergossene Blut Jesu Christi und das Blut der von ihnen unterdrückten unschuldigen Katholiken laut

Der König hielt es jetzt für seine Pflicht, dem heiligen Vater seine letzten Schritte auseinander zu setzen. Das that er durch Requesens, seinen Gesandten am päpstlichen Hofe. Der Gesandte sollte Seine Heiligkeit davon unterrichten, daß Philipp in dieser Sache Nichts ohne seinen Rath vorgenommen haben würde, wäre hierzu Zeit gewesen. Aber vielleicht wäre es so, wie es wäre, besser; denn nach Allem könnte die Aufhebung der Inquisition in den Niederlanden nicht geschehen, wofern das nicht durch den Papst, durch dessen Autorität sie eingeführt worden, genehmigt wäre. Indessen wäre dieß bloß im Vertrauen gesprochen. Was die Edikte anbeträfe, so möge sich Pius für versichert halten, daß Seine Majestät niemals einen Entwurf gutheißen werde, welcher die Schuldigen durch irgend eine Verminderung der Strafen für ihre Verbrechen begünstige. Auch dieß sei als etwas Geheimes zu betrachten*). Endlich brauche Seine Heiligkeit nicht über die Bewilligung einer allgemeinen Amnestie entrüstet zu sein, weil sich dieselbe bloß auf das, was den König persönlich anginge, bezöge, wo derselbe ein Recht, sie zu bewilligen, habe.

---

zum Himmel schreien und Rache auf das geweihte Haupt Eurer Majestät herabrufen soll! .... Der heilige König David bewies kein Mitleid mit den Feinden Gottes. Er erschlug sie und schonte weder Mann noch Weib. Moses und seine Brüder vernichteten in einem einzigen Tage drei tausend von den Kindern Israel. In Einer Nacht tödtete ein Engel mehr denn sechszig tausend Feinde des Herrn. Eure Majestät ist ein König gleich David; ist, wie Moses, ein Hauptmann des Volkes Jehovah's; ist ein Engel des Herrn, — denn so nennt die Schrift die Könige und Häuptlinge seines Volkes; — und diese Ketzer sind die Feinde des lebendigen Gottes!" Und in dem nämlichen Zuge fährt er mit feuriger und fanatischer Beredtsamkeit die Rache Philipp's auf die Häupter von dessen unglücklichen Unterthanen in den Niederlanden herabzurufen fort.

Daß das Toben dieses hartherzigen Bigotten Philipp nicht zuwider war, kann man aus der Thatsache entnehmen, daß er ein Exemplar seiner Denkschrift dem Herzoge von Alva bei dessen Abgange nach den Niederlanden einhändigen ließ. Auch scheint es, als ob er daran gedacht habe, den Fray Lorenzo dort dem Herzoge beizugesellen: ein Plan, dessen Ausführung der letztere wenig betrieb, da er sich wahrscheinlich nicht beeiferte, eine so unbequeme Person, wie diesen tollen Mönch, zur Bewachung seines Verfahrens zu haben.

*) Diese Anempfehlungen des Geheimhaltens sind Zusätze, die eigenhändig von dem „klugen" Monarchen selbst geschrieben wurden.

Kurz, der Papst möchte darauf bauen, daß der König in Nichts, was den Dienst Gottes oder die Interessen der Religion verletzen könne, willigen würde. Er verschmähte die Gewalt, weil dieselbe den Ruin des Landes in sich schließen würde. Doch würde er in eigner Person ohne Rücksicht auf seine persönliche Gefahr marschiren, um Gewalt zu gebrauchen, wenn das ihn auch den Ruin der Provinzen kosten sollte: wofern er nur seine Vasallen zur Unterwürfigkeit bringen könnte. Denn lieber wollte er hundert Leben und jede Ruthe seines Reiches verlieren, denn als Herr über Ketzer herrschen.

Also sollten alle Zugeständnisse Philipp's, und zwar nicht allein seine Amnestirungen, sondern auch die Versprechen hinsichtlich der Abschaffung der Inquisition und der Milderung der Edikte bedeutungslos: — leere Worte zur Ergötzung des Volkes, bis man zu wirksamen Mitteln greifen konnte, sein. Man muß zugeben, daß nun wenigstens einmal der König mit Aufrichtigkeit sprach. Nur wenige Personen würden nicht davor erschrocken sein, ihren eignen Herzen zuzugestehen, daß sie nach einem so vorbedachten treulosen System handelten, wie Philipp hier vertraulich das in seiner Korrespondenz einem Andern mittheilte. In der That scheint er den Papst wie seinen Beichtvater betrachtet zu haben, dem er sein Inneres so freimüthig, als wäre es im Beichtstuhle, ausschütten müßte. Es war nicht wahrscheinlich, daß das Bekenntniß eine harte Bußauferlegung von Seiten Eines, der es ohne Zweifel mit dem orthodoxen Grundsatze: „Ketzern ist kein Wort zu halten" hielt, zur Folge haben werde.

Das Ergebniß dieser königlichen Zugeständnisse war derartig, wie man erwarten durfte. Verstümmelt, wie sie durch Bedingungen waren, wurden sie in den Niederlanden mit Mißtrauen, um nicht zu sagen, mit Verachtung betrachtet. Thatsächlich war der Punkt, wo Philipp so langsam und mühevoll angelangt war, von der aufsteigenden Bewegung der Revolution schon längst überschritten. Die Männer in den Niederlanden sprachen jetzt viel mehr von Belohnung, als von Begnadigung. Durch ein wunderliches Zusammentreffen war der ein und dreißigste Juli, der nämliche Tag, an welchem der König seine letzten Depeschen aus dem Holze von Segovia schrieb, auch genau das Datum der Depeschen, welche ihm Margaretha von Brüssel sandte,

um ihm die einzelnen Umstände der neulichen Unruhen, der Versammlung von St. Trond, der Forderung einer Sicherheit und einer unverzüglichen Zusammenberufung der Gesetzgebung mitzutheilen.

Allein der Bronnen königlicher Gnade war durch die letzten Anstrengungen vollständig erschöpft worden. Philipp's jetzige Antwort war prompt und schlagend. Was die Guarantie anlangte, sagte er, so wäre sie überflüssig, nachdem er eine allgemeine Amnestie bewilligt hätte. In Anbetreff der Generalstaaten brauche er jetzt, da er im Lande so bald schon selbst anwesend sein würde, keine Aenderung seiner Entscheidung vorzunehmen.

Dieser Besuch des Königs in die Niederlande, hinsichtlich dessen so viel gesagt und so wenig gethan wurde, scheint den Witzlingen des Hofes einiges Vergnügen bereitet zu haben. Der Prinz von Asturias, Don Carlos, kritzelte eines Tages auf den Umschlag eines unbeschriebenen Buches als Titel: „Die großen und bewundernswürdigen Reisen des Königs Philipp;“ und als Inhalt schrieb er inwendig hinein: „Von Madrid nach dem Pardo, von dem Pardo nach dem Escorial, von dem Escorial nach Aranjuez ꝛc. ꝛc.“ Dieser Scherz des gnadelosen Sohnes stichelte darauf. Es ist uns nicht berichtet, wie er von seinem königlichen Vater aufgenommen wurde.

Zwölftes Kapitel.

Die Bilderstürmer.

Die Plünderung des Domes zu Antwerpen. — Heiligthumschändende Ausschweifungen. — Der Schrecken in Brüssel. — Den Reformirenden werden Kirchen bewilligt. — Margaretha bereut ihre Zugeständnisse. — Die Stimmung zu Madrid. — Der Scharfsinn Oranien's. — Seine religiösen Ansichten.

1566.

Während Philipp also zögernd zu Zugeständnissen kam, die sogar jetzt noch nicht aufrichtig gemeint waren, war in den Angelegenheiten

der Niederlande eine wichtige Krisis eingetreten. In den anfänglichen Auftritten der Unruhen hatten sich alle Stände, die Adeligen, die Gemeinen und sogar die Regentin, in dem Wunsche nach Entfernung einiger Mißbräuche, namentlich der Inquisition und der Edikte, vereinigt. Allein diese Bewegung, worin sich die Katholiken mit den Protestanten verbanden, hatte weit weniger Bezug auf die Interessen der Religion, als auf die persönlichen Rechte des Individuums. Unter dem dargebotenen Schutze schlug jedoch die Reformation tiefe Wurzel. Noch mehr gedieh sie unter der ihr bewiesenen Gunst der Verbündeten, welche, wie wir sahen, kein Bedenken trugen, einigen darum bittenden Sektirern Sicherheit der Religionsausübung zu gewährleisten.

Dasjenige Element jedoch, welches am meisten zu dem Gedeihen der neuen Religion beitrug, war das öffentliche Predigen. Dasselbe war in den Niederlanden, was in Frankreich die Jakobinerclubs, oder die geheimen Verbindungen in Deutschland und Italien: — ein einleuchtendes Mittel, um diejenigen zusammenzubringen, welche sich zu einer gemeinschaftlichen Feindschaft gegen die bestehenden Institutionen verpflichtet hatten, um ihnen auf diese Weise eine Gelegenheit zur Berathung ihrer Beschwerden zu geben und die besten Mittel zur Abstellung derselben zu vereinbaren. Zwar war die nächste Absicht dieser Zusammenkünfte das Anhören der Lehren des Geistlichen. Aber dieser letztere, weit entfernt sich auf seine geistlichen Verrichtungen zu beschränken, verstieg sich gewöhnlich zu aufregenderen Themas, wie zum Beispiel, zu der Verdorbenheit der Kirche und der Lage des Landes. Selten verfehlte er, weitläufig über die verlorenen Zustände seiner selbst und seiner Heerde zu sprechen, da sie verdammt wären, sich verstohlenerweise wie eine Bande Vogelfreie gleichsam mit Stricken um ihre Nacken zusammenzufinden und einen einsamen Ort aufzusuchen, wo sie den Herrn preisen könnten, während ihre Feinde mit dem ganzen Stolze einer herrschenden Religion ihre Andacht offen und ohne Furcht in prächtigen Tempeln verrichten könnten. Der Prediger schalt bitter auf die reichbepfründete Geistlichkeit der rivalen Kirche, deren Leben im gefräßigen Wohlsein nur zu oft einen gleichgültigen Kommentar der von ihnen eingeschärften Lehren abgäbe. Sein Grimm entzündete sich über das prunkende Zeremoniell der römischen Kirche, das zwar für

ihre Bekenner so blendend und anziehend ist, aber von dem Reformer in scharfen Gegensatz mit der nackten Einfachheit des protestantischen Gottesdienstes gestellt wurde. Jedoch war in seinen Augen die größte von allen Abscheulichkeiten die Bilderverehrung, welche er mit dem Götzendienste verglich, der in alten Zeiten so oft die Rache Jehovah's über die Stämme Palestina's gebracht habe, und er forderte seine Zuhörer auf, die Abgötterei nicht allein aus ihren Herzen, sondern die Bilder aus ihren Augen zu entfernen. Es ist kein Wunder, wenn das von seinen geistlichen Führern also angestachelte Volk sich für ähnliche Szenen, wie die von den Kirchenverbesserern in Frankreich und Schottland begangenen, vorbereitete, und wenn Margaretha, indem ihr die herrschende Stimmung bekannt war, einen solchen Ausbruch vorhersagte. Am Ende kam er und zwar in einem solchen Maße und in einem so heftigen Grade, daß ihn weder die Hugenotten, noch die Schüler Knox' übertrafen.

Den vierzehnten August, am Tage vor dem Festtage von Mariä Himmelfahrt, brach ein etwa drei hundert Köpfe starker, mit Keulen, Aexten und andern Zerstörungswerkzeugen bewaffneter Pöbelhaufen in die Kirchen bei St. Omer in der Provinz Flandern, warf die Bilder um, entstellte die Zierrathen und zertrümmerte binnen Kurzem Alles in den Gebäuden, was etwa Werth oder Schönheit besaß. Nachdem sie durch die ihre Handlungen begleitende Straflosigkeit kühner geworden waren, rückten sie zunächst nach Ypern vor und besaßen die Frechheit, in den Dom einzubrechen und sich auf die nämliche barbarische Weise zu betragen. Indem sie durch das Hinzukommen anderer Nichtsnutzigen aus den verschiedenen Städten verstärkt wurden, zogen sie die Ufer des Lys entlang und fielen über die Kirchen von Manin, Comines und andern darangelegenen Plätzen her. Die Aufregung verbreitete sich jetzt über das Land. Ueberall stand die Menge unter Waffen. Ohne Unterschied wurden die Kirchen, Kapellen und Klöster von der allgemeinen Zertrümmerung betroffen. Nachdem der Sturm über Flandern weggefahren und die blühenden Städte Valenciennes und Tournay verheert hatte, kam er über Brabant herab. Sein erstes Ziel war Antwerpen, die große Handelshauptstadt des Landes.

Die gewöhnliche Bevölkerung der Stadt war gerade zufällig durch

das Herbeiströmen von Fremden, die um das große Fest von Mariä Himmelsfahrt zu feiern herbeigekommen waren, vermehrt. Glücklicherweise war der Prinz von Oranien daselbst und verhinderte durch seine Gegenwart jede Störung der Prozession, ausgenommen diejenige, welche von dem gelegentlichen Kreischen und Zischen der eifrigeren protestantischen Zuschauer entsprang. Bei ihrer Rückkehr besaßen indessen die Priester die Vorsicht, das Bild in die Kapelle zu tragen, anstatt es auf seinem in die Augen fallenden Stande, der ihm (um während der künftigen Woche die Anbetung der Gläubigen zu empfangen) gewöhnlich in dem Dome zugewiesen war, zu belassen.

Unglücklicherweise ward der Prinz den folgenden Tag nach Brüssel zurückgefordert. Des Abends riefen einige Knaben, die einen Weg in die Kirche gefunden hatten, der Jungfrau die Frage zu: „warum Mariechen so früh in ihr Nest gegangen wäre, und ob sie sich fürchtete, ihr Gesicht dem Publikum zu zeigen?" Hierauf stieg einer von ihnen auf die Kanzel und ahmte dort die Töne und Gestikulationen des katholischen Predigers nach. Ein ehrbarer anwesender Schiffer, ein eifriger Sohn der Kirche, sprang, über diese Beschimpfung seiner Religion empört, auf die Kanzel und versuchte den Eindringling herauszubringen. Der Bursche widerstand. Seine Kameraden eilten zu seiner Befreiung herbei, und es entstand ein Kampf, welcher damit endete, daß beide Theile von den Beamten aus dem Gebäude herausgetrieben wurden. Man hätte glauben sollen, daß dieser skandalöse Vorfall die obrigkeitlichen Personen der Stadt wachsam gemacht und sie gewarnt hätte, Maßregeln zur Vertheidigung des Domes zu treffen. Aber die Mahnung ging verloren.

Am folgenden Tage kam eine große Menge von der reformirten Partei in das Gebäude und durfte daselbst fortwährend bis nach Vesper bleiben, nachdem sich die übrige Schaar schon zurückgezogen hatte. Also im Besitze gelassen, war ihr Erstes, in einen der Psalmen David's auszubrechen. Der Schall ihrer eignen Stimmen schien sie in Wuth zu versetzen. Noch ehe der Gesang verhallt war, stürmten sie wie durch einen gemeinschaftlichen Impuls vor, erbrachen die Thüren der Kapelle und schleppten das Bild der Jungfrau weg. Einige riefen ihr zu, sie sollte „Es leben die Geusen" schreien, während ihr Andere

die verbrämten Kleider abrissen und inmitten des Beifallsgeschreies der Zuschauer das stumme Bild im Staube wälzten.

Das war das Signal zur Zertrümmerung. Die Aufrührer zerstoben nach allen Richtungen zum Werke der Zerstörung. Nichts entging ihrer Wuth. Hoch über dem großen Altar war ein Bild des Erlösers, zierlich in Holz geschnitten und zwischen die Staturen der beiden mit ihm gekreuzigten Diebe gestellt. Der Pöbel suchte der Statue von Christus einen Strick um den Hals zu legen und zog sie auf den Boden herab. Dann fielen sie über dieselbe mit Beilen und Hämmern her, und bald war sie in hundert Trümmer zerbrochen. Die beiden Uebelthäter wurden, wie man bemerkte, geschont, gleichsam um die Aufsicht über das unten vor sich gehende Werk des Raubens zu führen.

Jetzt kehrte sich ihre Wuth gegen die übrigen Bildsäulen, die hurtig von ihren Fußgestellen herabgeworfen waren. Die die Mauern des Domes bekleidenden Gemälde wurden in Splitter gehackt. Viele von ihnen waren die gewähltesten Muster niederländischer Kunst, und versprachen sogar schon damals, wo es noch dämmerte, den ruhmreichen Tag, welcher seinen Glanz über das ganze Land ausgießen sollte.

Aber der Stolz des Domes und Antwerpens war die große Orgel, die in den ganzen Niederlanden eben so sehr wegen ihrer vollendeten Arbeit wie wegen ihres großen Umfanges berühmt war. Vermittelst ihrer Leitern erstiegen die Tumultuanten das hohe Werk und verwandelten es, wie alles Andere, woran sie Hand legten, in einen Haufen Gebröckel.

Jetzt war die Zerstörung allgemein. Nichts Schönes, nichts Heiliges ward geschont. Die Altäre — es gab deren in dem großen Gebäude nicht weniger als siebenzig — wurden einer nach dem andern umgeworfen, ihre reichverbrämten Decken roh abgerissen, ihr Gold- und Silbergeschirr von den Plünderern angeeignet. Das Abendmahlsbrot wurde mit Füßen getreten, der Wein von den Uebelthätern in goldenen Kelchen auf gegenseitige Gesundheit oder auf das Wohl der Geusen hinabgeschluckt, und das heilige Oel ward profan zum Einschmieren ihrer Schuhe und Pantoffeln gebraucht. Die geschnitzte Bekleidung der Mauern, die köstlichen Opfer zur Verzierung der Schreine, die vergoldeten bronzenen Schirme, das sorgfältig geschnitzte Holzwerk

der Kanzel, die marmornen und alabasternen Denkmäler: Alles ging unter den wilden Streichen der Bilderstürmer zu Grunde. Das Pflaster lag bestreut mit dem zertrümmerten Glanze einer Kirche, welche an Größe und Pracht unter den Kirchen der Christenheit vielleicht bloß der St. Peterskirche wich.

Als der Tag schwand, ersetzten die Stürmer seine Stelle mit dem Lichte, welches sie aus den von den Altären herabgerissenen Kerzen erzielen konnten. Ehe das Werk der Zerstörung vollendet war, war es Mitternacht. Indem sie sich also abmühten in einer Finsterniß, die nur schwach durch Wachskerzen, deren Strahlen kaum durch die gewölbten Räume des Domes dringen konnten, aufgehellt wurde: so ist es ein wunderbarer Umstand — wofern er wahr ist —, daß Niemand von den schweren Massen Bauholz, Gestein und Metall, die überall um sie herum herabfielen, verletzt wurde. Die ganze bei dieser Arbeit beschäftigte Anzahl soll nicht hundert Männer, Frauen und Kinder — Frauen der niedrigsten Art in Mannsanzügen — überstiegen haben.

Als ihre Aufgabe fertig war, stürzten sie in Masse aus den Domthüren heraus, indem einige die Psalmen David's sangen, während andere das fanatische Kriegsgeschrei: „Es leben die Geusen!“ brüllten. Ueber ihren Erfolg aufgeblasen und unterwegs durch Strolche, wie sie selbst waren, verstärkt, erbrachen sie die Thüren einer Kirche nach der andern, und um die Zeit des Morgengrauens waren die vornehmsten Tempel der Stadt auf dieselbe rohe Weise, wie der Dom, zugerichtet.

Während dieser ganzen Zeit wurde kein Versuch von Seiten der Magistratspersonen oder Bürger gemacht, um diesen Vorgängen Einhalt zu thun. Als sie von ihren Fenstern aus die Haufen bewaffneter Menschen bei dem Schimmer ihrer Fackeln auf den Straßen hin und her eilen sahen, und die gewaltigen Töne aus der Ferne hörten, schien sie ein panischer Schrecken befallen zu haben. Die Katholiken blieben innerhalb ihrer Häuser, weil sie einen allgemeinen Aufstand der Protestanten befürchteten. Die Protestanten befürchteten, wenn sie hinausgingen, daß sie mit den Tumultuanten verwechselt würden. Einige bildeten sich ein, die Reihe würde zunächst an sie kommen, und erschie-

nen am Eingange ihrer Häuser, um sie vor dem Feinde zu vertheidigen, unter Waffen.

Nachdem die Aufständischen mit der Plünderung der Stadt gesättigt waren, strömten sie aus den Thoren hinaus und fielen mit derselben Heftigkeit über die Kirchen, Klöster und andere religiöse Gebäude der Vorstadt her. Drei Tage lange dauerten diese betrübenden Szenen ohne Widerstand von Seiten der Einwohner fort. Inmitten des Ruines im Dome hatte der Pöbel bloß das königliche Wappen und die Schilde der Ritter des Goldenen Vließes, die an den Wänden angebracht waren, verschont. Indem sie sich jetzt daran erinnerten, kehrten sie, um das Werk zu vollenden, in die Stadt zurück. Allein, einige in Antwerpen anwesende Ritter sammelten eine kleine Anzahl ihres Gefolges und bahnten sich nebst einigen Bürgern einen Weg in den Dom, arretirten zehn bis zwölf Aufrührer und zerstreuten mit leichter Mühe den Rest, während ein auf einer Anhöhe errichteter Galgen die Uebelthäter an das ihrer wartende Geschick mahnte. Die Leichtigkeit, womit die Unruhen durch einige wenige entschlossene Männer unterdrückt wurden, berechtigen zu der Vermuthung, daß viele Bürger zu viel Sympathie mit den Urhebern der Frevel hegten, als daß sie dieselben eingeschüchtert, geschweige denn die Schuldigen zur Bestrafung gebracht hätten. Ein damaliger orthodoxer Chronikschreiber läßt seinen Aerger gegen ein Volk aus, das bereiter sei, seine Herde, als seine Altäre zu vertheidigen.

Das Geschick Antwerpens wirkte auf das Land. Die wilder als je brennenden Flammen des Fanatismus verbreiteten sich schnell über

*) Aber der Allmächtige, um die Worte eines Zeitgenossen anzuführen, eifersüchtig auf seine eigne Ehre, nahm später eine exemplarische Rache an allen Städten und Dörfern, deren Einwohner ruhig dabei gestanden und die Entweihung seiner Tempel mit angesehen hatten. — „Dios que es justo y zelador de su honra por caminos y formas incomprehensibles, lo ha vengado despues cruelmente, por que todos esos lugares donde esas cosas han acontecido han sido tomados, saqueados, despojados y arruinados por guerra, pillage, peste y incomodidades, en que, asi los males y culpados, como los buenos por su sufrimiento y connivencia, han conocido y confesado que Dios ha sido corrido contra ellos.“ Renom de Francia, Alborotos de Flandes, MS.

die nördlichen, wie sie sich über die westlichen Provinzen verbreitet hatten. In Holland, Utrecht, Friesland, — kurz überall, mit Ausnahme einiger Gegenden an der südlichen Gränze, — erhoben sich Pöbelhaufen gegen die Kirchen. An einigen Orten, wie zu Rotterdam, Dort, Haarlem, waren die Obrigkeiten vorsichtig genug, den Sturm fern zu halten, indem sie die Bilder auslieferten oder wenigstens aus den Gebäuden entfernten. Nur selten wurde ein Versuch zum Widerstand gemacht. Jedoch bei einer oder zwei Gelegenheiten gelang dieß in einem so hohen Grade, daß eine Hand voll Truppen hinreichte, um die Bilderstürmer in die Flucht zu schlagen. Zu Achyn blieben vom Janhagel vier hundert todt auf dem Platze. Aber, die Soldaten hatten keinen Dank davon, daß sie ihre Pflicht gethan hatten, und als sie dieselbe zu thun in andern Fällen aufgefordert wurden, weigerten sie sich, Waffen gegen ihre Landsleute zu tragen. Der Sauerteig der Ketzerei hatte sich zu weit unter dem Volke verbreitet.

Also ging gewaltig das Werk der Plünderung und Zerstörung im ganzen Lande vor sich. Dome und Kapellen, Mönchs- und Nonnenklöster, religiöse Häuser jeder Art, sogar die Spitäler übergaben sich auf Gnade und Ungnade den Reformirenden. Indem die Mönche entflohen, ließen sie schätzbare Manuskripte und wohlversorgte Keller zurück, welche letzteren von den Eindringlingen bald ihres Inhalts entleert wurden, während sie die ersteren für die Flammen bestimmten. Die erschreckten Nonnen entflohen im Dunkel der Nacht halb nackt aus ihren Klöstern und fühlten sich allzu glücklich, daß sie bei ihren Freunden und Verwandten in der Stadt eine Zuflucht finden konnten. Weder ein Mönch noch eine Nonne wagte sich im Klostergewande auszugehen. Die Priester sah man manchmal mit einer Reliquie oder einem geweihten Schatze unter ihren Gewändern, um dieselben ja vor den Verheerern zu retten, hinwegeilen. Bei der allgemeinen Plünderung war sogar der Ruheort der Todten nicht heilig, und die Gräber der Grafen von Flandern wurden verletzt und der öffentlichen Schau offen gelegt!

Die von den Bilderstürmern begangenen Gewaltthätigkeiten waren von solchen empörenden Handlungen begleitet, daß dadurch ihre Verachtung des alten Glaubens ausgedrückt wurde. Sie rissen, sagt ein

Augenzeuge, die Hostie vom Altar und steckten sie einem Papagei in den Schnabel. Einige warfen die Bilder der Heiligen zusammen auf einen Haufen und steckten sie in Brand, oder bedeckten sie mit Stücken von Decken und hieben, indem sie „Vivent les Gueux!“ schrieen, derb auf sie los. Manche nahmen aus den Kirchen gestohlene Bekleidungen um und liefen in sie vermummt durch die Straßen. Andere beklitschten die Bücher mit Butter, damit dieselben um so lustiger brennen möchten. Unter ihren Vergehen wird diese letzte Ausschweifung von den Gelehrten nicht gering angesehen werden. Es paßte in ihren Kram, die Bücher, welche verbrannt wurden, nach ihrer Zahl zu beurtheilen. Unter andern ging die große Bibliothek von Vicogne, eine der besten Sammlungen in den Niederlanden, in den von diesen Fanatikern geschürten Flammen unter.

Man kann unmöglich den Betrag des während dieser traurigen Periode verursachten Schadens abschätzen. In Flandern allein wurden von den Aufständischen vier hundert Kirchen geplündert. Der dem Dome zu Antwerpen angethane Schaden soll sich einschließlich seines kostbaren Inhalts auf nicht weniger als viermal hundert tausend Dukaten belaufen haben! Man kann den Verlust berechnen, welcher durch die Plünderung des Gold- und Silbergeschirrs verursacht wurde. Die so greulich verunstalteten Strukturen konnten durch geschickte Architekten wieder hergestellt werden. Allein, wer kann den unwiederbringlichen, durch die Vernichtung von Manuskripten, Bildsäulen und Gemälden verursachten Schaden abschätzen? Es ist eine betrübende Thatsache, daß die ersten Anstrengungen der Reformatoren überall gegen jene Denkmäler des Genies gerichtet waren, die durch die edelmüthige Beschützung des Katholizismus geschaffen und befördert worden waren. Allein, wenn der erste Schritt der Reformation auf den Trümmern der Kunst sich erging, kann doch nicht geläugnet werden, daß dieß durch das von ihr gethane Gute ausgeglichen wurde, als sie die Fesseln des Verstandes zerbrach und einen freien Spielraum in jenen Bereichen der Wissenschaft, zu denen bisher jeder Zugang verweigert worden war, eröffnete.

Die Zeit, binnen welcher die Verheerung vollendet wurde, war eben so merkwürdig, wie die örtliche Ausdehnung derselben. Die

ganze Arbeit erforderte nicht ganz vierzehn Tage. Es schien, als ob ein Verwüstungsengel über das Land gestrichen wäre und mit einem Schlage die edelsten Bauwerke desselben der Zertrümmerung geweiht hätte! Die Methode und, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Disciplin in den Bewegungen der Bilderstürmer waren eben so außerordentlich, wie ihre Schnelligkeit. Es könnte scheinen, daß sie durch andere Hände als die dem gemeinen Auge ersichtlichen gelenkt worden wären. Die Quantität des den Kirchen und Klöstern entwandten Gold- und Silbergeschirrs war ungeheuer. Obschon es unzweifelhaft manchmal von Privatpersonen angeeignet wurde, scheint es doch nicht selten auf einen Haufen gesammelt und dem Geistlichen überliefert worden zu sein, der entweder von selbst, oder auf die Verordnung des Konsistoriums es einschmelzen ließ und dann unter die bedürftigsten Sektirer vertheilte. Wir können mit der Entrüstung eines damaligen katholischen Schriftstellers sympathisiren, wenn er ausruft, daß auf diese Weise die armen Geistlichen für die Geißeln, womit sie geschlagen wurden, zu bezahlen hatten.

Die Nachrichten des Losbruchs erschreckten gewaltig die Ohren des Brüsseler Hofes, wo die Regentin, ungeachtet daß sie das Ereigniß vorhergesagt hatte, deßwegen nicht besser darauf vorbereitet war. Auf der Stelle berief sie ihre Räthe und verlangte zur Vertheidigung der Landesreligion gegen deren Feinde ihre Hülfe. Aber der Prinz von Oranien und seine Freunde riethen vom Ergreifen gewaltsamer Maßregeln ab, da das bei der gegenwärtigen Stimmung des Volks wenig nützen würde. „Zuerst," sagte Egmont, „laßt uns für die Sicherheit des Staates sorgen. Es wird dann immer noch Zeit sein, an die Religion zu denken." — „Nein," antwortete Margaretha feurig, „der Dienst Gottes verlangt unsere erste Sorge; denn der Ruin der Religion würde ein größeres Uebel, als der Verlust des Landes sein." — „Diejenigen, welche dabei Etwas zu verlieren haben," erwiderte der Graf etwas kaltblütig, „werden wahrscheinlich einer verschiedenen Meinung sein": — eine Antwort, die der Herzogin sehr mißfiel.

Die Gerüchte der von den Bilderzerbrechern verübten Frevel folgten jetzt dicht auf einander. Man hegte Befürchtungen, daß sie nächstens gegen die Hauptstadt selbst ziehen würden. Bisher hatte,

einige vorübergehende Demonstrationen des Volkes abgerechnet, die Gegenwart der Regentin Brüssel vor dem Geiste der Reform, welcher die übrigen Theile des Landes durchzuckt hatte, bewahrt. Weder in der Stadt, noch in den Vorstädten waren öffentliche Versammlungen gehalten worden: denn Margaretha hatte erklärt, daß sie nicht allein den Prediger, sondern alle seine Zuhörer aufhängen lassen wollte. Die Drohung hatte ihre Wirkung. Indem also die Hauptstadt der allgemeinen Bewegung der Zeit fern stand, wurde sie von dem Lande um sie herum scheel angesehen, und es hatten sich Gerüchte gebildet, daß die Bilderstürmer sich rüsteten, um in solcher Stärke gegen den Platz heranzurücken, daß sie im Stande wären, mit ihm gerade so zu verfahren, wie sie an Antwerpen und den übrigen großen Städten Brabants gehandelt hätten.

Nun entsprang die Frage, welches Verfahren man unter den gegenwärtigen Umständen einhalten müßte. Der Prinz von Oranien und seine Freunde riethen Margarethen ernstlich an, sie möge sich des Beistandes der Verbündeten durch die von ihnen so streng verlangten Zugeständnisse versichern; sodann solle sie die Protestanten dadurch versöhnen, daß sie ihnen ihre öffentlichen Versammlungen erlaubte. Gegen das Erstere hatte sie Nichts einzuwenden. Aber das Letztere verweigerte sie ganz bestimmt. „Es würde der Ruin unserer heiligen Religion sein,“ sagte sie. Umsonst hob man hervor, daß zweimal hundert tausend Sektirer unter Waffen ständen; daß dieselben bereits im Besitze der Kirchen wären; daß sie, wenn sie auf ihrer Weigerung beharrte, bald in Brüssel sein und jeden Priester und römischen Katholiken vor ihren Augen niedermetzeln würden! Ungeachtet dieses glühenden Gemäldes der ihrer wartenden Schrecknisse blieb Margaretha unbeugsam. Allein, ihre Aufregung war über die Maßen; sie fühlte sich in ihrer Noth allein. Schon lange war von ihr die Partei Granvelle verlassen worden. Jetzt schien die Partei Oranien bereit, sie zu verlassen. „Ich bin,“ schrieb sie an Philipp, „von Innen und von Außen durch Feinde bedrängt; auf keinen Einzigen kann ich wegen Hülfe oder Raths bauen.“ Das Mißtrauen und die Angst zogen ihr ein Fieber zu, und mehrere Tage und Nächte lag sie keuchend darnieder,

indem sie auf gleiche Weise an körperlichem Unwohlsein und an Seelenangst litt.

Indem Margaretha in so schmerzlicher Verlegenheit war, fühlte sie auch die ernstesten Besorgnisse für ihre persönliche Sicherheit. Bei den ihr zu Gebote stehenden unbedeutenden Vertheidigungsmitteln schien Brüssel kein sicherer Aufenthaltsort mehr zu sein und sie gelangte schließlich zu dem Beschlusse, sich aus der Gefahr und den Schwierigkeiten ihrer Lage durch eine jähe Flucht zu retten. Nach einer kurzen Berathung mit Barlaimont, Arschot und Andern von der dem Prinzen von Oranien entgegengesetzten Partei, der sie bisher wenig Zutrauen geschenkt hatte, beschloß sie die Hauptstadt zu verlassen und eine Zuflucht in Mons zu suchen. Das war eine starke, dem Herzog von Arschot zugehörige Stadt im Hennegau, welche wegen ihrer starren Anhänglichkeit an den römischen Glauben von den Fanatikern wenig zu befürchten hatte.

Nachdem Margaretha ihre Vorbereitungen in der größten Stille getroffen hatte, rief sie an dem für ihre Flucht angesetzten Tage ihren Rath zusammen, um ihren Plan mitzutheilen. Derselbe stieß auf den entschiedensten Widerstand, nicht allein von Seiten der Herren, mit denen sie bisher zusammen gegangen war, sondern auch von Seiten des Präsidenten Viglius. Alle vereinigten sich, um sie von einer Maßregel abzubringen, welche offenbar einen solchen Mangel an Vertrauen auf Seiten der Herzogin anzeigen würde, daß sie dadurch in den Augen der Welt entehrt werden mußte. Die Vorbereitungen zu der Flucht Margarethens waren nicht so sehr im Geheimen getroffen worden, daß nicht ein Gerücht davon verlautet hätte, und die Obrigkeiten der Stadt machten ihr jetzt in Masse die Aufwartung und baten sie, sie nicht so vertheidigungslos, wie sie wären, der Gnade ihrer Feinde zu überlassen.

Man hörte den Prinzen sagen, daß es, wenn die Regentin auf diese Weise die Regierung im Stiche ließe, nothwendig sein würde, auf der Stelle die Generalstaaten zusammenzurufen, damit dieselben Maßregeln zum Schutze des Landes ergriffen. Und Egmont erklärte, daß, wofern sie nach Mons entflöhe, er vierzig tausend Mann auf die Beine bringen und Mons in eigner Person belagern würde. Es war dieß keine leere Drohung, denn kein Mensch im ganzen Lande hätte

leichter, als Egmont, ein solches Heer unter seinem Banner versammeln können. Schließlich scheint die Frage durch die Obrigkeiten dadurch entschieden worden zu sein, daß sie sich der Stadtthore versicherten und eine starke Wache dahin verlegten, mit dem Befehle, weder der Herzogin, noch ihrem Gefolge den Durchgang zu erlauben. — Indem also Margaretha eine Gefangene in ihrer eignen Hauptstadt war, ergab sie sich in das Unabänderliche und willigte mit einer so guten Miene, wie sie konnte, darein, den Plan ihrer Abreise aufzugeben.

Jetzt kehrte die Frage über das einzuhaltende Verfahren zurück, und je mehr die Regentin über die Verlegenheiten ihrer Lage nachdachte, desto mehr überzeugte sie sich, daß kein anderes Mittel, sich herauszuwinden, als das von den Adeligen vorgeschlagene übrig bliebe. Doch protestirte sie, indem sie der Nothwendigkeit nachgab, daß sie nur gezwungen so handele. Am drei und zwanzigsten August vollzog Margaretha ein Aktenstück, wodurch sie sich verpflichtete, daß den Mitgliedern der Ligue für das, was sie irgendwie bisher gethan hätten, kein Leides geschehen sollte. Ferner bevollmächtigte sie die Herren, den Verbündeten ihre Einwilligung in die religiösen Versammlungen der Reformirten an seither von ihnen im Besitz gehaltenen Plätzen anzuzeigen, bis Seine Majestät und die Generalstaaten anderweitig bestimmen würden. Jedoch geschah dieß unter der Bedingung, daß sie unbewaffnet dahin gehen und nirgends die Katholiken beunruhigen sollten.

Am fünf und zwanzigsten des Monats unterzeichneten die verbündeten Adeligen ihrerseits eine Uebereinkunft, und schworen feierlich, daß sie die Regentin in der Unterdrückung der Unordnungen im Lande und in der Ueberlieferung der Schuldigen an die Gerechtigkeit unterstützen würden. Ferner willigten sie darein, daß die Ligue, so lange als die Regentin dem Vertrage treu sein würde, als null und nichtig betrachtet werden sollte.

Die Empfindungen Margarethens, während sie die von ihr verlangten Zugeständnisse machte, können aus der Durchsicht ihrer Privatkorrespondenz mit ihrem Bruder abgenommen werden. Kein Akt ihres öffentlichen Lebens verursachte ihr jemals einen so grimmigen Aerger, und nie vergab sie den Urhebern desselben. „Es wurde mir aufgedrungen," schreibt sie an Philipp; „aber glücklicherweise werden Sie da-

durch nicht gebunden sein.“ Und sie bittet ihn, auf der Stelle in solcher Stärke zu kommen, daß er sich das Land erobern kann, oder er möge ihr die Mittel, es zu thun, geben. — Margaretha war in ihrer Jugend den Händen des Ignatius Loyola anvertraut worden. Mehr als eine Stelle ihres Lebens beweist, daß die Lehren des Jesuiten nicht verloren gegangen waren.

Während dieser Verhandlungen war der Schrecken so groß gewesen, daß man für rathsam hielt, die Besatzung unter dem Oberbefehle des Grafen Mansfeld zu verstärken und den größern Theil der Bürgerschaft Tag und Nacht unter Waffen zu halten. Als diese Anordnung im Reinen war, vertheilten sich die großen Herren nach ihrer Bestimmung, um in ihren verschiedenen Regierungsgebieten die Ordnung wieder herzustellen. Der Prinz ging zuerst nach Antwerpen, wo er, wie wir erfuhren, das Amt eines Burggrafen versah. Er stellte eine genaue Untersuchung über die Ursachen des neulichen Tumultes an, ließ drei der Anstifter hängen und verbannte drei andere. Jedoch fand er es nicht leicht, sich mit den Sektirern, die von den Kirchen, woraus sie die Katholiken vertrieben, Besitz genommen hatten, zu verständigen. Nach einer langen Unterhandlung kam man überein, daß ihnen sechs überlassen bleiben und sie die übrigen an die alten Besitzer ablassen sollten. Die Uebereinkunft gab allgemeine Befriedigung, und die vornehmsten Bürger und Kaufleute wünschten Wilhelm Glück, daß er sie von den Uebeln der Anarchie erlöst habe.

Nicht so die Regentin. Sie wußte recht gut, daß das Beispiel Antwerpens für die übrigen Theile des Landes als Präcedenzfall dienen werde. Sie klagte den Vertrag an, daß er die Interessen des Katholizismus bloßstelle, und beschuldigte öffentlich den Prinzen, daß er seine Vollmacht überschritten und das in ihn gesetzte Vertrauen gemißbraucht habe. Endlich schrieb sie ihm den Befehl, er möge auf der Stelle seine Zugeständnisse zurücknehmen.

In seiner Antwort erklärte ihr Wilhelm die Gründe, warum dieselben gemacht worden, und daß sie, um die Stadt vor der Anarchie zu retten, absolut nothwendig gewesen wären. Als ein starkes Argument spricht zu seinen Gunsten der Umstand, daß die Protestanten, welche bereits den Prinzen unter ihre Sekte gerechnet hatten, ihn in

diesem Falle anklagten, daß er ihre Sache der ihrer Feinde geopfert habe; und man machte von ihm Karrikaturen, welche ihn mit offenen Händen und einem Doppelgesicht darstellten. Indem Wilhelm sein Betragen erklärte, verhehlte er nicht seinen Aerger über die gegen ihn von der Regentin vorgebrachten Beschuldigungen, und erneuerte seine Bitte, daß ihm erlaubt sein möge, seine Stellen niederzulegen, weil er nicht mehr ihr Zutrauen besäße. Allein, welchen Unwillen sie auch über sein gegenwärtiges Betragen empfunden haben mag, so waren Wilhelm's Dienste doch zu bedeutend, als daß Margaretha in der gegenwärtigen Krisis sich derselben hätte entschlagen können, und sie beeilte sich, ihm in einem versöhnlichen Tone zu schreiben, indem sie so viel als möglich das Beleidigende ihres früheren Briefes umdeutete. Doch errichtete von dieser Stunde an das Bewußtsein gegenseitigen Mißtrauens zwischen den betreffenden Theilen eine nie zu beseitigende Scheidewand.

Zunächst begab sich Wilhelm nach seinen Regierungskreisen Utrecht und Holland, wo er durch eine ähnliche Verfahrungsweise, wie er zu Antwerpen beobachtet hatte, bald die Ruhe wieder herstellte. Während er in Utrecht war, überreichte er den Provinzialstaaten eine Denkschrift, worin er kurz die Lage des Landes überblickte. Er hob die Nothwendigkeit religiöser Duldung hervor, da dieselbe vom Zeitgeiste gefordert würde und in einem Lande, welches wie dieses, der Versammlungsort so vieler Fremden sei und von Sekten so verschiedener Art bewohnt würde, besonders nothwendig wäre. Er schloß, indem er ihnen anempfahl, zu dem Zwecke dem Throne eine Petition vorzulegen: wahrscheinlich nicht, weil er glaubte, daß eine solche Petition vom Monarchen beachtet werden würde, sondern wegen der Wirkung, welche sie haben mußte, indem sie in seinen Landsleuten die Prinzipien religiöser Freiheit stärkte. Wilhelm's Denkschrift ist für ihre Zeit eine durchaus merkwürdige Urkunde und bildet durch den weisen und freisinnigen Gehalt ihrer Argumente einen überraschenden Gegensatz zu dem unduldsamen Geiste des Madrider Hofes.

Die Vorhersagung der Regentin, daß das Beispiel Antwerpens zu einem Präcedenzfalle für das Land gemacht werden würde, erwies sich als richtig. Wilhelm's Freunde, die Grafen Hoorne und Hoog-

staaten, gebrauchten dasselbe Mittel, um die Sektirer in ihren Regierungsbezirken zu versöhnen. Anders war es mit Egmont. Derselbe war in seinem Herzen ein zu fester Katholik, als daß er solche Zugeständnisse gebilligt hätte. Daher ordnete er die Angelegenheiten in seinen Provinzen Flandern und Artois, wo seine persönliche Autorität unbegränzt war, auf eine gewaltige Weise. Er stellte eine strenge Prüfung der Ursachen des letzten Tumultes an, und verfuhr mit den Urhebern desselben so streng, daß er unter der reformirten Partei eine allgemeine Klage hervorrief; ja einige von ihnen geriethen dermaßen wegen ihrer persönlichen Sicherheit in Sorge, daß sie die Provinzen verließen und übers Meer reisten.

Im Lande schien nun die Ordnung durch das Bemühen der Edlen und durch die Beihülfe der Verbündeten, welche ihren Theil der Uebereinkunft mit der Regentin treu ausgeführt zu haben scheinen, wieder hergestellt. Die Protestanten ergriffen Besitz von den ihnen angewiesenen Kirchen, oder waren emsig bemüht, andere auf dem früher zum Platze ihrer Versammlungen dienenden Boden zu errichten. Alle vereinigten sich in dem guten Werke: die Männer, indem sie am Gebäude arbeiteten, und die Frauen, indem sie ihre Juwelen und Schmucksachen zur Bestreitung der Kosten der Baustoffe hergaben. Es folgte eine Stille: — eine zeitweilige Pause nach dem Sturme, und die Lutheraner wie die Calvinisten wiegten sich wieder in der angenehmen Täuschung, daß sie, so zuwider es der Regierung auch sein möge, doch endlich der Segnungen religiöser Duldung sicher wären.

Während diese Ereignisse vorfielen, fand eine große Veränderung in den Parteiverhältnissen Statt. Die katholischen Mitglieder der Ligue, welche außer der Reform gewisser am Tage liegender Mißbräuche Nichts weiter bezweckt hatten, und am allerwenigsten ihrer eignen Religion irgendwie hatten schaden wollen, waren betroffen, als sie das unvermeidliche Ergebniß des von ihnen befolgten Benehmens sahen. Wie wir sahen, hatten einige von ihnen die Ligue schon vor dem Ausbruche des Bildersturmes verlassen, und wenige blieben nach diesem Ereignisse noch darin. Dagegen verloren die Verbündeten ihren Einfluß auf das Volk, da dasselbe ihre letzte Uebereinkunft mit der Regentin, worin sie so gut für ihre eigne Sicherheit gesorgt hatten,

mit Mißtrauen ansah. Das Vertrauen des Volkes ward nicht durch die bereitwillige Hülfe, die seine alten Alliirten jetzt dem großen Adel bei der gerichtlichen Verfolgung der Urheber der neulichen Unordnungen gern zu leisten schienen, wieder hergestellt*). Also verlassen von vielen ihrer Mitglieder, von den Reformirten mit Mißtrauen betrachtet und von der Regentin verabscheut, hörte die Ligue von dieser Zeit an auf, einen beträchtlichen Einfluß auf die Angelegenheiten des Landes auszuüben.

Ebenso fand eine bedeutende Veränderung in der Politik des Hofes Statt. Von vorn herein war die Hauptabsicht Margarethens die Sicherstellung der öffentlichen Ruhe gewesen. Um diese zu bewirken, hatte sie mehr, als einmal, dem Urtheile Wilhelm's und seiner Freunde so weit nachgegeben, daß sie eine Politik, welche ihr selber nicht sehr angenehm war, befolgte. Allein, niemals hatte sie daran gedacht, diese Politik bis zu dem Punkte religiöser Duldung auszudehnen. Weit davon entfernt, hatte sie vielmehr erklärt, daß, selbst wenn der König zwei Religionen im Staate erlauben sollte, sie sich lieber würde in Stücke reißen lassen, ehe sie darin willigte. Erst dann, als die Koalition des Adels Statt fand, gingen ihr über den Pfad, worauf sie wandelte, die Augen auf. Die darauf folgenden Ausschweifungen der Bilderstürmer ließen sie begreifen, daß sie sich am Rande eines Abgrundes befand. Die ihr damals von Oranien und seinen Freunden abgenöthigten Zugeständnisse machten das Maß ihrer Entrüstung voll. Jetzt öffnete sich eine weite Kluft zwischen ihr und der Partei, von der

*) Tiepolo, der damalige venetianische Gesandte am castilischen Hofe, spricht in seinem bei seiner Rückkehr abgestatteten Bericht die flämischen Adeligen ausdrücklich von der ihnen oft gemachten Anschuldigung, daß sie ihre Hand in diesen Wirren gehabt hätten, frei. Ihr Wunsch nach Reform dehnte sich bloß auf gewisse schreiende Mißbräuche aus; aber, nach den Worten des von ihm gebrauchten Bildes, schwoll der Strom, welchen sie bloß auf die Befruchtung des Bodens verwenden wollten, zu einer fürchterlichen Ueberschwemmung an. — „Contra l'opinion de' principali della lega, che volevano indur timore et non tanto danno .... Dico che questo fu perchè essi non hebbero mai intentione di ribellarsi dal suo sigre ma solamente con questi mezzi di timore impedir che non si introducesse in quei stati il tribunal dell' Inquisitione.“ Relatione di M. A. Tiepolo, 1567, MS.

sie so lange geleitet worden war. Doch, wohin konnte sie sich um Hülfe wenden? Bloß ein Ausweg blieb übrig, und mit einer bittern Empfindung sah sie sich gezwungen, sich der nämlichen Partei in die Arme zu werfen, welche sie aus ihren Berathungen beinahe hinausgewiesen hatte. In ihrer Noth schickte sie nach dem Präsidenten Viglius, auf dessen Haupt sie in ihrer Korrespondenz mit Philipp so viele Flüche geladen, — den des gröbsten Unterschleifes zu beschuldigen, sie kein Bedenken getragen hatte.

Margaretha schickte nach dem alten Rathsmitgliede und bat in der gegenwärtigen Klemme um seinen Rath. Begreiflicherweise drückte der Präsident seine Ueberraschung über diesen Beweis des Zutrauens von Seiten einer Person aus, die ihn die letzten zwei Jahre hindurch so sorgfältig von ihren Berathungen ausgeschlossen hatte. Nach dem Eingestehen ihres Irrthums gab Margaretha die Hoffnung zu erkennen, daß dieß ihn nicht verhindern werde, ihr den jetzt so sehr erforderlichen Rath zu ertheilen. Viglius antwortete, indem er sie fragte, ob sie bereit sei, das, was sie als den Willen des Königs kannte, treu auszuführen. Als dieß Margaretha bejaht hatte, empfahl er ihr an, sie möge diese Frage einem jeden Mitgliede ihres Kabinets stellen. „Ihre Antworten," sagte der alte Staatsmann, „werden Ihnen zeigen, wem Sie zu trauen haben." Demgemäß wurde die Frage — der Probirstein der Gesetzlichkeit — gestellt, und der Minister, welcher die Anekdote selber erzählt, sagt uns, daß bloß drei, Mansfeld, Barlaimont und Arschot, bereit waren, zu der Regentin zu stehen, um die Politik der Krone auszuführen. Von dieser Stunde an war die Politik Margarethens von der Partei, mit welcher sie bisher gegangen war, auf deren Gegner übergetragen.

Es ist ergötzlich, den Wechsel in Margarethens Gesinnungen in ihrer derzeitigen Korrespondenz mit ihrem Bruder zu verfolgen. „Oranien und Hoorne beweisen sich durch Wort und That als Feinde Gottes und des Königs." Von Egmont spricht sie nicht besser. „Trotz alles Betheuerns seiner Gesetzlichkeit" befürchtet sie, daß er für den Staat bloß Unheil im Schilde führt. „Offen ist er den Geusen beigetreten, und seine älteste Tochter soll eine Hugenottin sein." Große Sorge trägt sie um die Sicherheit des Viglius, „der durch seine Befürchtungen

fast gelähmt ist, da das Volk ihn in Stücke zu reißen droht*)." Die faktiösen Herren leiten die Angelegenheiten im Rathe nach ihrem eignen Gutdünken, und, wie man hört, unterhalten sie im gegenwärtigen Augenblicke Unterhandlungen, um zwischen den Protestanten Deutschlands, Frankreichs und Englands eine Koalition zu Stande zu bringen, in der Hoffnung, das Haus Oestreich vom Throne zu vertreiben, das Joch Spaniens von den Niederlanden abzuschütteln und die Provinzen unter sich und ihre Freunde zu theilen. Margarethens Leichtgläubigkeit scheint mit ihrem Hasse im Verhältniß gestanden zu haben, und ihr Haß mit ihrer früheren Freundschaft. So war es in ihrem Zwiste mit Granvelle, und jetzt theilte sie den Männern, welche diesem Minister in ihrem Vertrauen gefolgt waren, dasselbe Maß zu.

Der Prinz von Oranien machte sich wenig aus der Entfernung der Regentin. Schon lange hatte er gefühlt, daß sein Weg weit von dem der Regierung abführte, und war, wie wir sahen, mehrmals um die Erlaubniß eingekommen, seine Aemter niederlegen und sich ins Privatleben zurückziehen zu dürfen. Hoorne betrachtete die Sache mit derselben Gleichgültigkeit. Auch er hatte darum gebeten, sich zurückziehen zu dürfen, indem er sich darüber beschwerte, daß seine Dienste von der Regierung zu spärlich belohnt worden wären. Er war ein Mann von einem kühnen, ungestümen Wesen. In einem Briefe an Philipp sagt er letzterem, daß er sich nicht über die Regentin, sondern über Seine Majestät beklage, weil er sich der Beschimpfung, nach der Pfeife des Brüsseler Hofes zu tanzen, habe unterziehen müssen! Ferner fügte er hinzu, daß er sein Benehmen nicht mit der Herzogin erörtert habe, weil es nicht seine Weise sei, Ehrensachen mit Frauen zu verhandeln! In dieser Mittheilung an die Majestät war gewiß kein Mangel an Aufrichtigkeit vorhanden.

Egmont nahm die Kälte der Regentin in einer sehr verschiedenen Weise auf. Das Ausschließen von ihrem Zutrauen berührte seine Ehre, vielleicht auch seine Eitelkeit. Er fühlte es um so bitterer, da er

---

*) In seinem „Leben" bestätigt Viglius diesen Bericht von den ihm durch das Volk gedrohten Gefahren, legt sich aber weit mehr Geistesgegenwart bei, als ihm die Herzogin beilegen zu wollen scheint.

in seinem Herzen so loyal und dem römischen Glauben so stark ergeben war. Auf der andern Seite empfand sein edles Gemüth tief das seinen Landsleuten angethane Unrecht. Indem er also nach entgegengesetzten Richtungen gezogen wurde, ergriff er den Mittelweg: — der in der Politik keineswegs der sicherste ist. Unter diesen entgegengesetzten Einflüssen verharrte er in einem Zustande gefährlicher Unentschlossenheit. Seine treue Gesinnung gegen die Regierung schloß ihn von den Berathungen der Verbündeten aus. Und so, obschon er vielleicht der populärste Mann in den Niederlanden war, besaß doch keiner weniger einen wirklichen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten*).

Die Nachrichten von den Tumulten in den Niederlanden, welche mit der gewöhnlichen Schnelligkeit übler Neuigkeiten reisten, verursachten am castilischen Hofe eine eben so große Betroffenheit, wie dieß am Brüsseler Hofe geschehen war. Als Philipp seine Depeschen erhielt, soll er in den heftigsten Zorn ausgebrochen sein und, indem er sich den Bart raufte, ausgerufen haben: „Das soll sie theuer zu stehen kommen; bei der Seele meines Vaters schwöre ich, sie sollen es schwer büßen!“ Die oft wiederholte Anekdote beruht auf der Autorität von Granvelle's Korrespondenten Morillon. Wofern sie wahr ist, bildet sie eine einzelne dastehende Ausnahme von der gewöhnlichen, in ganz eben so auf die Probe stellenden Umständen bewiesenen Selbstbeherrschung des „klugen“ Monarchen. Die von dem damals beim Hofe anwesenden Hopper gegebene Nachricht ist von beiden Berichten der wahrscheinlichere. Zufolge diesem Minister lag der König, als er die Kunde erhielt, an einem Tertianfieber zu Segovia krank. Sowie Brief auf Brief mit der Beschreibung des Tumultes ankam, bewahrte er seine gewöhnliche Heiterkeit und offenbarte kein Zeichen des Zornes oder Aergers. Wenngleich durch seine Krankheit geschwächt, gönnte er

*) „Man sagt mir,“ schreibt Morillon an Granvelle, „es sei kaum zu glauben, wie alt und ergraut Egmont geworden. Er wagt des Nachts nicht ohne sein Schwert und seine Pistolen an seiner Seite zu schlafen!“ Aber es war nicht anzunehmen, daß damals Egmont's Leben in Gefahr war. Morillon, in seinem Eifer, für des Kardinals Appetit nach Geschwätz Nahrung zu beschaffen, ließ sich nicht immer von der Unwahrscheinlichkeit des Mitgetheilten Sorge machen.

sich doch keine Ruhe, sondern beschäftigte sich ununterbrochen mit den öffentlichen Angelegenheiten. Er las alle Depeschen, machte sorgfältige Noten zu ihrem Inhalt, sandte seinem Rathe die ihm geeignet scheinenden Mittheilungen zur Erwägung, und wohnte, sowie sich seine Gesundheit besserte, den Sitzungen dieses Körpers hin und wieder in eigner Person bei.

Man kann nur wenig darüber zweifeln, in welchem Lichte die Vorgänge in den Niederlanden von dem castilischen königlichen Rathe betrachtet wurden. Doch belegte derselbe nicht die Bilderstürmer mit dem ganzen, auch nicht mit dem Haupttadel. Die Sektirer, hieß es, würden ihrerseits von den Verbündeten, an deren Schutz sie sich hielten, in Bewegung gesetzt. Was die Verbündeten anlangte, so machten sie gemeinsame Sache mit den großen Herren, mit denen viele von ihnen durch die engsten Bande der Freundschaft und des Blutes verbunden wären. Durch diese geistreiche Kette von Schlüssen wurden alle für die gewaltthätigen Handlungen verantwortlich gemacht; die Hauptverantwortlichkeit aber lag auf den Häuptern des großen Adels, von dem alle in der letzten Instanz abhingen. Gegen diesen, nicht aber gegen die niedern Missethäter, über welchen bisher allein das Schwert der Gerechtigkeit gehangen, sollte die öffentliche Entrüstung gerichtet sein. Allein, der König sollte seine Gefühle verstellen, bis er in der Lage wäre, die großen Vasallen für ihre Uebelthaten zur Rechenschaft zu ziehen. Alle vereinigten sich in der Bitte, Philipp möge seine Reise nach Flandern nicht länger hinausschieben, und die meisten von ihnen empfahlen ihm an, in solcher Stärke zu gehen, daß er allen Widerstand niederschreckte und den Aufstand in der Geburt erstickte.

Das war (in Uebereinstimmung mit dem stets über den Gegenstand von ihm Ausgesprochenen) der Rath des Alva. Allein, wiewohl alle darin übereinkamen, daß sie den König dringend zur Bewerkstelligung seiner Abreise ersuchten, so hingen doch einige Räthe der Ansicht des Fürsten von Eboli an, daß Philipp, anstatt in dieser vollen Kriegsrüstung, im friedlichen Aufzuge und bloß von einem so großen Gefolge, wie sich für die königliche Würde geziemte, begleitet gehen solle. Ein jeder der großen Rivalen empfahl die seinem eignen Wesen am besten zusagenden Maßregeln, deren Leitung unzweifelhaft dem Manne, wel-

cher sie empfohlen hatte, anvertraut werden würde. Es ist nicht befremdend, daß das gewaltsamere Verfahren von der Majorität gebilligt wurde*).

Philipp verschloß, wie gewöhnlich, seine eigne Entscheidung in seiner eignen Brust. Er schrieb an seine Schwester, um sie zu warnen, daß sie nicht die Versammlung der Gesetzgebung erlauben sollte, und um ihr seine baldige Ankunft anzukündigen: — Alles, wie gewöhnlich; und er fügte hinzu, daß er bei der Unterdrückung der Unordnung im Lande keine andern Mittel, als sanfte und freundliche unter Gutheißung der Staaten gebrauchen würde. Die freundlichen Aeußerungen hatten wenig Bedeutung für diejenigen, welche, wie der Prinz von Oranien, sichrere Mittel, bis zur Absicht des Königs durchzudringen, als das in der königlichen Korrespondenz Dargebotene, hatten. Montigny, der flamändische Gesandte, weilte noch in Madrid, dort ärgerlich gegen seinen Willen in einer Art Ehrenhaft von Philipp gefangen gehalten. Derselbe schrieb in einem Briefe an seinen Bruder, den Grafen Hoorne: „Nichts kann in einem übleren Geruche stehen, als unsere Angelegenheiten am castilischen Hofe. Besonders werden

*) Bei diesem Zeitabschnitte hört Hopper's „Recueil et Mémorial des Troubles des Pays-Bas“ auf. Er nimmt in Hoyeck van Papendrecht's „Analecta Belgica“ hundert und vierzig Seiten des zweiten Bandes (zweiter Theil) ein. Hopper war ein Rechtsgelehrter, ein Mann von Wissen und Unbescholtenheit. 1566 ward er nach Madrid berufen, auf den Posten des Siegelbewahrers für die Angelegenheiten der Niederlande erhoben und zu einem Mitgliede des Staatsraths gemacht. Niemals scheint er in irgend einer Hinsicht das Vertrauen Philipp's bis zu dem Grade genossen zu haben, dessen sich Granvelle und manche andere Minister rühmen konnten; denn Hopper war ein Fläminger. Doch machte ihn seine Stellung im Kabinet mit dem Tone der Stimmung, so wie mit der allgemeinen Politik des Hofes bekannt; während er als Flamänder die Wirkung dieser Politik auf seine Landsleute besser, als ein Spanier, begreifen konnte. Daher ist sein Werk, soweit es geht, von großer Wichtigkeit. Es ist schwer zu sagen, warum es in mediis stehen blieb, denn Hopper blieb noch in seiner Stelle und starb zehn Jahre nach dem Zeitraume, bis zu welchem er seine Darstellung bringt, in Madrid. Vielleicht wurde er durch die Bemerkungen des Viglius entmuthigt, indem derselbe in einem Briefe an seinen Freund zu verstehen gibt, der Chronikschreiber sollte warten, bis die Zeit die geheimen Triebfedern der Handlungen enthüllte.

die großen Herren als die Ursache alles Unheils angesehen. Heftige Rathschläge erhalten durchaus das Uebergewicht, und das Ungewitter kann eher, als Ihr glaubt, über Euch kommen. Nichts bleibt übrig, als ihm wie ein kluger Mann zu entfliehen, oder ihm wie ein tapferer gegenüber zu treten!“

Wilhelm besaß noch andere Nachrichtsquellen an den geheimen Agenten, welche er in seinem Solde am Madrider Hofe unterhielt. Von ihnen erfuhr er nicht nur, was am Hofe, sondern im Kabinet des Monarchen selbst vorging, und Auszüge, bisweilen vollständige Abschriften der Korrespondenz zwischen Philipp und Margaretha, wurden dem Prinzen überschickt. So waren oft die Geheimnisse, welche der eifersüchtigste Fürst von Europa in seiner eignen Brust verschlossen wähnte, im Besitze seiner Feinde, und Wilhelm — so wird uns erzählt — erklärte, daß es kein Wort Philipp's öffentlich oder privatim gäbe, welches nicht zu seinen Ohren gelangte!

Diese geheime Benachrichtigung, worauf der Prinz große Summen Geldes verwandte, beschränkte sich nicht auf Madrid. Ein ähnliches Spionirsystem unterhielt er in Paris, wo sich der castilische Hof emsig in Intriguen zur Ausrottung der Ketzerei abmühte. Diejenigen, welche dieses hinterlistige Verfahren des Prinzen von Oranien als seines Charakters und der von ihm eingenommenen Stellung unwürdig betrachten, sollten bedenken, daß es mit dem Geiste des Zeitalters im Einklange stand. Es hieß dieß Philipp's eigne Künste gegen ihn selber kehren und das einzige Mittel gebrauchen, wodurch Wilhelm in die dunkele und unbedenkliche Politik eines Kabinets, dessen Hauptabsicht nach seiner Meinung auf die Zerstörung der Freiheiten seines Landes ging, einzudringen hoffen konnte.

Es war um diese Zeit, daß seine Agenten in Frankreich einen Brief von Alava, dem spanischen Gesandten am französischen Hofe, unterschlugen. Er war an die Herzogin von Parma adressirt. Unter Anderm, sagt der Schreiber, ist es zu Madrid wohlbekannt, daß der große Adel hinter den Unruhen Flanderns steckt. Der König ist mit der Aushebung eines starken Heeres beschäftigt, mit welchem er in Kurzem das Land besuchen und die drei Herren zu strenger Rechenschaft ziehen wird. Zugleich muß sich die Herzogin in Acht nehmen,

daß sie nicht durch eine Veränderung in ihrem Benehmen ihre Mitwissenschaft um diese Absicht verräth.

Auf diese Weise von verschiedenen Seiten gewarnt, fühlte der Prinz, daß es für ihn nicht länger sicher war, in der gegenwärtigen Stellung zu verbleiben, und daß er, nach den Worten Montigny's, zu fechten oder zu fliehen gefaßt sein müßte. Er beschloß, mit einigen von den Freunden, die sich in ähnlicher Lage, wie er, befänden, Raths zu pflegen. In einer Mittheilung an Egmont, worin er ihn zu einer Konferenz zu bereden sucht, sagt Wilhelm, daß Philipp's militärische Rüstungen ohne Unterschied von den Katholiken, wie von den Protestanten zu fürchten seien; denn Philipp hegte unter dem Vorwande der Religion keine andere Absicht, als die Nation zu knechten. Er fügt hinzu: „Dieß haben wir immer befürchtet, und ich kann nicht ruhig den Untergang meines Landes mit ansehen.“

Die Betreffenden kamen am dritten Oktober zu Dendermonde zusammen. Außer den beiden Freunden und dem Grafen Hoorne war noch Wilhelm's Bruder Louis und einige andere angesehene Personen anwesend. Von dem, was auf dieser Konferenz wirklich vor sich ging, ist trotz der Bemühungen mehrerer offiziösen Chronikschreiber, uns darüber aufzuklären, nur wenig bekannt. Die widerspruchsvollen Berichte derselben dienen, gleich eben so vielen nach verschiedenen Richtungen leitenden Lichtstellen auf seinem Pfade, nur dazu, das Auge des Forschers zu verwirren. Indeß däucht es uns wahrscheinlich, daß die Adeligen im Allgemeinen, den Prinzen mit eingerechnet, die Zeit für aktive Maßregeln gekommen erachteten, und daß einem bewaffneten Eindringen von Seiten Philipp's in den Niederlanden gewaltsamer Widerstand entgegengesetzt werden sollte. Allein Egmont war, ungeachtet aller seiner Ursachen, unzufrieden zu sein, im Herzen zu loyal, als daß er vor einer rebellischen Stellung nicht zurückgeschaudert wäre. Er hatte mehr, als die meisten von der Versammlung, auf dem Spiele in einer zahlreichen Familie von elf Kindern, welche im Falle einer unglücklichen Revolution hülflos in die Welt geschleudert wurden. Die Huld, welche er von Philipp auf seiner Sendung nach Spanien erwiesen erhalten, und die spätere Zurücksetzungen nicht aus seinem Gedächtnisse verwischt hatten, ließ ihn zu seinem sehr großen Unglück

der günstigen Gesinnung des Monarchen vertrauen. Aus welchen Beweggründen es auch sein mochte: der Graf weigerte sich, irgend einem Widerstandsplane beizutreten, und da seine Popularität bei den Truppen seine Mitwirkung als von der größten Wichtigkeit erscheinen ließ, brach die Konferenz auf, ohne zu einer Entscheidung gekommen zu sein*).

Egmont begab sich sogleich nach Brüssel, wohin er, um dem Staatsrathe beizuwohnen, von der Regentin gefordert worden war. Oranien und Hoorne erhielten ein jeder eine ähnliche Aufforderung; doch berücksichtigte dieselbe keiner von beiden. Ehe Egmont seinen Sitz im Bureau einnahm, zeigte er der Herzogin Alava's Brief, indem er sie zugleich wegen ihres treulosen Benehmens gegen die Adeligen ausschalt. Margaretha, die, je nachdem es erforderlich war, in Thränen oder in Zorn ausbrach, gerieth in Wuth, indem sie das für „eine unverschämte Fälschung und den größten Schurkenstreich in der Welt" erklärte. Dieselbe Ansicht wiederholte sie kurz darauf in einem an ihren Bruder adressirten Briefe, worin sie versichert, sie glaube, daß niemals ein solcher Brief, wie der dem Alava untergeschobene, von diesem geschrieben worden sei. In wie weit die Herzogin in ihrer Erklärung ehrenhaft war, läßt sich heutzutage unmöglich festsetzen. Nachdem Egmont auf andere Gegenstände übergegangen ist, schließt er mit einer Bemerkung, welche deutlich genug seine Meinung von ihrer Aufrichtigkeit anzeigt: „Kurz, sie

*) Egmont's Aussage bei seinem Prozesse bestätigt die im Texte gemachte Angabe, nämlich, daß, obschon Vorschläge zum Widerstand auf der Versammlung gemacht worden waren, dieselben doch verworfen wurden. Hoorne schiebt in seiner „Rechtfertigung" die Schuld des Scheiterns auf Egmont. Keiner von beiden hellt den Gang der Verhandlung auf. Bentivoglio zeigt in seinem Bericht von der Zusammenkunft keine solche Zurückhaltung, und er gibt zwei lange, ausgearbeitete Reden von Oranien und Egmont in so gut gesetzter Rede, als wären sie ausdrücklich von den Betreffenden selbst zur Veröffentlichung mitgetheilt worden. Der italienische Geschichtsschreiber trägt einen Grad vertrauter Bekanntschaft mit den Vorgängen dieser geheimen Versammlung zur Schau, welcher keineswegs darauf berechnet ist, unser Vertrauen zu gewinnen.

ist eine in Rom auferzogene Frau. Man kann ihr keinen Glauben schenken*)."

In ihrer oben angeführten Mittheilung nahm Margaretha die Gelegenheit wahr, um sich bei Philipp über seine Leichtsinnigkeit in Bezug auf ihre Briefe zu beschweren. Ihr Inhalt, sagte sie, war in Flandern fast eben so bald als in Madrid bekannt, und nicht nur Abschriften, sondern die ursprünglichen, eigenhändig geschriebenen Briefe, zirkulirten in Brüssel. Schließlich bittet sie ihren Bruder, ihre Briefe, wenn er dieselben nicht sicher aufheben kann, zu verbrennen.

In seiner Antwort drückt der König sein Erstaunen über ihre Beschwerden aus, indem er Margarethen versichert, es sei unmöglich, daß irgend Jemand ihre Briefe gesehen habe, da dieselben sicher eingeschlossen und der Schlüssel in seiner eignen Tasche wäre. Es ist ergötzlich, Philipp's Unglauben zu sehen in Bezug auf die Anwendung der nämlichen Künste gegen ihn selbst, welche er so oft gegen Andere angewandt hatte. Indeß scheint seine Schwester von nun an mehr auf ihre eigne Vorsicht, als auf die seinige, gebaut zu haben, denn von dieser Zeit an finden wir häufig ihre Mittheilungen in der Schlüsselschrift geschrieben.

Jetzt hatten sich in den Niederlanden Gerüchte von Philipp's kriegerischen Rüstungen ausgebildet, und die Protestanten fingen an Raths zu pflegen hinsichts der Beschaffung der besten Mittel zur Selbstvertheidigung. Der eine vorgeschlagene Plan bestand darin: dreißig tausend calvinistische Traktätchen nach Sevilla zur Vertheilung unter die Spanier zu schicken. Dieß würde einen guten Ertrag von Ketzerei hervorbringen und dem König in seinen eignen Besitzungen zu thun

---

*) Doch bekräftigte Egmont in seinem Verhör, daß er den Brief für gefälscht hielt! Wer es für unmöglich hält, daß der Prinz von Oranien sich zu einer Betrügerei solcher Art hergeben konnte, mag vielleicht schwankend werden, wenn er sich an die eigenthümliche Korrespondenz desselben mit dem Kurfürsten und mit dem König Philipp in Betreff Annens von Sachsen vor seiner Verheirathung mit dieser Prinzessin erinnert. Doch war Margaretha, wie Egmont fallen läßt, aus der italienischen Schule, und Strada, ihr Geschichtsschreiber, läßt die Frage zweifelhaft: — „in medio ego quidem relinquo." Ein Zweifel Strada's ist eine Entscheidung gegen Margaretha.

geben. Kurz, es hieße das den Krieg in das Land des Feindes verlegen. Man muß zugestehen, daß der Plan das Verdienst der Neuheit besaß.

In Holland verpflichteten sich die Adeligen und Kaufleute gegenseitig, in der Vertheidigung des Rechts der Gewissensfreiheit zu einander zu stehen. Lebhaft schritten in Deutschland die Aushebungen unter der Leitung des Grafen Louis von Nassau vorwärts. Ferner versuchte man, die Fürsten dieses Landes insoweit für das Geschick ihrer Glaubensbrüder in den Niederlanden zu interessiren, daß man sie dazu bewöge, bei Philipp ihre guten Dienste zu verwenden, um ihm von gewaltthätigen Maßregeln abzurathen. Der Kaiser hatte schon privatim dem Könige seine eigne Vermittelung angeboten, um wo möglich ein besseres Verständniß mit seinen flamändischen Unterthanen zuwege zu bringen. Das in einem so freundlichen Sinne gemachte Anerbieten wurde zwar von einigen Räthen warm empfohlen, scheint aber in den Augen ihres Herrn keine Gnade gefunden zu haben.

Die Fürsten Deutschlands, welche die Reformation angenommen hatten, waren Lutheraner. Sie hegten mit den Calvinisten fast eben so wenig Sympathie, wie mit den Katholiken. Männer von freisinnigen Ansichten in den Niederlanden, wie Wilhelm und sein Bruder, würden es gern gesehen haben, wenn die beiden großen protestantischen Parteien, welche ihr Land theilten, sich auf einer gemeinschaftlichen Grundlage geeinigt hätten. Kurz, sie hätten gewünscht, daß man mit einer wahrhaft christlichen Gesinnung lieber die Punkte, worin sie übereinstimmen konnten, als jene, in welchen sie abwichen, aufgesucht hätte, denn die Differenzpunkte waren nach Wilhelm's Dafürhalten zuletzt doch nur von untergeordneter Bedeutung. Er hegte den Wunsch, daß die Calvinisten ein dem Augsburger gewissermaßen angepaßtes Glaubensbekenntniß annehmen sollten: — ein Schritt, welcher bei den Fürsten Deutschlands ihre Interessen sehr befördern würde.

Allein, die Calvinisten waren die herrschende Partei in den Niederlanden. Sie waren durchaus organisirt und besaßen ihre, in vielen großen Städten aus einem Senate und einer Art Unterhaus zusammengesetzten Konsistorien, die alle wieder unter dem großen Konsistorium Antwerpens standen. Kurz, sie bildeten, wie sich der Geschichts-

schreiber treffend ausdrückt, eine unabhängige protestantische Republik. Stark in ihrer Macht, hartnäckig in ihren Grundsätzen: weigerten sie sich, den Umständen irgend wie nachzugeben, oder irgend ein Zugeständniß oder eine Vereinbarung mit der schwächeren Partei zu machen. Die über dieß Verhalten ärgerlichen deutschen Fürsten bewiesen keine Neigung, um ihretwillen aktive Maßregeln zu ergreifen, und, wenngleich sie sich einigermaßen für die Lutheraner bemühten, überließen sie doch die calvinistischen Brüder in den Niederlanden ihrem Schicksale.

Es wurde damals allgemein vorausgesetzt, daß der Prinz von Oranien die lutherischen Meinungen angenommen hätte. Der Oheim seiner Gemahlin, der Landgraf von Hessen, drang in ihn, öffentlich sich zu seinem Glauben zu bekennen. Der Prinz hatte dagegen einzuwenden, daß er auf diese Weise der offene Feind der Katholiken werden und wahrscheinlich seinen Einfluß bei den schon nur zu sehr zu Gewaltthätigkeiten aufgelegten Calvinisten verlieren würde. Doch sehen wir nicht lange nachher Wilhelm bei dem Landgrafen anfragen, ob es nicht gut sein würde, in so wenig als möglich anstößigen Ausdrücken den König von seinem Religionswechsel zu benachrichtigen und zugleich um die königliche Erlaubniß, daß er demgemäß seinen Gottesdienst möge einrichten dürfen, nachzusuchen.

Wilhelm's Vater war ein Lutheraner und lebte und starb in diesem Glauben. In diesem Glauben hatte er seinen Sohn erzogen. Bloß elf Jahre alt wurde der letztere, wie wir sahen, in den kaiserlichen Haushalt aufgenommen. Der bildsame Geist des Knabenalters nahm mit leichter Noth seine Eindrücke von seiner Umgebung auf, und ohne viele Schwierigkeit, ja ohne Prüfung fügte sich Wilhelm dem Glauben, welcher am castilischen Hofe gäng und gäbe war. In diesem Glauben — wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf — verharrte der Prinz während des Kaisers Lebzeiten. Alsdann kamen die Unruhen der Niederlande, und Wilhelm's Seele gab andern Einflüssen nach. Er sah die Wirkungen des Katholizismus unter einer fürchterlichen Gestalt. Er gewahrte, wie seine Landsleute, von ihrem Herde fortgeschleppt, ins Exil getrieben, in den Kerker geworfen, am Pfahle des Scheiterhaufens verbrannt wurden: und das Alles aus keiner andern Ursache, als weil sie von den Dogmen der römischen Kirche ab-

wichen. Sein Gemüth empörte sich über diese Greuel, und seine Entrüstung wurde rege über diesen Eingriff in das unveräußerliche Recht des selbstständigen Urtheils. Indem er sich also tief für die unterdrückten Protestanten interessirte, war es natürlich, daß Wilhelm Sympathie für ihre Sache empfand. Seine Frau war gleichfalls von lutheranischem Glauben; desgleichen seine noch lebende Mutter. Ingleichen seine Brüder und Schwestern und in der That alle seine nächsten Verwandten. Unter diesen öffentlichen und häuslichen Einflüssen war es nicht zu verwundern, daß er sich bewogen fand, nochmals die Gründe seines Glaubens einer Prüfung zu unterwerfen, und daß er sich nach und nach dem Glauben seiner Aeltern, dem Glauben, worin er in seiner Kindheit erzogen wurde, zuwandte*). Wir sind nicht unterrichtet, in welcher bestimmten Zeit der Wechsel in seinen Meinungen vor sich ging. Aber sein Brief an den Landgrafen von Hessen (im November 1566) liefert, soweit ich es kenne, die früheste, von seiner eignen Hand herrührende Evidenz, daß er die Lehren der Reformation angenommen hatte.

*) Ich bediene mich beinahe der Worte Wilhelm's in seiner berühmten Apologie, welche dieselbe, von mir im Texte gegebene Erklärung seines Betragens liefert. — „Car puis que dés le berceau j'y avois esté nourry, Monsieur mon Pere y avoit vescu, y estoit mort, ayant chassé de ses Seigneuries les abus de l'Eglise, qui est-ce qui trouvera estrange si cette doctrine estoit tellement engravée en mon coeur, et y avoit jetté telles racines, qu' en son temps elle est venuë à apporter ses fruits.“ Dumont, Corps Diplomatique, tom. V.

Dreizehntes Kapitel.

Die Wiederherstellung der Autorität der Regentin.

Die Reaktion. — Der Aufruf zu den Waffen. — Der Tumult in Antwerpen. — Die Belagerung von Valenciennes. — Die Regierung triumphirt.

1566, 1567.

Wie es meistens geschieht, fielen die Exzesse der Bilderstürmer auf die Häupter derer, welche sie begangen hatten. Die römisch-katholischen Mitglieder der Ligue zogen sich, wie wir sahen, von einem Vereine zurück, welcher sie, wenn auch noch so entfernt, in Verbindung mit so rohen Handlungen setzte. Andere Katholiken, welche die Revolution nicht mit scheelen Augen angesehen hatten, waren jetzt, als sie sahen, daß sie über die Trümmer ihrer Religion schritt, bloß noch eifrig, gegen sie ihren Abscheu und ihre gute Gesinnung gegen die Regierung zu bezeigen. Die Lutheraner, welche, wie schon bemerkt, sich nie in großer Harmonie mit den Calvinisten bewegt hatten, bemühten sich, den Tadel der Excesse auf die nebenbuhlerische Sekte zu schleudern, und so stiftete die zwischen den beiden großen Abtheilungen der Protestanten immer weiter werdende Bresche für die gemeinsame Sache der Reform unendliches Unheil. Wenigstens wandten sich Leute, wie Egmont, die aus patriotischen Beweggründen veranlaßt worden waren, mit der Revolution in ihrer Kindheit zu schäkern, jetzt kalt ab und beeilten sich, ihre Aussöhnung mit der Regentin zu machen.

Margaretha fühlte den Zuwachs ihrer Macht, welchen sie täglich von diesen Spaltungen ihrer Feinde empfing, und sie ließ es sich nicht zweimal gesagt sein, davon Nutzen zu ziehen. Da sie nicht mehr Zutrauen in diejenigen, auf welche sie sich bisher wegen Unterstützung verlassen hatte, setzte, mußte sie nun ausschließlicher auf sich selbst bauen. Unermüdlich widmete sie sich den öffentlichen Angelegenheiten. „Ich weiß nicht,“ schreibt ihr Sekretär Armenteros, „wie es die Regentin anfängt, daß sie inmitten des Aergers und der sie umringenden

Schwierigkeiten leben kann. Monate lang ist sie vor Tagesgrauen aufgestanden. Jeden Morgen und jeden Abend, und manchmal noch öfter, versammelt sie ihren Rath. Den übrigen Theil des Tages und der Nacht ist sie mit Ertheilung von Audienz, oder mit dem Empfangen von Briefen und Depeschen, oder mit der Beantwortung derselben beschäftigt."

Margaretha richtete nun alle ihre Anstrengungen darauf, den erniedrigenden Pfad, welchen sie geleitet worden, zurückzuwandeln und die gefallene Autorität der Krone wieder herzustellen. Wenn sie die ihr abgenöthigten Zugeständnisse nicht wirklich zurücknahm, so gab sie doch sorgsam denselben so enge Gränzen, daß sie Niemandem von großem Nutzen sein sollten. Sie schrieb an die Gouverneure der Provinzen, daß ihre Erlaubniß des öffentlichen Predigens buchstäblich zu nehmen wäre und keineswegs bezweckte, die Verrichtung anderer religiösen Gebräuche, wie der Taufen, Trauungen und Begräbnisse, welche, wie sie hörte, in reichem Maße von den reformirten Geistlichen vorgenommen würden, zu verdecken. Sie veröffentlichte ein Edikt, welches die fürchterlichen Strafen des Gesetzes gegen alle desfallsigen Vertreter wieder aufzählte, und sie ermahnte die Obrigkeiten, seine Vollziehung buchstäblich in Kraft zu setzen.

Die Protestanten beschwerten sich laut über die von ihnen sehr perfid genannte Politik seitens der Regentin. Das Recht des öffentlichen Predigens, sagten sie, schlösse natürlich die Verrichtung der übrigen religiösen Zeremonien der reformirten Kirche in sich. Es sei ein grausames Possenspiel, wenn man den Menschen das Bekennen einer Religion, nicht aber die Ausübung der ihr zugehörigen Gebräuche erlaubte. — Die von Margarethen ihrem Dekrete gegebene Deutung schmeckte etwas, man muß gestehen, nach dem von Portia dem Kontrakte Shylock's gegebenen Sinne. Freilich durfte das Pfund Fleisch genommen werden; aber, wenn nur etwa ein Tropfen Blut folgte, wehe dem, der ihn nahm!

Auf diese Maßregel ließ die Regierung andere von einem noch entschiedeneren Charakter folgen. Anstatt sich an die bürgerliche Obrigkeit zu wenden, zeigte Margaretha die Absicht, eine starke Militärmacht zur Ausführung der Gesetze zu Hülfe zu rufen. Sie befahl den

unlängst für sie in Deutschland Angeworbenen, ins Land zu kommen. Diese vermehrte sie mit einer Anzahl wallonischer Regimenter und stellte sie unter die Befehle von Aremberg, Megen und andern Führern, in welche sie Vertrauen setzte. Sie überging sogar den Prinzen von Oranien nicht; denn, obwohl Margaretha nur wenig Zutrauen gegen Wilhelm hegte, so mochte sie doch nicht mit ihm brechen. An die Provinzialgouverneure schrieb sie, sie möchten sich so viel als möglich mit frischen Rekruten verstärken, und befahl ihnen, Besatzungen in diejenigen Plätze, welche die neuen Lehren begünstigt hätten, zu legen.

Die Provinz Hennegau war diejenige, welche der Regentin die meiste Sorge machte. Der hohe Grad unabhängiger Gesinnung unter dem Volke war sprüchwörtlich, und die französische Nachbarschaft verschaffte den hugenottischen Geistlichen, welche in den großen Städten dieses Bezirkes eine reiche Aernte hielten, einen leichten Zugang. Besonders war die blühende Handelsstadt Valenciennes mit Ketzerei befleckt. Margaretha beorderte Philipp de Noircarmes, den Gouverneur des Hennegaues, sich des Gehorsams des Platzes dadurch zu versichern, daß er eine Besatzung von drei Kompagnieen Reiterei und eben so viel Infanterie hineinlegte.

Als der Wille der Regentin dem Volke von Valenciennes bekannt gemacht wurde, stieß er zuerst auf keinen Widerstand. Aber unter den Geistlichen in der Stadt gab es einen Franzosen, Namens La Grange, einen kühnen Enthusiasten, der, weil er mit einer hinreißenden Beredtsamkeit begabt war, eine ungeheure Herrschaft über die Massen besaß. Dieser Mann sagte dem Volke, daß das Aufnehmen einer Garnison ein Todesstreich für ihre Freiheiten, und daß die von der reformirten Religion die ersten Opfer sein würden. So gewarnt, waren die Bürger jetzt im Verweigern der Garnison sogar einhelliger, als sie es vorher in ihrer Uebereinstimmung, eine solche zuzulassen, gewesen waren. Obschon Noircarmes durch diesen plötzlichen Wechsel überrascht war, gab er doch den Einwohnern erst einige Tage Bedenkzeit, ehe sie sich in offenen Widerstand gegen die Regierung setzten. Die Magistratspersonen und einige vornehme Leute der Stadt wollten seiner Forderung gehorchen und baten La Grange, das Volk dahin zu vermögen, daß es seine Zustimmung gäbe. „Eher wollte ich," antwortete der hoch-

herzige Prediger, „daß mir die Zunge am Gaumen meines Mundes kleben bliebe, und daß ich stumm würde, wie ein Fisch, als daß ich meine Lippen öffnete, um das Volk zur Zustimmung zu einer so grausamen und barbarischen Handlung zu überreden.“ Da der General die Einwohner immer noch widerspänstig fand, erklärte er nach Margarethens Befehl die Stadt in Aufruhrzustand, proskribirte die Personen der Bürger als Verräther ihres Souveräns und konfiszirte ihr Eigenthum. Zugleich wurden thätige Vorbereitungen zur Belagerung des Platzes begonnen, und im Namen der Regentin wurde eine Proklamation erlassen, worin dem Volke der Niederlande unter den für Verrath verwirkten Strafen verboten wurde, der aufrührerischen Stadt irgend welche Hülfe an Rath, Waffen oder Geld zu leisten.

Aber die durch die Versprechungen ihres Predigers muthig erhaltenen Einwohner von Valenciennes wurden in keiner Hinsicht durch diese Maßregeln, noch durch den fürchterlichen Anblick der von Noircarmes unter ihren Mauern versammelten Truppen eingeschüchtert. Ihre Stadt hatte eine gut geschützte Lage, war für eine Belagerung wohl mit Proviant versehen und war voll von einer Bevölkerung, bestehend aus kecken, der Sache hingegebenen Bürgern, deren Muth noch durch die Ermahnungen der Konsistorien in den benachbarten Provinzen, guten Muths zu sein, da ihre Brüder ihnen schleunig zu Hülfe kommen würden, erhöht wurde.

Die kräftigen Regierungsmaßregeln verursachten im ganzen Lande, besonders aber unter den Reformirten, eine große Betroffenheit. Zwischen der Ligue und den Konsistorien ging ein lebhafter Briefwechsel vor sich. Von den der Sache wohlwollenden Kaufleuten wurden große Summen Geldes zur Aushebung von Truppen in Deutschland beschafft und zu dem Zwecke Brederode anvertraut. Auch wurde beschlossen, daß ein letzter Versuch, die Regentin durch eine Petition zu besänftigen, gemacht werden sollte, und zwar sollte sie von diesem Führer an der Spitze von vier hundert Rittern nach Brüssel gebracht werden. Allein Margaretha hatte genug Petitionen erhalten, und sie benachrichtigte Brederode ohne Umschweif, daß er, wenn er in einem solchen Aufzuge käme, die Thore von Brüssel vor sich verschlossen finden würde.

Dennoch war der halsstarrige Kavalier von seinem Vorsatze nicht

abzubringen, denn er ließ die Petition der Regentin vermittelst eines Agenten vorlegen. Sie war hauptsächlich mit einer Vorstellung wegen des von Margarethen verfolgten Verfahrens, das von ihren Versprechungen so sehr abwich, abgefaßt. Besonders verweilte sie lange bei der Beschreibung ihrer Erlaubniß des öffentlichen Predigens. Schließlich wurde darin die Regentin ersucht, ihr Edikt zurückzunehmen, ihr Heer zu entlassen, die Belagerung von Valenciennes aufzuheben und die mit der Ligue gemachte Uebereinkunft zu halten: in welchem Falle man bereit wäre, sie bei der Aufrechterhaltung der Ordnung zu unterstützen.

Margaretha legte das Schriftstück ihrem Rathe vor, und den sechszehnten Februar 1567 wurde eine Antwort veröffentlicht, von der man sagen kann, daß sie vielmehr an das ganze Land, als an Brederode gerichtet war. Die Herzogin gab ihr Erstaunen darüber zu erkennen, daß man irgendwie noch die Ligue erwähnte, da sie vorausgesetzt hätte, daß diese Gesellschaft zu bestehen aufgehört habe, seitdem so viele ihrer Mitglieder nach den letzten Freveln nur allzu froh gewesen, ihre Aussöhnung mit der Regierung machen zu können. Was ihr Zugeständniß des öffentlichen Predigens anlange, so könnte man schwerlich behaupten, daß dasselbe bezweckte, den Sektirern für das Auflegen von Steuern, das Ausheben von Truppen, das Einsetzen von Obrigkeiten und, unter andern religiösen Gebräuchen, für die Verrichtung der Ehe, welche die Uebertragung eines großen Betrags von Eigenthum in sich schlösse, Vollmacht zu geben. Schwerlich könnte man sie für so toll halten, daß sie ihnen derartige Vollmachten verliehe. Sie ermahnte die Bittsteller, sie möchten ihren Souverän nicht dazu zwingen, seine ihm angeborne huldreiche Gesinnung bei Seite zu setzen. Es würde, deutete sie an, besser für dieselben sein, sich weniger mit den öffentlichen und resp. mit ihren eignen Angelegenheiten zu befassen, und sie schloß mit der Versicherung, daß sie gehörige Sorge dafür tragen werde, damit nicht der Ruin, welchen sie so zuversichtlich dem Lande weissagten, durch sie selbst herbeigeführt werde.

Der stolze Ton der Entgegnung zeigte allzu deutlich, daß sich die Zeiten geändert hatten, daß Margaretha sich ihrer Stärke bewußt war und sie zu gebrauchen gedachte. Die Verbündeten sahen, daß die

Stunde zum Handeln gekommen war. Ihre Schritte konnten sie unmöglich zurücknehmen. Dennoch war ihre gegenwärtige Lage voller Gefahr. Das Gerücht war im Umlauf, daß der König bald an der Spitze einer mächtigen Armee, um an seinen Feinden Rache zu nehmen, kommen würde. Ohne Widerstand, wie sie waren, zu bleiben, hieß ihre Nacken dem Streich des Scharfrichters darbieten. Alles, was ihnen übrig blieb, war die Entscheidung durch die Waffen. Diese wurde demzufolge beschlossen. Die Fahne des Aufruhrs ward aufgepflanzt. Die Trommel rief in den Städten und Dörfern zu den Waffen, und überall wurden Rekruten angenommen. Emsig betrieb Graf Louis die Aushebungen in Deutschland. Brederode's Stadt Viana wurde zum Sammelplatz bestimmt. Dieser Führer war jetzt in seinem Elemente. Sein unruhiger Geist hatte an Tumultscenen seine Freude. Er hatte sich bemüht, die Werke von Viana zu verstärken und sie mit Vorräthen für die Artillerie und die übrigen Waffengattungen zu versehen. Von da war er heimlich nach Amsterdam gegangen, wo er damit beschäftigt war, unter dem durch die Liebe zu den neuen Lehren schon gut dazu aufgelegten Volke den Widerstand zu organisiren.

Die Feindseligkeiten brachen zuerst in Brabant aus. Hier scheiterte Graf Megen in einem Anschlage auf Herzogenbusch, das sich eine Besatzung aufzunehmen geweigert hatte. Glücklicher war er bei einer Unternehmung gegen die widerspenstige Stadt Utrecht, die sich dem royalistischen Führer ohne Kampf übergab.

In andern Gegenden waren die Aufständischen nicht träge. Eine Abtheilung von etwa zweitausend Mann unter Marnix, dem Herrn von Thoulouse und Bruder des berühmten St. Aldegonde, schiffte nach der Insel Walcheren, wo, wie man voraussetzte, Philipp landen wollte. Allein ihre Absichten auf diesen Platz wurden durch die Gesetzlichkeit und Tapferkeit seiner Einwohner vereitelt. Indem dieser Plan fehlschlug, mußte Thoulouse die Schelde hinauf segeln, bis er das Dorf Austruweel (ungefähr eine Stunde von Antwerpen) erreichte. Hier setzte er seine ganze Mannschaft an's Land und quartierte sich in den Wohnungen der Einwohner ein. Von diesem Orte aus machte er Ausfälle: verheerte das anstoßende Land, verbrannte die Kirchen, plünderte die Klöster und verursachte der Obrigkeit Antwerpens große

Unruhe durch die Zuversicht, welche seine Anwesenheit der reformirten Partei in dieser Stadt einflößte.

Margaretha sah ein, wie nothwendig es war, den Feind ohne Verzug aus dieser gefährlichen Stellung zu vertreiben. Sie sandte eine Abtheilung im Dienst befindlicher Wallonen unter dem Oberbefehle eines erfahrenen Officiers, Namens Launoy, ab. Ihre Befehle zeigten, in welcher Stimmung sie war. „Sie sind," sagte sie, „Unheilstifter, welche alle Gnade verwirkt haben. Daher bezeigen Sie ihnen keine Gnade, sondern rotten Sie dieselben mit Feuer und Schwert aus!" Auf einem Geschwindmarsche langte Launoy in Austruweel an. Obschon Thoulouse und seine Leute überrascht waren, machten sie doch einen tapfern Widerstand, und beinahe unter den Mauern von Antwerpen fand ein scharfes Treffen Statt.

Der Lärm des Gewehrfeuers zog die Bürger bald auf die Wälle, und die Betrübniß der Calvinisten war groß, als sie das kleine Heer des Thoulouse so eng von den Feinden umgeben sahen. Ueber dieses Schauspiel wüthend, riefen sie einander auf, zur Befreiung ihrer Freunde fortzustürzen. Indem sie von den Mauern hinabströmten, eilten sie den Thoren der Stadt zu. Allein die Thore waren verschlossen. Dieß war auf den Befehl des Prinzen von Oranien geschehen, der ferner die Brücke über die Schelde hatte abreißen lassen, um alle Verbindung zwischen der Stadt und dem Lager des Thoulouse abzuschneiden.

Das Volk verlangte nun laut von den Autoritäten, sie sollten die Schlüssel der Stadt hergeben, und fragten, zu welchem Zwecke die Thore verschlossen worden wären. Ihr Zorn steigerte sich zur Tollheit bei dem Anblick der Frau — leider nun der Witwe — des Thoulouse, welche mit rollenden Augen und flatterndem Haar sich wild in die Menge stürzte und sie kläglich anflehte, ihren Gatten und die Glaubensbrüder vor Niedermetzelung zu retten.

Es war zu spät. Nach einem kurzen, aber kräftigen Widerstande waren die Aufständischen aus dem Felde geschlagen worden und hatten Zuflucht in ihren Verschanzungen gesucht. Diese wurden in Brand gesteckt. Mit vielen seiner Anhänger kam Thoulouse in den Flammen um. Andere bahnten sich, um diesem schrecklichen Schicksale zu entgehen, einen Weg durch den Feind und stürzten sich in die Schelde,

welche den Grund des Hochlandes, worauf das Dorf steht, bespült. Dort kamen sie elendiglich im Wasser um, oder wurden von den Lanzen des vom Ufer herabgebückten Feindes durchbohrt. Fünfzehnhundert wurden erschlagen. Dreihundert Ueberlebende übergaben sich als Gefangene. Doch befürchtete Launoy einen Befreiungsversuch vom benachbarten Lande und ließ, getreu den Befehlen der Regentin, beinahe alle von ihnen auf der Stelle niedermachen!

Während diese betrübende Scene vor sich ging, wüthete und tobte der innerhalb der Mauern von Antwerpen gefangen gehaltene Pöbel gleich den Wogen des Oceans, die wild gegen die sie einschränkenden Felsen branden. Mit gellendem Geschrei verlangten sie, daß ihnen die Stadtthore geöffnet würden, und forderten die obrigkeitlichen Personen unter heftigen Flüchen auf, die Schlüssel herauszugeben. Die Obrigkeit hatte keine Lust, dem wüthend gewordenen Pöbel entgegenzutreten. Aber glücklicherweise trug da der Prinz von Oranien kein Bedenken, sich mitten in den Tumult zu werfen und die ganze Verantwortlichkeit der Sache auf sich zu nehmen. Auf seinen Befehl seien die Thore geschlossen worden, damit die Truppen der Regentin, wenn siegreich, nicht in die Stadt eindringen und diejenigen von der reformirten Religion schlachten sollten. Diese plausible Erklärung stellte das Volk nicht zufrieden. Einige riefen aus, der wahre Beweggrund sei nicht, die Calvinisten in der Stadt zu retten, sondern sie zu verhindern, ihren Brüdern im Lager beizustehen. Ein Mann, kühner als die übrigen, hielt dem Prinzen ein Gewehr vor die Brust, indem er ihn zugleich mit dem Beinamen „Verräther“ begrüßte. Allein dieser Bursche erhielt keine Unterstützung von seinen Begleitern, welche im Allgemeinen vor dem Prinzen eine zu große Ehrfurcht hegten, als daß sie seiner Person irgend eine Gewaltthätigkeit angethan hätten.

Unfähig den Tumult zu besänftigen, wurde der Prinz von der Fluth mit fortgerissen, die jetzt von den Thoren nach der Meerbrücke zurückwogte. Hier kamen so viel Neue hinzu, daß sich die Zahl auf mehr denn zehntausend belief. Alsdann wurden vom Pöbel die wildesten Pläne veranschlagt, für deren Ausführung sich jedoch kein Führer fand. Einige wollten, man solle sich des Stadthauses bemächtigen und die Magistratspersonen herauswerfen. Manche wollten die Klöster

plündern und die Bewohner derselben, sowie alle Priester, aus der Stadt vertreiben. Unterdessen hatten sie sich einiger Geschütze aus dem Arsenal bemächtigt, womit sie die Brücke befestigten. So verstrich die lange Nacht: — die bewaffnete Menge schaarte sich zusammen wie eine schwarze Wolke, jeden Augenblick bereit, in Wuth über die Stadt loszubrechen, während die vertheidigungslosen Bürger, besonders aber diejenigen, welche Eigenthum zu verlieren hatten, mit den düstersten Ahnungen erfüllt waren.

Doch sollen die Katholiken versucht haben, einige Fässer Pulver unter die Meerbrücke zu bringen, um diese mit allem darauf Befindlichen, sobald als ihre Gegner eine feindliche Bewegung machen würden, in die Luft zu sprengen.

Aller Augen waren jetzt auf den Prinzen von Oranien als den einzig fähigen Mann, sie aus dieser gefährlichen Lage herauszuwinden, gerichtet. Wilhelm hatte eine Wache an die Münze und eine vor das Rathhaus gestellt, um diese Gebäude vor dem Pöbel zu schützen. Einen großen Theil der Nacht brachte er mit dem Versuch zu, ob er nicht zwischen den beiden großen Parteien der Katholiken und Lutheraner ein solches Verständniß zuwege bringen könnte, daß sie zusammen handelten. Dieß war weniger schwierig wegen der Eifersucht, welche die letztere Sekte gegen die Calvinisten unterhielt. Die so zusammengebrachte Macht wurde durch das Hinzukommen der vornehmsten Kaufleute und Leute von Vermögen, sowie von sehr vielen in der Stadt ansässigen Fremden, die weniger sich um die geistlichen Angelegenheiten, als um die Sicherheit ihres Lebens und ihrer Habe kümmerten, vermehrt. Am folgenden Morgen erblickte man den calvinistischen Pöbel in einer Art militärischer Ordnung aufgestellt, ihre grünen und weißen Banner entfaltet und die von ihnen aus dem Zeughause genommenen Kanonen in der Fronte aufgepflanzt. Auf der gegenüberliegenden Seite des großen Platzes vor dem Stadthause stand die Macht des Prinzen von Oranien beisammen, die, wenn sie auch keine Kanonen besaß, doch ihren Gegnern an Zahl beträchtlich überlegen war. Die beiden Schaaren standen jetzt einander gegenüber, gleichsam wartend auf das Signal, um sich in tödtlichen Konflikt einzulassen. Aber es fand sich kein Mensch

kühn genug, das Signal zu geben, — damit der Bruder seinen Arm gegen den Bruder erhebe.

Unter so bewandten Umständen ritt Wilhelm mit einer kleinen Bedeckung und in Begleitung der vornehmsten Magistratspersonen hinüber zu den feindlichen Reihen und begehrte eine Zusammenkunft mit den Führern. Er stellte denselben die Tollheit ihres jetzigen Verfahrens vor, welches, selbst wenn sie siegreich wären, der Sache unendliches Unheil zufügen müßte. Es würde für sie leicht sein, durch gütliche Mittel Alles, was sie mit Gewalt bezweckten, zu erreichen, und was ihn selbst anlange, schloß er, so würde er, so freundlich gesinnt er gegen sie auch sein möchte, sie von der Stunde an, wo in diesem Zwiste ein einziger Tropfen Blutes vergossen würde, für Feinde erachten.

Die Vorstellung des Prinzen, unterstützt von der Ueberzeugung, daß sie an Zahl unterlegen waren, gewann über den Trotz der Calvinisten die Oberhand. Sie ließen sich auf eine Uebereinkunft ein, deren erster Artikel bestimmte, daß keine Besatzung in die Stadt zugelassen werden sollte. Der Prinz von Oranien beschrieb und beschwor den Vertrag im Namen seiner Partei, und es ist ein Beweis für das Zutrauen, welches selbst die Calvinisten in ihn setzten, daß sie die Waffen eher, als beide, Lutheraner und Katholiken, niederlegten. Jedoch folgten diese beiden schnell dem Beispiele jener. Die kriegerische Aufstellung, welche einen so drohenden Anblick dargeboten hatte, war bald hinweggeschmolzen. Indem der einstündige Soldat sich zum ruhigen Bürger herabließ, ging er an sein gewöhnliches Tagewerk, und wiederum herrschten Ruhe und Ordnung in Antwerpen. — So wurde durch die Kaltblütigkeit und Umsicht eines einzigen Mannes die schönste Stadt in den Niederlanden vor unwiederbringlichem Ruin bewahrt.

Es war um Mitte März 1567, als die Ruhestörungen in Antwerpen vorfielen. Während der Zeit betrieb Noircarmes die Blokade von Valenciennes, aber mit geringer Aussicht, sie schnell zu Ende zu bringen. Im Vertrauen auf ihre Stärke hatten die Einwohner mehr als einen glücklichen Ausfall gemacht, die Klöster, wo hinein der General einen Theil seiner Truppen gelegt hatte, verbrannt und in die Stadt eine beträchtliche Beute zurückgebracht. Augenscheinlich konnte

die Eroberung des Platzes durch Einschließung nicht ein Werk von kurzer Zeit sein.

Margaretha schrieb an ihren Bruder um die Erlaubniß, daß sie möge zu kräftigeren Maßregeln greifen und ohne weitern Verzug den Platz bombardiren dürfen. Allein Philipp lehnte entschieden ab. Er bedaure sehr, sagte er, daß die Belagerung einer so schönen Stadt unternommen worden sei. Da es aber nun einmal geschehen wäre, bliebe Nichts anders übrig, als ihre Unterwerfung der Einschließung anheimzustellen.

Um diese Zeit erschien eine drei- bis viertausend Mann starke Armee der Verbündeten in der Umgegend von Tournay, theils um die Stadt, welche eine Besatzung verweigert hatte, zu beschützen, theils aber auch, um zu Gunsten von Valenciennes eine Diversion hervorzubringen. Kaum hatte Noirçarmes hiervon Nachricht erhalten, als er eine hinreichende Abtheilung zur Fortsetzung der Blokade zurückließ, mit der übrigen Armee einen Schnellmarsch machte, plötzlich über den Feind kam, sich mit ihm in eine Hauptschlacht einließ, ihn vollständig in die Flucht schlug und die auseinander gesprengten Legionen desselben bis unter die Mauern von Tournay verfolgte. Die letztere, jetzt des Widerstandes unfähige Stadt öffnete auf der Stelle ihre Thore und fügte sich den Bedingungen des Eroberers. Dieser aber kehrte mit seiner siegreichen Armee zurück, um die Belagerung von Valenciennes wieder aufzunehmen.

Allein die Zuversicht der Einwohner blieb unerschüttert. Im Gegentheil schien sich dieselbe unter den täuschenden Versprechungen ihres Predigers höher als je zu heben, und verächtlich wiesen sie jede Aufforderung zur Uebergabe zurück. Nochmals schrieb die Regentin an ihren Bruder, daß, wofern er nicht wirksamere Operationen erlaube, große Gefahr vorhanden sei, daß der Platz durch die Hugenotten an der Gränze, oder durch die Geusen, deren Truppen durch das ganze Land zerstreut wären, entsetzt würde.

Von der letzteren Erwägung bedrängt, willigte Philipp zögernd in den Wunsch seiner Schwester. Aber in seinem vom dreizehnten März datirten Briefe bestand er darauf, daß man, ehe man zur Gewaltthat griff, zuerst Ueberredung und Drohung anwenden, und daß

man, im Falle eines Sturmes, große Sorge tragen sollte, daß den Alten und Schwachen, den Weibern und Kindern, kurz Allen, die nicht wirklich unter Waffen gegen die Regierung ständen, kein Leides geschähe. — Die von Philipp bei dieser Gelegenheit bewiesene Milde macht ihm unendliche Ehre, und wenn Manche dieselbe als bloße Klugheit auslegen, muß man doch gestehen, daß diese Klugheit der Menschlichkeit nahe verwandt war. Sie bildet einen schlagenden Gegensatz zu der grausamen Gesinnung, welcher sich Margaretha damals überließ, als sie zu fühlen schien, daß sie für die Erniedrigungen, welche sie hatte erleiden müssen, große Rückstände Rache zu zahlen schuldig sei.

Die Regentin verlor keine Zeit, von der königlichen Erlaubniß Nutzen zu ziehen. Indeß schlug sie, ihren Instruktionen gemäß, zuerst vor, man möge zusehen, was sich mit milderen Maßregeln thun ließe. Sie sandte zwei Abgeordnete, den Grafen Egmont und den Herzog von Arschot, nach Valenciennes, damit sie sich mit den Bürgern benähmen und dieselben wo möglich zu Vernunft brächten. Die beiden Edlen stellten dem Volke die Tollheit des Versuches, es so gleichsam auf eigne Faust mit der Regierung aufzunehmen, vor. Ihre Verbündeten seien hinter einander geschlagen worden. Mit der Niederlage vor Tournay müßte der letzte Hoffnungsstrahl verblichen sein. Sie ersuchten die Bürger, während es noch an der Zeit sei, die von der Herzogin angebotene Gnade anzunehmen, denn die Regentin sei gewillt, daß, wenn sich die Stadt unterwürfe, diejenigen, welchen es beliebte, ihre Habseligkeiten nehmen und dahin gehen dürften, wohin es ihnen gut dünkte.

Allein die Leute von Valenciennes, bestärkt durch die Versprechungen ihrer Führer und in blindem Vertrauen auf ihre sich bis jetzt bewährenden Hülfsquellen, schlugen die Argumente und Anerbieten der Gesandten, welche nun sehr ärgerlich über das Fehlschlagen ihrer Sendung in das Lager des Noircarmes zurückkehrten, gering an. Jetzt konnte kein weiterer Aufschub Statt finden, und man traf Anstalten, den Platz sich durch wirksamere Mittel zu unterwerfen.

Valenciennes steht auf dem Kamme einer Anhöhe, welche sich in stufenweiser Abdachung nach dem Fluß Schelde zu herabsenkt. Dieser Fluß bespült die Mauern der Stadt und giebt auf seiner Seite ein

gutes Vertheidigungsmittel ab. Die die Stadt umschließenden Wälle, ursprünglich stark und sehr dick, hatten jetzt etwas von der Zeit gelitten. Sie waren von einem weiten Graben geschützt, der auf manchen Stellen theilweise mit Unrath angefüllt war. Die Mauern waren mit Artillerie ausgestattet, die Magazine mit Schießvorrath versehen. Kurz der Platz war derartig, daß er in früherer Zeit wegen der Stärke seiner Befestigungswerke, wie wegen seiner natürlichen Lage, eine fürchterlichere Armee, als die jetzt davor liegende, hätte verlegen machen können.

Der erste Schritt des Noircarmes bestand darin, daß er seine Linien zusammenzog und die Stadt eng einschloß. Alsdann benutzte er zunächst eine dunkle, stürmische Nacht, um eine der Vorstädte anzugreifen. Nach einem scharfen Gefecht nahm er sie weg und vertraute sie einigen Kompagnien Wallonen an.

Am folgenden Tage eröffneten diese Truppen ein lebhaftes Feuer auf die die Wälle vertheidigenden Soldaten, und die letztern erwiderten dasselbe mit gleicher Heftigkeit. Allein, während Noircarmes den Feind in dieser Gegend beschäftigte, ließ er eine, zuerst aus zehn, dann aber aus zwanzig Stück schweren Geschützes und Mörsern, nebst einigen leichtern Geschossen bestehende Batterie errichten. Von dieser Batterie eröffnete er ein wohlgezieltes und sehr nachtheiliges Feuer auf die Stadt, indem er mehrere Hauptgebäude, welche wegen ihrer Größe hervorragende Zielpunkte abgaben, zu Grunde richtete. Der große Thurm von St. Nikolaus, worauf eine schwere Ordonnanz gelegt war, stürzte bald unter dieser heftigen Kanonade zusammen und begrub seine Vertheidiger unter seinen Trümmern. Als nach Verlauf von vier Stunden die Einwohner unfähig waren, das Ungewitter von Kugeln und Bomben, welche in jeden Stadttheil eindrangen, länger auszuhalten, erniedrigten sie endlich ihren Stolz so weit, daß sie zu parlamentiren verlangten. Noircarmes bewilligte es, ohne jedoch sein Feuer einen Augenblick auszusetzen.

Die Deputirten meldeten dem General, daß die Stadt sich auf die vorher von den flamändischen Edlen vorgeschlagenen Bedingungen hin ergeben wollte. Allein Noircarmes sagte ihnen verächtlich, daß „die Sachen nicht mehr ständen, wie zuvor, und daß er nicht gewohnt

wäre, mit einem gefallenen Feinde von Bedingungen zu sprechen." Die von der Antwort sehr niedergeschlagenen Deputirten kehrten zurück, um ihren Stadtgenossen das Scheitern der Sendung zu berichten.

Unterdessen dauerte der Eisenhagel mit unbarmherziger Wuth fort. Das elende Volk konnte in seinen Wohnungen, welche die Straßen mit ihren Trümmern füllten, keine Zuflucht mehr davor finden. Doch erst, nachdem noch zweiunddreißig Stunden verstrichen waren, war in die Mauern eine benutzbare Bresche geschossen, während der Unrath, welcher von den zerbröckelnden Wällen in den Graben hinabgerollt war, für die Belagerer ziemlich auf gleicher Höhe mit der Bresche selbst einen leidlichen Uebergang abgab. Noircarmes machte sich nun fertig, an der Spitze seines Bataillons über diesen Uebergangsweg durch die offene Bresche in die Stadt zu marschiren.

Das Volk von Valenciennes erwachte zu spät von seiner Täuschung. Es wurde nicht mehr von der Stimme seines fanatischen Führers aufgemuntert, denn dieser hatte durch die Flucht für seine eigne Sicherheit gesorgt. Indem sie nun jedes Schicksal der Ueberlieferung an die grausamen Soldaten des Noircarmes vorzogen, erboten sie sich auf der Stelle, die Stadt zu übergeben, und stellten sich der Gnade des Siegers anheim. Bloß sechsunddreißig Stunden waren verflossen, seitdem die Batterien der Belagerer ihr Feuer eröffnet hatten, und binnen dieser Zeit waren dreitausend Bomben in die Stadt geworfen worden: was zu dieser Zeit fast für nicht geringer, als ein Wunder angesehen wurde.

Am zweiten April 1567, gerade vier Monate nach dem Beginn der Belagerung, zog die siegreiche Armee in Valenciennes ein. Wie sie durch die langen, engen Straßen aufzog, welche die Zeichen des traurigen Kampfes an ihren geschädigten Häusern und an den noch auf dem Pflaster ausgestreckten Todten und Sterbenden aufwies, kamen Truppen Frauen und junge Mädchen mit grünen Zweigen in ihren Händen heran und beschworen unter Thränen und jämmerlichen Wehklagen den Grimm der Eroberer. Noircarmes marschirte auf der Stelle ins Stadthaus, wo er schleunig die Beamten der Stadt aller Verantwortlichkeit enthob, indem er sie absetzte. Seine nächste Sorge ging dahin, sich der Personen der eifrigen Geistlichen und der übrigen Leiter

zu versichern. Viele hatten schon zu entfliehen gesucht. Doch wurden von diesen viele später verhaftet, darunter der Prediger La Grange, und sechsunddreißig an der Zahl wurden entweder zum Blutgerüst oder zum Galgen verurtheilt*). Dann ließ der General die Bürger entwaffnen und die Festungswerke, worauf achtzig Stücke Geschütz gepflanzt waren, schleifen. Die Stadt wurde ihrer Vorrechte und Schadlosigkeiten beraubt, und den Einwohnern ward eine schwere Buße zur Bestreitung der Kriegskosten auferlegt. Der protestantische Gottesdienst wurde abgeschafft, die Kirchen ihren früheren Besitzern wieder zugestellt, und bloß römisch-katholischer Gottesdienst durfte inskünftig in der Stadt abgehalten werden. Der Bischof von Arras wurde eingeladen, über die geistlichen Angelegenheiten der Einwohner zu wachen, und eine starke Besatzung von acht Bataillons ward, um die Ruhe sicher zu stellen und die Autorität der Krone aufrecht zu erhalten, in dem Platze einquartiert.

Die Schlüssel von Valenciennes, hieß es gemeiniglich, öffneten der Regentin die Thore aller widerspänstigen Städte der Niederlande. Mastricht, Tornhout, Gent, Ypern, Oudenarde und andere Plätze, welche eine Garnison innerhalb ihrer Mauern aufzunehmen sich geweigert hatten, übergaben sich nun einer nach dem andern an Margaretha und willigten darein, ihre Bedingungen anzunehmen. Auf gleiche Weise stellte Megen die königliche Autorität in der Provinz Geldern, und Aremberg dieselbe nach einem längeren Widerstande in Gröningen und Friesland her. Binnen wenigen Wochen hatten, mit Ausnahme von Antwerpen und einiger Plätze in Holland, die siegreichen Waffen der Regentin den Geist des Widerstandes in jedem Landestheile gebändigt. Die Bewegung der Aufständischen war vorzeitig gewesen.

*) So berichtet der Geschichtsschreiber Margarethens, der wahrscheinlich nicht die Zahl derer, welche litten, übertreiben mochte. Der loyale Präsident von Mecheln macht die Sache summarischer ab, ohne irgend eine Zahl der Opfer anzugeben. „El señor de Noilcarmes se aseguró de muchos prisioneros principales Borgeses y de otros que avian sido los autores de la rebelion, á los quales se hizo luego en diligencia su pleyto.“ (Renom de Francia, Alborotos de Flandes, MS.) Brandt, der Geschichtsschreiber der Reformation, sagt uns, daß zweihundert durch die Hand des Henkers wegen der religiösen Unruhen in dem Laufe dieses Jahres zu Valenciennes umgekommen sein sollen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Wiederherstellung der Ruhe.

Der von Margarethen auferlegte Eid. — Oranien verweigert ihn. — Er verläßt die Niederlande. — Die Unterwerfung des Landes. — Neues Edikt. — Die Wiederherstellung der Ordnung.

1567.

Die Verwickelungen, in welche die Regentin gekommen war, hatten sie bewogen, in den ersten Tagen des Januars 1567 einen Plan zu fassen, dessen Idee ihr vielleicht von dem ähnlichen Plane des Viglius eingegeben wurde. Sie wollte nämlich von den großen Adeligen, den Rittern des Goldnen Vließes und den bürgerlichen und militärischen hohen Angestellten einen Eid fordern, daß sie den Befehlen des Königs, von welcher Art sie auch immer sein möchten, unbedingten und unbeschränkten Gehorsam leisten wollten. Ihr Zweck bei dieser Maßregel war, eine Probe der Gesetzlichkeit anzustellen. Sie wußte recht gut, wer die Freunde und wer die Feinde der Regierung waren. Allein, sie wünschte, um sich der letzteren zu entledigen, einen schicklichen Vorwand, und es wurde zur Bedingung gemacht, daß diejenigen, welche den Eid verweigerten, von ihren Aemtern entlassen werden sollten.

Als die Maßregel zuerst im Rathe zum Vorschein kam, scheint sie auf keinen Widerstand gestoßen zu sein, denn Mansfeld, Arschot, Megen, Barlaimont: Alle zeigten sich bereitwillig, den Eid zu unterzeichnen. Egmont freilich erhob einige Bedenken. Nachdem der Unterthaneneid einmal geleistet worden sei, erscheine ein neuer überflüssig. Das bloße Wort eines Ehrenmannes und eines Ritters des Toison sollte genügen. Allein, nach einer kurzen Korrespondenz über den Gegenstand fielen seine Bedenken vor den Gründen und der Ueberredung der Regentin in sich zusammen.

Brederode, der ein Militärkommando bekleidete, besaß keinen so fügsamen Charakter. Entrüstet rief er aus, daß das ein niedriger

Kunstgriff der Regierung sei, und daß er die Tendenz desselben kenne. Er weigerte sich, den Eid zu unterzeichnen, und legte sogleich sein Amt nieder. Die Grafen Hoorne und Hoogstraten lehnten ebenfalls ab, thaten es aber in gemäßigteren Ausdrücken, und zogen sich, indem sie ihre Stellen aufgaben, auf ihre Landgüter zurück.

Die bedeutendste Person war der Prinz von Oranien. Es war daher nöthig, sich ihm mit der größten Vorsicht zu nähern. Zwar hatte ihm Margaretha schon lange ihr Zutrauen entzogen; allein er besaß im Lande zu viel Ansehen und Autorität, als daß sie mit ihm zu brechen gewünscht hätte. Auch wollte sie ihm nicht gern Ursache zu Groll geben. Demzufolge richtete sie an ihn ein Schreiben, das in die schmeichelhaftesten Ausdrücke, welche ihr zu Gebote standen, eingekleidet war.

Sie könnte nicht zweifeln, daß er bereit sein werde, ein gutes Beispiel zu geben, wenn sein Beispiel bei dem verwirrten Zustande des Landes so wichtig sein würde. Es hätten Gerüchte zirkulirt, die seiner Loyalität nachtheilig wären. Sie schenkte ihnen keinen Glauben. Nicht einen Augenblick könnte sie annehmen, er würde seinen großen Namen und seine erlauchte Abkunft so weit entehren, daß er einen solchen Vorwurf verdiente, und sie hegte keinen Zweifel, daß er froh die gegenwärtige Gelegenheit ergreifen werde, um allen Verdacht zu verwischen.

Die Depesche enthielt eine Eidesformel, wodurch der Betreffende sich verpflichten sollte, „dem König zu dienen und, wie Seine Majestät befehlen würde, für oder gegen einen Jeden ohne Rückhalt und Beschränkung zu handeln,“ bei Strafe der Dienstentlassung.

Wilhelm ließ nicht lange mit seiner Antwort auf eine Forderung warten, deren Erfüllung ihm weniger Freiheit übrig ließ, als im Lande der geringste Bauer beanspruchen konnte. Den achtundzwanzigsten April, den nämlichen Tag, an welchem er den Brief erhalten hatte, schrieb er an die Regentin, um in den bestimmtesten Ausdrücken den Eid abzulehnen. Ein solcher Akt, sagte er, würde an sich selbst in sich schließen, daß er den früher geleisteten Eid bereits gebrochen habe. Auch könne er ihn nicht ehrenhafterweise leisten, weil derselbe ihn verpflichten könnte, zu thun, was den Forderungen seines Gewissens widerspräche,

und was dem zuwiderliefe, was er als die wahren Interessen Seiner Majestät und des Landes ansähe. Er wüßte, daß eine solche Forderung von Seiten der Regentin gleichbedeutend mit einer Entlassung von seinem Amte wäre. Deßhalb bäte er sie, einen Bevollmächtigten zu schicken, der seine Stelle übernehmen könne, weil er bereit sei, sie sofort zu übergeben. Was ihn selbst anlange, so würde er sich von den Niederlanden zurückziehen und warten, bis sein Souverän Zeit gehabt hätte, mit seiner Treue zufrieden zu werden. Aber, wo er auch sein möge, würde er immer bereit sein, sowohl das Leben wie das Vermögen dem Dienste des Königs und der gemeinen Wohlfahrt des Landes zu widmen.

Welches Bedenken auch früher der Prinz von Oranien gehegt haben mag, welchen Weg er einschlagen sollte: so war es klar, daß die Zeit für entschiedenes Handeln gekommen war. Obschon er der unabläßige Befürworter der politischen Reform war, hatte doch seine Politik, wie wir sehen, dies durch konstitutionelles Verfahren, nicht aber durch Gewalt zu erreichen gesucht. Allein, alle seine gemäßigteren Pläne waren durch den Ausbruch der Bilderstürmer über den Haufen geworfen worden. Die alsdann verübten Frevel entfremdeten die Katholiken, empörten den gemäßigteren Theil der Protestanten, während die Spaltungen der Protestanten in ihrer eignen Mitte ihr Handeln so sehr gelähmt hatten, daß die ganze Stärke der Reformation niemals gehörig in den Konflikt verwandt worden war. Dieser Konflikt war, da die Nation nicht darauf vorbereitet war, sehr unheilvoll gewesen. Ueberall hatten die Waffen der Regentin gesiegt. Es war offenbar, daß die rechte Stunde des Widerstandes noch nicht gekommen war.

Jedoch war es von Wilhelm äußerst gewagt, wenn er in seiner gegenwärtigen Stellung blieb. Das Gerücht hatte sich verbreitet, daß Alva bald an der Spitze einer genügenden Macht, um alle Opposition niederzuwerfen, kommen würde. „Hüten Sie sich vor Alva," sagte der Vetter seiner Frau, der Landgraf von Hessen, zu Wilhelm; „ich kenne ihn genau." Auch der Prinz von Oranien kannte ihn genau — zu genau, als daß er ihm getraut hätte. Er kannte den harten, unerbittlichen Charakter des Mannes, der jetzt mit einer Armee zu seiner

Unterstützung kam und mit der zweifachen Autorität eines Richters und eines Vollstreckers bekleidet war. Er wußte, daß der erste Streich nach dem höchsten Ziele gehen würde. Alva's Ankunft abwarten, hieß sein Schicksal herausfordern. Indeß fühlte der Prinz seine traurige Lage vollkommen. „Ich bin allein,“ schrieb er an den Landgrafen Wilhelm von Hessen, „Gefahren bedrohen mich von allen Seiten, doch habe ich keinen zuverlässigen Freund, dem ich mein Herz öffnen könnte.“

Margaretha scheint auf die Entscheidung Oraniens weniger vorbereitet gewesen zu sein, als man hätte erwarten sollen. Doch beschloß sie, ihn nicht aus dem Lande fortgehen zu lassen, ohne daß sie den Versuch, ihn zurückzuhalten, machte. Deßhalb sandte sie ihren Sekretär Berty an den Prinzen nach Antwerpen, damit er mit ihm weitläufiger auf die Sache einginge und ihn womöglich vermöge, die Gründe seiner Entscheidung nochmals zu prüfen. Freimüthig und ziemlich ausführlich gab Wilhelm die Gründe, warum er den Eid ablehnte, an. „Wenn ich so blindlings mich dem Willen des Königs überliefere, so kann ich dazu getrieben werden, zu thun, was meinen Grundsätzen am meisten widerstrebt, besonders bei der rauhen Weise, wie man mit den Sektirern verfährt. Ich kann gezwungen werden, einige aus meiner eignen Familie, sogar mein Weib, als Lutheraner zu denunziren und sie den Händen des Nachrichters zu überliefern. Schließlich,“ sagte er, „kann der König Jemanden senden, der in seinem königlichen Namen über uns herrsche und dem mich zu unterwerfen für mich unehrenhaft sein würde.“ Der Name „Alva“ entschlüpfte gleichsam unfreiwillig seinen Lippen — und er schwieg.

Berty suchte den Einwürfen des Prinzen zu antworten, aber der letztere unterbrach ihn, ehe er den Herzog von Alva berührt hatte, und erklärte gerade heraus, daß der König nie zufrieden sein würde, so lange einer seiner großen Vasallen mit einer Ketzerin vermählt wäre. Daher sei es seine Absicht, das Land auf der Stelle zu verlassen und sich nach Deutschland zurückzuziehen, und mit dieser Bemerkung schloß er plötzlich die Konferenz ab.

Obwohl der Sekretär wegen seines Mißlingens erbittert war, ersuchte er doch Wilhelm, vor seiner Abreise in eine Zusammenkunft mit Graf Egmont zu willigen, da dieser, wie Berty vertraute, glück-

licher sein würde. Hierzu gab Wilhelm bereitwillig seine Zustimmung. Diese berühmte Zusammenkunft fand zu Willbroek, einem Dorfe zwischen Antwerpen und Brüssel, Statt. Außer den beiden Herren waren daselbst bloß noch der Graf Mansfeld und der Sekretär anwesend.

Nach einigen Hin- und Herreden, wobei ein jeder der Freunde den andern für seine Denkweise zu gewinnen suchte, drückte Wilhelm die Hoffnung aus, daß sich Egmont bei Zeiten vor dem blutigen Sturm, der, wie er vorhersagte, bald über die Häupter der flamändischen Edlen kommen würde, retten möge. „Ich vertraue in die Milde meines Souveräns," antwortete der Graf; „er kann mit Männern, welche die Ordnung im Lande wiederhergestellt haben, nicht heftig verfahren." — „Diese Milde, welche Sie so erheben," versetzte Wilhelm, „wird Ihr Untergang sein. Ich fürchte sehr, daß sich die Spanier Ihrer als einer Brücke bedienen, um ins Land hineinzukommen!" Mit dieser unheilvollen Voraussagung auf seinen Lippen umarmte er den Grafen, und sagte ihm mit Thränen in den Augen das letzte Lebewohl. Und so schieden die beiden Freunde wie Männer, die sich nie wieder sehen sollten.

Die verschiedenen von den zwei Edlen beobachteten Verfahrungsweisen waren so, wie man sie nach der Verschiedenheit ihrer beiden Charaktere und ihrer Umstände erwarten konnte. Der feurige, hoffnungsreiche, vertrauensvolle Egmont überließ sich leicht den Täuschungen seiner Phantasie, gleich als ob die Ereignisse sich nach seinen Wünschen gestalten müßten. Er besaß nicht das fernsichtige Auge Wilhelm's, welcher ebenso gut die Ereignisse, wie die Charaktere zu durchdringen schien. Auch hatte Egmont nicht, wie Wilhelm, gelernt, sein Vertrauen nicht auf Fürsten zu setzen. Ohne Zweifel liebte er sein Vaterland so aufrichtig, wie der Prinz von Oranien, und verabscheute, wie dieser, das von der Regierung eingehaltene Verfahrungssystem. Allein, diese Verfolgung traf eine Partei, mit welcher er nur geringe Sympathie hegte. Dagegen war Wilhelm ein Mitglied dieser Partei. Ein auf sie gezielter Streich war auch auf ihn gezielt. Es ist leicht ersichtlich, wie verschieden in dem künftigen Streite der Antheil der beiden Adeligen sowohl in Beziehung auf ihre Sympathieen, wie auf ihre Interessen war. Egmont war ein geborner Flä-

minger. Seine Güter lagen in Flandern, und dort waren auch seine Hoffnungen zeitlichen Glücks. Das Exil würde ihm den Bettelstab und den Ruin gebracht haben. Aber ein großer, wenn nicht der größere Theil von Wilhelm's Eigenthum lag außerhalb der Grenzen der Niederlande. Indem er sich nach Deutschland zurückzog, ging er in sein Geburtsland. Seine Verwandten waren ebenfalls dort. Mit ihnen hatte er eine beständige Korrespondenz unterhalten, und dort konnte er hoffen, würde er von einem Haufen Freunden willkommen geheißen werden. In Deutschland mußte Wilhelm eine Heimath, nicht aber ein Exil finden.

Kurz nach dieser Zusammenkunft ging der Prinz auf seine Besitzungen nach Breda, um daselbst, ehe er das Land verließ, einige Tage zu bleiben*). Von Breda aus schrieb er an Egmont, um die Hoffnung auszudrücken, daß derselbe mit seinen Gründen für sein Fortgehen, wenn er sie in seinem Geiste erwogen hätte, zufriedengestellt sein würde. Das Uebrige wollte er Gott überlassen, der alles zu seinem eignen Preise ordnen würde. „Seien Sie sicher," fügte er hinzu, „Sie besitzen keinen Ihnen wärmer ergebenen Freund, als mich; denn die Liebe zu Ihnen ist zu tief in mein Herz gewurzelt, als daß sie von der Zeit oder von der Entfernung geschwächt werden könnte." Es ist angenehm, zu sehen, daß der Parteihaß nicht, wie bei gemeineren Seelen, die Macht besaß, die Bande zu zerreißen, welche diese großen Männer so lange zusammengehalten hatten, und es ist erfreulich, sie noch mit Blicken gewohnter Freundlichkeit zurückschauen zu sehen, als sie Pfade betraten, welche sie nach verschiedenen Richtungen leiten sollten.

Wilhelm schrieb auch an den König, indem er ihn mit dem, was er gethan, bekannt machte und ihm die Gründe davon erklärte; zu gleicher Zeit erneuerte er die Erklärung, daß er, wo er auch sein möge, sicher wäre, daß man ihn nie seine Verpflichtungen als ein wahrer und treuer Vasall aus den Augen setzen sehen werde. Ehe der Prinz Breda

---

*) Der Sekretär Pratz bemerkt in einem Briefe vom 14. April freundlich über Wilhelm's Abreise Folgendes: „Der Prinz ist gegangen und hat mit sich ein halbes Dutzend ketzerische Doktoren und eine gute Anzahl andere aufrührerische Schurken genommen."

verließ, erhielt er einen Brief von der schlauen Regentin, welcher freundlicher geschrieben war, als man hätte erwarten sollen. Vielleicht war es nicht bloß Politik, was sie nicht gern von ihm mit Groll scheiden ließ. Sie drückte ihre Bereitwilligkeit aus, daß sie ihm jeden ihr möglichen Gefallen thun werde. Sie hätte, sagte sie, gegen ihn immer die nämliche Liebe wie für ihren eignen Sohn gefühlt, und würde dieselbe immer fühlen.

Den letzten April reiste Wilhelm nach Deutschland ab. Er nahm mit sich seinen ganzen Haushalt, mit Ausnahme seines ältesten Sohnes, des Grafen von Büren, welcher damals ein dreizehnjähriger Knabe war und auf der Universität Löwen studirte*). Vielleicht vertraute Wilhelm wegen der Sicherheit desselben auf die Freiheiten Brabants, oder auf das zarte Alter des Knaben. In diesem Falle verrechnete er sich stark. Der Knabe konnte als ein wichtiger Geisel seines Vaters dienen, und Philipp ließ ihn nach Madrid schaffen, wo er, unter den Augen des Monarchen, sowohl in religiösen, wie in politischen Meinungen erzogen wurde, die sehr wenig mit denen des Prinzen von Oranien harmonirten. Glücklicherweise durfte der jüngere Bruder Moritz, welcher den Geist seines Vaters erbte und seinen Namen auf ein späteres Geschlecht bringen sollte, seine Bildung unter dem väterlichen Dach genießen**).

Außer seiner Familie war Wilhelm von einer Schaar Freunde und Untergebener begleitet, darunter Personen von hohem Range,

*) Wilhelm's einzige Tochter war Ehrendame bei der Regentin, welche Nichts dagegen einzuwenden hatte, daß dieselbe ihren Vater begleitete, sondern sagte, daß das Fräulein bei der Rückkehr keine Verminderung in der ihr stets erwiesenen Liebe finden werde.

**) Zufolge Strada dachten Einige, daß Wilhelm wohl wußte, was er that, als er seinen Sohn allein in Löwen zurückließ, und daß er Nichts dagegen hatte, wenn der Knabe nach Madrid gebracht würde: — in Erwägung, daß, wenn er selbst unglücklich wäre, es für den Erben des Hauses gut sein würde, wenn derselbe an des Monarchen Gunst einen Anhalt hätte. Man muß gestehen: dieß ist eine ziemlich kaltblütige Verfahrungsweise von einem Vater. Doch ist dieselbe nicht sehr verschieden von derjenigen, welche Wilhelm's eigner Vater einhielt, als derselbe, ein starrer Lutheraner, es zugab, daß sein Sohn ein Glied des kaiserlichen Haushaltes und in dem römisch-katholischen Glauben auferzogen wurde.

welche lieber mit ihm in der Verbannung leben, als die ihrer in der Heimath wartenden Wirren bestehen wollten. In dieser Begleitung ließ er sich zu Dillenburg in Nassau, dem Wohnsitze seiner Vorfahren und seinem Geburtsorte, nieder. Hier beschäftigte er sich damit, daß er unter einem erfahrenen Lehrer dieses Glaubens die lutherische Lehre studirte, und, während er ein wachsames Auge auf die in seinem unglücklichen Lande vorgehenden Ereignisse richtete, suchte er sich mit den Grundsätzen dieser ruhmvollen Reformation bekannt zu machen, deren Vorfechter er, indem er zugleich auch für politische Freiheit kämpfte, eines Tages werden sollte.

Die Abreise des Prinzen von Oranien verursachte in den Niederlanden allgemeine Niedergeschlagenheit. Alle, welche irgendwie bei den letzten Ruhestörungen kompromittirt waren, spähten gespannter als je nach den Zeichen des herannahenden Ungewitters, da sie fühlten, daß sie den Steuermann verloren hatten, welcher allein sie in den Stand setzen konnte, ihm zu begegnen. Tausende schickten sich an, sein Beispiel nachzuahmen, indem sie das Land verließen, ehe es zu spät war. Unter den Fliehenden waren die Grafen Culemborg, Bery, Hoogstraten, Louis von Nassau und Andere von geringerem Stande. Sie gingen nach Deutschland, wo sie sich in einem kleinen Kreise um den Prinzen sammelten und, gleich ihm, auf glücklichere Tage warteten.

Einige große Herren, die gegen die Regentin ausgehalten hatten, gaben jetzt, da sie allein gelassen waren, ihre Bereitwilligkeit zu erkennen, sich ihren Forderungen zu fügen. „Graf Hoorne," schreibt sie an Philipp, „hat mir seine Dienste angeboten und erklärt seine Bereitwilligkeit, den Eid zu leisten. Wenn er zu freimüthig gesprochen hat, sagt er, so geschah es nicht aus Abneigung gegen die Regierung, sondern aus einem momentanen Gefühle des Aergers und der Gereiztheit. Ich wollte ihn nicht zur Verzweiflung treiben, und aus Rücksicht auf seine Verwandtschaft habe ich darein gewilligt, daß er in dem Rathe seinen Sitz wieder einnahm." Der stolze Ton der Herzogin beweist, wie fest sie sich jetzt sitzen fühlte, so daß es ihr beinahe gleichgültig war, ob die Person, mit welcher sie zu thun hatte, Freund oder Feind war*).

---

*) Wilhelm war so edeldenkend, Hoorne diesen Schritt anzuempfehlen, indem

Egmont suchte gegenwärtig das Geschehene durch so außerordentliche loyale Kundgebungen, daß dieselben alle Erinnerungen der Vergangenheit vertilgen sollten, wieder gut zu machen. An der Spitze seiner Truppen ritt er durchs Land, indem er die Konsistorien aufhob, die Tumultuanten arretirte und überall den katholischen Gottesdienst wieder herstellte. Er erklärte laut, daß diejenigen, welche seine Freunde bleiben wollten, unzweideutige Beweise der Loyalität gegen die Krone und des katholischen Glaubens geben müßten. Einige von denen, mit welchen er sehr vertraut gewesen war, waren über sein Benehmen empört, und indem sie vielleicht einem solchen Aufbewahrer ihrer Korrespondenz mißtrauten, schickten sie die von ihm empfangenen Briefe zurück und verlangten dagegen die ihrigen.

Zu Brüssel aber nahm Egmont an allen Fröhlichkeiten des Hofes Theil und entfaltete seine gewohnte Pracht in kostbaren Festen und Banketten, welche die Herzogin von Parma bisweilen mit ihrer Gegenwart beehrte. Der Name des Grafen erscheint unter denjenigen, welche sie Philipp als gegen die Regierung gut gesinnte Personen erwähnt. „Man kann unmöglich," sagt sie, „mit seinem Betragen unzufrieden sein." Also durch die Gunst der Regentin — der wichtigsten Person unmittelbar nach dem Könige selbst — stolz gemacht, hegte der unglückliche Edle die frohe Hoffnung, daß das Vergangene jetzt völlig aus dem Gedächtnisse seines Herrn vertilgt sein würde: — eines Herrn, der wohl eine Wohlthat vergessen konnte, von dem aber nicht bekannt war, daß er eine Beleidigung verzieh.

Im ganzen Lande hatten nun die großen Städte ihre Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben, sich den Forderungen Margarethens zu unterwerfen, und viele von ihnen hatten Besatzungen in ihre Mauern aufgenommen. Von den großen Städten Brabants verharrte allein Antwerpen unnachgiebig. Am Ende gab es ebenfalls dem allgemeinen Impulse nach und sandte an die Regentin eine Deputation ab, um

---

er die Hoffnung ausdrückte, daß es in dem königlichen Rathe eine so harmonische Stimmung hervorbringen möge, daß hierdurch sowohl die Interessen des Königs, wie diejenigen des Landes befördert werden würden. Der lateinisch geschriebene Brief ist aus London vom 14. April datirt.

Verzeihung zu erflehen, und zu versprechen, daß die Leiter der letzten Ruhestörungen aus der Stadt verbannt werden sollten. Wenn man den buntgemischten Charakter der Bevölkerung bedenkt, unter der es so viele calvinistische Elemente gab, so war das für die royalistische Partei ein wahrer Triumph. Allein Margaretha, weit entfernt ihre Zufriedenheit zu bezeigen, antwortete kalt, daß man erst eine Besatzung aufnehmen müßte; alsdann wollte sie sich für die Einwohner bei dem Könige verwenden und selbst darein willigen, ihren Wohnsitz in der Stadt aufzuschlagen.

Für den Einzug der Regentin wurde ein Tag, der mit aller schicklichen Pracht gefeiert werden sollte, festgesetzt. Margaretha zog den dreizehnten April in Antwerpen ein. Sie kam mit einer Eskorte von zwölfhundert Wallonen und in Begleitung der Ritter des Goldenen Vließes, der großen Herren und der Provinzialobrigkeiten. Auf den Hauptstraßen standen Truppenabtheilungen. Als der glänzende Zug durch die zu beiden Seiten längs der Hauptstraßen aufgestellten Soldaten ging, wurde er von dem veränderlichen Pöbel mit Hurrahgeschrei begrüßt. Nachdem der Regentin dieser Empfang unterwegs zu Theil geworden war, begab sie sich zuerst in den Dom, wo das Te Deum gesungen wurde, und wo sie auf den Knien dem Allmächtigen dankte, daß diese große Stadt ohne Schlacht und Blutvergießen dem Könige und dem wahren Glauben zurückgegeben war. Wie ihre Augen über die entweihten Altäre und die durch rohe Gewalt ihrer Verzierungen, ihrer reichen Skulptur und ihrer Gemälde beraubten Wände schweiften, konnte Margaretha ihre Thränen nicht zurückhalten. Ihre erste Sorge war, so viel als möglich das gestohlene Eigenthum zurück zu erhalten und die Beschädigungen des Gebäudes auszubessern. Sodann trachtete sie darnach, die Verüber dieser Rohheiten zu bestrafen. Die Hinrichtung von vier Führern auf dem Markte verkündete dem Volke von Antwerpen, daß die Herrschaft der Anarchie vorüber war.

Das Nächste war, daß Margaretha die Kirchen der reformirten Partei der Erde gleich machen ließ. Nachdem die katholischen Kirchen gereinigt und, so viel es sich thun ließ, von den Spuren der Beschädigung befreit worden waren, wurden sie den alten Besitzern zurückgegeben. Die protestantischen Schulen wurden überall geschlossen. Die-

jenigen Kinder, welche nach protestantischem Ritus getauft worden waren, wurden nochmals nach katholischem getauft. Kurz, während der reformirte Gottesdienst in der ganzen Stadt untersagt wurde, trat überall derjenige der römischen Kirche mit seinem prunkenden Ritus an seine Stelle.

Als Margaretha Besitz von Antwerpen genommen, hatte sie Allen, welche nicht in die letzten Unruhen verwickelt waren, erlaubt, die Stadt mit ihren Habseligkeiten zu verlassen. Indem jetzt eine große Menge von dieser Erlaubniß Gebrauch machte, boten die Straßen ein trauriges Schauspiel dar: Männer schieden von ihren Frauen, Aeltern trennten sich von ihren Kindern, oder sie nahmen ihre Familien wohl auch mit sich in ein freundlicheres Land, wo sie Gott nach den Vorschriften ihres Gewissens verehren durften.

Aber selbst diesen Schein von Duldsamkeit, wenn man diesen Namen gebrauchen darf, zeigte Margaretha nur im Anfang; denn bald mußte er dem finstern Geiste der Inquisition weichen. Am vier und zwanzigsten Mai veröffentlichte sie ein mit Blut geschriebenes Edikt, welches an die schlimmste Zeit unter Karl und Philipp erinnerte. Alle, welche öffentlich gepredigt, religiöse Handlungen nach protestantischer Weise verrichtet, Plätze zu den Versammlungen hergegeben, die Prediger beherbergt oder unterstützt, ketzerische Schriften gedruckt, oder durch bildliche Darstellung die römische Kirche lächerlich gemacht hatten: kurz, Alle, welche dieser oder ähnlicher Vergehen schuldig waren, waren nach diesem Edikte mit dem Tode und mit der Konfiskation ihres Eigenthums zu bestrafen. Leichtere Vergehen waren nach dem Maße ihrer Schuld zu ahnden. Das diese unmenschlichen Bestimmungen enthaltende Edikt ist beträchtlich lang und geht so sehr ins Einzelne, daß, wenn irgend welche, doch nur wenige Reformirte gänzlich von aller Schuld frei sein konnten. Als diese Verordnung der Regentin zu Madrid bekannt wurde, erregte sie großes Mißfallen. Der König nannte sie „ungeziemend, ungesetzlich und dem wahren Geiste des Christenthums völlig zuwider": weßhalb er der Regentin befahl, dieselbe sofort zurückzunehmen. Demgemäß wurde sie am drei und zwanzigsten Juli desselben Jahres widerrufen. Da der Leser vielleicht geneigt sein könnte, von Herzen in die Verdammung derselben einzustimmen, so dürfte er

erstaunt sein, wenn er erfährt, daß der König nicht entrüstet war, weil ihm das Edikt zu streng, sondern weil es ihm zu mild vorkam! Es denunzirte nirgends das Recht des häuslichen Gottesdienstes. Daher durfte ein Mensch immer noch in seinem Herzen und im Innern seines Hauses ein Ketzer sein, wofern er nur kein öffentliches Aergerniß gab. Hiermit war natürlich die Inquisition nicht zufrieden, deren eifersüchtiges Auge in das Innere der Häuser und in die Herzen der Menschen eindrang, um die geheimen Gedanken ans Tageslicht zu ziehen und dieselben wie offenkundige Handlungen zu bestrafen. Margaretha hatte in der Schule der Verfolgung noch Etwas zu lernen*).

Während die Regentin in Antwerpen war, empfing sie von dem Kurfürsten von Sachsen, dem Landgrafen von Hessen und andern protestantischen Fürsten Deutschlands Gesandte, welche sich für die unterdrückten Lutheraner verwendeten und sie baten, daß sie nicht zugeben möge, daß dieselben von der katholischen Regierung so hart behandelt würden. Margaretha war mit den derben Ausdrücken dieser Vorstellung so wenig, wie mit dem Zwecke derselben einverstanden. Deßhalb erwiderte sie trocken, daß das neuliche Betragen der flamändischen Protestanten denselben wohl ohne Zweifel die Sympathie der deutschen Fürsten erworben haben möge; allein sie rieth den letztern, daß sie sich um ihre eigene Angelegenheiten bekümmerten und es dem König von Spanien überließen, die seinigen nach Gutdünken zu besorgen.

Unter allen Provinzen war Holland noch die einzige, welche dem Willen der Regentin Widerstand entgegensetzte. Hier war, wie wir bereits sahen, eine ziemlich starke militärische Macht beisammen. Das

*) Viglius war so wenig aufgeklärt, daß er gegen das Recht der Gewissensfreiheit protestirte, weil dieselbe, wie er in einem Briefe an seinen Freund Hopper sagt, jeden Menschen dazu verleiten könnte, daß er nach seiner Phantasie sich seine eignen Götter — „lares aut lemures“ — schüfe. Indessen war der Präsident weise genug, um zu sehen, daß durch die Beseitigung des Predigens für jetzt genug geschehen war. „Die Zeit und die Anwesenheit Philipp's muß das Uebrige thun.“ In einem andern Briefe sagt er: „Diejenigen, welche den König gegen dieses Edikt einnahmen, haben ihn sehr getäuscht. Sie gedenken den Triumph vor dem Siege zu feiern. Während kaum ein Spanier in Brüssel sein Gesicht zu zeigen wagt, meinen sie, daß sie über die flämischen Angelegenheiten verfügen können, wie es ihnen zu Toledo beliebt.“

Hauptquartier war in Viana, der Stadt Brederode's. Allein dieser Führer hatte gegenwärtig seine Anhänger allein gelassen, indem er heimlich nach Amsterdam gekommen war, um, wie schon bemerkt, daselbst in den schon durch ihre protestantischen Prediger gut dafür vorbereiteten Bürgern den Geist des Widerstandes zu erwecken. Gern hätten sich die in große Verlegenheit gebrachten Obrigkeiten der Anwesenheit Brederode's entledigt; allein, er besaß unter dem Volke zu großen Anhang. Als indessen jede Stunde frische Unglücksbotschaften von seiner Partei brachte, sah der Führer selbst ein, daß alle Hoffnung auf erfolgreichen Widerstand auf eine zukünftige Zeit verschoben werden mußte. Indem er daher die Stadt bei Nacht verließ, suchte er mit Hülfe seiner Freunde nach Deutschland zu entfliehen. Nachdem er einige Monate in Westphalen verlebt und zum Zweck eines Einfalls in die Niederlande sich mit der Anwerbung eines Heeres beschäftigt hatte, starb er im Sommer des Jahres 1568 an einem Fieber, welches die Folge seines leichtsinnigen, unmäßigen Lebenswandels gewesen sein soll.

Brederode besaß einen freien, furchtlosen Charakter zusammt den mit einem solchen Charakter gewöhnlich verbundenen Mängeln und Vorzügen. Das Freundschaftsverhältniß, in welchem er zu den achtenswerthesten Männern seiner Partei, besonders aber zu Louis von Nassau, gestanden zu haben scheint, legt ein gutes Zeugniß für sein Herz ab. Die rücksichtslose Kühnheit des Mannes geht aus seiner Korrespondenz hervor, und die freimüthige Weise, mit welcher er die Menschen und die Ereignisse behandelt, macht seine Briefe wegen des Lichts, welches sie auf diese unruhigen Zeiten werfen, eben so wichtig als interessant. Doch läßt sich jedenfalls nicht in Abrede stellen, daß Brederode den Platz, welchen er in der Geschichte einnimmt, mehr den Umständen seiner Lage, als seinem Charakter verdankt*).

*) Groen's unschätzbare Sammlung enthält mehrere Briefe Brederode's, welche durch ihre Sprache an die streitenden Ritter in der Zeit Karl's des Ersten erinnern. Sie kommen vom Herz, mischen den Muth kühnen Unternehmens mit der sorgenlosen Fröhlichkeit des Bon vivant und geben weit mehr Aufklärung, als die damalige steife, staatsmännische Korrespondenz, nicht nur über den Charakter des Schreibers der Briefe, sondern auch die getrennten Zeiten, in welchen er lebte.

Die kleine, nun ihres Führers beraubte Armee, welche Brederode unter seinem Banner gesammelt hatte, stob schnell auseinander. Einzelne über das Land zerstreute Abtheilungen verübten verschiedene Plünderungen, beraubten die religiösen Häuser und ließen sich mit den royalistischen Truppen unter Megen und Aremberg in Gefechte ein, die für die Aufständischen am schlimmsten ausfielen. So auf allen Seiten geschlagen, waren die nicht in die Hände des Feindes oder auf dem Felde Gefallenen froh, daß sie nach Deutschland flüchten konnten. Ein Schiff mit einer großen Menge Flüchtlinge litt Schiffbruch, wodurch alle am Verdeck Befindlichen zu Gefangenen gemacht wurden. Unter diesen waren zwei Brüder, Namens Battenberg. Sie stammten aus einer adeligen Familie und waren hervorragende Mitglieder der Ligue. Sie wurden auf der Stelle sammt ihren Hauptanhängern ins Gefängniß geworfen, um auf das Urtel des Alva'schen Blutgerichts zu harren.

Da sich die Stadt Amsterdam aller Hülfe von Außen beraubt sah, leistete sie keinen längern Widerstand, sondern öffnete der Regentin die Thore und willigte in ihre Bedingungen. Letztere waren dieselben, welche allen widerspänstigen Städten auferlegt worden waren. Die städtischen Immunitäten wurden für verwirkt erklärt, eine Garnison rückte in den Platz ein, und, damit künftigen Unruhen vorgebeugt werde, wurden Anstalten zum Errichten einer Festung getroffen. Mit den gewöhnlichen Ausnahmen durften Alle, die es für gut fanden, die Stadt verlassen. Eine große Menge machte von dieser Erlaubniß Gebrauch. Die benachbarten Deiche wimmelten von Flüchtigen aus dem herumliegenden Lande und aus der Stadt, die sehnsüchtig auf Fahrzeuge warteten, um nach Emden, dem Hauptasyle der Verbannten, zu fahren. So standen sie denn da, Männer, Weiber und Kinder, ein trauriger Haufen, ohne Speise, fast ohne Kleidung und ohne alle gewöhnlichen Lebensbedürfnisse: so daß sie selbst das Mitleid ihrer katholischen Gegner erweckten.

Dem Beispiele Amsterdams folgten schnell Delft, Haarlem, Rotterdam, Leyden und die übrigen Städte Hollands, welche jetzt in Kundgebungen ihrer guten Gesinnung gegen die Regierung mit einander zu wetteifern schienen. Der Triumph der Regentin war vollkommen. Ueberall waren ihre Waffen siegreich gewesen, und ihre Au-

torität wurde völlig durch das ganze Bereich der Niederlande anerkannt. Zweideutige Freunde und offene Feinde, Katholiken und Reformirte lagen ohne Unterschied ihr zu Füßen*). Mit der Stunde des Triumphes kam auch die Stunde der Rache. Wir können schwerlich zweifeln, daß die Erinnerung an die frühere Erniedrigung das Schwert der Gerechtigkeit schärfer machte. Um die Einwohner einzuschüchtern, wurden in den vornehmsten Städten Festungen errichtet**). Damit die Kosten für ihren Bau und für die Unterhaltung der Besatzungen bestritten werden konnten, hatten die widerspänstigen Städte eine Buße zu entrichten. Die Truppen der Regentin ritten durchs Land, und griffen die zum Gottesdienste versammelten Reformirten an. Sie stampften dieselben unter die Hufe ihrer Pferde, schossen sie unbarmherzig nieder, oder schleppten sie zu Dutzenden auf den Richtplatz. Keine Stadt war so klein, daß in ihr wenigstens nicht funfzig auf diese Weise umkamen, während sich die Zahl der Opfer bisweilen auf zwei bis drei hundert belief. Ueberall erblickte der Reisende längs der Landstraßen das grausenhafte Schauspiel am Galgen baumelnder Leichen, oder stieß auf Haufen unglücklicher, aus ihrer Heimath fliehender Verbannten. Wie gewöhnlich kam die Konfiskation im Gefolge der Verfolgung. Zu Tournay nahm die Regierung hundert sehr reichen Kaufleuten das Vermögen weg und eignete es sich an. Gleich jenen Thieren, welche sich gegenseitig anfallen und aufzehren, stimmte jetzt selbst der Pöbel in das Geschrei gegen die Reformirten ein. Mit der nämlichen Freudigkeit, wie die Soldaten, half er die protestantischen Kirchen nieder-

*) Margarethens Sieg reißt den Präsidenten von Mecheln zu begeistertem Lobe hin. „De manera que los negocios de los payses bajos por la gracia de Dios y la prudencia de esta virtuosa Dama y Princessa con la asistencia de los buenos consejeros y servidores del Rey en buenos terminos y en efecto remediados, las villas reveldes y alteradas amazadas, los gueuses reducidos ó huidos; los ministros y predicantes echados fuera ó presos; y la autoridad de su Magestad establecida otra vez.“ Renom de Francia, Alborotos de Flandes, MS.

**) Dieß erfüllte die Prophezeihung des Prinzen von Oranien, welcher Hoorne in einem Briefe sagt: „Binnen Kurzem werden wir weder den Zügel, noch den Sattel verweigern.“ Er fügt hinzu: „Was mich betrifft, so besitze ich nicht die Stärke, das eine oder das andere auszuhalten.“

reißen und zimmerte aus den Balken dieselben Galgen, woran die Opfer gehangen wurden. So ist das uns von protestantischen Schriftstellern hinterlassene grauenvolle Bild. Wir können ganz sicher sein, daß unter ihren Händen Nichts vergessen wurde, um dasselbe dunkler zu färben.

Die Auswanderungsfluth war so stark, daß sie die schönsten Provinzen des Landes zu entvölkern drohte. Erst hatte sich die Regentin darüber gefreut, weil sie dieselbe für das beste Mittel hielt, um das Land von seinen Feinden zu säubern. Als sie jedoch einen so großen Theil der arbeitsamen Bevölkerung fortgehen sah, gerieth sie in Unruhe. Man floh nach Frankreich, Deutschland und in sehr vielen Fällen nach England, wo die weise Elisabeth den Flüchtigen eine Heimath schuf. Denn die Königin wußte, daß sie, wenngleich sie arm wären, die Kenntniß mechanischer Künste, welche dem Wohlstande ihres Königreichs mehr als Gold und Silber nützen würden, mitbrachten.

Gern hätte Margaretha diese Auswanderungsfluth durch das Versprechen von Begnadigung, wo nicht durch eine allgemeine Amnestie für das Vergangene aufgehalten. Allein, obschon sie Gewalt zu strafen besaß, hatte ihr Philipp doch nicht Macht zum Begnadigen ertheilt. Auch würden für Leute, welche die schreckliche Gegenwart des Alva flohen, Verheißungen auf Gnade wenig Bedeutung gehabt haben. Es war die Furcht, welche ihrer Flucht Schwingen gab. Margaretha erklärte dieß selbst in einem Briefe an den Herzog, worin sie ihm abrieth, mit einer Armee zu kommen, wenn man Nichts weiter, als eine wachsame Polizei brauchte.

In der That war Margaretha über die beabsichtigte Sendung des Herzogs von Alva, wovon sie vor einigen Monaten durch den König benachrichtigt worden war, sehr ungehalten. Sie kannte das gebieterische Wesen des Mannes. Mochten daher ihre Titel noch so hochklingend sein, so mußte doch die eigentliche Macht auf seine Hände übergehen. Sie sah das als eine kümmerliche Belohnung für geleistete Dienste und als eine ebenso große persönliche Beleidigung wie ein Unheil für den Staat an. In mehr als einem Briefe über den Gegenstand an ihren Bruder ließ sie ihren Gefühlen freien Lauf.

In einem Briefe vom fünften April sagt sie: „Sie haben auf

meine Wünsche und auf meine Ehre keine Rücksicht genommen. Durch Ihre außergewöhnlichen Beschränkungen meiner Autorität haben Sie mich verhindert, die Angelegenheiten des Landes ganz nach meinem Willen zu ordnen. Da Sie jedoch die Sachen in so gutem Stande sehen, wollen Sie die ganze Ehre einem Andern geben und mir bloß Plage und Gefahr überlassen. Aber, anstatt meine noch übrigen Tage zu verschwenden, habe ich, da meine Gesundheit auf diese Weise schon zu Grunde gerichtet ist, beschlossen, mich zurückzuziehn und einem ruhigen Leben im Dienste Gottes zu widmen." In einem vier Wochen später, den dritten Mai, geschriebenen Briefe beklagt sich Margaretha, daß ihr der König immer mehr sein Zutrauen entzieht. Dann bittet sie um die Erlaubniß, abtreten zu dürfen, da die Ordnung im Lande wieder eingeführt und die königliche Autorität mehr, als zur Zeit Karl's des Fünften, sichergestellt ist.

Als Margaretha in Bezug auf die öffentliche Ruhe diese Versicherung gab, war sie ohne Zweifel aufrichtig. Ebenso sind die Geschichtsschreiber bis auf die Gegenwart herab derselben Ansicht gewesen, denn sie nahmen an, daß die Wirren des Landes von der Regentin in einem so hohen Grade beigelegt wurden, daß, wäre Alva nicht gekommen, es keine Revolution in den Niederlanden gegeben haben würde. Wirklich scheint für eine solche Annahme guter Grund vorhanden gewesen zu sein. Die Empörung war vernichtet. Ueberall hatte der Widerstand aufgehört. Im ganzen Lande wurde die Autorität der Regentin anerkannt. Die sich früher so kühn gegen die Regierung erhebende Ligue war zerbröckelt. Ihre Mitglieder waren in Schlachten gefallen, erwarteten im Kerker ihr Urtheil oder schweiften als elende Verbannte in fernen Landen umher. Der Name Geusen und die Zeichen des Napfes und Bettelsacks, welche sie aus Spott angenommen hatten, kamen ihnen jetzt mit Recht zu. Für einen Spaß war die Sache zu ernst.

Wie durch einen Zauber war die Reformpartei verschwunden. Ueberall war ihr Gottesdienst untersagt. Auf ihren Ruinen hatte sich die katholische Religion in größerer Pracht als je erhoben. Die Tempel des Katholizismus waren wiederhergestellt und sein Gottesdienst wurde mit mehr Gepränge, als gewöhnlich, gefeiert. Die strengeren und unversöhnlicheren Reformirten waren aus dem Lande entflohen. Die Zu=

rückbleibenden erkauften die Straflosigkeit durch gezwungenes Beiwohnen der Messe. Die reichere Klasse brachte die Priester vermittelst guter Mahlzeiten oder noch substantiellerer Geschenke zum Schweigen. Seit dem Beginne der Reformation war die Geistlichkeit niemals mit größerer Achtung behandelt worden; nie hatte sie im Lande mehr Autorität besessen.

Doch konnte ein damals lebender Flamänder noch zweifeln, ob der Prinz von Oranien der Mann dazu wäre, daß er seine schöne Erbschaft und das seinem Herzen so theure Land, ohne einen Schlag der Vertheidigung zu wagen, aufgeben werde. Wer die große Verbreitung der Grundsätze der Reformation und den starren Charakter der Reformirten kannte, konnte in die Dauer einer mit so vieler Gewaltthätigkeit hergestellten Ruhe Mißtrauen setzen. Er mochte wohl denken, daß unter dem von ihm betretenen Boden die Elemente, welche vielleicht schon bald mit verdoppelter Gewalt hervorbrechen und über das Land Verderben bringen würden, noch thätig waren.

Ende des zweiten Theiles.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06390 0149

Digitized by Google

Digitized by Google